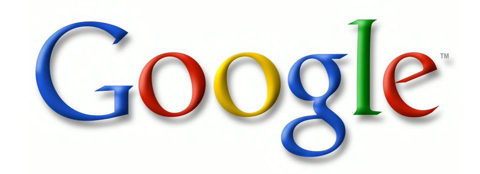
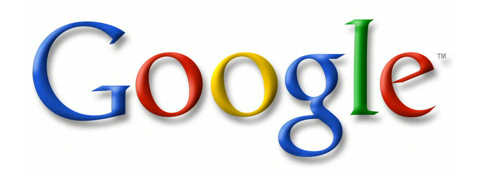






Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1890

Zweiter Band.

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland
herausgegeben
von
Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertundsechster Band.

München 1890.
in Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertundsechster Band.

München 1890.
in Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Cardinal Bellarmin in altkatholischer Beleuchtung.

Trotz hohen Alters ist Döllinger bis an sein Ende schriftstellerisch thätig gewesen. In Verbindung mit seinem Freunde Fr. Heinrich Reusch hat er in den letzten Jahren zwei ansehnliche Werke edirt: „Die Selbstbiographie des Cardinals Bellarmin lateinisch und deutsch mit geschichtlichen Erläuterungen" (352 Seiten, Bonn 1887), sodann eine „Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem 16. Jahrhundert mit Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik des Jesuitenordens auf Grund ungedruckter Aktenstücke", 2 Bände[1]), Bonn 1889. In Zeitschriften und Literaturblättern katholischer Richtung ist unsers Wissens keines der beiden Werke einer eingehenden Besprechung unterzogen worden. Man fand es offenbar nicht für nothwendig, die alten Vorwürfe immer wieder zurückzuweisen, denselben Geist immer auf's neue zu bekämpfen. Wenn von dieser sicherlich berechtigten Maßnahme im Nachfolgenden bezüglich des erstgenannten Werkes eine Ausnahme gemacht wird, so geschieht es lediglich deshalb, weil Manche es für angezeigt erachten könnten, zur Vertheidigung eines um die Kirche so hoch verdienten Mannes, wie es Bellarmin war, das Wort zu ergreifen und zu ver-

1) Der 2. Band enthält die Aktenstücke.

hüten, daß durch eine scheinbar recht objektive Darstellun das Andenken des berühmten Cardinals besudelt werde.

Es ist eine Selbstbiographie des genannten Cardinals welche Döllinger und Reusch im angeführten Werk sowoh im lateinischen Urtexte als in deutscher Uebersetzung (letzter rührt von Reusch her) mittheilen und dann in der Forn von Anmerkungen erläutern. Bellarmin schrieb seine Bio graphie, als er 71 Jahre alt war, auf Ersuchen eine Freundes und Bruders, des Jesuiten Andreas Eudämon Johannes, im Monat Mai 1613. Die Herausgeber theile selbst in der Vorrede mit, dieselbe sei „nicht zur Ver öffentlichung bestimmt gewesen"; später wurde sie zwa mehrmals gedruckt, blieb jedoch „so gut wie unbekannt" Döllinger und Reusch wollten sich den Ruhm nicht entgehe lassen, die Selbstbiographie Bellarmin's weiteren Kreisen zu gänglich zu machen; theilt sie ja, „weil nicht zur Veröffent lichung bestimmt, mit großer Offenherzigkeit und Naivetä allerlei mit, was ohne sie großentheils verborgen geblieben sei würde." Die Selbstbiographie bot den Herausgebern zuden Gelegenheit, sich über die kirchlich-politischen Zustände un Vorgänge in Rom zu der Zeit, in welcher Bellarmin lebte sowie über Dinge sich zu verbreiten, welche ihnen je länge desto dringender am Herzen lagen: über das Ablaßwesen, übe Heiligsprechungen im Allgemeinen, über die Heiligsprechung des hl. Ignatius von Loyola im Besonderen, über die Inquisition, über die Stellungnahme der römischen Geistlichkeit und des Papstes zur Pulververschwörung und zum Mordanschlage gegen die Königin Elisabeth von England u. a. m.

Das Hauptmotiv zur Veröffentlichung der Selbstbiographie Bellarmin's bildete indeß, wie dieses auch bezüglich der „Geschichte der Moralstreitigkeiten" der Fall ist und hier schon auf dem Titelblatte zur Genüge verrathen wird, die ganz maßlose Abneigung der Herausgeber gegen den Jesuitenorden. Woher diese stammt, hierüber klärt uns der ältere der beiden Herausgeber in seinen Vorträgen

„über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" auf, welche er 1872 zu München gehalten und später im Original veröffentlicht hat.[1]) Hierin sagt er (S. 123), diesem Orden sei die Pflege, Hut und Fortbildung der vaticanischen Glaubensartikel mit ihren dogmatischen Consequenzen vorzugsweise anvertraut. „Er hatte Vaterpflichten an denselben zu erfüllen, denn er ist es, der diese Decrete erdacht, entworfen, ausgefeilt hat, wenn auch unter Beihilfe einiger Bischöfe." Zwar hat Döllinger in früherer Zeit sich wiederholt sehr anerkennend über die Thätigkeit des Jesuitenordens ausgesprochen; seit sie aber das Infallibilitätsdogma verschuldet, läßt er kein gutes Haar mehr an ihnen.

„Die Jesuiten haben, wie die Erfahrung von drei Jahrhunderten ergibt, keine glückliche Hand; auf ihren Unternehmungen ruht einmal kein Segen. Sie bauen emsig und unverdrossen, aber ein Windstoß kommt und zertrümmert das Gebäude, oder eine Sturmfluth bricht herein und spült es weg, oder das wurmstichige Gebäude bricht ihnen unter den Händen zusammen. Man wird bei ihnen an das orientalische Sprichwort von den Türken erinnert: Wo der Türke den Fuß hinsetzt, da wächst kein Gras mehr." „Ihre Missionen in Japan, in Paraguay, unter den wilden Stämmen Nordamerikas sind längst zu Grunde gegangen." „In Abessinien hatten sie einmal (1625) es nahe bis zur Herrschaft gebracht, aber schon nach neun Jahren brach Alles zusammen, und sie durften nie mehr dahin zurückkehren." „Ihre mühseligen Missionsarbeiten in der Levante, auf den griechischen Inseln, in Persien, in der Krim, in Egypten, was ist von ihnen heute noch übrig?" „Ihrem Mutterlande Spanien vor allen hat die Gesellschaft Jesu ihre besten Dienste gewidmet. Selber Söhne des dortigen Volksstammes und Geistes, sind sie sechzig Jahre lang in ganz Europa spanisch gesinnt gewesen, haben für Erweiterung und Befestigung der spani-

1) Nördlingen 1888. In's Englische übersetzt erschienen sie bereits Ende 1872 unter dem Titel: Lectures on the Reunion of the Churches. Auch die „Allgemeine Zeitung" brachte schon 1872 diese Vorträge nach stenographischen Aufzeichnungen.

schen Universal-Monarchie gearbeitet; die Folge war, daß Spanien bankerott, entvölkert wurde; daß dieses gewaltige Reich einen Besitz nach dem andern verlor. . . . Im Innern von Spanien haben die Jesuiten, im einträchtigen Zusammengehen mit der Inquisition, zwei Jahrhunderte lang dem spanischen Volksleben ihren Geist aufgeprägt, und das Ergebniß ist gewesen, daß höhere Bildung dort erdrückt, daß aller wissenschaftliche Geist erstickt wurde; daß das Land, auf allen Lebensgebieten zerrüttet, auch jetzt noch das am meisten zurückgebliebene Land von Europa, mit Ausnahme der Türkei, ist und in Ermangelung einer eigenen gesunden Literatur von fremder, französischer sich nährt". — „Der deutschen Nation haben sie den dreißigjährigen Krieg mit seinen Folgen gebracht; der katholische Theil Deutschlands schuldet ihnen zudem den Verfall seiner Schulen, das dadurch bedingte Zurückbleiben seiner Bildung und seine lange geistige Unfruchtbarkeit. Sie sind es, welche das alte deutsche Reich und das katholische Kaiserthum vollständig untergraben und dessen Fall vorbereitet haben. Sie tragen am Kampfe der beiden Nationalitäten in Böhmen die Schuld." „In Polen haben sie lange Zeit die Könige, den hohen Klerus, den Adel beherrscht und geleitet, und Polen ist zu Grunde gegangen." „In Frankreich waren die Jesuiten die Gewissensräthe der Bourbons; ihre Beichtkinder, der XIV. und der XV. Ludwig, haben die Schicksale der Dynastie und die Revolutionen des Volkes vorbereitet und, man darf sagen, unabwendbar gemacht. . . . Und hier muß auch von der französischen Kirche gesagt werden, daß die Jesuiten es waren, welche durch ihren Einfluß auf das Gewissen der Herrscher und ihre Handhabung des königlichen Patronats diese Kirche zerrüttet und entgeistet haben, so daß sie im 18. Jahrhundert dem Voltairianismus kraftlos gegenüber stand, und schon im Zerfall begriffen war, ehe die Revolution sie vollends stürzte." [1])

Man traut seinen Augen kaum, wenn man derartige Sätze liest. Ohne lange einen Beweis zu liefern, wird Be-

---

1) Vergl. „Ueber die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen", Seite 119—123.

hauptung an Behauptung gereiht; gibt es ja Leute genug, die derartigen Ausführungen gern Glauben schenken. Würde man einen Beweis verlangen, wäre Döllinger nicht verlegen, uns mit einer Reihe von Citaten aus den Berichten der — Diplomaten aufzuwarten. Dieselbe Abneigung gegen den Jesuitenorden, welche sich in den angeführten Sätzen auf eine so eclatante Weise kundgibt, ist es nun auch, welche nicht nur die Herausgabe der Selbstbiographie Bellarmin's veranlaßte, sondern auch den beigefügten Anmerkungen ihre Richtung gab. Dieses muß im voraus betont werden; von diesem Gesichtspunkte aus muß jede Zeile des Werkes beurtheilt werden. Da nach Angabe der Vorrede Döllinger den größten Theil des Materials zu den Anmerkungen geliefert oder wenigstens angewiesen hat, werden wir der Kürze halber nur auf ihn bei unseren Ausführungen Bezug nehmen.

Wir gedenken im Nachfolgenden das Leben und Wirken des großen Cardinals in engem Anschluß an die von ihm selbst in seiner Biographie gemachten Angaben zu skizziren,[1]) und dazwischenhinein zu den von Döllinger beigefügten Erläuterungen die nothwendigen Bemerkungen zu machen.

Bellarmin wurde am 4. Oktober 1542 in dem Städtchen Monte Pulciano, im Gebiete von Florenz, geboren und erhielt in der Taufe die Namen Robertus (von seinem Pathen, dem Cardinal Robert Pucci aus Florenz), Franziskus (weil am Feste des hl. Franz von Assisi geboren), Romulus (nach seinem Oheim, dem Bruder des Papstes Marcellus II.). Seine Eltern waren fromme Leute, vorzüglich seine Mutter, welche Cinthia hieß und eine Schwester des Papstes Marcellus II. war. Mit inniger Freude gedenkt Bellarmin derselben. Sie war dem Almosengeben und dem Gebete, der Betrachtung, dem Fasten und der Kasteiung

1) Wir folgen hier im großen Ganzen der von Reusch gelieferten Uebersetzung, S. 47—73.

des Leibes ergeben, so daß sie sich eine Krankheit zuzog an welcher sie bereits mit 49 Lebensjahren fromm und heilig starb (1575). Sie erzog ihre Söhne zur Frömmigkeit. Den ersten dreien, von denen Bellarmin der dritte, befahl sie, sich zu einander zu halten und nicht mit anderen Knaben zu verkehren. Täglich mußten sie eine Kirche in der Nähe des väterlichen Hauses besuchen und dort vor dem hochwürdigen Sakramente beten. Auch zum Beichten, zum Hören der Messe, zum Gebete und zu anderen Andachtsübungen hielt sie ihre Söhne frühzeitig an. Die Gesellschaft Jesu lernte sie durch den Pater Paschasius Broet kennen, eine aus den ersten zehn Mitgliedern der Gesellschaft, der b Gelegenheit einer seiner Kränklichkeit wegen unternomme Badereise nach Monte Pulciano kam. Der Pater mach einen so guten Eindruck auf sie, daß sie wünschte, es möcht alle ihre fünf Söhne in die Gesellschaft Jesu eintreten.

Schon als Knabe mit fünf oder sechs Jahren versuch Bellarmin zu predigen. Auf einer umgekehrten Bank stehe und mit einem linnenen Kleide angethan predigte er üb das Leiden des Herrn; d. h. er wiederholte für sich, was in der Kirche darüber gehört hatte. Auch für die Dichtkunst hatte er bereits in seiner Jugend Vorliebe und zuweile brachte er einen großen Theil der Nacht damit zu, den Virgil zu lesen, mit dem er so vertraut war, daß er, wenn er Gedichte in Hexametern schrieb, kein Wort gebrauchte, welches nicht virgilianisch war. Sein erstes Gedicht schrieb er über die Jungfräulichkeit; die Anfangsbuchstaben der Verse bildeten das Wort Virginitas. Mit 16 Jahren dichtete er eine Ekloge über den Tod des Cardinals de'Nobili, welche öffentlich vorgetragen wurde. Um dieselbe Zeit schrieb er viele Gedichte in lateinischer und italienischer Sprache, namentlich eines, welches er aber nicht vollendete, in mehreren Büchern über die Hindernisse, die seinem Eintritte in die Gesellschaft Jesu in den Weg gelegt wurden. Diese Bücher, welche in virgilianischem Stile geschrieben waren, verbrannte er; denn

er schämte sich, über seine eigenen Angelegenheiten zu schreiben. Auch später verfaßte er eine große Zahl von Gedichten, von denen jedoch nur zwei erhalten blieben: ein zu Florenz verfaßtes sapphisches Gedicht vom hl. Geiste, welches mit den Worten beginnt: „Spiritus celsi dominator astris" und das ohne den Namen des Verfassers in einer Sammlung von ausgewählten Gedichten berühmter Männer durch den Druck veröffentlicht ward,[1]) und ein Hymnus von der hl. Maria Magdalena, der in das Brevier aufgenommen wurde. Dieser Hymnus wurde zu Frascati verfaßt und von Clemens VIII. dem Hymnus, welchen Cardinal Antoniano geschrieben hatte, vorgezogen. „Wir schrieben aber beide," fügt Bellarmin bei, „gewissermaßen aus dem Stegreife und mehr zum Scherze, als mit dem Gedanken, daß der Hymnus in das Brevier kommen sollte".[2])

Als Jüngling mit 15 Jahren hielt Bellarmin vor den Mitgliedern der Bruderschaft Compagnia de'grandi zu Monte Pulciano ein Exhorte, zu welcher ihm die Patres der Gesellschaft das Material lieferten. Wegen dieses Vortrages wurde er von dem Präses der Bruderschaft noch öfters aufgefordert, Exhorten zu halten, wobei ihm nur eine geringe Zeit zur Vorbereitung gelassen wurde. Zu derselben Zeit lernte er mit Leichtigkeit singen und verschiedene musikalische Instrumente zu spielen, auch Jagdnetze so zu flicken, als wenn sie nie zerrissen gewesen wären.

Als er im 16. Jahre im Begriffe stand, zu ernsteren Studien nach Padua zu gehen, entschloß er sich, die Welt zu verlassen und in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Das kam aber so: er dachte eines Tages ernstlich darüber nach, wie er zur wahren Ruhe der Seele gelangen könnte, und

---

1) Bellarmin bemerkt ausdrücklich, er wisse nicht, durch wessen Zuthun dies geschehen sei.

2) Der Hymnus beginnt: „Pater superne luminis." Ueber Antoniano vergl. S. 74 bei Döllinger-Reusch.

nachdem er lange bei den Würden verweilt hatte, nach denen er streben könnte, fing er an, ernstlich die Kürze der zeitlichen Dinge, auch der allergrößten, zu betrachten, und nachdem dadurch ein Abscheu gegen solche Dinge in ihm rege geworden, beschloß er denjenigen Orden aufzusuchen, in welchem ihm gar keine Gefahr drohe, zu Würden herangezogen zu werden, und da er wußte, daß kein Orden in dieser Beziehung eine größere Sicherheit bietet als die Gesellschaft Jesu, beschloß er, diese zu wählen. Er theilte diesen Entschluß seinem damaligen Lehrer P. Alphons Sgariglia mit, von dem er wußte, daß er ihn sehr liebe, und bat ihn heimlich, ihm aufrichtig zu sagen, ob er mit seinem Berufe im Orden zufrieden oder ob irgend etwas Uebles oder Gefährliches dabei sei, das nach außen nicht hervortrete. Der Pater erwiderte, es gehe ihm sehr gut und er lebe sehr zufrieden. Mittlerweile erhielt Bellarmin die Nachricht, daß auch sein Vetter Ricciardo Cervino in die Gesellschaft Jesu eintreten wolle. Dieses bestärkte ihn sehr in seinem Entschlusse. Sie wechselten Briefe mit einander und baten sodann den Generalvikar des Ordens P. Lainez um ihre Aufnahme. Dieser machte die Aufnahme von der Zustimmung der Eltern abhängig. Letztere baten den am 2. Juli 1558 zum Ordensgeneral gewählten P. Lainez, daß ihre Söhne noch ein Jahr bei ihnen bleiben dürften, damit ihre Gesinnung erprobt würde. Der General gestattete es und erklärte zugleich, daß diese Frist als Probejahr der beiden Jünglinge gelten solle. So verlebten sie denn einen Theil der Jahre 1559 und 1560 theils im elterlichen Hause, theils in einem Dorfe, welches Rivo heißt, in dem, wie es scheint, Cervino's Vater ein Landgut besaß. In dieser Zeit empfingen sie fleißig die hl. Sakramente und trieben humanistische Studien. Täglich wurde nach Tisch eine Akademie gehalten: Herr Alexander, Ricciardo's Vater, trug etwas aus Virgils Georgica vor, Ricciardo selbst erklärte die griechische Poetik des Aristoteles, sein Bruder Herennius die Rede des Demosthenes pro corona

und Bellarmin die Rede pro Milone. Außerdem ertheilte er in der Kirche die Christenlehre und hielt Exhorten an die Landleute, aber nicht sehr oft. Nach Ablauf des Jahres wurden sie von den Eltern entlassen. Sie reisten nach Rom und wurden am 20. September 1560 in die Gesellschaft Jesu aufgenommen.

Zu Rom blieb Bellarmin drei Jahre und studirte Logik und Philosophie unter Leitung des P. Peter Parra. Obgleich er die ganzen drei Jahre krank war, betheiligte er sich doch mit regstem Eifer an den Studien, vertheidigte viele Thesen und am Schlusse des Lehrkurses die ganze Philosophie. Im Jahre 1563 wurde er nach Florenz geschickt, um die Humaniora zu lehren. Dort besserte sich seine Gesundheit in Folge der Luftveränderung und der Pflege eines sehr guten Arztes. Er lehrte die jungen Leute in den Schulen, so gut er konnte, und mischte zugleich philosophische Fragen ein, um sich Ansehen zu verschaffen. Im Sommer trug er auch Astronomie vor. Zugleich hatte er, als der Winter vorüber war, auf Befehl des Superiors an Sonn- und Festtagen nach der Vesper zu predigen, obschon er noch ein bartloser Jüngling von 22 Jahren war und keine Weihen, nicht einmal die Tonsur, hatte. Während seines Aufenthaltes in Florenz pilgerte Bellarmin mit dem Pater Markus bis Camaldoli, Alvernia und Vallombrosa; unterwegs predigte er in den Dörfern und Städten, und P. Markus hörte Beichte. Zu Camaldoli wurden sie von dem Major — so nennen sie dort den General — sehr freundlich aufgenommen; er behielt sie drei Tage bei sich. Am dritten Tage befahl er beinahe unversehens, Bellarmin solle eine Exhorte an die dortigen Patres halten. Er that es ungern und gezwungen; aber jene ehrwürdigen Greise hörten ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu, und danach wollten sie ihm, obschon er ein ganz junger Mann war, die Hände küssen; er ließ es aber nicht zu.

Zu Florenz blieb Bellarmin 13 Monate; dann wurde

er nach Mondovi in Piemont geschickt. Einer von den Brüdern begleitete ihn bis an das Meer etwas über Lucca hinaus; von dort reiste er allein zu Schiffe nach Genua und Savona und dann zu Lande nach Mondovi. Auf dieser Reise hatte er viele Gefahren des Leibes und der Seele zu bestehen, doch Gott stand ihm bei. Er nahm sich aber fest vor, wenn ihm jemals die Leitung eines Collegiums der Gesellschaft anvertraut werden sollte, niemals Patres oder Brüder, namentlich jüngere allein reisen zu lassen, auch wenn das sehr große Kosten verursachen sollte.

In dem Collegium zu Mondovi fand er bereits das Verzeichniß der Vorlesungen für jenes Jahr fertig vorliegen: ihm waren Demosthenes, Marcus Tullius und einiges Andere zugewiesen. Da er nun vom Griechischen kaum mehr als die Buchstaben kannte, sagte er zu seinen Zuhörern, er wolle sie gründlich unterrichten und ihnen deshalb zuerst die Grammatik vortragen, und so lernte er jeden Tag mit sehr großer Mühe das, was er Andere zu lehren hatte, machte aber durch diese Arbeit solche Fortschritte, daß er in Kurzem den Isokrates und andere Bücher erklären konnte. Im Sommer erklärte er den Traum des Scipio und erörterte dabei viele philosophische oder astrologische Fragen, und es strömten, um ihn zu hören, viele, auch von den Doktoren der Universität, zusammen.

Am Pfingstfeste predigte er ungern und von den Obern fast gezwungen in der Hauptkirche von Mondovi an drei aufeinander folgenden Tagen, und obschon er, wie er sagt, dieses gar nicht verdiente, schrieb der Superior an die Patres zu Rom: „Niemals hat ein Mensch so geredet wie dieser Mensch.“ (Joh. 7, 46.) Er fuhr danach fort, fast die ganze Zeit von drei Jahren, die er zu Mondovi blieb, an den Sonntagen zu predigen. Da er zufällig die Predigten des Bischofs Cornelius von Bitonto las, fing er an ihn nachzuahmen und die Predigten wörtlich aufzuschreiben und vorzutragen, bis er einmal den Befehl erhielt, eine Predigt zu

halten, zu der er sich nicht einmal eine ganze Stunde vorbereiten konnte. Bellarmin verzweifelte fast, predigen zu können; aber es gefiel Gott, daß er niemals so eindringlich und so herzlich gepredigt hat. Denn die Canoniker der Kirche sagten zu ihm: „Sonst predigtest Du, heute aber hat ein Engel vom Himmel gepredigt.“ Da beschloß er, fortan auf den Schmuck der Worte gar nicht mehr zu achten und die Punkte lateinisch aufzuschreiben. So hielt er es fortan immer, außer wenn er lateinisch zu predigen hatte.

Im Colleg zu Mondovi nahm Bellarmin fast alle Aemter wahr: er lehrte in den Schulen, las bei Tische vor, predigte in der Kirche, hielt den Brüdern Exhorten, begleitete die Priester, die in Geschäften ausgingen, vertrat den Pförtner, wenn derselbe aß, weckte auch mitunter des Morgens die Schlafenden. Als jedoch der Provinzial Adorno ihn predigen gehört, sagte er, es sei nicht gut, daß Bellarmin seine theologischen Studien so lange verschiebe, und befahl ihm, nach Padua zu reisen, damit er, nachdem er dort den Cursus gehört, sich ganz dem Predigen widme. Im Jahre 1567 kam Bellarmin nach Padua, um das theologische Studium zu beginnen. Er hörte den P. Karl Faraone aus Sicilien, der den ersten Theil der Summa theologica des hl. Thomas vortrug, und den Dominikaner Ambrosius Barbaciari, der den Traktat de legibus aus dem zweiten Theile des hl. Thomas behandelte.

Kaum war Bellarmin zwei Monate zu Padua, da wurde er schon genöthigt, in der Kirche des Collegiums zu predigen. Zu Fastnacht reiste er nach Venedig und predigte dort in Gegenwart vieler Adeligen. Er wurde sehr aufmerksam angehört, wie er gegen die Tänze und andere Thorheiten jener Zeit sprach, und als er fertig war, wollten ihm viele der adeligen Senatoren die Hände küssen. Im Monat Mai vertheidigte er gelegentlich einer Provinzialcongregation des Ordens zu Genua in der Domkirche verschiedene Thesen aus der Rhetorik des Aristoteles, aus der

Logik, Physik und Metaphysik, aus der Mathematik und a allen Theilen des hl. Thomas.

Nach Umfluß eines Jahres erhielt Bellarmin von d Pater General den Befehl, nach Löwen zu reisen, um d lateinische Predigten zu halten und den theologischen Curs zu vollenden. Weil er aber zu Pavia angefangen hatte d Psalm „Qui habitat" (XC.) auf der Kanzel zu erklären, u begierig gehört wurde, wollten ihn die Patres zu Pad nicht entlassen, und sie anworteten dem Pater General, sei zu fürchten, daß Bellarmin zur Winterzeit die deuts Kälte nicht werde vertragen können, und das sei auch Ansicht des Arztes. Bellarmin selbst schrieb dem Gener er sei bereit sofort abzureisen, wohin auch immer der G horsam gebieten möge; er sei aber noch nicht abgereist, w Seine Paternität nicht ihm befohlen habe, abzureisen, sond seinem unmittelbaren Obern, ihn wegzuschicken. Der Pa General beließ ihn hierauf noch sechs Monate in Padua. dieser Zeit hörte Bellarmin den P. Johannes Riccardi, einige Quästionen des dritten Theils des hl. Thomas erklär und setzte an den Festtagen seine Vorträge über den genann Psalm fort. Zu Beginn des Jahres 1569 schrieb der Pa General an Bellarmin, er solle nach Mailand reisen und sich d an den P. Jakob aus Flandern anschließen, um nach Lön zu gehen. Die Reise wurde als gefährlich betrachtet weg der Truppen des Herzogs von Zweibrücken, der auf d Wege, welchen die beiden Jesuiten zu machen hatten, v Deutschland nach Frankreich marschirte. Bellarmin beg sich darum zu dem allerheiligsten Sacramente und opfe dort Gott sein Leben auf und alles, was ihm auf je Reise nach Gottes Rathschluß zustoßen werde. Dann gi er voll guten Muthes ohne Begleiter nach Mailand u schloß sich dort dem P. Jakob an und dem Herrn Wilhe Allen, der später Cardinal wurde,[1]) sowie zwei ander

1) Der berühmte „Cardinal von England". Vgl. Histor.-po Blätter LCCCII. 39 ff.

Engländern und einem Irländer. So reiste er nach Löwen, und als er dort das Collegium betrat, sagte er: „Ich werde von dem Pater General geschickt, um hier zwei Jahre zu bleiben; ich werde aber sieben Jahre bleiben.“ So geschah es auch. „Von welchem Geiste getrieben er dieses sagte, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß es ihm so in den Sinn kam:“ erzählt Bellarmin von sich selbst.

Am Feste des hl. Jakobus begann er seine lateinischen Predigten, und da es als hart erschien, daß er noch keine Weihen hatte und die Stola nicht tragen durfte, wie dort alle Prediger zu thun pflegten, schrieben die Löwener Patres darüber an den Pater General. Die Folge war, daß sich Bellarmin, da weder zu Löwen noch in der Nähe ein Bischof war, nach Lüttich begab, wo er in den Quatembertagen nach dem Aschermittwoch die erste Tonsur und die vier niederen Weihen, sowie die Subdiakonatsweihe empfing. Dann reiste er nach Gent und empfing am Samstag Sitientes (am Samstag vor dem Passionssonntag) die Diakonats-, am Charsamstag aber die Priesterweihe und zwar durch den Bischof Cornelius Jansenius von Gent, der zur Unterscheidung vom gleichnamigen Bischof von Ypern (dieser wurde erst 1585 geboren) der ältere genannt wird. Am Sonntag nach Ostern, 2. April 1570, sang Bellarmin zu Löwen feierlich die erste Messe mit Diakon und Subdiakon.

Anfangs Oktober 1570 wurde er von den Patres ersucht, scholastische Theologie vorzutragen. Er willigte ein und lehrte den ganzen ersten Theil in zwei Jahren, einen Theil der ersten Abtheilung des zweiten Theils ein Jahr, die zweite Abtheilung zwei Jahre, endlich den Anfang des dritten Theils ein anderes Jahr. Außerdem predigte er, was er jedoch im siebenten Jahre (seines Aufenthalts in Löwen) aufgab, da seine Kräfte gebrochen waren.

Bellarmin hatte als der erste Jesuit die Lehrkanzel der Theologie an der Universität Löwen bestiegen; denn bis dahin, erzählt er selbst, hatte die Universität nicht gestattet,

daß unsere Patres öffentlich lehrten. Als Professor nahm Bellarmin auch an dem Streite seines Ordens mit Michael Bajus Antheil. Weil Bajus, im Uebrigen ein ausgezeichneter Lehrer, berichtet Bellarmin, viele Ansichten vortrug, die zu den neuen Irrthümern der Lutheraner hinzuneigen schienen und von Papst Pius V. 1570 verdammt wurden, und weil Bellarmin wahrnahm, daß manchen diese Ansichten gefielen, fing er an dieselben zu widerlegen, nicht unter dem Namen des Doktor Michael, sondern unter dem Namen alter und neuer Häretiker.[1])

Zu jener Zeit beschloß Bellarmin in der Erwägung, die hebräische Sprache sei für das Verständniß der hl. Schrift sehr nützlich, dieselbe zu erlernen, und nachdem er von einem, der jener Sprache kundig war, das Alphabet und einige Anfangsgründe der Grammatik gelernt hatte, arbeitete er für sich eine hebräische Grammatik aus nach einer leichteren Methode, als der bei den Rabbinen gebräuchlichen.[2]) Zugleich richtete er eine Akademie ein, in welcher er mit einigen Genossen das Studium der hebräischen und griechischen Sprache betrieb. Um zu zeigen, daß seine Grammatik leichter sei als die anderen, versprach er einem seiner Schüler

---

1) Der Jesuite Nikolaus Frizon, welcher im Jahre 1708 eine Biographie Bellarmins schrieb, spricht ausführlich über die Unterwerfung des Bajus und knüpft daran eine Ermahnung an die Jansenisten seiner Zeit, dieses Beispiel nachzuahmen und zu beherzigen, daß die Unfehlbarkeit der Kirche in der Erkenntniß des Sinnes dogmatischer Schriften mit ihrer Unfehlbarkeit bezüglich der Dogmen so enge verbunden sei, daß die Bezweiflung der erstern Unfehlbarkeit die letztere stark erschüttere und wenigstens ihren Nutzen für die Gläubigen stark beeinträchtige. Diese Stelle gehört jedoch zu jenen, zu welchen ein Carton gedruckt werden mußte, weil man in Frankreich daran Anstoß nahm. Döllinger-Reusch, S. 79 N. 15; vgl. S. 5.

2) Bellarmins hebräische Grammatik (Institutiones linguae hebraicae) wurde zuerst zu Rom 1578, später oft gedruckt, ist aber jetzt selbstverständlich veraltet.

in der theologischen Schule, der von der hebräischen Sprache nichts wußte, er werde ihn, wenn er sich von ihm unterrichten lasse, in 8 Tagen so weit bringen, daß er mit Hilfe eines Wörterbuches hebräische Bücher verstehen könne. Er brachte dieses auch fertig, so daß er bewies, man dürfe das nicht für falsch halten, was der hl. Hieronymus von der Bläsilla[1]) berichtet, sie habe die hebräische Sprache nicht in wenigen Monaten, sondern in wenigen Tagen erlernt.

Im Jahre 1572, am achten Tage nach dem Feste der Apostel (Petrus und Paulus) legte Bellarmin die vier Gelübde ab. Damals fielen viele Städte von dem König Philipp ab, und da der Prinz von Oranien mit einem großen Heere gegen Löwen anrückte, verließen fast alle Ordensleute die Stadt, weil dieselbe nicht leicht vertheidigt werden konnte und die calvinistischen Häretiker, die in dem Heere des Prinzen sehr zahlreich waren, namentlich gegen die Ordensleute wütheten. Weil aber der Feind viel schneller ankam, als man erwartete, befahl der Rektor des Collegiums allen, andere Kleider anzuziehen und sich die Haare so schneiden zu lassen, daß man die geistliche Tonsur nicht wahrnehmen könne; dann vertheilte er an sie das wenige Geld, welches im Collegium vorräthig war, und schickte sie zu je zweien weg, um sich der drohenden Gefahr zu entziehen, wie sie könnten. Bellarmin wanderte mit einem Gefährten unter vielen Mühen und Gefahren viele Tage auf Artois zu, bis er nach Douay kam, wo er, vor dem Kriege fliehend, die Pest in jener Stadt heftig wüthen fand. Aber aus den vielen Gefahren befreite sie der Herr. Einmal war Bellarmin beim Anbruch der Nacht so ermüdet, daß er nicht mehr weiter konnte und auf der Straße, und zwar einer sehr gefährlichen Straße zurückbleiben mußte; aber siehe, da kam ein schnellfahrender Wagen, der mit Menschen gefüllt war, welche gleichfalls vor dem Feinde flohen, und da der Fuhr-

1) Vielmehr von der hl. Paula (Hier. Ep. ad Paulam 39, al. 25).

mann wahrnahm, daß Bellarmin nicht mehr weiter gehen konnte, hielt er an und nahm ihn sehr bereitwillig auf den Wagen, während sein Begleiter, der stärkere Füße hatte, vorauslief, bis er an die ersten Häuser der Stadt kam. Jener Fuhrmann war ein braver und gutkatholischer Mann, der erzählte, er habe früher täglich eine Messe gehört, jetzt wolle er den Häretikern zum Trotze täglich zwei hören und soviel er könne, den Priestern zu Hilfe kommen, die von jenen verfolgt würden, und er habe darum Bellarmin gerne auf den Wagen genommen, weil er von seinem Gefährten gehört habe, daß er ein Priester sei, obschon er weltliche Kleider trage.

Daß Bellarmin vor dem Kriege und dadurch zugleich vor dem Martyrium geflohen, daran weiß auch Döllinger nichts auszusetzen. Er sagt (S. 81): Cavalchini, der im J. 1748 zum Relator im Seligsprechungsprozesse Bellarmins bestimmt wurde, bemerkte in seiner Relatio n. 201 ganz richtig, man könne es Bellarmin nicht zum Vorwurf machen, daß er sich dem Martyrium entzogen habe; denn Christus habe gesagt: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, fliehet in eine andere", und viele Heilige hätten nach diesen Worten gehandelt; Bellarmin habe zudem auf Befehl des Rektors Löwen verlassen. Weniger einverstanden scheint Döllinger mit dem von Cavalchini im Anschluß an diese Mittheilung versuchten Nachweise zu sein, Bellarmin sei gleichwohl bereit gewesen, das Martyrium zu erdulden. Denn der Bemerkung Cavalchini's: „Daß er bereit war, das Martyrium zu erleiden, glaube ich leicht von einem Manne, der für die Vertheidigung des Glaubens keine Mühe und Arbeit gescheut hat", reiht er die sonderbare Phrase an, welche der Cardinal Passionei, ein Gegner der Seligsprechung Bellarmins, in seinem Votum sich erlaubt hat: „Es ist doch etwas anderes, für den Glauben das Blut, als Tinte zu vergießen, und wenn jemand mit letzterer freigebig ist, so folgt daraus nicht, daß er es auch mit ersterem sein würde."

Gegen Ende des Herbstes schlug der Herzog von Alba den Prinzen von Oranien in die Flucht und gewann die verlorenen Städte in Hennegau und Brabant wieder. Darauf kam Bellarmin nach Löwen zurück, um sein Predigt- und Lehramt wieder aufzunehmen. Wie groß die Zahl seiner Zuhörer war, kann man daraus ersehen, daß dieselben, wenn sie nach Beendigung der Predigt durch verschiedene Thüren die Kirche verließen, zwei oder drei Straßen so füllten, daß die Bürger sich wunderten, woher die vielen Menschen kämen; man sagte, es seien einige Tausende. Als Bellarmin eines Tages zu der ziemlich entfernten Kirche ging, wo die Predigt war, gesellte sich zu ihm ein gesetzter Mann, der in ihm den Prediger nicht erkannte. Bellarmin war nämlich klein von Gestalt, sah jedoch auf der Kanzel größer aus, weil er auf einer Bank stand, weshalb man sich auch in der Stadt erzählte, es sei ein langgewachsener junger Mann aus Italien gekommen, um lateinische Predigten zu halten. Jener Mann also begann an Bellarmin viele Fragen zu richten, ob er den Prediger kenne, woher er sei, wo er studirt habe; zugleich lobte er ihn über Gebühr. Bellarmin antwortete so, daß er nicht verrieth, wer er sei. Endlich sagte jener: „Du gehst mir zu langsam, ich möchte, wenn du es nicht übel nimmst, schnell laufen, um noch einen Platz zu bekommen.“ Bellarmin antwortete: „Thue was dir beliebt; mir kann ein Platz nicht fehlen.“ „Ueber die Frucht der Predigten kann ich nur dieses sagen, daß durch eine am Allerseelentag gehaltene Predigt über den Tod eine große Bewegung zur Buße entstand, wie auch, daß durch eine am Sonntag der Frohnleichnamsoktav gehaltene Predigt viele im Glauben an die Wahrheit des Leibes des Herrn in der Eucharistie befestigt oder auch vom Irrthum zurückgeführt wurden, wie ich von glaubwürdigen Leuten vernommen habe.“

Was hier Bellarmin von sich selbst erzählt, gewiß ohne die Absicht sich zu rühmen, findet durch die Mittheilung des Jesuiten Thomas Sailly aus Brüssel, der 1570 als Student

in Löwen Bellarmin predigen hörte, vollauf seine Best
Dieser erzählt, Bellarmin habe mitunter zwei Stun
predigt unter großem Zulauf und mit großem Erf
eindringlich, daß er immer einige Studenten, mitunt
oder sieben, mitunter fünfzehn, antrieb, die Welt zu v
welche dann in unser Collegium kamen und, dort du
liche Exercitien vorbereitet, verschiedene Orden wählten"
Auch von Protestanten wurden Bellarmins Predigten,
dieses selbst andeutet, besucht. Die Predigten erschien
zu Köln im Drucke, also 40 Jahre, nachdem sie
worden, wie auch der Titel besagt: „Conciones
Lovanii ante annos circiter quadraginta, nunc c
auctoris publicatae." Die Veröffentlichung besorgte
Rydius aus den Minoriten-Observanten; Bellarmi
dachte niemals an die Herausgabe und hatte das C
Manuscript nicht aufbewahrt. Als er hörte, Rydius bea
die Predigten nach der Nachschrift eines Zuhörers
zugeben, überschickte er ihm zur Vergleichung eine
seiner Predigten, welche seinem Beichtvater Francesc
gehörte. Gleichwohl fiel das Werk nicht zu seiner
gung aus. In einem Briefe vom 7. März 1615
er müsse sich dieser Ausgabe der vielen und schlimme
fehler wegen schämen. Er corrigirte deshalb ein Ex
und nach diesem wurde die zu Cambray 1617 ers
Ausgabe gedruckt. Im Jahre 1621 schrieb Bellar
einen Ordensgenossen, der ihm von einer beabsi
Uebersetzung der Predigten geschrieben hatte: „Die P
sind von mir, aber nicht herausgegeben von mir; der
ich sie herausgeben wollen, so wären sie viel besser er
Von den Mönchen zu Löwen haben andere fromm
Abschriften erhalten und danach sind sie von ein
frommen Franziskaner in Druck gegeben worden." D
bezeichnet diese Mittheilung als „nicht ganz der W
gemäß". Es ist uns unverständlich, warum hier B
nicht die Wahrheit gesagt haben soll. Vermuthlich

bei dieser Aeußerung die erste fehlerhafte Ausgabe im Auge, wenn aber auch die zweite von ihm verbesserte, so ist zu bemerken, daß sich die Verbesserungen sicherlich nur auf die „vielen und schlimmen“ Druckfehler bezogen. Die Herausgabe der Predigten fiel sicherlich auch nach der von Bellarmin vorgenommenen Correktur noch nicht derartig aus, wie es der Fall gewesen wäre, wenn Bellarmin selbst dieselbe in die Hand genommen oder gar von Anfang an intendirt hätte. Zudem ist nicht bekannt, welchen Gebrauch Ryckius von der ihm ertheilten Ermächtigung gemacht, „fehlerhafte, unpassende oder überflüssige Stellen zu corrigiren.“

Die Patres des Löwener Collegs gaben es nicht zu, daß Bellarmin wegging, als er von dem Cardinal Borromeo, der jetzt der hl. Karl heißt, dringend begehrt wurde und ihm von dem Pater General versprochen worden war, desgleichen als er von den Parisern begehrt wurde. Aber im Jahre 1576, als seine Gesundheit so geschwächt schien, daß er nach der Meinung der Aerzte nicht mehr lange zu leben hatte, schrieben sie an den Pater General, sie könnten nicht länger ohne großes Gewissensbedenken einer Luftveränderung widersprechen. Darauf ließ der General ihn sofort nach Rom kommen. Nachdem Bellarmin wieder die italienische Luft einzuathmen begonnen, empfand er eine wunderbare Veränderung in seinem Körper; die Kräfte schienen zurückzukehren und die verschiedenen Schmerzen, die die ihn quälten, ließen nach. So langte er in Rom so gekräftigt an, daß er nach ein oder zwei Monaten auf Befehl der Obern anfangen konnte, im römischen Colleg die Controversen vorzutragen. In diesem Amte blieb er elf Jahre (von Ende Oktober 1576 an); zugleich hielt er Exhorten und hörte die Brüder Beichte.

Aus den polemischen Vorlesungen, welche Bellarmin im römischen Colleg hielt, entstand sein Hauptwerk: „Disputationes de controversiis christianae fidei adversus hujus temporis haereticos,“ dessen zwei erste Bände 1586

bezw. 1588 im Drucke erschienen, während der dritte 1592 zur Ausgabe gelangte. Das Werk wurde zu Ingolstadt, also in Deutschland gedruckt, für das es speciell bestimmt war, gleichwie er auch die Vorlesungen hauptsächlich für die Zöglinge des deutschen und englischen Collegs hielt. Bellarmins Controversen sind „das ausführlichste Werk, welches zur Vertheidigung des katholischen Glaubens, namentlich gegen die Angriffe der Protestanten, bis auf den heutigen Tag erschien, und haben sowohl durch die Erudition, die darin zu Tage tritt, als durch die würdige, von aller Schmähung der Gegner freie Polemik dem Verfasser unvergänglichen Ruhm gebracht.“ [1]) Es ist charakteristisch, daß Döllinger für dasselbe kein Wort der Anerkennung hat. Wohl aber stellt er mit Mühe die Schwächen desselben zusammen und erzählt ausführlich, was der oben genannte Passionei auf die Bemerkung replicirt, die Werke Bellarmins, die er zur Vertheidigung des Glaubens geschrieben, seien ein Zeugniß „seines heroischen Glaubens, ja noch dazu seiner seraphischen Liebe.“ „Ich lobe alle Werke Bellarmins sehr,“ schrieb Passionei, „und erkenne an, daß sie für die Kirche sehr nützlich sind; aber ich behaupte, es haben viele andere Theologen über die Controversen zwischen Katholiken und Protestanten wirksamer und erfolgreicher geschrieben. Die Darlegung des katholischen Glaubens und die Geschichte der Veränderungen von Bossuet sind geeigneter, die Häretiker zu überzeugen, als die Bände Bellarmins, so werthvoll diese auch sein mögen; und Jeder wird annehmen müssen, daß Bossuet aus lauterm Eifer für die katholische Religion geschrieben hat; ist er aber darum ein Heros des Glaubens und ein Seraph der Liebe? Arnauld hat mit aller nur möglichen Kraft gegen die Moral der Calvinisten ein Buch geschrieben, welches von allen französischen Bischöfen approbirt worden ist, und er und Nicole haben zusammen gegen die-

1) Hefele, Kirchenlexikon, 2. Aufl. II. Bd. S. 286.

selben Calvinisten die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie in einem Werke erwiesen, welches auch von den Päpsten belobt worden ist: ich weiß nicht, ob der Postulator darum auch diesen Schriftstellern jene Ehrennamen beilegen würde. Und wer hat entschiedener und mit gründlicherer Gelehrsamkeit den Glauben der vornicänischen Väter vertheidigt als Georg Bull? Und dieser war nicht einmal Katholik." So Passionei, der gewiß auch selbst wohl erkannt hat, welches die Vorzüge der Bellarmin'schen Controversen vor den aufgeführten Werken, insbesondere vor der Histoire des variations sind, worin Bossuet, um mich eines Vergleiches zu bedienen, dadurch die Wunde zu heilen versucht, daß er nicht davon spricht.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Ein kirchenpolitischer Streit in Ungarn.

Das ungarische Königreich wird in der Regel als das Land der musterhaften Toleranz in religiösen Dingen betrachtet und namentlich von liberalistischer Seite als die Heimstätte des confessionellen Friedens gerühmt, auch anderen Ländern zum nachahmenswerthen Vorbilde empfohlen. In diesem Lobe, dem unzweifelhaft ein großer Theil von Berechtigung innewohnt, ist indessen für jeden unbefangenen Beobachter der Verhältnisse zugleich ein bedenklicher Vorwurf enthalten.

Das gegenseitige Verhalten der Confessionen in Ungarn entspringt unstreitig jener duldsamen Anschauung und Auffassung religiös-kirchlicher Meinungen, Ueberzeugungen und Bethätigungen, welcher man hierlands selbst in den breiteren

Schichten des unteren Volkes begegnet. Wenn diese Duldsamkeit von der Wärme und thatkräftigen Treue in Ausübung der Pflichten gegenüber der eigenen Kirche begleitet ist: dann verdient sie unfraglich jenes Lob; denn es ist nicht uns anheimgegeben, zu richten über Glauben und Gewissen Anderer.

Erscheint jedoch die gerühmte Toleranz nur als Ausfluß der eigenen Gleichgiltigkeit oder Unwissenheit in Sachen der Religion und Kirche; ist sie nur ein Produkt der eigenen Schwäche und Nachgiebigkeit in Fragen des Glaubens, der kirchlichen Rechte und Freiheiten: so verdient eine solche Duldsamkeit wahrlich kein Lob, sondern vielmehr den entschiedensten Tadel. Eine solche indifferente, schwachmüthige oder unwissende Hingabe der eigenen Interessen und damit die Förderung des Einflusses und die Zunahme der Feinde und Gegner unserer Religion und Kirche muß als die ärgste Gefahr für das religiöse Leben auf das entschiedenste abgelehnt und bekämpft werden.

In Ungarn hat nun die Toleranz aus religiös-kirchlicher Gleichgiltigkeit oder Unwissenheit seit Decennien ungemein Platz gegriffen. Die politischen und nationalen Kämpfe haben bei allen Volksstämmen dieses polyglotten und confessionell gemischten Landes die meiste Zeit, Kraft und Aufmerksamkeit seit mehr als einem halben Jahrhundert absorbirt und es namentlich auch bewirkt, daß die Katholiken Ungarns für die Interessen ihrer Kirche weit geringeren Bedacht und weniger Obsorge genommen hatten. Der in politisch-nationaler Opposition stehende Protestantismus fand bei den Katholiken die wärmste Unterstützung, und dieser im Wesentlichen gegen die Regierung gerichtete Kampf zog insbesondere auch die von dieser Regierung angeblich bevorzugte katholische Kirche, die bis 1848 die privilegirte Staatskirche in Ungarn gewesen, in ernstliche Mitleidenschaft.

Die Katholiken selbst entwöhnten sich, die Interessen ihrer Kirche als ein gemeinsames Gut der Geistlichkeit und des Laienstandes zu betrachten, und es griff allmählich die

ebenso falsche als gefährliche Ansicht um sich, daß kirchliche Angelegenheiten vor Allem und hauptsächlich nur den Klerus berühren, der im Nothfall die Unterstützung der Regierung beanspruchen möge. Nur in den Reihen der Aristokratie haben sich einzelne Männer, deren Blicke in kirchlichen Fragen weiter und tiefer reichten. Die große Mehrzahl des katholischen Volkes besaß namentlich in kirchenpolitischen Dingen entweder gar keine oder nur eine verschiefte, protestantisch und liberalistisch beinflußte Meinung.

Solchen Zuständen innerhalb der katholischen Kirche gegenüber konnte es den nimmer rastenden Herrschgelüsten des Protestantismus in Ungarn nicht schwer fallen, seine Aspirationen mehr und mehr zu befriedigen und sich jene Stellung im öffentlichen Leben Ungarns zu erringen, von welcher aus er heute die politischen Geschicke des Landes im Wesentlichen bestimmt. Die fünfzehnjährige Herrschaft des Calviners Kol. von Tisza hat zur Ausbreitung und Befestigung dieser Herrschaft auch dadurch ungemein Vieles beigetragen, daß sie jedes Aufkeimen und Erstarken des katholischen Geistes niederzuhalten und namentlich auch eine Verständigung und Zusammenschließung der geistlichen und weltlichen Elemente in kirchenpolitischen Fragen zu hintertreiben oder zu vernichten wußte. Wenn in dieser Richtung dem für allmächtig betrachteten Ministerpräsidenten Tisza nicht jeder Versuch gelang, so ist das ebenfalls dem ernsten Widerstande der katholischen Aristokratie zu danken, wie dieß erst noch im Jahre 1883 in Bezug auf die versuchte Einführung der Juden-Christen-Ehen der Fall war.

Der ungarische Protestantismus hatte überhaupt von jeher sein Augenmerk den Ehen zugewendet und war bemüht, durch die eheliche Verbindung protestantischer und katholischer Theile ernstlich den religiösen Indifferentismus und dann den Abfall vom Glauben in die katholische Kirche hineinzutragen. Als ein besonders gern gehandhabtes Werkzeug hiezu diente ihm überdieß die Frage über die confessionelle

Zugehörigkeit und religiöse Erziehung der Kinder aus ge
mischten Ehen.

Wie bedeutend an Zahl diese gemischten Ehen in Ungar
sind, darüber belehren uns schon wenige statistischen Date
Ungarn hat außer Serbien unter allen europäischen Staate
den größten Heiraths-Exponenten; denn es kommen hier a
je 1000 Einwohner durchschnittlich beinahe 11 Ehen; i
Oesterreich und Preußen nur 8, in Bayern 6.8, in Bad
und Württemberg 6.4, in Frankreich 7.6, in England 6.
in Griechenland 5.6 Ehen.

Diese Häufigkeit der Eheschließungen und die eben
außergewöhnliche Mischung der Confessionen sind zuglei
die Ursachen der zahlreichen gemischten Ehen, worin Ungar
gleichfalls alle übrigen Staaten Europas übertrifft. Währen
in Oesterreich das Verhältniß der gemischten Ehen (188
bloß 0.7% der Eheschließungen ausmacht, beträgt diese Ve
hältnißzahl in Ungarn (mit Siebenbürgen, aber ohne Kroatie
Slavonien) in dem Lustrum von 1881 bis 1885 die Hö
von 8.2% der geschlossenen Ehen. In dem Decennium v
1867 bis 1877 machten die gemischten Ehen erst 5.45% a
Die Zunahme ist also sehr beträchtlich und wächst von Ja
zu Jahr. Bezeichnend erscheint insbesondere die außerorde
liche Vermehrung der gemischten Ehen in dem sonst so
katholischen Kroatien. Im Jahre 1875 war hier die V
hältnißzahl der gemischten Ehen erst 0.7%; seither ist
ununterbrochen gestiegen, so daß sie im Jahre 1885 m
als verdoppelt wurde. Es waren nämlich die gemisch
Ehen in Kroatien auf 1.5% der Eheschließungen angewachs
in absoluten Zahlen auf 157 gemischte Ehen von 337.

Zwischen Stadt und Land waltet hinsichtlich der
mischten Ehen ein bedeutender Unterschied ob. In den
königlichen Freistädten Ungarns ist das Durchschnittsverhält
16.8%; ja in einzelnen Städten steigt es bis auf 30%
darüber, d. h. nahezu jede dritte Ehe ist eine confessio
gemischte. Ein lehrreiches Beispiel hiefür ist die ungari

Hauptstadt Budapest. Im Jahre 1874 stand die Procentzahl der gemischten Ehen hier noch auf 14.4; gegenwärtig schwankt sie zwischen 19.6—20.6%. In absoluter Zahl haben die gemischten Ehen in Budapest um mehr als 100% zugenommen (i. J. 1875: 363, i. J. 1889: 758, ja i. J. 1884: 814 gemischte Ehen).

Die liberalistische Statistik erkennt darin „gesunde Zustände, welche die religiöse Toleranz befördern". Allein selbst diese Vertheidiger des Indifferentismus in Glaubenssachen müssen zugestehen, daß einmal mit der Zunahme der gemischten Ehen zugleich die Ehescheidungen sich vermehren, ein Beweis, daß es diesen Ehen an innerer Harmonie und Eintracht fehlt, und dann, daß hinsichtlich der Erziehung der Kinder in solchen Ehen theils Streit und Hader entstehen, theils zur Vermeidung dessen entweder die confessionell getrennten Ehetheile sich in Einem Bekenntnisse vereinigen oder mindestens ihre Kinder nur nach den Grundsätzen und Lehren Einer kirchlichen Confession erziehen lassen. Gegen diese letztere Absicht hat nun der trotz seiner absoluten Minorität im Lande herrschende ungarische Protestantismus im Jahre 1868 eine Schranke aufzurichten gewußt, welche den freien Willen der Eltern unter ein schweres Joch beugt und die eben jetzt die nächste Ursache des ausgebrochenen Streites in Ungarn ist.

Ohne an dieser Stelle in die allerdings interessante und lehrreiche Geschichte der gemischten Ehen und der hierauf Bezug nehmenden gesetzlichen Verfügungen des Näheren einzugehen, begnügen wir uns mit der Anführung einiger Thatsachen, welche den heutigen Zustand erklären, und zwar beschränken wir uns auch hierin auf die Frage der Kindererziehung in gemischten Ehen.

Bis 1868 war in Ungarn (ohne Siebenbürgen) hinsichtlich der religiösen Zugehörigkeit und Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen der Gesetzartikel 26 vom Jahre 1791 § 15 maßgebend, demzufolge in einer gemischten Ehe mit katholischem Vater die Kinder beiderlei Geschlechts in der

katholischen Religion erzogen werden mußten, selbst in dem Falle, wenn nach dem Tode des Vaters die akatholische Mutter die Erziehung fortsetzte. War jedoch in der gemischten Ehe die Mutter der katholische Theil, dann folgten bloß die Mädchen dem Glauben der Mutter, die Knaben jenem des Vaters; doch war letzteres nicht ausdrücklich anbefohlen, eine Vereinbarung der Eltern in dieser Beziehung somit gesetzlich erlaubt. Daraufhin gestattete denn auch die Instruktion des Cardinal-Staatssekretärs Lambruschini auf Grund des päpstlichen Breves vom 30. April 1841 den katholischen Seelsorgern in Ungarn bei Schließung einer gemischten Ehe die aktive Assistenz, wenn der akatholische Theil sich verpflichtet, daß die aus dieser Ehe sprießenden Kinder beiderlei Geschlechts im katholischen Glauben erzogen werden sollen.

Die Ausfertigung solcher Reversalien verbietet nun der heute in Kraft befindliche Gesetzartikel 53 von 1868, welcher augenscheinlich unter dem Einflusse eines ältern Gesetzes des vorwiegend akatholischen Siebenbürgens zu Stande gekommen ist. Der siebenbürgische Gesetzartikel 57 vom Jahre 1791 schreibt nämlich vor, daß in gemischten Ehen die Kinder nach ihrem Geschlechte der Confession ihrer Eltern zu folgen haben und daß es den Ehetheilen verboten ist, eine anders lautende Vereinbarung oder Verpflichtung einzugehen. Ein jeder solcher Akt entbehrt der Rechtsgiltigkeit.

Ganz denselben Geist des starren Druckes und der Bindung der natürlichen Willensfreiheit athmet auch der ungarische G.-A. 53 v. 1868 über die „Reciprocität unter den gesetzlich anerkannten christlichen Glaubensbekenntnissen.“ Die §§. 12 bis 18 regeln die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen folgendermaßen: Von den Kindern aus gemischten Ehen folgen die Knaben der Religion des Vaters, die Mädchen der Religion der Mutter. Alle mit dieser Vorschrift im Widerspruch stehenden Verträge, Reversalien oder Aenderungen sind ungiltig und besitzen keinerlei Rechts-

kraft. Die confessionelle Erziehung der Kinder kann weder der Tod eines Elterntheiles noch die gesetzliche Auflösung der Ehe verändern. Treten die Eltern zu einem anderen Glaubensbekenntnisse über, so folgen die Kinder unter sieben Jahren je nach ihrem Geschlechte den Uebertretenden. Die vor der Ehe geborenen und durch die nachträgliche Ehe legitimirten Kinder unterstehen hinsichtlich ihrer religiösen Erziehung denselben gesetzlichen Vorschriften wie die legitim geborenen. Dasselbe ist der Fall bei illegitimen Kindern, wenn sie von ihrem Vater anerkannt werden; geschieht dies nicht, dann folgen sie der Religion ihrer Mutter.

Prüft man die Bestimmungen des ungarischen Gesetzes 53 vom Jahre 1868 nicht vom religiös-kirchlichen, sondern nur vom rein rechts- und staatsphilosophischen Standpunkte: so kommt man zu dem Resultate, daß die Gesetzgebung hier ihre Competenz überschritten und ein ihr fremdes Territorium beschritten habe. Denn (so äußert sich ein ungarischer Jurist, Dr. Stefan Bangha in der ungarischen Fachzeitschrift „Jog", Nr. 19 l. J.) „es ist klar, daß es nicht im Berufe des Staates liegen könne, vorzuschreiben, seine Bürger mögen dieses oder jenes der recipirten Glaubensbekenntnisse als das beste anerkennen; er ist nicht berufen zu verbieten, daß seine Bürger als Eltern nach ihrem Gewissen jene Religion ihren Kindern einflößen, deren Lehren sie als die richtigsten und für das Seelenheil der Kinder als die günstigsten erachten; endlich kann der Staat nicht den Beruf haben, in seinen Schulen einen Religionsunterricht zu oktroyiren, der mit dem Willen der Eltern im Widerspruche steht . . . Ja das Gesetz geht noch weiter. Es fordert von den Eltern, daß sie dem einen ihrer Kinder diese, dem andern jene Religionslehren ertheilen; daß sie z. B. dem Sohne als Wahrheit lehre, der katholische Glaube sei der allein wahre, der calvinische aber Ketzerei; der Tochter jedoch das Gegentheil für wahr erklären".

Das Gesetz überschreitet auch die berechtigten Ansprüche der staatlichen und socialen Gemeinschaft. Denn die hier

enthaltene Einschränkung der persönlichen Freiheit liegt weder im Interesse der Gesellschaft, noch wird sie von einem Staatszwecke gefordert. Der Staat befindet sich ja solchen Religionsbekenntnissen gegenüber, welche er ohne Unterschied als gesetzlich gleichberechtigt anerkannt hat; wie kann er demnach seinen Bürgern ihre natürlichsten Rechte entziehen wollen? Thut er dieß, dann muß man fragen, ob man hier noch in einem Rechtsstaate lebe?

Dr. Bangha hebt hervor, daß in Hinsicht der Grenzen eines rechtlichen Gesetzes das „finstere“ Mittelalter und das „graue“ Alterthum gereinigtere Anschauungen besaßen, als Ungarn seit dem Jahre 1868. Es sei deshalb kein Wunder, wenn dieses Gesetz das allgemeine Rechtsgefühl verletzte und deshalb von den Eltern und von den Seelsorgern häufig außer Acht gelassen wurde. Das natürliche Rechtsgefühl bewog die Eltern in gemischten Ehen, daß sie trotz des Verbotes durch das Staatsgesetz sich ihr gutes Recht, die religiöse Erziehung ihrer Kinder zu bestimmen, nicht nehmen lassen wollten.

Daraus mußten dann Conflikte entstehen, um so mehr, als die liberalistische Staatsgesetzgebung auf der betretenen Bahn weiterschritt und im Jahre 1879 den Bestimmungen des G.-A. 53: 1868, §. 12 die dort mangelnde Straffanktion hinzufügte. Das 1879 geschaffene Strafgesetz über die Uebertretungen (G.-A. 40: 1879) verfügt im §. 53: „Wer eine minderjährige Person, welche das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hat, entgegen den Bestimmungen des Gesetzartikels 53 vom Jahre 1868 in eine andere Religions-Genossenschaft aufnimmt, ist mit Arrest bis zu zwei Monaten und an Geld bis zu dreihundert Gulden zu bestrafen.“ Damit hat die „lex imperfecta“ von 1868 die von akatholischer Seite heiß ersehnte Ergänzung erlangt und jetzt konnte die Maßregelung der Geistlichen ihren Lauf nehmen. Zur Erleichterung und Beschleunigung dieser löblichen Absicht bot der damalige Cultusminister, August Trefort, gerne die Hand.

Der ungarische Episkopat hatte sich nämlich bald nach der Schaffung des Strafgesetzes hinsichtlich des § 53 dieses Gesetzes an das Centrum unserer Kirche, nach Rom, gewendet und von dort unter dem 21. Juli 1880 ein Dekret empfangen, in welchem den katholischen Seelsorgern anbefohlen wird, „ne praetextu vitandi poenas a lege civili sancitas contra sacerdotes in Ecclesiae sinum recipientes eos, quos ipsa eadem civilis lex sectis haereticorum devovet, aliquem respuant sive a baptismo, sive a catholica educatione, sive a ceteris Sacramentis.“ Unter Einem wurde aber auch untersagt die Ausstellung von Matrikular-Auszügen (Taufscheine), wodurch solche katholisch getaufte Kinder aus gemischten Ehen gewissermaßen aus dem Verbande der Kirche freigegeben würden; denn hiedurch, meint die Instruktion, „non solum totam rationem cautionum pro Ecclesia subverteret, sed cautionem constitueret pro haeresi.“

Es kamen somit auch nach dem Strafgesetze von 1879 und seinen Strafbestimmungen fortgesetzt Taufen von Kindern aus gemischten Ehen durch Geistliche eines andern christlichen Religionsbekenntnisses vor; die Mehrzahl derselben mußte seitens katholischer Pfarrer und ihrer Kapläne vollzogen werden, weil ja die Katholiken an den gemischten Ehen in Ungarn numerisch zumeist betheiligt sind. Zieht man nämlich die Eheschließungen des Lustrums von 1881 bis 1885 in Betreff des confessionellen Charakters der Ehetheile in Betracht, so waren unter durchschnittlich 10,000 gemischten Ehen in ganz Ungarn die Katholiken in 8135 Fällen betheiligt, wobei wir nur die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten oder griechisch-Orientalischen als eigentliche „gemischte“ Ehen annehmen, weil ja die eheliche Verbindung zwischen römischen und griechischen Katholiken nicht als eine „confessionell-gemischte“ Ehe betrachtet werden darf.

Die Folge dieser Thatsache war, daß die katholischen Seelsorger von dem Strafparagraphen am meisten bedroht und der gerichtlichen Verfolgung hauptsächlich ausgesetzt

waren. Der G.-A. 53 vom Jahre 1868, sowie auch das Strafgesetz vom Jahre 1879 sprechen zwar nirgends von der Taufe als einer strafbaren Handlung; allein in dem Strafgesetze ist von der widergesetzlichen Aufnahme in eine andere Religions-Genossenschaft die Rede. Das legten nun die Untergerichte und selbst das Cultusministerium in der Weise aus, daß hiermit der Taufakt gemeint sei, und also dieser als eine „strafbare" Handlung erscheint, weil er mit den Vorschriften des G.-A. 53 vom Jahre 1868, die allerdings darüber schweigen, im Widerspruche stehe. Allein die Obergerichte waren anderer Meinung und entschieden in concreten Fällen dahin, daß die Taufe eines Kindes christlicher Eltern durch einen Geistlichen einer anderen Confession nicht gleichbedeutend sei mit der Aufnahme des betreffenden Kindes in die Glaubensgemeinschaft des taufenden Geistlichen. Wir wollen diesen jedenfalls eigenthümlichen Entscheid der Obergerichte keiner nähern Prüfung unterziehen; vom katholischen Standpunkt aus scheint er unhaltbar; für die ungarische Regierung hatte er jedoch bindende Bedeutung und es mußte nun den „wegtaufenden" katholischen Seelsorgern gegenüber ein anderer Strafgrund gesucht werden. Ein solcher wurde denn auch bald gefunden.

Minister Trefort erließ nämlich am 11. Juli 1884 eine Verordnung, welche es den Seelsorgern, im Falle diese sich durch die Umstände genöthigt sehen, an neugeborenen Kindern, die nach dem Gesetze zu einer andern Confession gehören, die Taufe zu vollziehen, zur Pflicht machte, einen solchen Taufakt nicht in ihre Matrikel aufzunehmen, sondern innerhalb acht Tagen davon denjenigen Seelsorger zu verständigen, der nach dem G.-A. 53 vom Jahre 1868 zur Vornahme der Taufe berufen wäre. Wer diese Verständigung unterläßt, verfällt der im Strafgesetze § 53 angedrohten Strafe.

Jetzt war also die Eintragung in die Matrikel resp. die Nichtanzeige des vollzogenen Taufaktes die strafbare Handlung geworden. Der Episkopat wendete sich im Jahre 1885

mit einer Gesammtvorstellung an den Cultusminister und wies darin nach, daß dieser Ministerial-Erlaß gegen die aus der Religion fließende Gewissenspflicht sich vergehe und in den letzten Consequenzen gerade jenen religiösen Frieden gefährden müßte, den zu wahren der Zweck jenes Erlasses sein sollte. Die dringliche Bitte des Episkopats um Zurücknahme des Erlasses hatte keinen Erfolg, wohingegen der Episkopat die Publicirung des Erlasses an den Klerus ablehnte.

Unter Anwendung weitgehender Nachsicht hatte der Episkopat um des Friedens willen und zur Schonung der unterstehenden Seelsorgegeistlichkeit in Bezug auf gemischte Ehen und religiöse Erziehung von Kindern aus solchen Ehen ohnehin einen duldsamen modus vivendi eingeführt. Aber diese milde Praxis sagte den protestantischen Eiferern nicht zu; sie drängten den neuen Cultusminister, Graf Albin Csáky, zu verschärften Schritten gegen den Klerus, und der Minister konnte leider diesem Andrängen keinen Widerstand leisten. Immerhin verdient es Anerkennung, daß er von der Verschärfung des ministeriellen Verfahrens den betreffenden Erlaß dem Cardinal-Fürstprimas zur Begutachtung mittheilte. Se. Eminenz Dr. Johann Simor äußerte sich in einem Schreiben vom 14. November 1889 über die Absicht des Ministers in entschieden abmahnender Weise. Unter Berufung auf die Vorgänge und Erfahrungen in Bezug auf den Erlaß des früheren Ministers vom 11. Juli 1884 wiederholt der greise Kirchenfürst „in noch höherem Maße, daß auch der (in Aussicht genommene neue) Erlaß nicht den gewünschten Erfolg bringen, sondern im Gegentheil solche Religionsstürme im Lande hervorrufen könnte, wie es deren seit dem 30jährigen Kriege keine gesehen habe.“

Würde nämlich durch den neuen Erlaß der in Uebung stehende modus vivendi als strafbar unmöglich gemacht, dann würde die Dispensationsgewalt des ungarischen Episkopats, der in der Interpretation derselben ohnehin schon bei der äußersten Grenze angelangt ist, völlig aufhören, die römische

Curie aber würde eine noch weitergehende Ermächtigung nicht ertheilen, weil sie eine solche überhaupt nicht geben könnte. Die Folge hievon wäre, daß die katholischen Bischöfe Brautleuten verschiedener Confession niemals Dispens ertheilen könnten, was im ganzen Lande große Unruhe verursachen würde, für welche man natürlich den Episkopat nicht verantwortlich machen könnte. Ferner wäre der Episkopat in Folge solcher (ministeriellen) Verfügung genöthigt, die Geistlichkeit anzuweisen, mit jenen Gläubigen, welche sich weigern, die Kirchengebote zu beobachten, derart vorzugehen, wie die Gesetze der Kirche es vorschreiben; dagegen würden aber sowohl die Gläubigen als auch die mit ihnen die Ehe eingehenden Protestanten remonstriren, ohne daß der Episkopat Abhilfe schaffen könnte. Der Klerus würde kaum freiwillig die zu bemessenden Strafen zahlen; dieselben müßten daher im Exekutionswege eingetrieben werden; der Erläuterung dessen aber, welche gehässigen Zustände diese fortwährenden Pfändungen schaffen würden, glaubt der Cardinal-Fürstprimas enthoben zu sein.

Der Schluß des höchst interessanten Schreibens lautet: „Den gegenwärtigen Zuständen, welche, wie ich Ew. Excellenz versichern kann, für die Katholiken viel gravaminöser sind als für die Protestanten, kann insoferne radikal nicht abgeholfen werden, als die ungerechten Verfügungen des 53. G.-A. von 1868 bestehen und bis die ungarische Legislative bezüglich der Religion sich nicht auf den Standpunkt des von Gott gegebenen natürlichen Rechtes der Eltern stellt. Die Gravamina der Protestanten sind nichts Anderes, als ein seit Jahrhunderten zur Gewohnheit gewordenes Wehegeschrei, welches heutzutage in Ungarn keine rechtliche Basis mehr hat. Die Katholiken wären in vielen Fällen viel mehr berechtigt, die Politik der Gravamina zu befolgen, als jene, und die ihrerseits vorgenommenen ‚Wegtaufungen‘ selbst stellen sie selber nicht in Abrede; aber die Katholiken halten das natürliche Recht der Eltern, welches durch kein positives Gesetz

confiscirt werden kann, in Ehren; sie schlagen deswegen keinen Lärm, belästigen Ew. Excellenz nicht und denunciren auch die protestantischen Geistlichen nicht bei den Gerichten. Wenn auch bei den Protestanten so viel Gefühl für den religiösen Frieden vorhanden wäre wie bei den Katholiken, dann würden sie gewiß mit den Beschwerdeführungen aufhören und im Frieden den Segen der für sie ohnehin günstigen kirchenpolitischen Verhältnisse genießen."

Diese mahnenden und warnenden Vorstellungen des Hauptes der katholischen Kirche in Ungarn scheinen im Cultusministerium keinen besonderen Eindruck gemacht zu haben; man meinte dort unter Hinweis auf die bisherige duldsame Praxis in Angelegenheit der Mischehen, daß man den katholischen Seelsorgeklerus unter polizeiliches Strafregiment stellen könne. Der Cardinal erhob deshalb unter dem 1. Dezember 1889 neuerdings seine Stimme und verwies darauf, daß der nachsichtige modus vivendi in Sachen der gemischten Ehen nur deshalb möglich war, weil im G.-A. 53 vom J. 1868 „weder von einer Wegtaufung noch von Ausfolgung von Matrikel-Auszügen" die Rede sei; all diese Dinge seien erst nachträglich den Protestanten zuliebe in's Gesetz hinein interpretirt worden. Da nun aber Minister Trefort und auch der in Absicht genommene neue Ministerial-Erlaß die Nichtausfolgung der Matrikel als strafbar dekretire, so erlösche dadurch der bisherige modus vivendi und es treten all die Consequenzen ein, welche der Cardinal-Fürstprimas in seinem Schreiben vom 14. November v. J. dem Minister bereits angedeutet habe. Der projektirte neue Erlaß sei im Wesen mit dem Trefort'schen Erlaß v. J. 1884 identisch; in Hinsicht auf die Competenz des amtshandelnden Forums und hinsichtlich des Strafausmaßes bestehe aber zwischen beiden Erlassen ein Unterschied, der zu Gunsten der Trefort'schen Verordnung ausfalle; denn das neue Forum, welches wider die Geistlichkeit vorzugehen berufen sein soll, sei für die Sache noch gefährlicher, als das ordentliche Ge-

richt, da die Geistlichen in Ermangelung eines Verwaltungsgerichts eines Appellationsforums entrathen werden, an das sie sich mit der Frage wenden könnten, ob der angezogene Ministerial-Erlaß den Intentionen des Gesetzes entspreche.

Man geht wohl kaum irre, wenn man annimmt, daß die wiederholten ernsten Mahnworte des Cardinal-Fürstprimas im Cultusministerium doch nicht ohne Eindruck geblieben sind; zum mindesten wurde mit der Veröffentlichung des bereits fertigen Erlasses gezögert. Seit dem zweiten Primatial-Schreiben vom 1. Dezbr. 1889 verstrichen nahezu drei Monate, ohne daß die neue Strafverordnung des Cultusministers an's Tageslicht getreten war. Mittlerweile dürften aber neue und mächtige Faktoren es vermocht haben, daß knapp vor dem Rücktritte des Ministerpräsidenten Tisza der vorbereitete Erlaß unter dem 26. Februar l. J. in die Welt gesetzt wurde.

Die wesentlichsten Verfügungen dieses Erlasses, welcher in der Innergeschichte der katholischen Kirche Ungarns von epochaler Bedeutung sein wird, sind folgende: Ein Seelsorger, der ein nach dem Gesetze einer andern Confession angehöriges Kind tauft, hat binnen acht Tagen die Bescheinigung des Taufaktes (den Matrikel-Auszug) dem competenten Seelsorger zu übersenden. Trägt der taufende Geistliche einen solchen Taufakt in seine Matrikel ein, dann hat er in einer Anmerkung zu verzeichnen, welchem Pfarrer er von der Taufe Anzeige gemacht hat und wann dies erfolgt ist. Der competente Seelsorger ist verpflichtet, auf Grund der ihm zugegangenen Anzeige, den Taufakt in seine Matrikel einzutragen und nur er, nicht der taufende Geistliche, darf die Taufscheine für Täuflinge dieser Kategorien ausstellen. Wer die Anzeigepflicht nicht erfüllt, ist durch die politischen Behörden zu einer Geldstrafe von 10 bis 50 fl., im Wiederholungsfalle bis zu 100 fl. zu verurtheilen.

Beim ersten Blick auf den Erlaß zeigt sich deutlich, daß derselbe weder mit dem G.-A. 53 v. 1868, noch mit

dem Strafgesetze v. 1879 begründet werden kann; denn in keinem dieser Gesetz-Artikel ist von der Taufhandlung oder von der Matrikel-Eintragung und der nachherigen Anzeigepflicht die Rede. Der Erlaß des Cultusministers v. 26. Febr. l. J. ist deshalb schon aus Mangel einer gesetzlichen Grundlage hinfällig. Er erscheint in dieser Richtung als eine willkürliche Ausdeutung und Erweiterung der Gesetzesbestimmungen.

Der Erlaß enthält somit eine Ueberschreitung der Competenz des Ministers und ist außerdem in mehrfacher Hinsicht sehr anfechtbar. Er involvirt nämlich auch einen Eingriff in die innere Leitung der Kirche; er verfügt über den Seelsorgeklerus in pfarramtlichen Dingen, ja er greift durch die anbefohlene Anzeigepflicht des Taufaktes und Auslieferung der katholisch Getauften an die akatholischen Seelsorger die Lehre der Kirche selbst an und fordert eine Verletzung des priesterlichen Eides und der katholischen Satzung. Endlich umgeht der Erlaß die competenten kirchlichen Oberbehörden und muthet dem Curatklerus zu, daß er in einer eminent innerkirchlichen Angelegenheit sich den Weisungen und Strafandrohungen der politischen Behörden fügen solle.

Wie also durch den G.-A. 53 v. 1868 die Eltern der Freiheit beraubt wurden, vor und nach der Eheschließung über die religiöse Erziehung ihrer künftigen Kinder nach ihrem Gewissen zu verfügen: so verschärft der Erlaß die ohnehin schwierige Lage noch dadurch, daß er die Seelsorger zwingen will, durch Eid und Gewissen verbotene Amtshandlungen zu verrichten. Die tiefgehende Wirkung eines solchen Versuchs konnte denn auch nicht ausbleiben. Das verletzte katholische Gewissen und die bedrohte heilige Berufspflicht des Klerus erhoben sich gegen die Zumuthungen des Ministerial-Erlasses.

Vor allem erachtete es der Episkopat für geboten, in gemeinschaftlicher Berathung über die Haltung und die erforderlichen Schritte der Kirche Ungarns in dieser Frage

schlüssig zu werden. Unter Vorsitz des Cardinal-Fürstprimas fand am 12. April l. J. in Ofen eine Bischofs-Conferenz statt, an welcher außer dem Cardinal noch der Erzbischof von Erlau, Dr. Samassa, und zehn Diöcesanbischöfe theilnahmen. Nach reiflicher Erwägung sämmtlicher Umstände und gemäß dem Beispiel der Vorfahren haben die versammelten Bischöfe sich vor Allem darin geeinigt, die ganze Angelegenheit der Beurtheilung des heiligen Stuhls zu unterbreiten, dem allein es zusteht, in Dingen des Glaubens und der Moral zu urtheilen, weil (wie der hl. Anselmus sagt) „was immer in der Kirche in Betreff des katholischen Glaubens auftauchen mag, es am besten dem hl. Stuhl vorgelegt werden solle, um in Uebereinstimmung mit dem Ansehen der Kirche geregelt zu werden."

Damit aber die Curatgeistlichkeit auch einstweilen nicht einer solchen Weisung entbehre, an welche sie, um größere Uebelstände zu vermeiden, sich halten könne, so wurde von der Conferenz beschlossen, den oftherwähnten Ministerial-Erlaß den Seelsorgern einfach zur Kenntniß zu geben und sie anzuweisen, daß über jene Kinder, von denen die Verordnung handelt, zwar nicht von Amtswegen und nicht formelle Matrikel-Auszüge, sondern nur Atteste über die Thatsache der Taufe ausgestellt und der in der ministeriellen Verordnung festgesetzten Stelle übermittelt werden sollen und zwar nach folgendem Formular:

„Auf Verordnung des königlich-ungarischen Cultus- und Unterrichts-Ministers vom 26. Februar 1890, Zahl 10,086. . . . N. N., Sohn (Tochter) der Eltern, X., römisch-katholisch, und X., helvetischer Confession (Augsburger Confession), wohnhaft zu X., geboren am . . . . . des Jahres 18 . ., ist nach den Ceremonien der römisch-katholischen Kirche in Gegenwart der Taufpathen getauft und immatrikulirt worden.

Datum (Ort). Unterschrift."

Der Episkopat wollte hiermit nur einen provisorischen modus vivendi schaffen, namentlich aus dem Grunde, um

die Curatgeistlichkeit vor Vexationen und Strafen zu bewahren, und es wurde auch ausdrücklich betont, daß dieser Modus nur so lange Geltung haben solle, bis der heil. Vater die Frage mit seinem maßgebenden Urtheile gelöst haben werde.

Unter Einem erging aber seitens der Bischöfe an den unterstehenden Klerus die Mahnung und Bitte, die Lehre der Kirche von den gemischten Ehen bei jeder Gelegenheit, von der Kanzel, beim Religionsunterricht, in der Schule, im Beichtstuhl einzuprägen, namentlich daß die Kirche diese Ehen niemals gebilligt habe und sie auch jetzt nicht billige, sondern nur dulde als das geringere Uebel zur Verhütung größerer Uebelstände. Das Volk sei darüber zu belehren, daß die gemischten Ehen die Nester und Pfleger des von der Kirche so sehr verdammten religiösen Indifferentismus seien; daß es im Hinblick auf die Zeitverhältnisse und in Folge der schädigenden Verfügungen der Gesetze fast unmöglich sei, die aus solchen Ehen entsprossenen Kinder im katholischen Glauben zu erziehen und daß auch der in gemischter Ehe lebende katholische Theil einer steten Gefahr, seinen Glauben zu verlieren, ausgesetzt sei.

Einzelne Bischöfe fügten diesen vereinbarten Weisungen an ihren Curatklerus noch besondere Belehrungen bei; von hervorragender Bedeutung erscheint darunter der Hirtenbrief des Bischofs von Veßprim, Dr. von Hornig, der seiner eigenen persönlichen Auffassung über die in Rede stehende Angelegenheit ebenso freimüthigen als zutreffenden Ausdruck verleiht.

Vor Allem stellt er in Abrede, daß die Publicirung des Ministerial-Erlasses mit Umgehung des Episkopats die Wirkung haben könne, als wäre der Curatklerus dadurch verpflichtet, den Erlaß als eine amtlich promulgirte Verfügung in Betracht zu ziehen. In derartigen Fragen dürfe der katholische Pfarrer nur von seiner kirchlichen Obrigkeit, von seinem Bischofe, eine Instruktion annehmen; denn im ent-

gegengesetzten Falle hörte jede Ordnung und Disciplin auf. Der Bischof hörte auf, Bischof zu sein, und an seine Stelle träte der Cultusminister und in weiterer logischer Entwickelung hörte auch die Einheit und Reinheit des Glaubens auf, sobald es dem Herrn Minister in den Sinn käme, die Publikation eines Dogma entweder zu verbieten (was ja auch schon versucht worden sei) oder nach seiner persönlichen Exegese anzuordnen und dieses Verbot oder diese Verordnung im Wege der Verwaltungsbehörden der Curatgeistlichkeit zur Darnachachtung, event. gegen Strafe in einem Cirkular-Erlaß mitzutheilen.

Die zwangsweise Ausfolgung des Taufscheines kann sehr tiefgehende Folgen nach sich ziehen. Denn nach der Ansicht des Bischofs von Veßprim würde mit dieser Ausfolgung der Taufatteste auch die letzte Hoffnung verschwinden, ein aus einer Mischehe stammendes Kind selbst beim besten Willen des protestantischen Theiles der Eltern der katholischen Kirche zu retten. Denn wenn sie auch das Kind in der katholischen Religion erziehen würden, so würde die protestantische Confession das Kind dennoch auf Grund des in den Händen des betreffenden protestantischen Pastors befindlichen Taufattestes für sich fordern. Damit würde für den Bischof aber auch die Möglichkeit aufhören, fürderhin in Mischehefällen das bisher übliche Absolutorium zu ertheilen. Es entfiele demnach die feierliche Einsegnung einer gemischten Ehe von Seite des katholischen Pfarrers, da eine solche Einsegnung von der bindenden Zusage der katholischen Kindererziehung bedingt ist.

Endlich weist der Bischof seinen Curatklerus unter Berufung auf die Entscheidung der S. Congreg. S. R. N. Inquisitionis vom 19. Januar 1886 darauf hin, daß die Taufe eines Kindes durch einen katholischen Geistlichen, von welchem es gewiß ist, daß dasselbe nicht im katholischen Glauben erzogen werde, mit der Beschränkung „praeterquam in periculo mortis" verboten sei. Deshalb bleibe es bis zur

Entscheidung des hl. Stuhles dem Ermessen des Curatklerus überlassen, ob er solche Kinder, die nach dem positiven Staatsgesetze Protestanten werden müßten, taufen wolle oder nicht. Die drohende Todesgefahr natürlich ausgenommen.

Damit entfiele auch die Frage der Ausfolgung von Tauf-Certifikaten. Uebrigens weist der Bischof zum Schlusse seines Hirtenschreibens noch auf jenen Modus hin, durch welchen seiner Ansicht nach bis zur Schaffung eines gerechteren Gesetzes ein duldbares Auskommen hätte gefunden werden können: wenn nämlich der protestantische Theil der Eltern verpflichtet würde, den Taufschein seines eventuell katholisch getauften Kindes mit Berufung auf das Gesetz selbst herauszunehmen und dem betreffenden protestantischen Geistlichen zu übermitteln.

Die ungarische Staatsbehörde hatte es leider nicht für gut erachtet, sich mit dem Episkopat über diese Frage zu verständigen, und so ist denn durch ihr eigenmächtiges Vorgehen ein Conflikt entstanden, über dessen Tragweite der Minister selber wohl kaum eine Ahnung haben mochte, die ihm aber jetzt bereits deutlich zu Bewußtsein gekommen sein dürfte.

Im Schoße des Curatklerus erhob sich nämlich sofort nach der Bekanntmachung des Sachverhaltes durch die katholische Tagespresse, namentlich durch deren Hauptorgan, den „Magyar Allam" (der ungarische Staat) in Budapest, ein Sturm der Entrüstung, der sich insbesondere auf den Frühjahrs-Conferenzen der einzelnen Dekanatsdistrikte in allen Diöcesen des Landes durch mehr oder minder entschiedene Verwahrungen und Proteste kund gab. Nach dem Vorbilde der hauptstädtischen Curatgeistlichkeit erklärten diese Versammlungen nahezu ausnahmslos, daß sie gegen die in dem Ministerial-Erlasse enthaltene Zumuthung, sie sollten ein durch das Sakrament der hl. Taufe in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufgenommenes Kind „von Amtswegen" einer akatholischen Confession überantworten und damit den

katholisch Getauften aus der Kirche hinausweisen,
protestiren und sie entschieden ablehnen. Unter Einen
der Curatklerus, er werde auch in Hinkunft auf W
Eltern die Taufhandlung an Kindern aus gemisch
ohne Unterschied des Geschlechtes nach Pflicht v
und den Getauften in die Matrikel eintragen, oh
die vom Minister geforderte Anzeigepflicht zu erfüllen
fordern die meisten Dekanats-Distrikte eine baldige
des G.-A. 53 vom Jahre 1868, § 12, zu Gunsten
lichen Rechtes und der Willensfreiheit der Eltern
auf die religiöse Erziehung ihrer Kinder.

An diese Protestbewegung des Curatklerus sc
dann die andere, derzufolge der Reichstag in Petit
Revision des G.-A. 53 vom Jahre 1868 angegan
den Abgeordneten der betreffenden Wahlkreise bede
sie hätten diese Petitionen zu unterstützen, widrig
bei den Neuwahlen auf den Beistand des Pfarrkl
rechnen dürften. Ebenso zeigt sich unter den M
des Magnatenhauses wachsende Neigung, den gra
Ministerial-Erlaß vom 26. Februar zu beseitigen
Revision des Gesetzes-Artikels 53 vom Jahre 186
zuführen.

In den breiten Schichten der katholischen B
herrscht hinsichtlich der Bedeutung und Tragweite d
stehenden Angelegenheit leider nur geringes Verstän
deshalb auch nur schwache Theilnahme. Langjäh
säumnisse rächen sich hier in empfindlicher Weise,
als der landesübliche Liberalismus und die in desse
stehende Tagespresse eifrig bemüht sind, die Sach
reine „Pfaffenfrage“ hinzustellen und die Geistli
eine gegen das Gesetz sich auflehnende und darum
Klasse zu denunciren. Der Mangel einer ausreiche
sprechend geleiteten und verbreiteten katholisch-con
Journalistik in Ungarn tritt bei diesem Anlaß
wieder recht klar und deutlich zu Tage. Die libe

und judaistischen Stimmen drohen dem Episkopat mit der Einziehung der Kirchengüter, dem Klerus mit der Einführung der Civilehe und scheuen sich nicht, selbst die Krone in den Streit zu mengen, indem sie behaupten, Se. Majestät mißbilligen die energische Haltung des Klerus in der Vertheidigung kirchlicher Lehre und Freiheit.

Allein alle diese Manöver dienen nur dazu, das erweckte katholische Gewissen zu größerer Thatkraft anzuspornen und in den Katholiken Ungarns endlich die Ueberzeugung zu befestigen, daß sie im eigenen Lande, dessen staatlicher Aufbau und Erhaltung im Wesentlichen der katholischen Kirche zu danken ist, weiterhin nicht mehr die Diener und Handlanger des Akatholicismus sein dürfen, sondern im Verein mit dem Episkopat und dem Klerus die Rechte und Freiheiten ihrer Kirche zu vertheidigen die heilige Pflicht haben. Wenn die im Zuge befindliche Bewegung zu diesem Resultate führt, dann war der sonst überaus bedauerliche Erlaß des ungarischen Cultusministers vom 26. Februar der Kirche zum Segen.

III.

Dr. Kolde und die Schrift Majunke's über Luther's Tod.

So eben lese ich,[1]) daß aus Veranlassung der Schrift Dr. Majunke's über „Luther's Lebensende"[2]) ein protestantisches Nürnberger Blatt in einer Polemik gegen die „ultramontane" Presse in Bayern Majunke's Schrift als „Symptom für die schriftstellerische Verrohung des deutschen Ultramontanismus" angeführt habe.

Es liegt mir ferne, in den durch diese Schrift veranlaßten literarischen Streit einzugreifen und zu demselben Stellung zu nehmen. Nur das formale Moment jener Aeußerung will ich ins Auge fassen.

Ich begreife, daß das Thema, welches zu beweisen Majunke sich vorgesetzt hat, den Lutheranern unangenehm ist. Ich begreife auch, daß man sich alle Mühe gibt, seine historische Beweisführung zu entkräften. Aber ich begreife nicht, wie man die Schrift als „Symptom für schriftstellerische Verrohung" bezeichnen kann. Man kann die Frage erheben, ob es opportun war, dieses Thema gerade jetzt zur Sprache zu bringen, wo es nothwendig erscheint, daß die positiv gläubigen Elemente sich enger aneinander anschließen zum

---

1) Münchener Fremdenblatt u. Kölnische Volksztg. v. 16. Juni 1890.

2) Mainz, Kupferberg. 1890. Dritte, vermehrte Auflage.

den können; aber die Fassung des Titels, welche Dr. Kolde wählt hat, entspricht wohl kaum der historischen Akribie, elche man von einem Professor der historischen Theologie rtern darf.

Wir wollen nicht besonders betonen, daß Kolde in der Vorde „von den römischen Geschichtslügen“ spricht, obschon er es Context nur mit einer einzigen Behauptung zu thun hat. Auffallender ist, daß er u. A. als Motiv für die Abfassung ner Schrift bezeichnet, daß „Majunkes Schmähschrift, wie Bamberg, sogar schon in den Arbeiterkreisen gefunden ird“. Nun, eine öffentlich angezeigte Schrift kann Jeder, der sich um dieselbe interessirt, kaufen. Demgegenüber wollen wir aber daran erinnern, daß bei dem vor einigen Jahren feierten Luther-Jubiläum zahllose Festschriften in protestantischen, wohl auch in confessionell gemischten Schulen ficiell und gratis ausgetheilt worden sind, und Herr Kolde ird es uns zu gute halten, wenn wir der Ansicht sind, daß auch die zahmste Luther-Biographie Schmähungen gegen ie katholische Kirche in Menge enthält.

Charakteristisch ist der Satz: „Es mag schlimm sein, daß die Schandlitteratur des 16. und 17. Jahrhunderts von den Römern wieder ausgegraben wird und man sich ernstlich damit beschäftigen muß.“ Die „Römer“ werden doch nicht ihre eigene „Schandlitteratur“ wieder ausgraben. Also ist damit wohl Janssen gemeint, welcher die Belege für seine historischen Ausführungen durchgehends protestantischen Autoren entnimmt. Janssen wird erfreut sein, zu vernehmen, daß ein Professor der protestantischen historischen Theologie im Urtheil über die Qualität der von ihm benützten protestantischen Quellen so rückhaltlos mit ihm übereinstimmt.

Der citirte Satz macht uns übrigens auf eine eigenthümliche Erscheinung in Kolde's Schrift aufmerksam, daß er nämlich äußerst selten von „Katholiken und katholisch“, und immer nur von „Römern und römisch“ spricht. Herrn Prof. Kolde geht es offenbar gewaltig contre cœur, uns

Noch weniger aber begreife ich, wie die besagte Nürnberger Zeitung Majunke und dessen ihr auffällige Schrift dem „deutschen Ultramontanismus“ an die Rockschöße hängen kann. Soll der „deutsche Ultramontanismus“, oder sagen wir lieber, sollen alle deutschen Katholiken für Alles verantwortlich sein, was jeder einzelne deutsche Katholik öffentlich spricht und schreibt? Majunke selbst fällt es nicht ein, sich als autorisirtes Organ der deutschen Katholiken zu bezeichnen. Er hat ehrlich seinen Namen auf seine Schrift gesetzt und in derselben Form eine Duplik erlassen, und zwar mit einer Auseinandersetzung gegen die „Kritiker auf katholischer Seite“ an der Spitze. Hat er sein Thema bewiesen, so hat er eben eine umstrittene Frage als historische Thatsache erhärtet; werden ihm Irrthümer in Benützung seines Beweismaterials nachgewiesen, so hat er die Verantwortung allein zu tragen, und dazu ist Majunke Manns genug. Darum ist das oben berührte Generalisiren unberechtigt und unredlich.

Weit bedenklicher, als dieses Vorgehen eines anonymen Zeitungscorrespondenten ist die Kampfesweise des Dr. Th. Kolde, Professors der historischen Theologie in Erlangen, welcher gegen Majunke schrieb: „Luthers Selbstmord. Eine Geschichtslüge P. Majunkes“ (Erlangen und Leipzig 1890, 3. Aufl.), mit welchem Autor wir uns etwas eingehender zu beschäftigen haben. Majunke selbst findet,[1]) daß „schon der Titel zum Mindesten eine Ungeschicklichkeit verrathe“. Das ist sehr milde geurtheilt. Eine Behauptung, welche 1593 in Druck gelegt wurde, kann man nicht ohne Weiteres im Jahre 1890 dem Dr. Majunke auf Rechnung schreiben. Wenn jene Behauptung bereits vor längerer Zeit sicher und klar als „Geschichtslüge“ nachgewiesen worden wäre, dann hätte man etwa von einer durch Majunke „reproducirten Geschichtslüge“

---

1) „Die historische Kritik über Luthers Lebensende. Von Paul Majunke.“ Mainz, Kupferberg. S. 37, Note.

reden können; aber die Fassung des Titels, welche Dr. Kolde gewählt hat, entspricht wohl kaum der historischen Akribie, welche man von einem Professor der historischen Theologie fordern darf.

Wir wollen nicht besonders betonen, daß Kolde in der Vorrede „von den römischen Geschichtslügen“ spricht, obschon er es im Context nur mit einer einzigen Behauptung zu thun hat. Auffallender ist, daß er u. A. als Motiv für die Abfassung seiner Schrift bezeichnet, daß „Majunkes Schmähschrift, wie in Bamberg, sogar schon in den Arbeiterkreisen gefunden wird“. Nun, eine öffentlich angezeigte Schrift kann Jeder, der sich um dieselbe interessirt, kaufen. Demgegenüber wollen wir aber daran erinnern, daß bei dem vor einigen Jahren gefeierten Luther-Jubiläum zahllose Festschriften in protestantischen, wohl auch in confessionell gemischten Schulen officiell und gratis ausgetheilt worden sind, und Herr Kolde wird es uns zu gute halten, wenn wir der Ansicht sind, daß auch die zahmste Luther-Biographie Schmähungen gegen die katholische Kirche in Menge enthält.

Charakteristisch ist der Satz: „Es mag schlimm sein, daß die Schandlitteratur des 16. und 17. Jahrhunderts von den Römern wieder ausgegraben wird und man sich ernsthaft damit beschäftigen muß.“ Die „Römer“ werden doch nicht ihre eigene „Schandlitteratur“ wieder ausgraben. Also ist damit wohl Janssen gemeint, welcher die Belege für seine historischen Ausführungen durchgehends protestantischen Autoren entnimmt. Janssen wird erfreut sein, zu vernehmen, daß ein Professor der protestantischen historischen Theologie im Urtheil über die Qualität der von ihm benützten protestantischen Quellen so rückhaltlos mit ihm übereinstimmt.

Der citirte Satz macht uns übrigens auf eine eigenthümliche Erscheinung in Kolde's Schrift aufmerksam, daß er nämlich äußerst selten von „Katholiken und katholisch“, t immer nur von „Römern und römisch“ spricht. Herrn Prof. Kolde geht es offenbar gewaltig contre cœur, uns

das Epitheton „Katholiken“ zu geben. Wie es scheint, gibt er sich besondere Mühe, in seiner kirchengeschichtlichen Terminologie sich an dem bekannten Wort des hl. Augustinus[1]) vorbeizudrücken: „Wir müssen festhalten an der christlichen Religion und an der Gemeinschaft mit jener Kirche, die da katholisch ist und die katholische genannt wird, nicht blos von den Ihrigen, sondern auch von allen ihren Feinden. Denn selbst die Häretiker und Anhänger von Spaltungen nennen dieselbe, wenn sie nicht mit den Ihrigen, sondern mit Auswärtigen sprechen, ob sie wollen oder nicht, die katholische. Sie würden ja gar nicht verstanden werden, wofern sie dieselbe nicht mit dem Namen bezeichneten, womit sie von der ganzen Welt benannt wird.“

Warum nun nicht von Herrn Kolde? Ist ihm die Erklärung des Optatus von Mileve in seiner Schrift gegen Parmenio: „Die (römische) Kirche wird eben deshalb die katholische genannt, weil sie allenthalben verbreitet ist“ — so besonders Angst erregend? Es ist nicht blos ein Ehrentitel, sondern eines der vier Merkmale der wahren, von Christus gestifteten Kirche, daß sie katholisch, allgemein, sei. Selbst die schismatischen Griechen behaupteten, dieses Merkmal noch zu besitzen; und zum Unterschied von ihnen, die längst in Landeskirchen sich getheilt haben, nennen wir unsere Kirche mit Stolz und Nachdruck „römisch-katholisch“: katholisch, weil sie ihrer Aufgabe nach die Heilsanstalt ist für alle Zeiten, und weil nur die Grenzen der Erde die Peripherie ihrer räumlichen Ausdehnung sein sollen; römisch-katholisch, weil ihr Centrum Rom ist, der Sitz des Nachfolgers des hl. Petrus, der Sitz des unfehlbaren Lehrers der Kirche. Das Prädikat „katholisch“ lassen wir uns von Kolde nicht wegdisputiren; denn es ist älter als der Beisatz „römisch“. Wie werthvoll es erscheint, das zeigen, wie bemerkt, die Griechen; Guerike spricht in seiner Kirchen-

1) De vera religione c. 7. n. 12.

geschichte sogar von einer protestantisch- oder evangelisch-katholischen Kirche; dazu kommen in neuerer Zeit die Deutschkatholiken, die Altkatholiken und die christkatholische Kirche in der Schweiz, wie sich die dortigen Gegner des Vatikanums zu nennen belieben — alles ein lächerlicher Widerspruch zu dem Begriff der zeitlichen und räumlichen Katholicität. Wir aber brauchen für unsere Kirche keine nähere Determination. Uns genügt das Wort des hl. Pacianus: Christianus mihi nomen, Catholicus cognomen.[1]) Aber die Art und Weise, wie Kolde dieses Prädikat ignorirt und andere substituirt, ist eine Mißachtung und eine beabsichtigte Beleidigung.

Wir begreifen, daß es bei Betrachtung der trostlosen Zerfahrenheit der protestantischen Confession, die sich in zahllose ecclesiolas auflöst, und wo nach dem Princip der freien Schriftforschung schließlich jeder einzelne Centrum und Peripherie seines Kirchenwesens ist, einem protestantischen Theologen schwer fällt, bei einer andern Glaubensgenossenschaft das anzuerkennen, was er an der eigenen vermißt; und wir nehmen gerne an, daß er es schmerzlich vermißt. Aber ein ehrlicher Mann wird es doch thun, und besonders ein Professor der historischen Theologie wird selbst in der Polemik eine Religionsgenossenschaft, welche 200 Millionen Mitglieder zählt, mit dem Namen nennen müssen, welchen sie historisch seit vielen hundert Jahren führt.

Fügen wir noch etwas Weiteres bei. Wir wissen nicht, was für ein Landsmann Herr Kolde ist. Jedenfalls ist er Professor an der k. bayerischen Universität Erlangen. Als solcher hat er den Eid auf die bayerische Verfassung abgelegt und folglich dieselbe gewiß auch gelesen. Dann muß er aber wissen, daß dieselbe keine „Römer, Römlinge, Papisten", sondern eine „katholische Kirche" kennt und

1) So zu lesen auf jedem Umschlag der Zeitschrift „Katholik".

nennt.[1]) Und der Rector Magnificentissimus der Universität Erlangen, welcher zugleich bayerischer Landesherr ist, und als solcher sogar Summus episcopus der protestantischen Landeskirche, nennt sich Katholik, nicht aber „Römer, Römling, Papist", wie Herr Kolde statt des ihm so unbequemen Wortes „katholisch" substituirt. Wenn derselbe Vorstehendes zu Gesicht bekommt — vielleicht hat die Verlagshandlung die Aufmerksamkeit, dieses Heft ihm zuzusenden — so wird er das wohl eine „freundliche Denunciation" nennen, wie er Aehnliches gegenüber dem Domcapitular Röhm äußerte. (Siehe Kolde p. 7, Note 3.) Schadet aber nichts. Da der Herr keinen kirchlichen und wissenschaftlichen Anstand kennt, so wird vielleicht die Erinnerung an das Subordinationsverhältniß ihm für die Zukunft einige Rücksicht auferlegen.

Es wäre sehr zu verwundern, wenn die 45 Seiten starke Schrift Kolde's nicht einen kleinen Seitenhieb auf die Jesuiten enthielte. Ich blättere sie noch einmal durch, und richtig finde ich auf Seite 8: „Luther muß sich in jesuitischer Weise ausgelassen haben." Und gleich daneben: „So etwas — nämlich daß Majunke sich möglicherweise darauf hinausreden werde, daß er nur von Luther's ‚Meinung', nicht von Luther's ‚Worten' rede — war bisher in Deutschland nicht üblich. Sollte man auf dem collegium germanicum, wo sich Majunke seinen Doktorhut geholt hat, Derartiges lehren?" Die armen Jesuiten! sollen sie sogar für das verantwortlich sein, auf was „vielleicht" Majunke „sich hinausreden wollte?" Uebrigens können wir Herrn Dr. Kolde versichern, daß Majunke nicht Zögling des collegium germanicum war; jedenfalls sollte er aber wissen, daß das collegium germanicum nur ein Studienseminar ist, nicht aber eine Hochschule, welche akademische Grade verleiht.

Natürlich darf auch der Papst nicht fehlen. Seite 8:

---

1) Aber auch keine „evangelische", wie Dr. Kolde fast durchgehends schreibt, sondern eine „protestantische".

Jedenfalls darf man gespannt sein, ob der Papst auch diese Ehrung, wie die berüchtigten ‚Geschichtslügen', an denen Majunke einen hervorragenden Antheil haben soll, mit seinem Segen begleiten wird.“

Doch nun genug. Wir wiederholen, wir haben es nur mit der Form, nicht mit dem kritischen Inhalt der Schrift Kolde's zu thun, insofern wir kein Urtheil über die Haltbarkeit der Beweisführung Majunke's fällen. Aber diese Form ist nicht die der vornehmen Ruhe und der wissenschaftlichen Noblesse, welche man von einem akademischen Lehrer erwarten darf.[1] Man wird es uns wohl auch nicht als unmenschlichen Argwohn anrechnen, wenn wir annehmen, daß Herr Dr. Kolde in ähnlichem Tone auf dem Katheder spricht, wie er schreibt. Noch mehr: die auf protestantischen Generalsynoden besprochenen Themata,[2] die Broschüren des „Evangelischen Bundes“, die Reden Stöckers ꝛc. — Alles athmet „Kampf gegen Rom“, und zwar meistens nicht in

---

1) Auch das historische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft schreibt (Heft 2, S. 375), nachdem es Majunke's Beweismaterial für unzulänglich erklärt: „Leider hat Kolde in seinen Ausführungen einen Ton confessioneller Verbitterung gegen die ‚römische Geschichtsschreibung' der jungkatholischen Schule unter Janssens Führerschaft' angeschlagen, dabei die stilistische Form mehrfach so sehr vernachläßigt, daß seine Schrift den Anspruch, als eine würdige wissenschaftliche Leistung zu gelten, dadurch verliert.“

2) Man vergleiche z. B. folgende Resolution der jüngst in Nürnberg versammelten „Pastoralconferenz evangelisch-lutherischer Geistlicher Bayerns“: Dieselbe „erkennt an, wie wohlberechtigt die Bestrebungen des Evangelischen Bundes Rom gegenüber sind, muß jedoch den wirklichen Eintritt in denselben den einzelnen Gliedern anheimgeben; dabei ist sie der festen Ueberzeugung, daß alle treuen Glieder unserer Kirche nicht bloß die Gefahren von Seiten Roms gerade in der Gegenwart erkennen, sondern auch mit vereinten Kräften in ganzem und vollem Ernst demselben zu begegnen wissen werden.“

ruhigem, maßvollem, sondern in aufgeregtem und aufre
Ton. Und nun denke man sich die Wirkung, wel
„Geistesnahrung", in solcher Form dargeboten, auf
20 bis 23jährige protestantische Theologie-Candidate
wird! Das gibt dann wohl „Rufer im Streit", nic
Seelsorger, Lehrer, die nicht das den christlichen Confe
Gemeinsame pflegen, um es im Kampf gegen den Un
zu verwerthen, sondern die, wie Luther selbst, das
ihrer Confession in den Kampf gegen Rom und den
setzen, während sie blind sind gegen den Subjektiv
Rationalismus und Indifferentismus, der im Scho
eigenen Glaubensgenossenschaft sich breit macht. V
Pastores!

IV.

Zeitläufe.

Rückblicke auf die neuesten Vorgänge in Ba

Den 24. Juni

Wollte Gott, es wäre wieder einmal eine ang
Aufgabe, über die bayerischen Dinge sich öffentlich zu ä
Aber seyn muß es doch, nachdem alle Zeitungen davon
und insbesondere die liberalen Stimmführer mit w
dem Vergnügen in die Hände klatschen. Wenn ein B
aus der letzten Zeit der auswärtigen Presse sogar de
ruf in den Mund gelegt hat: „So etwas sei nur in
möglich!"[1]) so läßt sich dieß zwar nicht widerlegen, wo
läßt sich der Zusammenhang erklären.

1) „Die Katholikentage in Bayern" ꝛc., Ba
Seite 624 ff.

Diese „Blätter“ haben am 12. Oktober 1889 eine Be-
-tung über die damaligen Vorgänge in Bayern mit
-Worten geschlossen: „Sie bedeuten unzweifelhaft einen
-nister in Verlegenheit. Er wollte nach der schrecklichen
-astrophe im Starnberger See der Regentschaft rathend
-helfend zur Seite stehen bleiben; und das war nicht
-als billig und recht, hat sich ihm auch reichlich ge-
-t. Aber ein staatsmännischer Blick mußte den Moment
-aussehen lassen, wo er die Regentschaft selber in die
-erlegenheit verwickeln würde. Es wäre auch klug gewesen,
-nicht zur Wiedererweckung anstößiger Erinnerungen aus
-en Schreckenstagen kommen zu lassen. In beiden Be-
-ungen hätte sich der rechtzeitige Rücktritt als ein Akt
-herziger Schonung gegenüber der Regentschaft empfohlen,
-es wäre als ein Opfer für den ehrlichen Frieden im Lande
-weiten Kreisen anerkannt worden.“

Der Minister hat ausgeharrt und erst seine Entlassung
-eten, als er ein todtkranker Mann war; und er hat sie
-ter dem 31. Mai erhalten „einzig und allein“ aus diesem
-unde, wie es in dem allerhöchsten Handschreiben heißt.
-rigens muß doch schon seit längerer Zeit Alles für den
-ll vorbereitet gewesen seyn; denn kaum war das Ent-
-ungsgesuch, am Tage nach der Rückkehr des Prinz-
-genten von der Wiener Reise, eingelaufen, so war über
-cht das Ministerium ohne Herrn von Lutz vervollständigt
-neu gebildet. In der Sitzung vom 21. März d. Js.
-der Minister Freiherr von Crailsheim, der seit dessen
-ankung vier Monate hindurch bei den Placetdebatten
-Landtags mit bewunderungswerther Ausdauer als Stell-
-treter im Cultusministerium fungirte, in der zweiten Kammer
-irt: Freiherr von Lutz werde sich nicht drängen lassen,
-n Abschied zu nehmen; würde er durch seinen Rücktritt
-Frieden im Lande herbeiführen können, so würde er
-gen sein Portefeuille niederlegen, aber er würde dadurch
-ur ein wichtiges Princip opfern, „sondern auch erst recht

den Unfrieden im Lande nähren." Es muß sich nun zeigen, ob der Minister sich nicht doch überschätzt hat.

Uebrigens scheint die Stellung des Herrn von Lutz damals schon nicht so fest gewesen zu seyn, wie allgemein angenommen wurde. Bei der Person des Regenten allerdings; aber auch in München, wie seinerzeit in Berlin, gab es, allem Anscheine nach, „Gegen-" und „Unterströmungen" hinter dem Rücken des „dauerhaften" Ministers. Es wird ein eigenthümlicher Beleg dafür angeführt, und wenn das auf Wahrheit beruht, so gereicht es dem Takte des abgetretenen Staatsmannes zur Ehre. Er soll nämlich die Veröffentlichung der beiden allerhöchsten Handschreiben, desjenigen vom 15. April 1889 wegen Zustimmung zu der ministeriellen Beantwortung des bischöflichen Memorandums und des jüngsten vom 17. Mai wegen Beseitigung der katholischen Generalversammlung in München, beidemal nicht nur nicht veranlaßt, sondern entschieden mißbilligt haben. Er hätte hienach schon die erstere Veröffentlichung für „constitutionell nicht unbedenklich" gehalten; bezüglich der letzteren, durch öffentlichen Polizeibericht erfolgten, Bekanntmachung waren auch andere Leute derselben Meinung, und soll der Ministerpräsident überhaupt erst durch die Zeitungen von der Existenz des Handschreibens erfahren haben.

Die Veröffentlichung desselben durch den Polizei- Präsidenten geschah selbstverständlich im Einverständniß mi der Geheimkanzlei der Regentschaft, einer Einrichtung, di man früher als „Kabinetssekretariat" bedauert hat, die abe jetzt sogar eine militärische Spitze hat. In der Sitzung de Abgeordnetenkammer vom 26. Juni 1886 bemerkte Her von Lutz in Vertheidigung seines Verfahrens gegen den un glücklichen König Ludwig: „Was den persönlichen Verkeh (der Minister mit dem Monarchen) angeht, so ist die Ein richtung des Kabinetssekretariats keine ideale, und ich sprech die Hoffnung aus, daß sie zu einer historischen gehör (Bravo!)" Leider war das Gegentheil der Fall. Son

hätte schon die Veröffentlichung des Handschreibens vom 15. April v. Js., welche die nothwendige Folge hatte, den Regenten selbst in alle die persönlichen Verbitterungen hineinzuziehen,[1]) ohne Wissen des Ministeriums und seines Präsidenten nicht stattfinden können. Aber letzterer hatte doch selbst mit einem solchen Zwischenbureau lange Jahre hindurch die Geschäfte seiner Diktatur gemacht, bis es in der neuen Ausgestaltung endlich seine eigenen Wege kreuzte.

Sein Nachfolger ist nun eben der Herr Polizeipräsident geworden, der bis dahin den größten Einfluß in der Geheimkanzlei gehabt haben soll. Ist das wahr, so wird er sich am besten gegen die Erfahrungen seines Vorgängers zu sichern wissen. Als gewichtigste „Mittelsperson" aller der Unterströmungen wird ferner ein Herr genannt, den die Zeitungen zugleich als „Beichtvater des Prinz-Regenten" bezeichneten. Daß er das sei, konnte die Welt natürlich nur von ihm selbst wissen, und es stund Jedermann frei, an einen Herrn zu denken, der in der That schon aus Anlaß seiner Berichte von der ersten Besuchsreise des Hofes nach Berlin als „Seelsorger Seiner Königlichen Hoheit" sich zu erkennen gegeben hat. Eine solche Mission war in Bayern bis dahin strengstens Vertrauenssache, niemals mit staatlicher Beamtung oder überhaupt öffentlich rechtlicher Stellung verbunden, und am wenigsten hätte man sich dieselbe in Verbindung mit einem Brutnest geheimer Zwischenträgereien und Hintertreppenpolitik denken können.

Uebrigens hat der abgetretene Minister selber die Saat ausgestreut; auch er hatte geheime Vertrauensmänner zu Diensten, und gerade auch vom geistlichen Stande. Daß der neue Minister für ein Portefeuille ausersehen war, ist längst kein Geheimniß gewesen, aber die Ernennung für den Cultus war eine Ueberraschung. Es ist gut so; denn er steht nun selber im Brennpunkte aller der leidigen Wirrnisse und

1) Vergl. oben angeführte Abhandlung S. 626.

Treibereien. Wenn es wahr ist, daß er, im Gegensatz zu dem damals maßgebenden Minister, noch vor einigen Monaten die Errichtung eines königlichen Hausministeriums betrieben habe,[1]) so wäre das ein Beweis, daß er überhaupt die alte Verfassung des Hofes für reformbedürftig hält, was allerdings schon durch die thatsächliche Erledigung des Thrones nahe gelegt ist. Man darf überhaupt begierig seyn, den neuen Minister an der Arbeit zu sehen. Jedenfalls hat er Eines für sich: er ist nicht mit einer gehässigen Vergangenheit belastet, wie sein Vorgänger mit einer solchen zu kämpfen hatte bis an's Ende.

Es war doch ein tragisches Schauspiel, wie Herr von Lutz bei den langen Verhandlungen in beiden Kammern des Landtags über die kirchlichen Beschwerden diesen Kampf führte, bis ihn die Erkrankung wie eine Erlösung überfiel und dann sein College vom Auswärtigen in die Lücke treten mußte. Der kühne Angreifer von ehedem war in die Vertheidigung zurückgedrängt, nicht nur gegen den tapfern Ansturm des Centrums mit seinen paar Stimmen Mehrheit, sondern geradezu gegen sich selber. Seit 1871 hatte er bei jeder Gelegenheit die Lehre von der Infallibilität als „staatsgefährlich“ erklärt und zu erweisen gesucht. In der Sitzung vom 8. November v. Js. hatte er sich zwar bereits auf das „Generalepiskopat, das im Vatikanum auch Anerkennung gefunden habe“, und wonach der Papst z. B. über alles Kirchenvermögen verfügen könnte, zurückgezogen; aber er fügte doch noch bei: „Ich drücke das, was ich hier im Sinne habe, damit aus, daß die Regierungen das Vatikanum als staatsgefährlich erklärt haben, und noch auf diesem Standpunkt stehen“. In der Sitzung vom 21. März d. Js. aber wurde von Seite der Rechten constatirt: „erst ganz kürzlich habe der Hr. Minister von Crailsheim die Güte gehabt, im Finanz

1) Münchener Correspondenz der Berliner „Germania“ vom 5. Juni 1890.

...schusse zu erklären, daß diese Auslassung des Herrn ...Lutz nicht so streng gemeint gewesen sei, daß ihm dieselbe ...nur so — entschlüpft sei".

Praktisch hat sich der ganze Streit um das Placet in ...Altkatholikenfrage ausgedrückt, und hier hat Herr von ...tz endlich einen Ausweg gesucht und gefunden, über den ...hellauf lachen könnte, wenn die Sache nicht so bitter ...wäre. Er beschloß, die Altkatholiken preiszugeben, aber ...wegen ihrer Auflehnung gegen den Concilsbeschluß, ...dern weil sie auch in anderen Lehren und Einrichtungen ...von der katholischen Kirche getrennt hätten. Es scheint ..., daß der Minister, der übrigens diesen Ausweg schon ...Schlusse seiner Rede vom 6. Novbr. v. Js. angedeutet ...te, sich dabei eine Aeußerung des Prinzen Ludwig im ...schuß der Reichsrathskammer zu Nutzen zu machen suchte. ...k. Hoheit, die überhaupt bei den ganzen Verhandlungen ...zum Ende eine offene Stellung eingenommen hat, für ...che Kammer und Land unserem künftigen König nicht ...ug dankbar seyn konnten, hat nämlich am 6. Februar ...klärt: die Altkatholiken gehörten der Kirche nicht an, weil ...Lehren der Kirche, nämlich das Vatikanum, nicht ange...nommen hätten; außerdem hätten sie auch noch andere ...hren verworfen und sich eine eigene Hierarchie gegeben. ...teres wußte zwar Jedermann schon lange, und Herr von ...tz am allerbesten; aber er that, als wäre ihm dieß ganz ...u und müßte er darüber erst von kirchlicher Autorität ...lehrt werden. Die diplomatischen Schritte, welche zu ...sem Ziele führten, sind nicht völlig entschleiert, aber ...plötzlich lief eine Eingabe des Capitular-Vikars der Erz...diöcese, scheinbar ohne die höhere Veranlassung, ein, worin ...nachgewiesen war, daß die Altkatholiken das Vatikanum, aber ...auch andere Lehren und Einrichtungen der Kirche verworfen ...ten. Jetzt war der Minister der Sache sicher, und er ...klärte unter dem 15. März, daß „schon die Läugnung ...Dogma's von der unbefleckten Empfängniß" (welches

übrigens in Bayern auch nicht ausdrücklich placetirt i
„allein Seitens der Altkatholiken für einen vollständig au
reichenden Grund zu erachten sei, die deshalb von der Kir
verfügte Ausschließung derselben auch für das staatliche G
biet als wirksam anzuerkennen.“

Es liegt in der eigenthümlichen Pedanterie des Mann
daß er diese Anerkennung zunächst auf die Erzdiöcese Münch
beschränkte und auf die Diöcesen, welche sich der gedacht
Vorstellung noch anschließen würden. Zwei bayerische Bisch
thaten dieß aber nicht, und so ergibt sich die wunderli
Folge, daß die Sektirer in ihren Diöcesen vor den Aug
des Staats Katholiken, in den anderen eine Privatgesellsch
sind. Auch würde die Frage wieder aufleben, wenn
nächste beste Kaplan erklärte: ich glaube Alles, einschließl
der Immaculata, aber ich verwerfe das Vatikanum. Me
würdig ist es auch, wie sicher der Minister seiner A
katholiken war; er glaubte nicht besorgen zu sollen, daß
oder dort einer ihrer Conventikel erklären könnte: auch
verwerfen nur das Vatikanum, glauben aber sonst Alles, e
schließlich des Dogmas von 1854. Es meldete sich wirk
kein solcher Schwerenöther. Daß die Befriedigung ü
eine solche Lösung weder in der Kammer, noch beim heili
Stuhl eine „vollkommene“ war, ist klar. Aber der Mini
konnte sagen, daß er das schreiendste Aergerniß aus d
Wege geräumt, und dabei doch nicht nur seine liber
juristische Seele, sondern auch „die Krone mit ungeschmäler
Prärogativen für den Nachfolger“ gerettet habe.

Die Liberalen wurmte es allerdings, den Minister sei
ergebenen Freunden den Stuhl also vor die Thür gesetz
sehen, und die Altkatholiken selbst klagen mit Recht, daß
gerade im Vertrauen auf ihn und die Autorität
bayerischen Regierung ihre Stellung eingenommen hal
Aber haben sie alle ihn auch nur selber für einen Ma
von Charakter gehalten? Sie hatten ihm ja schon vor e
Jahren eine „vergoldete Ehrenschauckel“ zugedacht. Er

stand es stets, den Mantel nach dem Wind zu hängen, nur so konnte er sich auch, trotz der schwersten über Bayern hereingebrochenen Krisen, über zwanzig Jahre in seiner Stellung und bei deren materiellen Ergebnissen erhalten.

In der Altkatholikenfrage war er ohne Zweifel durch den verstorbenen König weiter vorgeschoben worden, als ihm selber lieb war, im Uebrigen leuchtete sein Leitstern, seit dem Unglücklichen auf dem Throne sein Sedan aufgedrungen war, aus Berlin. Es sollen hier nicht noch einmal die königlichen Briefe an Döllinger von 1870 und 71 angeführt werden;[1]) man kann daraus entnehmen, welche Gesinnung gegen die Kirche vom Throne aus der Regierung eingeflößt werden wollte. Es ist in den Sitzungen der zweiten Kammer vom 6. bis 8. November mehrfach von einem Gutachten des Ministers vom Frühjahre 1871 die Rede gewesen, welches sich auf die Gründung einer „deutschen Nationalkirche" im Zusammenhange mit der altkatholischen Bewegung bezogen, und das den Gedanken einer Nationalkirche als nach Umständen allerdings „eines ernsten Strebens und kräftiger Unterstützung würdig" erklärt habe. Der Minister, sehr verstimmt über das Bekanntwerden des vertraulichen Aktenstücks,[2]) erklärte unter Anderm: „Als die Bewegung zuerst in Fluß kam, hat sich selbstverständlich auch das bayerische Ministerium mit der Sache befaßt, es wurde nachdrücklich genug dazu genöthigt." Von wem der Gedanke ausging und wer allein die „Nöthigung" zu üben vermochte, kann nicht zweifelhaft seyn.

Die anfängliche kluge Vorsicht des Ministers, die auch in der Kammer anerkannt wurde, entwickelte sich indeß bald zu scharfem Eingreifen, und zu diesen Maßregelungen gehörte auch der Vollzug des Jesuitengesetzes vom 4. Juli 1872.

1) „Die Katholiken-Tage in Bayern" a. a. O. S. 633.
2) In Bering's „Archiv". 1878. S. 90.

In Bayern konnte das Reichsgesetz nur die Redemptoriste als angeblich den Jesuiten verwandten Orden treffen, un gemäß Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 20. Mai 187 wurden sie ausgewiesen. Die Bitte der bischöflichen Denk schrift vom 14. Juni 1888 um Rückgängigmachung dieser Maßregel war vom Minister kurzweg abgewiesen: „es bestehe dermalen keine Aussicht auf Abänderung des Bundesraths-Beschlusses.“ Nachdem indeß durch den Reichsrath Grafen Conrad Preysing der Prinz-Regent selbst für die Frage interessirt war, lief die Verhandlung beim Landtag ziemlich glatt ab, und versprach das Ministerium, sich beim Bundes rath unter dem Nachweis zu verwenden, daß eine Verwandt schaft beider Orden irrthümlich angenommen worden se Aber warum hat denn Herr von Lutz im Bundesrath, a statt, wie er behauptet, sich majorisiren zu lassen, nicht d Incompetenz der Reichsgesetzgebung geltend gemacht? I Religionssachen hat das Reich verfassungsmäßig in Bayer nichts zu befehlen, und trotz aller Schwärmerei für die „B wegung“ hätte der König sich gewiß auf's hohe Roß geset wenn der Minister die eigene Liebedienerei für's Reich b seite zu schieben gewagt und ihm die Einwendung der Co petenz vorgeschlagen hätte.

Trotz aller Vorbehalte und der Halbheit der ministeriell Zugeständnisse war nun doch, wie seinerzeit durch die cultu kampfmüde preußische Regierung, ein „Zugang zum Frieden um das treffende Wort Sr. Heiligkeit zu gebrauchen, öffnet. Da trat, ehe noch der Landtag auseinandergegang war und zu Jedermanns Ueberraschung, ein Ereigniß ei das alle alten Bitterkeiten von Neuem erweckte. Es war Verhinderung der Generalversammlung der Katholiken Deuts lands, kommenden Herbst's in München zu tagen.

Auf die erste Nachricht davon glaubte man, wenigste im Auslande, es sei auch das wieder eine der Leistungen d Herrn von Lutz, und erst nachträglich habe „der Pri Regent selber für das geschlagene Ministerium das W

ergriffen".[1]) Man weiß jetzt, daß der Minister eher von dem Schritte abgerathen hätte, wenn er Kenntniß davon gehabt hätte, und daß die Form des ersten Vorgehens zu einer wahren Komödie der Irrungen führte, deren Opfer zunächst der Herr Erzbischof in den ersten Wochen seiner Amtsführung wurde. In der irrthümlichen Annahme, daß die Anmeldung der Versammlung bei dem Diöcesanbischofe nicht bloß eine Anstandspflicht sei, sondern die Wahl des Orts statutenmäßig von seiner Genehmigung abhänge, war ihm nämlich die Hintertreibung aufgetragen, aber Alles bloß mündlich oder durch Zwischenträger.

Darauf bezieht sich die Stelle in der Erklärung des Fürsten Löwenstein, die er unter dem 19. Mai in der Eigenschaft als ständiger Commissär der Generalversammlung veröffentlichte: „Ich war vom ersten Augenblicke an, da mir von dem entgegenstehenden Wunsche Sr. k. Hoheit des Prinz-Regenten eine Andeutung gemacht wurde, sofort entschlossen, auf Abhaltung der Versammlung in München Verzicht zu leisten, jedoch nur, wenn dieser allerhöchste Wunsch öffentlich ausgesprochen werden dürfe, da ich keinenfalls gesonnen war, vor der Oeffentlichkeit die Verantwortung für die mir so bedauerlich erscheinende Verlegung auf mich zu nehmen. Sr. k. Hoheit habe ich dieß in einem unterthänigen Schreiben auch seinerzeit ausgesprochen". Dieses Schreiben datirte vom 29. April; am 3. Mai erfolgte die Antwort durch den Generaladjutanten, Chef der geheimen Kanzlei. Ueber den „geradezu sackgroben" Ton[2]), in welchem dem fürstlichen Standesherrn das allerhöchste Befremden über die Behelligung Sr. k. Hoheit ausgedrückt und derselbe „zu gebührender Achtung an das schon bekannte Urtheil von nächstberufener autoritativer Seite" verwiesen wurde, bestand nur Eine Meinung. Der Herr

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 20. Mai 1890.

2) Stimmen des Auslandes s. „Kölnische Volkszeitung" vom 22. Mai 1890.

Erzbischof hatte sich indeß doch nicht veranlaßt gefunden, ein direktes Verbot auszusprechen, und erst jetzt (am 17. Mai) erfolgte das allerhöchste Handschreiben, welches ihn anwies, sich nochmals mit katholischen Männern und insbesondere mit dem Domcapitel zu besprechen, „ehe Ich weitere Maßnahmen zu der Meinen Rechten und Pflichten gemäßen Wahrung des Friedens in's Auge fasse".

Die Liberalen spendeten natürlich hellen Beifall, aber doch nur die bayerischen und selbstverständlich die Wiener Juden. Die preußischen Nationalliberalen vergönnten zwar dem Herrn Dr. Windthorst den Schabernack, andererseits aber empfing sogar das Münchener Weltblatt einen Bericht aus Berlin über die Beurtheilung in den Reichstagskreisen, welcher wesentlich anders lautete: „Das Fehlen einer Gegenzeichnung unter dem Handschreiben hat in hiesigen conservativen Kreisen, besonders im rechten Flügel derselben, entschiedene Bedenken hervorgerufen. Man sagt sich, daß, wenn die Maßregel wirklich nothwendig war, die Minister für dieselbe hätten eintreten müssen. Es sei nicht richtig, in einer Angelegenheit von so großer Tragweite die Person des Regenten zu exponiren; die Minister hätten mit offenem Visir vortreten müssen u. dergl. m. Auch die Hindeutung auf ‚weitere Maßnahmen' hat Kopfschütteln hervorgerufen. München steht nicht wie Berlin in kleinem Belagerungszustande, das Versammlungs- und Vereinsrecht ist unbehindert, und man meint, jener Münchener Katholikencongreß hätte aller Wahrscheinlichkeit nach einen Verlauf genommen, wie andere Congresse vorher: d. h. man hätte geredet und Resolutionen gefaßt, und die Welt wäre in ihren alten Bahnen weiter gewandelt. Wieder in anderen Kreisen hörten wir darauf hinweisen, daß gerade jetzt, wo München eben zwei Socialdemokraten in den Reichstag geschickt habe, das Vorgehen gegen die bayerischen Klericalen jedenfalls nicht opportun sei, der Schwerpunkt falle auch dort in die sociale Frage." Der Berichterstatter selber meint: das allgemeine Urtheil

sich dahin, die Zeiten seien nicht darnach, den Luxus innerer
Zwistigkeite in den Bundesstaaten als erlaubt erscheinen zu
lassen, und so gehe der Wunsch dahin, „daß eine Versöhnungs-
formel gefunden werde, welche die schwebenden Gegensätze
ausgleiche". [1])

Angesichts des Handschreibens hat man viel hin und
her gerathen, was es für Störungen des „von ruhig Denkenden
aller Kreise der Stadt dringend gewünschten" Friedens ge-
wesen seyn mögen, die bei Hofe befürchtet wurden. Das
Schreiben deutete auf den vorjährigen Bayerischen Katholiken-
tag: „gerade in der unmittelbaren Folge auf denselben
gewinne die beabsichtigte Versammlung einen besonderen
Charakter". Aber jener Tag war eine Protestversammlung,
und abgesehen davon, daß dieselbe im Uebrigen Niemand
beunruhigt hat, trägt die deutsche Generalversammlung einen
ganz anderen Charakter, hat auch seit 52 Jahren noch
niemals den Frieden gestört. Wenn aber das Schreiben
erwähnt: „neben derselben könnten daher auch leichter als
sonst Bewegungen Platz ergreifen, welche neue Störungen
des Friedens mit sich bringen", so muß man fragen: wen
hat da die Polizei im Verdacht gehabt, die Liberalen oder
die Socialdemokraten? Die letzteren sind die Gescheidteren;
die ersteren haben allerdings gegen die Mehrheit beim vorigen
Landtag mit Straßenlärm und dergleichen demonstrirt: aber
sollen die Katholiken es mit Entziehung ihres guten Rechtes
büßen, wenn Andere den Frieden stören?

Die Maßregel gegen die katholische Generalversammlung,
im Zusammenhang mit der wunderlichen Veranstaltung der
ganzen Aktion, hat gerade die ruhig Denkenden unter den
Katholiken am meisten aufgebracht. Die anderen waren ja
vorhin auf Alles gefaßt; unter den sogenannten „Gemäßigten"
aber sah man manchen Mann entrüstet auffahren: das sei
denn doch zu arg! Und gerade unter diesen Eindrücken,

---

[1]) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 20. Mai, A.-Bl.

die der Sache der Veranstalter nicht ungünstiger hätten seyn können, trat der Plan an's Licht, eine Spaltung der bayerischen Centrumspartei, von deren Führern „der kirchlichen und weltlichen Autorität die schuldige Ehrerbietung, sowie theilweise sogar der Gehorsam versagt worden sei", herbeizuführen und zwar durch Bildung einer „gemäßigt ultramontanen" Partei. Etwas dergleichen war offenbar schon länger im Werke. Ein bekanntes Münchener Blättchen, das sich — was mag man wohl in Berlin dazu denken? — bereits vollständig in die Rolle eines bayerischen Hof- und Staats-Berichtigers eingelebt hat,[1]) hatte den Plan noch an dem Tage vertreten, wo der Aufruf in der „Allgemeinen Zeitung" vom 31. März erschien, allerdings in der Richtung, daß eine neue, vom Reichstags-Centrum unabhängige, bayerische „Patriotenpartei" gebildet werden sollte. Als die erste Andeutung von einem Verbot der Generalversammlung in München auftauchte, hat dasselbe Blatt von solcher Kleinlichkeit nichts wissen wollen; als aber die Absicht sich bestätigte, da war es Feuer und Flamme dafür. Als nun die neue Partei sich ankündigte, da war das Blatt wieder besser unterrichtet, es commandirte ab: mißverstandene Information, nichts weiter!

Nichts ist übrigens bezeichnender für die wahre Lage der Dinge, als die Art dieser Ankündigung. Der Aufruf

---

1) Es war allerdings ein bedeutsames Zusammentreffen, daß gerade um diese Zeit eine den Herausgeber betreffende Neuigkeit bekannt wurde. Als Ihre Majestät die Königin-Mutter durch den Tod von ihrem Marterleben erlöst war, hatte derselbe über sie, „die Preußin", einen empörenden Artikel veröffentlicht. Das Gericht erkannte auf „groben Unfug", und der Verfasser wurde durch alle Instanzen zu einer Geldstrafe und in die Kosten verurtheilt, auf Ansuchen aber vollständig begnadigt. Merkwürdiger Weise wurde die Thatsache sowohl in den Polizeiberichten, als in dem sonst sehr pünktlichen Hofbericht der „Allgemeinen Zeitung" verschwiegen. Vgl. „Augsburger Postzeitung vom 4. Juni.

n anonym und erbat unter Zusicherung „strengster
tionswahrung" schriftliche Beitrittserklärung unter Cou-
und mit der Aufschrift „Autorität" bei den Expeditionen
etreffenden Zeitungen. Die Heimlichkeit wurde mit der
ussicht begründet, daß „eine gewisse Presse jeden Theil-
r derartiger Bestrebungen, wie gewohnt, persönlich
glimpfen werde, weshalb beschlossen worden sei, die
gste Diskretion hinsichtlich der Angehörigen der Ver-
ung zu wahren." Als aber die öffentliche Meinung
ige Versteckensspiel sich denn doch nicht gefallen lassen
, zumal ein hervorragendes Mitglied des bayerischen
s fälschlich verdächtigt worden war, und Namensnennung
dert wurde, da fuhr dem namenlosen Comité der
k in die Glieder. Es scheint sich aufgelöst zu haben;
erren werden wissen: warum? Auf das erste Gerücht
der neuen Parteibildung hatte man sich in liberalen
en vergnügt die Hände gerieben; die Freude dauerte
lange, schon am 2. Juni schrieb das Berliner Haupt-
n: „Der Aufruf zur Begründung einer neuen Partei ist
erschienen; er lautet aber derart, daß man das Ganze
he für einen Witz der Klerikalen halten könnte." [1])
Was nun weiter folgen soll, bleibt abzuwarten. Es ist
peinlich genug, zumal in so finster drohenden Zeiten,
mit solchen Verwickelungen beschäftigen zu müssen, deren
rung immer wieder auf Persönlichkeiten hinausläuft,
lles wagen dürfen und Nichts zu verantworten haben.
wir leben nun einmal wie in einer Familie, deren ein-
Glieder nicht müde werden, sich gegenseitig den voraus-
chen Concurs vorzuwerfen. Gott bessere es!

Aus der „Nationalzeitung" in der Berliner „Germania" vom
. Juni 1890.

V.

Zur Kirchen- und Culturgeschichte Bayerns.

In der Profangeschichte stand früher die Darstellung des äußeren Ganges der Ereignisse im Vordergrunde. Die Geschichte der Fürsten, der Schlachten, der Friedensschlüsse, höchstens noch des Verfassungslebens bot den Stoff für die Historiker. Die Gegenwart dagegen wendet sich mit Vorliebe der Culturgeschichte, dem inneren Leben der Völker zu. Ganz ähnlich ist der Gang der Forschung bei der Kirchengeschichte. Die Forscher lehnten sich an das Leben der Päpste an oder boten eine Darstellung der Glaubensstreitigkeiten, der Ketzereien und Spaltungen. Aber auch auf dem Gebiete der Kirchengeschichte tritt heute die Darstellung der inneren Entwickelung immer mehr in den Vordergrund. Zu den interessantesten Erscheinungen auf diesem Gebiete zählt unzweifelhaft die „Geschichte der kirchlichen Liturgie des Bisthums Augsburg von F. A. Hoeynk", Pfarrer in Kleinerdlingen.[1])

Der Verfasser untersucht zuerst die Elemente der Augsburgischen Liturgie. Er findet in derselben Spuren des Ambrosianischen Ritus und vertritt deshalb die Ansicht, daß die älteste Liturgie in Augsburg die ambrosianische gewesen sei. Dagegen weist er die bisher geltende Ansicht zurück, als ob die alte

1) Geschichte der kirchlichen Liturgie des Bisthums Augsburg. Mit Beilagen: monumenta liturgiae augustanae. Von F. A. Hoeynk. Augsburg 1889. Literar. Institut von Dr. M. Huttler (Michael Seitz). 438 S.

…ische Liturgie jemals im Augsburger Bisthum acceptirt …n sei, vielmehr erbringt Hoeynk den Beweis, daß aus …n durch fränkische Vermittlung der gelasianische Ritus …ihrt wurde, wovon gleichfalls noch Spuren sich erhalten … Seit Pipin und Karl dem Großen wurde in Ueber…nstimmung mit Papst Hadrian im karolingischen Reiche die …sche Liturgie eingeführt, um seitdem allein maßgebend zu … Nur Mailand hat seine eigenthümliche Liturgie sich …lten.

…Weil in der mittelalterlichen Liturgie Augsburgs noch …liche ambrosianische Texte vorkommen, schließt Hoeynk, … nicht blos die älteste Liturgie in Augsburg die mailändische …esen sei, sondern auch daß Augsburg ursprünglich zum …ropolitanverbande Mailand's gehört habe. Die erstere …nahme wird man zugeben können, ohne indeß die Thatsache …bezweifeln, daß im 6. Jahrhundert Augsburg zur Metropole …uileja gehörte. Es geht nicht an, ein so klares und be…mmtes Zeugniß, wie es in diesem Schreiben der auf einer …node in Aquileja im Jahre 591 versammelten Bischöfe an … Kaiser Mauritius enthalten ist, abzuweisen. Die Synode …lagte sich,[1]) daß Bischöfe Galliens in drei Kirchen des …opolitanischen Verbands von Aquileja, in Seekirchen-Salz…, Tiburnia und Augsburg Oberhirten eingesetzt haben. … baten den Kaiser Mauritius um Schutz zur Aufrecht…haltung des Metropolitansprengels Aquileja gegenüber den …griffen der fränkisch-gallischen Kirche. Hoeynk stellt die …ntität der ecclesia Augustana mit Augsburg in Abrede … will nach Friedrich's Hypothese in der ecclesia …gustana Lorch erblicken. Zumpt wollte nämlich eine …nia Augusta Laureacensis entdeckt haben, worauf Friedrich … die Hypothese[2]) stützte, die ecclesia augustana sei nichts

[1]) … in tribus ecclesiis nostri concilii: Beconiensi, Tiburniensi et Augustana Galliarum episcopi constituerant sacerdotes; et nisi tunc divae memoriae Justiniani Principis jussione …motio partium nostrarum remota fuisset, pro nostris iniquitatibus paene omnes ecclesias, ad Aquilejensem Synodum pertinentes, Galliarum episcopi Sacerdotes pervaserant.

[2]) Das wahre Zeitalter des hl. Rupert, S. 11 ff.

anderes als Lorch. Allein die Lesart Zumpt's war eine irri
Er las Laureacensis statt Taurinensis (Turin) und damit f
auch die Friedrich'sche Hypothese. Lorch war keine Colonie
Augustus. Hätte Friedrich das Synodalschreiben von Aqui
sich etwas genauer angesehen, so hätte er im Schreiben se
einen unzweifelhaften Beleg für die Lage der ecclesia august
gefunden. Die Bischöfe constatiren nämlich, daß Bischöf
welche zu Aquileja gehören, den Grenzen des fränkisch-gallis
Reiches naheliegen.[1]) Gerade auf Augsburg paßt die n
Entfernung von Aquileja und die verhältnißmäßige N
Galliens. Das Schreiben erwähnte ferner ausdrücklich, daß
sich um Bischofssitze handelte, welche nicht, wie Aquileja se
zum oströmischen Reiche gehörten, sondern im Gebiete von
abhängigen Völkern lagen (ecclesiae in gentibus).[2])

Die ganze Kirchengeschichte von der Völkerwanderung
zur Bekehrung der germanischen Stämme ist deßhalb so
Verwirrung gerathen, weil maßgebend gewordene Histo
von zwei unrichtigen Voraussetzungen ausgingen. Er
ließ man die römische Bevölkerung, zweitens mit
römischen Bevölkerung auch das Christenthum gänzlich
schwinden. Beide Annahmen sind falsch. Reste der römis
Bevölkerung sind überall in Schwaben, Bayern, Oesterreich
ganze Mittelalter hindurch nachweisbar und haben sich
Personen- und Ortsnamen bis zur Stunde erhalten. Die e
Schankungen, welche die Rupert'sche Stiftung in Salzburg
hielt, waren die Dörfer und Distrikte einer romanischen
völkerung. Das Eigenthum ging an die Salzburger K
über, die romanische Bevölkerung blieb seßhaft, trat abe

---

1) Quia Galliarum archiepiscopi vicini sunt, ad ipsorum
dubio ordinationem accurrent, et dissolvetur Metropoli
aquilejensis ecclesia, sub vestro imperio constituta, per
Deo propitio ecclesias in gentibus possidetis.

2) Die ecclesia Beconiensis ist sehr wahrscheinlich als Seek
bei Salzburg (ecclesia Petena) zu erklären. In Seek
hatte der hl. Rupert zuerst sich niedergelassen, ehe er des
den Bischofsstuhl in Salzburg begründete. Vgl. Histor.-
Blätter Bd. 83, S. 693 ff.

hörigkeitsverhältniß. Ganz ähnlich wird es bei den weltlichen Großen zur Zeit der Besitznahme durch den Stamm der Bayern gewesen sein. Die Eigenthumsverhältnisse änderten sich, aber die romanische Bevölkerung blieb und vermischte sich allmählig mit den Eroberern.

Die romanische Bevölkerung war christlich. Man lese die Zeugnisse der Kirchenväter und man wird finden, daß zwar zwischen Constantin und Theodosius noch starke heidnische Elemente sich vorfanden, daß aber nach Theodosius die gesammte Bevölkerung des römischen Reiches christlich war. Und nicht blos die alten Provinzen, Italien und Griechenland, das römische Asien und Afrika, auch die gallischen und keltischen Provinzen am Rhein und an der Donau waren durchaus christlich. Bei Salvian, welcher eine so genaue Beschreibung von Trier, Köln u. s. w. gibt, ist nur die bittere Klage zu constatiren, daß trotz des christlichen Bekenntnisses die Lebensweise überwiegend eine heidnische geblieben ist. Aber heidnisches Bekenntniß wird man bei Salvian vergeblich suchen. Die ganze Mosel- und Rheingegend unter römischer Herrschaft war christlich. Es beruht auf gänzlicher Unkenntniß der interessanten culturhistorischen Schilderungen Salvian's, wenn neueste Kirchenhistoriker, wie Albert Hauck, die Bekenner des Christenthums am Rhein in der Römerzeit auf eine geringe Zahl reduciren und ihnen nur einige Kapellen zuweisen. Dem Bekenntnisse nach war vielmehr die gesammte Bevölkerung des Römerreiches christlich. Wenn Salvian ein so erschütterndes Sittenbild entwarf, so darf man nicht vergessen, daß das Christenthum damals noch nicht so tief in das Volksleben eingegriffen haben konnte, wie heute, nach der Erziehung der Nationen durch die Kirche im Laufe von so vielen Jahrhunderten! Man muß ferner bedenken, daß Salvian den strengsten Maßstab des Mönchslebens an die damalige Christenwelt anlegte. Würde heute ein Salvian das Leben der Großstädte schildern, er würde sicherlich dieselben dunkeln Farben auftragen, wie z. B. bei der Charakteristik des christlichen Trier's seiner Zeit. Trotz tausendjähriger christlicher Erziehung sind heute die öffentlichen Belustigungen in Theatern, Ballsälen u. s. w. noch ebenso vom Geiste der Welt und der Sünde getragen, wie damals. Doch

ein weiteres Eingehen hierauf gehört nicht zum Zwecke dieser Besprechung.

Wie am Rhein, so war auch die römische Bevölkerung an der Donau durchaus christlich. Bei Severin findet sich nicht eine Spur von Heidenthum auf römischem Boden. Ueberall ist eine geordnete Seelsorge bezeugt, vom Bischofe an bis zum Küster herab. Auch gottgeweihte Jungfrauen, welche durch Gelübde sich verbunden haben, sind erwähnt.[1]) Heiden und Arianer kennt Severin's Biograph nur außerhalb des römischen Reiches, auf dem linken Donauufer, bei den germanischen Stämmen. Bei Severin finden wir zwei Bischöfe erwähnt, Valentin für Rhätien, Constantius für Norikum in Lorch. Woher sind diese Bischöfe gekommen? Die Antwort darauf gibt uns die erwähnte Synode von Aquileja. Sie constatirt, daß bis zur Zeit des Kaisers Justinian (527—565) bei den Völkern, welche zwischen Aquileja und dem fränkischen Reiche saßen, die Bischöfe von Aquileja aus gesandt wurden. Bei Valentin ist dies ausdrücklich erwähnt, indem es in seiner Lebensbeschreibung heißt, er sei vom Meere (ab oceano) gekommen.

In die Regierungsperiode des Kaisers Justinian fällt die Ansiedlung des bayerischen Stammes in dem ehemaligen Rhätien und Norikum. Die bayerische Herzogsfamilie war mit der fränkischen Königsfamilie durch Bande des Blutes verbunden. Von Franken kamen Glaubensboten, welche den bisher heidnischen Stamm der Bayern zum Christenthum zu bekehren suchten. Dem hl. Rupert gelang es wirklich, den Herzog und einen Theil der Großen zum katholischen Glauben zu bekehren und in Salzburg ein Bisthum zu gründen. Es ist selbstverständlich, daß diese Glaubensboten die bereits christliche Bevölkerung der Romanen, welche in Bayern ansässig waren, in den Bereich ihrer Thätigkei[t] zogen. Sie beschränkten sich nicht darauf, sondern suchten — im offenbaren politischen Interesse der eingewanderte[n] Bayern und der verbündeten Franken — auch die bisher vo[n] Aquileja aus besetzten Bischofsstühle, wie Augsburg, Tiburni[a] u. s. w. mit fränkischen Priestern zu versehen. Diese Zeit wir[d]

---

1) Vita S. Severini, cap. 44: professionis sanctae propositu[m]

Gesichtspunkte der kirchlichen Interessen Aquileja's aus als Hemmung und Verfall (conturbatio et compulsio) bezeichnet.

Wir haben das Auftreten des hl. Rupert in die Regierungs- Justinian's (527—565) gesetzt. Dies ist die alte und älteste Tradition, welche constant das Erscheinen des hl. Rupert um Jahr 540 ansetzte. Im Leben der Kirche hat die lebendige Tradition unseres Erachtens einen viel höheren Werth, als mehr minder unklare, mißverständliche oder gar zweifelhafte Auf-fassungen, welchen nicht selten ein prozessualisches Interesse Grunde lag.

Diese unsere Zeitbestimmung wird nicht bloß durch das Schreiben der Synode von Aquileja gestützt, sondern auch durch Thatsache erhärtet, daß die Herrscherfamilie Bayerns das Christenthum angenommen hatte, wie das Beispiel der Theodolinde beweist, welche als eifrige Bekennerin des katholischen Glaubens der Geschichte mehr als hinlänglich bezeugt ist.[1]) Die Kinder Herzogs Garibald waren katholisch.

War der hl. Rupert der Apostel der Bayern, dann mußte Thätigkeit vor der Königin Theodolinde fallen; setzt man Rupert, wie es die moderne Geschichtschreibung thut, erst in Anfang des 8. Jahrhunderts, dann kann man ihm nicht den Titel „Apostel der Bayern" geben.

Nach dem Tode des hl. Rupert muß eine längere Ver-wirrung in Bayern und ein abermaliges Erstarken des Einflusses Kirche von Aquileja erfolgt sein, wie das Schreiben der Synode von 591 andeutet.[2])

Unseres Erachtens beweisen die Zeugnisse der Synode 591, daß auch nach den Umwälzungen der Völkerwanderung der früheren römischen Bevölkerung Rhätiens und Norikums katholische Glaube und die bischöfliche Succession, wenn auch Unterbrechungen, von Aquileja her sich erhalten haben, bis

---

1) Theodolinde heirathete 589 den Longobardenkönig Autharich und führte die Bekehrung der arianischen Longobarden zum kathol-ischen Glauben herbei. Ihr Bruder Gundewald war gleichfalls katholisch.

2) Si conturbatio ista et compulsio piis jussionibus vestris remota non fuerit . . .

die Bekehrung der eingewanderten Bayern durch den fränkischen Klerus erfolgte. Im 6. Jahrhundert rang der kirchliche Besitzstand von Aquileja gegen das Vordringen des Einflusses der fränkischen Kirche. Von da ab sind zwei sich feindliche kirchliche Strömungen zu bemerken, welche sich gegenseitig die Rechtmäßigkeit der Weihe streitig machten und sich auch der Ketzerei beschuldigten. Dieser Zustand des Zwiespaltes, wobei der fränkische Klerus auf die neubekehrten Bayern, die vom Meere, von Aquileja, kommenden Bischöfe und Priester auf die altansässige christliche Bevölkerung sich stützten, dauerte ein volles Jahrhundert, nach dessen Ablauf Gregor II. einen völligen Verfall des kirchlichen Lebens und einen theilweisen Rückfall in das Heidenthum constatirte. Erst mit Bonifazius, dem großen Ordner der Kirche Deutschlands, wurde die kirchliche Hierarchie neu begründet und in direkte Verbindung mit dem apostolischen Stuhle in Rom gebracht. Wenn Bischof Aribo von Freising die Bayern des 8. Jahrhunderts als Neophyten bezeichnete, so war eine solche Charakteristik am Platze für die neue Ordnung der Dinge, welche das 8. Jahrhundert gegenüber dem Verfall des vorigen Jahrhunderts auszeichnete. Aber es ist damit kein Beweismittel gefunden gegen die erste Bekehrung des bayerischen Stammes durch den hl. Rupert in der Mitte des 6. Jahrhunderts.

Wir haben hiemit unsere Auffassung der älteren bayerischen Kirchengeschichte nochmals ausführlicher dargelegt, um berufene Kreise zu einer Neuaufnahme der Studien über diese dunkle Periode zu veranlassen und um einige Hypothesen, welche uns durchaus unbegründet erscheinen, nicht als angebliche Thatsachen einbürgern zu lassen.

Der interessanteste Theil des Werkes von Hoeynk beginnt mit der Darstellung der Augsburg'schen Liturgie vom 8. Jahrhundert bis zum 17. Jahrhundert. Mit einer außerordentlichen Beherrschung des umfassenden Materials zergliedert er den Ritus der hl. Messe in allen ihren Theilen, zeichnet Umfang und Entwicklung der kanonischen Tageszeiten, schildert die Spendung der hl. Sakramente und der Benediktionen, sowie die Abhaltung der Prozessionen. In einem Abschnitte beschäftigt sich der Verfasser mit den Festkreisen des Kirchenjahres (Wei

nachts-, Fasten-, Oster-, Pfingst-Zeit). Sehr belehrend ist ein weiterer Abschnitt über die Heiligenfeste des Augsburger Kalendariums, nach Monaten geordnet, sowie über den Rang der Feste. Bemerkenswerth ist die vielfache Uebereinstimmung eines Augsburger Direktoriums (Breviariums) aus dem 13. Jahrhunderte mit dem Kirchenkalender, welcher bei Albert Behaim um das Jahr 1246 sich findet.[1])

Der dritte Theil des Hoeynk'schen Werkes behandelt die Einführung des reformirten römischen Ritus in der Augsburger Diözese durch die Bischöfe des 17. Jahrhunderts, namentlich durch Mandate der Bischöfe Johann Otto und Heinrich V. „Mit der Annahme des römischen Ritus war das Kalendarium der römischen Kirche für Augsburg maßgebend geworden. Weil aber der Diözesankalender manche Heilige aufwies, welche im Römischen nicht vorkamen, und welche man gleichwohl nicht wollte fahren lassen, so ergab sich die Nothwendigkeit, dem römischen Missale und Brevier ein Proprium anzuhängen, wie es auch andere Kirchen in gleichen Verhältnissen gethan hatten. Das erste Proprium Augustanum erschien gleichzeitig mit dem Mandate des Bischofs Johann Otto im Jahre 1597. In demselben war ziemlich stark aufgeräumt." Ein zweites Proprium erschien im Jahre 1605 und hatte zwölf Feste wieder aufgenommen, welche im Proprium von 1597 ganz ausgelassen oder auf die römische Commemoration herabgedrückt waren.

Im Anschlusse an den römischen Kirchenkalender und das Augsburger Proprium bespricht Hoeynk auch die festa pro foro in dieser Zeit bis zur Gegenwart. Im Anhange bietet der Verfasser eine Uebersicht über die gedruckten liturgischen Bücher der Diözese Augsburg: Missalien, Breviere, Ritualien, ferner sind unter dem Titel: monumenta liturgiae Augustanae (theilweise zum erstenmal gedruckte) Formulare der alten Augsburger Liturgie, aus allen Theilen des hl. Officiums ausgewählt, beigegeben.

Das Hoeynk'sche Buch behandelt das wichtigste Thema des inneren Lebens der Kirche und bietet eine Fülle culturhistorischer Untersuchungen. Dasselbe wird deßhalb nicht blos für den

---

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter" Bd. 103, S. 617 ff.

Klerus ein werthvolles Hilfsmittel zur Bereicherung der
nisse auf dem Gebiet der Liturgie bieten, sondern für al
jenigen, welche Sitten und Gebräuche der Vorzeit erf
als eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung dienen. Ho
findet der Verfasser in anderen Diözesen ebenbürtige Nac
Damit ist dann eine der wichtigsten Vorarbeiten für eine L
geschichte Deutschlands geschehen, welche leider dem kath
Theile noch immer mangelt.

Hoeynk hat viele Thatsachen culturhistorischer Be
besprochen, wovon wir z. B. auf die Geschichte des Wett
(S. 171 ff.) verweisen, ferner auf die kirchlichen Anord
zu den Zeiten der Tartarengefahr und Türkenkriege. B
Einfalle der Tartaren in Schlesien bestimmte das 9
Provinzialconcil, daß alle Monate eine Prozession gehal
daß an diesen Prozessionstagen (Sonn= und Feiertag
genommen) gefastet werde. In allen Predigten soll der T
erwähnt und das Volk ermahnt werden, ihnen zu wid
und Gott um Gnade zu bitten. Die Priester sollen
Messen nach dem Offertorium und vor dem Kanon m
anwesenden Klerikern den Psalm 78: Deus venerunt ge
beten sammt dem Vaterunser und der Collekte: Deus
sancta desideria . . . und zwar knieend und zu Bo
worfen. Die Pfarrgeistlichen sollen dem Volke in der
sprache zurufen: Thuet Buße, dann sich zu Boden wer
das Vaterunser beten. Zur Abwendung der Türkennoth
Bischof Peter von Augsburg im Jahr 1456 jeden Sam
Amt und eine Prozession innerhalb der Kirche, und a
ersten Monatstage eine Prozession, wie in der Kreuzwo
Von da ab wurde auch Mittags, nicht blos, wie früh
und Abends, das Läuten zum Beten des Ave Maria an
(vgl. S. 181 und 318).

Von den Benediktionen war für die Vorzeit die
Wallfahrer (benedictio pro peregrinantibus) von Wi
Nachdem die Wallfahrer gebeichtet und unter der h
communicirt hatten, wurden die Reisetaschen und Pi
eingesegnet. Durch diese Segnung wurden die Pilg
päpstlichen Schutz gestellt und erfreuten sich vieler Pri
Zum Ausweise erhielten sie von dem zuständigen

...ungsbriefe. Die beliebtesten Wallfahrtsorte in der Ferne waren die Apostelgräber in Rom, St. Jakob in Compostella, ...er Gottes in Aachen, Einsiedeln und Loretto, Antonius ...nne, endlich das hl. Grab in Jerusalem. Dazu kamen ...le Wallfahrten zu einzelnen bevorzugten Kirchen an zahl... Orten.

Das Werk von Hoeynk wird sich durch den reichen Inhalt und die übersichtliche Darstellung nicht blos beim Klerus, sondern bei Allen, welchen die Kenntniß der Vorzeit ein Bedürfniß ist, ...erlich zahlreiche Freunde erwerben. Dr. G. R.

VI

Der Handschriftenkatalog der Wolfenbütteler Bibliothek.

Der Handschriftenschatz der Wolfenbütteler Bibliothek besteht ... aus einer einzigen großen Sammlung, welche nach irgend ...chen sachlichen und wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnet ...re, sondern vielmehr aus sieben einzelnen Abtheilungen, welche ... Laufe der Zeit selbständig angelegt und nach und nach zu...mengekommen sind. Es sind dies die Helmstedter, Augusteischen, ...ssenburger, Gudeschen, Blankenburger Handschriften, sowie ... sogenannten Extravaganten und die Manuscripta nova. Eine ... dieser Abtheilungen bildet eine abgeschlossene Sammlung ... sich mit fortlaufenden Nummern. Die Helmstedter Abtheilung ...de von den Herzögen Julius († 1589) und Heinrich Julius (1613) begonnen. Herzog Julius führte, wie bereits in diesen ...ern (Bd. 89) des Näheren dargelegt ist, nach dem Tode seines ...ers Heinrich d. J. in seinem Lande Braunschweig und dem ... zugefallenen Theile des Stiftes Hildesheim das Lutherthum ... Die Klöster ließ er in veränderter Weise als Versorgungs...alten für bestimmte Stände bestehen; eine Bibliothek war

in diesen sogenannten Klöstern ferner nicht mehr nothwendig. Die Bücherschätze derselben wanderten nach Wolfenbüttel, wo sie der von ihm schon früher begründeten Bibliothek einverleibt wurden. Selbstverständlich bestand der größte Theil sämmtlicher Klosterbibliotheken aus Handschriften. Somit wurde in Wolfenbüttel schon damals eine nicht unbedeutende Handschriftenbibliothek gesammelt. Zehn Klöster lieferten Handschriften nach Wolfenbüttel: Amelunxborn (Cisterzienser), Dorstadt (Augustinerinen), Georgenberg bei Goslar (Augustinerchorherren), Heiningen (Augustinerinen), Clus bei Gandersheim (Benediktiner), Lamspringe (Benediktinerinen), Marienberg bei Helmstedt (Augustinerinen), Nordheim (Benediktiner), Stederburg (Benediktinerinen) und Wöltingerode (Cisterzienserinen).[1]) Ueber den Verbleib der Bücherschätze aus Riddagshausen bei Braunschweig (Cisterzienser), Königslutter (Benediktiner), Walkenried (Cisterzienser), Ringelheim (Benediktiner), der Klöster in der Stadt Braunschweig u. a. ersehen wir nichts.[2]) Zu diesen Handschriften aus den Klöstern kamen im Jahre 1587 diejenigen, welche Wilhelm von Braunschweig, der uneheliche Sohn Erichs II. von Calenberg, aus Braunschweig'schen und Hildesheim'schen Klöstern geholt und nach Fritzlar verbracht hatte. Ferner fügte Herzog Julius die Handschriften hinzu, welche er zwischen 1577 und 1580 von Aurifaber's Wittwe aus dessen Nachlasse käuflich erwarb, eine Anzahl von Luther'schen Autographen und anderer auf die Reformation bezüglicher Aktenstücke. Weit bedeutender noch war der Erwerb, welchen sein Sohn und Nachfolger Herzog Heinrich Julius 1597

---

1) Mit Ausnahme von Nordheim gehörten sämmtliche Klöster der Hildesheimer Diöcese an.

2) Das Augustinerchorherrnstift Riechenberg hat seine literarischen Schätze damals gerettet und behalten bis zur Aufhebung. „Im Jahre 1807 wanderte die reichhaltige Bibliothek nach Frankreich, die, wie Sachkundige noch versichern und wie die für diesen Zweck prachtvoll im 15. Jahrhundert für sie erbauten, theilweise als Ruinen noch erhaltenen Hallen auch schließen lassen, einen großen Schatz der werthvollsten Schrift- und Drucksachen enthielt." — Die mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens (Hannover 1861) I, 61.

machte, indem er von seinem Hof- und Consistorialrath Heinrich Petrus, welcher sich mit der Wittwe des Mathias Flacius Illyricus verheirathet hatte, die von diesem und seinem Freunde Marcus Wagener zusammengebrachte Bibliothek erkaufte. Diese bestand fast nur aus Manuscripten, welche Flacius und seine Genossen in deutschen und außerdeutschen Ländern erworben hatten. Es befinden sich darunter Handschriften aus ganz entlegenen Gegenden, selbst aus Schottland. Dieser literarische Nachlaß des Flacius wurde mit 1095½ Thalern bezahlt. Friedrich Ulrich, der Sohn und Nachfolger von Heinrich Julius, schenkte 1614 diese ganze Manuscriptensammlung, welche seine beide Vorfahren in Wolfenbüttel gesammelt hatten, der Universität Helmstedt zunächst unter Vorbehalt des Eigenthums- und Rückforderungsrechtes, vier Jahre später aber zu vollständig freiem Eigenthum. Durch Kauf und Schenkung ist nun diese Sammlung noch vermehrt; den bedeutendsten und letzten Zuwachs erhielt sie, als ihr 1803 bei Aufhebung des Ludgeriklosters in Helmstedt die diesem Kloster zugehörenden Handschriften überwiesen wurden. Die westfälische Zeit hob die Universität Helmstedt auf. Auf Anordnung der Machthaber in Kassel wurde ihre Manuscriptensammlung theils zur Universitätsbibliothek in Marburg, theils zu der in Göttingen abgeführt. 1817 wurden sämmtliche Handschriften an die Braunschweig'sche Regierung zurückgegeben und kamen wiederum nach Wolfenbüttel, wo sie seitdem in der inzwischen vom Herzoge August d. J. begründeten Bibliothek unter den Handschriften die Abtheilung der Helmstadienses führen. Es sind 1562 Bände.

Die zweite Abtheilung der Wolfenbütteler Handschriften ist die Augusteische, welche ihren Ursprung und Namen dem Herzog August d. J. (1634 bis 1666) verdankt. Dieser, ein Freund der Wissenschaft, war auch selbst als Schriftsteller thätig. Bereits vor seinem Regierungsantritte soll er zu Hitzacker im Besitze von 80,000 Büchern gewesen sein; seine 1645 nach Wolfenbüttel gebrachte Bibliothek zählte 116,350 Werke in 28,415 Bänden. Wo er nur Bücher erwerben konnte, da geschah es. Die Bibliothek des bekannten Historikers Marquard Freher wurde von August ganz, die Corvinische Bibliothek in Ungarn zum großen Theile erstanden. Unter den Bücherschätzen befanden sich viele werthvolle Handschriften. Bereits fünf Jahre vor dem Tode des

Herzogs belief sich die Zahl derselben auf 2003 Bände
seitdem ist noch manches hinzugekommen. Diese Auguste
Sammlung ist sowohl der Zahl der Bände als auch dem inn
Werthe nach die bedeutendste unter den sechs Abtheilungen.

Sein Sohn und Nachfolger Rudolf (1666 bis 1704) bra
die Weissenburger Abtheilung hinzu, 103 werthvolle Handschri
aus dem Kloster Weissenburg im Elsaß, welche von dem ka
lichen Appellationsgerichtspräsidenten Heinrich Julius von B
zu Prag auf Veranlassung des damaligen Bibliothekars Ka
Adam Stenger 1689 angekauft wurden.

Der bekannte Convertit Anton Ulrich, welcher als M
von 71 Jahren seinem Bruder Rudolf in der Regierung fo
ließ es ebenfalls an Eifer für die Bibliothek nicht fehlen.
kaufte vornehmlich auf holländischen Auktionen, der bedeute
Erwerb aber war der Ankauf der Handschriften des däni
Staatsrathes Marquard Gude, eines eifrigen Bücherliebha
und Sammlers. Die Handschriften waren größtentheils in It
zusammengebracht, im Ganzen 468 Bände, darunter 114 griech
Manuscripte. Anton Ulrich erbaute dann auch ein sch
Bibliotheksgebäude. — Im Jahre 1753 kam die Blankenb
Abtheilung hinzu, indem zwei Drittheile derjenigen Biblio
welche Herzog Ludwig Rudolf auf dem Schlosse Blanken
am Harze angelegt hatte, der Wolfenbütteler überwiesen wu
Es befanden sich 328 Handschriften darunter.

Außer diesen fünf Abtheilungen waren auch kleinere Gru
von Handschriften oder einzelne Exemplare an die Wolfenbü
Bibliothek gekommen. Alles was auf diese Weise, sei es
Kauf oder Schenkung, die Bibliothek erhalten hatte, das
einigte seit 1782 der Bibliothekar Ernst Theodor Lange
Klasse der Extravaganten, indem er darüber zugleich
genauen und sorgfältig gearbeiteten Katalog anlegte. —
dieser Zeit gab es abermals neue Zugänge an Handschrift
Wolfenbüttel. Der gegenwärtige Oberbibliothekar Otto v. H
mann, welcher dieselbe bei seinem Amtsantritte „völlig ungeo
und unverzeichnet in einem großen Haufen übereinander
schichtet“ vorfand, ordnete dieselbe zu einer weiteren Abthei
die der manuscripta nova. Dieselbe umfaßt über 1500 H
schriften. Abgesehen von der Klasse der Extravaganten

somit die Wolfenbütteler Bibliothek über 5000 Handschriften-Bände.

Ein allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechender Katalog über den Handschriftenschatz der Wolfenbütteler Bibliothek existirte bislang nicht. Als die seit dem Jahre 1873 ernstlich gefaßten Pläne der Braunschweigischen Regierung, an Stelle des ungenügenden, von Anton Ulrich erbauten Bibliothekgebäudes ein neues zu errichten, 1879 dem Landtage vorgelegt wurden, stellte der Referent auch zugleich den Antrag, die Mittel zur Herausgabe eines Handschriftenkataloges zu bewilligen, was denn auch einstimmig geschah. Der Oberbibliothekar Heinemann wurde mit der Ausführung des Unternehmens beauftragt, welcher uns bis jetzt drei Bände des Handschriftenkataloges geliefert hat.[1]) Dieselben umfassen die 1562 Nummern der Helmstedter Abtheilung. O. von Heinemann hält sich selbstverständlich an die Eintheilung der Handschriften, wie sie mit der Zeit geworden ist, eine neue Gruppirung derselben nach Sprachen in orientalische, griechische, lateinische und deutsche oder gar nach einem wissenschaftlichen Systeme in theologische, juristische, medicinische 2c. wäre nicht blos sehr mühevoll gewesen, sondern hätte auch die so interessante Entwickelungsgeschichte der Bibliothek völlig verdunkelt, ohne daß dem praktischen Interesse ein großer Vortheil entstanden wäre. O. v. Heinemann wird also in seinem Kataloge der Reihe nach die sieben Abtheilungen des Wolfenbütteler Manuscriptenschatzes beschreiben.

Die Grundsätze, nach denen die Bearbeitung vorgenommen wird, gibt der Verfasser folgendermaßen an. „Eine jede durch besonderen Einband selbständig charakterisirte Handschrift ist am Rande durch eine fortlaufende Nummer bezeichnet, zugleich ist aber auch am Kopfe der kurzen Beschreibung, welche jede Nummer einleitet, die gebräuchliche Bibliothekbezeichnung (Zahl mit dem Zusatze: Helmst.) angegeben worden, unter welcher Marke diese Handschrift bisher in der gelehrten Welt bekannt

1) Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, beschrieben von Dr. Otto von Heinemann, Oberbibliothekar. Erste Abtheilung: die Helmstädter Handschriften. Wolfenbüttel bei Zwißler. Bd. I. 1884, Bd. II. 1886, Bd. III. 1888.

gewesen ist. Die sich daran schließende kurze Charakteristik der Handschrift gibt Auskunft über das Material, auf welchem sie geschrieben ist, über ihre Größe nach dem Centimetermaß, über die Blattzahl, die Zeit, der sie angehört, endlich über den in ihr etwa vorkommenden Bilderschmuck oder sonstige besondere Eigenthümlichkeiten. Dann folgt die genaue Inhaltsangabe, wobei zu bemerken ist, daß die Rückseite der Blätter durch einen Accentstrich bezeichnet ist. Die Hauptstücke des Inhaltes sind durch fette Schrift hervorgehoben. In Bezug auf ihn bin ich soweit als irgend möglich gegangen, indem ich selbst ganz kleine und unbedeutende Sachen, Gedankenspäne, Verse, Räthsel, Schreiberscherze u. s. w., wie sie sich namentlich in den Handschriften des 15. Jahrhunderts so häufig finden, nicht unterlassen habe zu verzeichnen. Es folgt dann eine Angabe über die Herkunft und die früheren Schicksale der betreffenden Handschrift und endlich eine solche über den Einband, da bei der jetzt auf kunstgewerblichem Gebiete herrschenden Bewegung auch diese für den einen oder anderen Benutzer von Bedeutung sein konnte. Die Uebersichtlichkeit, welche ich bei den meisten ähnlichen neuerdings in Deutschland erschienenen Werken vermisse, habe ich durch die Druckeinrichtung zu fördern gesucht und zwar einmal durch Verweisung der durchlaufenden Nummern an den Rand und durch Trennung der einzelnen Handschriften mittelst eines Striches, sodann durch die schon erwähnte Hervorhebung der Haupttheile des Inhaltes mittelst fetten Druckes, endlich durch Anwendung von kleineren Lettern bei den Bemerkungen über Provenienz und Einband. Außerdem ist das zu beachten, daß durchweg der Grundsatz befolgt worden ist, das aus dem Text der Handschriften Entlehnte durch Antiqua, die Zusätze und Bemerkungen des Herausgebers aber durch Cursivschrift zu kennzeichnen.“ Bemerkt muß noch werden, daß auch stets angemerkt ist, wenn der Inhalt des Codex oder ein Theil desselben bereits gedruckt ist.

Ich habe mehrere Handschriftenkataloge anderer Bibliotheken mit unserem vorliegenden verglichen, der Vergleich ist nach jeder Seite zu Gunsten des letzteren ausgefallen. Ausführlichkeit und Uebersichtlichkeit sind die beiden Eigenschaften, welche v. Heinemann's Arbeit vortheilhaft auszeichnen. Die Verlags-

handlung hat durch eine noble Ausstattung den Werth des Werkes noch erhöht. Der breite Rand ermöglicht es, daß der Benutzer sich Notizen machen kann. Aus den durch Alter und Schönheit hervorragenden Handschriften sind eine Anzahl facsimilirter Blätter eingefügt. Der erste Band enthält Schriftproben aus einem lateinischen Codex des 12. Jahrhunderts, einem griechischen des 6. Jahrh. (Homilien des Joh. Chrysostomus), einem lat. des 13. Jahrh., einem lat. des 9. Jahrh., einem lat. des 10. Jahrh., einem lat. des 10. Jahrh. (Erklärung des Markusevang. von Beda), einem lat. des 9. Jahrh. und einem lat. des 13. Jahrh. Illustrationsproben sind aus einem Evangeliencodex des 12. Jahrh. und einem gleichen des 10. Jahrh. gegeben. — Der zweite Band bietet uns Schriftproben aus einem lat. Cod. des 13. Jahrh., einem lat. des 8. Jahrh., einem lat. des 15. Jahrh., einem griech. des 15. Jahrh. und einem lat. des 12. Jahrh. Eine Illustrationsprobe aus einem lat. Cod. des 13. Jahrh., welchen eine Nonne in Wöltingerode geschaffen hat, zeigt uns, daß die Kunst auch in den Frauenklöstern gepflegt wurde. Der Codex mit vielen Bildern und Initialen auf Goldgrund ist in allen Theilen ein Prachtwerk (II, 10). — Der dritte Band enthält Schriftproben aus einem lat. Cod. des 11. Jahrh., einem lat. des 12. Jahrh., einem gleichen des 12. Jahrh., einem lat. des 14. Jahrh., einem gleichen aus dem 14. Jahrh., einem lat. des 14. Jahrh. mit Noten, einem lat. des 14. Jahrh. und aus Goslarer Wachstafeln des 14. Jahrh. Außerdem ist dem ersten Band eine Ansicht des alten Bibliothekgebäudes, welches Anton Ulrich gebaut hatte, dem zweiten Band eine Ansicht der Bibliothekarswohnung, welche Lessing seiner Zeit inne gehabt, beigegeben, während uns der dritte Band die neue Bibliothek im Bilde zeigt.

Der dritte Band bringt sorgfältig gearbeitete Register und zwar erstens ein „Autoren- und Sachregister" (S. 211—267), zweitens ein Verzeichniß der Schreiber der Handschriften (S. 268—271), drittens die „Einbinder der Handschriften", viertens eine Aufzählung der „Handschriften mit bemerkenswerthen Miniaturen, Zeichnungen und Initialen", sowie fünftens eine gleiche der „merkwürdigen Einbände"; dann folgt sechstens

ein „Verzeichniß der datirten Handschriften bis 1500" und endlich siebentens eine alphabetische Uebersicht der „Vorbesitzer der Handschriften."

Aus diesen Registern ersieht man sofort, daß das Bücherschreiben durch die kirchliche Reform der Klöster im 15. Jahrh. neuen Aufschwung erhielt. Von den 1562 Handschriften der drei Bände führt Heinemann 267 datirte an. Aus dieser Zahl gehören 20 der Zeit von 822—1400, 247 aber der Zeit von 1400—1500 an. Blättert man aber in dem Kataloge nur flüchtig umher, so sieht man sofort, daß von den nicht datirten Handschriften ein sehr großer Theil als dem 15. Jhrh. angehörend bezeichnet ist. Ich habe dieselben gezählt und gefunden, daß ca. 500 Handschriften als aus dem 15. Jahrhundert herstammend aufgeführt sind. Es ist mithin fast die Hälfte aller Helmstedter Manuscripte im 15. Jahrh. geschrieben. Aufgefallen ist mir ferner, daß ein so großer Theil dieser Handschriften religiösen und ascetischen Inhalts ist; eine Menge plattdeutscher Gebete findet sich, was alles darauf hinweist, daß in den Klöstern der Diöcese Hildesheim ein guter Geist herrschte. Diese Thatsache der steigenden Bücherproduktion im 15. Jahrh. zeigt uns übrigens nicht blos der Wolfenbütteler, sondern jeder Handschriftenkatalog und beweist uns, daß die kirchliche Reform in der That neues geistiges Leben in die Klöster brachte.

Ebenso ersehen wir auch aus dem Wolfenbütteler Kataloge, daß die Klöster, auch selbst die Frauenklöster, im Besitze von Bibliotheken waren, welche für die damalige Zeit bedeutend zu nennen sind. Nicht von allen Handschriften konnte Heinemann die Herkunft feststellen, ebensowenig läßt sich nachweisen, ob alle Bücher aus den Klöstern nach Wolfenbüttel gekommen sind. Nach dem, was die Register nachweisen, sind in der Helmstedter Abtheilung 26 Handschriften aus dem Kloster Grauhof, 34 aus der Clus bei Gandersheim, 34 aus Nordheim, 16 aus Dorstadt, 32 aus Hüningen, 27 aus Stederburg, 85 aus Wöltingerode. Auch Pfarrer und Weltpriester erscheinen vielfach als Besitzer von Büchern. Doch genug dieser Bemerkungen. Möge der schöne Handschriftenkatalog die Benutzung der Wolfenbütteler Schätze und damit die Wissenschaft fördern. K. Grube.

VII.

Dom Mabillon und die Maurinercongregation.

VIII. Iter italicum (1685 und 1686).

Der Erzbischof von Rheims, der nach Colberts Tod dem König besonders nahestand und mehr denn irgend Einer die Gelehrsamkeit und Arbeitskraft Mabillons zu schätzen wußte, erwog sofort, als er Kenntniß von den glänzenden Resultaten der deutschen Reise erhalten, bei sich die Vortheile, die aus einer ähnlichen Reise des gelehrten Benediktiners ins klassische Land der Alterthümer und schönen Künste für die Geschichtswissenschaft und Alterthumskunde erwachsen würden. Gelang es, den König zu bestimmen, die Kosten zu tragen, so war diese Reise so viel wie beschlossen; Ludwigs Beihilfe aber war um so mehr zu erwarten, da man italienische Bücher und Handschriften für die königliche Bibliothek bedurfte.

Wie Ruinart in seinem Leben Mabillon's (Vetera Analecta ed. Paris. 1723. p. 13) berichtet, schlug Charles Maurice Le Tellier, Erzbischof von Rheims, dem König die Reise vor und Ludwig XIV. erklärte sofort, er selber würde Mabillon mit der Mission betrauen und sämmtliche Kosten derselben tragen. Leider verfiel der gelehrte Mauriner gerade um diese Zeit in eine Krankheit, so daß sein „tendimus in Latium“ verschoben werden mußte. Nachdem er sich etwas erholt, schickten ihn seine Obern in Begleitung Ruinarts nach der

Normandie, damit er die Monumente der dortigen Klöster besichtige und durch diese angenehme Zerstreuung seine Gesundheit kräftige. Wie hoch Mabillon seinen talentvollen, sanftmüthigen Begleiter schätzte, ersehen wir bereits aus den vertraulichen Briefen, die er von Deutschland aus an ihn gerichtet. Beide, Lehrer und Schüler, schienen nur ein Herz und eine Seele zu sein. Und wie sie auf dem Gebiete der christlichen Tugenden mit einander wetteiferten, so nicht weniger auf jenem der Wissenschaft, wie Ruinarts bedeutende Werke, seine Ausgabe der Acta martyrum (Paris 1689), die Historia persecutionis Vandalicae (Paris 1694 ff.), S. Gregorii Turonensis opera omnia (Paris 1699) und verschiedene kleinere Schriften, darunter ein Leben des seligen Urban II., noch heute bezeugen.

Nicht sobald war Mabillon aus der Normandie zurückgekehrt, als die Vorbereitungen zur italienischen Reise getroffen wurden; sie sollte ein volles Jahr in Anspruch nehmen.[1]) Alles schien sich günstig für dieselbe zu gestalten, bis auf Eines — das gespannte Verhältniß zwischen Ludwig XIV. und dem römischen Hofe. Ließ ja die feste Haltung des heiligmäßigen, dem deutschen Kaiser Leopold geneigten Papstes Innocenz XI. gegenüber der Willkür und Anmaßung des absoluten Herrschers, der mit seinem „l'état c'est moi" nicht bloß die politischen, sondern unter dem Vorwand „gallikanischer Freiheit" auch die kirchlichen Fragen entscheiden

---

1) Vgl. als Quellen dieser Reisebeschreibung Iter italicum, tom. I, pars I., pag. 1 — 244. Paris 1687; und Correspondance de Mabillon, Paris. Bibl. nat. Fonds français. Nr. 19600 ff; und die von Jadart in seinem Werk l. c. S. 115—120 namhaft gemachten Quellen. Wir folgen hier, wie in den vorhergehenden Abschnitten und überhaupt im ganzen Essay nicht sowohl der Darstellung Broglie's, die an manchen Orten der Berichtigung bedarf, als vielmehr den Schriften Mabillons und der Mauriner, welche die Quellen bilden. Nur den Rahmen und die der Pariser Bibliothek entnommene Correspondenz entlehnen wir Broglie.

die kirchliche Gewalt in seiner Hand vereinigen wollte,
chten, daß es demnächst zu einem gewaltsamen Bruch
en Rom und Frankreich kommen würde.

„Da ich keine Aussicht mehr habe, an der italienischen
vorbei zu kommen“, schreibt Mabillon an einen seiner
üder, „so glaube ich Ihnen mittheilen zu müssen, daß
m 1. oder 3. April mit der Post unsern Weg nach
nehmen werden. Urtheilen Sie selbst, wie sehr ich des
es bedarf; übrigens weiß ich zum voraus, daß Sie
inen guten Antheil an dem Ihrigen schenken werden.“
r That sollte diese Reise eines der wichtigsten Ereignisse
n so ruhigen, einzig dem Gebet und Studium gewid-
Leben des großen Mönches sein. Handelte es sich ja
al nicht um Privatinteressen oder um die Interessen
Ministers. Er hatte vom König selber eine Mission
ommen und wagte in seiner Demuth kaum, sich der
ung hinzugeben, er würde im Stande sein, sie in allen
en zur Zufriedenheit des Monarchen zu erfüllen.

Le Tellier seinerseits gab ihm folgende Weisung:

„P. Mabillon nehme bei seiner Ankunft in Lyon die Adresse
Buchhändlers Anisson, und sobald er in Italien angelangt,
er alle für mich bestimmten Briefe an den besagten
on, der sie pünktlich mit der Post an meine Adresse be-
rn soll. Dasselbe gilt für die angekauften Bücher. Verläßt
e Stadt, so lasse er sofort die dort erworbenen Bücher
seinen Briefen auf dem vorgenannten Wege an mich ge-
n. Jede Woche erwarte ich einen Brief, worin er mir
eile, was für Bücher er gekauft, was für werthvolle Hand-
ten er vorgefunden oder erworben und was für Erlebnisse
zugestoßen. So oft er auf die ihm mitgegebene Anweisung
erhoben, mache er mir Mittheilung, wie viel er erhoben,
ich durch den Bankier Clerex die Summe bezahle. Bei
Abreise von Mailand sowie in Venedig thue er mir zu
, an welchem Tage er in Rom anzukommen hoffe.“

Mit Geld und Empfehlungsschreiben versehen, verließ
llon mit seinem Begleiter, P. Michael Germain, am

Sonntag Lätare, den 1. April 1685 unter den Glückwünſ
ſeiner Freunde und Mitbrüder die franzöſiſche Hauptſ
und erreichte theils zu Wagen, theils auf der Saone
Schiff in fünf Tagen Lyon, wo ſeiner bereits unzäh
Begrüßungsbriefe aus den verſchiedenſten Städten Ital
harrten. Nach dreitägigem Aufenthalt bei dem genan
Aniſſon gings zu Pferd nach Turin. Mabillon führte,
auf der deutſchen Reiſe, ein Tagebuch. Der Leſer erw
aber nicht moderne, in Landſchaftsbildern und Naturſc
heiten ſchwelgende Touriſtenberichte oder eingehende Abh
lungen über die politiſchen und ſocialen Verhältniſſe
die zahlreichen intereſſanten Heiligthümer der hesperiſ
Halbinſel; „denn“, ſchreibt der gelehrte Mauriner, „
könnten wir all dem, was tauſend ältere und ne
Schriftſteller bereits über Italien berichtet, noch Neues
fügen? Iſt ja hier zu Land nicht bloß keine Stadt
kein Dorf, ſondern nicht einmal ein Landhaus, das n
ſeinen Schriftſteller, Lobredner und Helden gefunden.
jeder Stein weist ſeinen Interpreten auf.“ Statt des pi
resken, politiſchen und ſocialen entwirft er uns vielmehr
Bild des literariſchen, gelehrten Italiens, ein Bild, das
ſo werthvoller iſt, da nur Wenige jene Zeitperiode von di
Seite im Detail kennen.

Der Uebergang über den Mont Cenis mit ſeinen
gründen und Schneekuppen war für unſere Reiſen
nicht ohne Gefahr; indeß kamen ſie in den kritiſchen M
menten zumeiſt mit dem bloßen Schrecken davon. „Nur
Mühe,“ ſchreibt P. Germain, „bin ich dem Tode entronn
(Broglie I. 352.) Bei Seguſium (Suſa) befand ſich
Collegiatſtift, das auf die Autorität des Baronius
Rudolf Glabers geſtützt, ſich im Beſitz der Leiber
hl. Maurus und des hl. Martyrers Juſtus glaubte. Mabi
mochte der erſte ſein, der dieſen Glauben mit gedieg
Argumenten erſchütterte. Ueber eine damals von Feuillan
bewohnte alte Abtei in der Nähe von Novalice ſchr

hael Germain in dem oben erwähnten Briefe an seinen t Placidus Porcheron: „Abbo, der Gründer derselben, ausgedehnte Stiftungsurkunde Sie in der ‚Diplomatik‘ chen können, hätte kein großes Opfer gebracht, selbst er dreihundert solcher Berge verschenkt hätte, indem sie dreihundert Lire einbringen würden; dagegen bietet die unsern Blicken sich entfaltende Ebene reichlichen Ersatz diese öden, kalten Höhen.“

Noch vor Anbruch des Palmsonntags hatte man Turin cht. Die Stadt war kurz zuvor vom Herzog Emmanuel II. die Hälfte erweitert und durch prächtige Bauten zur en Residenz umgeschaffen worden. Einen weniger er- lichen Anblick bot die Bibliothek, wo in Folge eines ndes noch Alles in wilder Unordnung lag. Mabillon tat aus den zahlreich vorhandenen werthvollen Hand- ften nur einen Codex des Apologeticum Tertullians und griechisches Menologium nebst fünf Büchern des „Hege- ppus“ de excidio Jerusalem aus dem 9. oder 10. Jahr- dert.[1]) Anderes mag ihm unzugänglich gewesen sein. Ausflug nach Savigliano machte sie mit dem unter og Konrad I. von Abellonius und Ameltrudis gegründeten diktinerkloster St. Peter bekannt. Dann brach die Char- ch an, die sie unter frommen Uebungen in der Stadt brachten. Nicht wenig überraschte sie am Charfreitag die der Kathedrale vor der Bußprocession vorgenommene all- meine Geißelung, die an Lebhaftigkeit zu gewinnen schien grandine in humeros laceratos denuo saevitum), der Fürst in die Kirche trat. „Dieser Gebrauch“, meint billon, „würde alles Lob verdienen, wenn er mehr aus Demuth und Reueschmerz, denn aus Ostentation geübt de.“

1) Diese aus dem 4. Jahrhundert stammende Schrift wird von einigen Kritikern als eine Jugendarbeit des hl. Ambrosius be- zeichnet. Vgl. Migne P. L. XV. 1962 ff. inter opp. S. Ambrosii.

Der Ostermontag brachte unsere Reisenden durch die herrlichste Frühlingslandschaft nach Casale, einer starken zu Montferrat gehörigen Festung am Po. Da die Nacht eingebrochen war und sie die Stadtthore bereits verschlossen fanden, blieb ihnen nichts übrig, als in einem an den Ufern des Po stationirten Wachtschiff Herberge zu suchen. „Der Holzboden diente uns zum Lager, der Hunger und der widerliche Tabaksgeruch zum Abendessen, während wir die ganze Nacht statt erquickenden Schlafes, den zweifelhaften Genuß von Militärmusik hatten."

In Vercelli besichtigten sie die Kirche des hl. Eusebius, des großen Bekenners aus dem 4. Jahrhundert, „der zuerst unter allen abendländischen Bischöfen den Versuch machte, zwei an und für sich verschiedene Dinge, die klösterliche Enthaltsamkeit mit der kirchlichen Disciplin zu vereinigen";[1] zu diesem Zwecke wählte er all seine Priester aus dem Mönchsstande und errichtete ihnen an seiner Kirche ein Kloster. Zu den werthvollsten Schätzen von Vercelli rechnet Mabillon den lateinischen Pergament-Codex mit den Evangelien des hl. Matthäus und Markus; er soll vom hl. Eusebius († 371) selber geschrieben sein[2]) und von dem norditalischen König oder Kaiser Berengar laut einer Inschrift um das Jahr 888 eine neue mit kostbarem Beschläge versehene Einbanddecke erhalten haben.

In Novara, dessen vormaliger Bischof Benedikt Odescalchi um diese Zeit unter dem Namen Innocenz XI (1676—1689) den Stuhl Petri inne hatte, sahen sie in einer von der Kathedrale getrennten und dem hl. Johannes Baptist

1) Qui primus diversa inter se conjunxit, monasterii continentiam et disciplinam Ecclesiae. S. Ambros. epist. 25 ad Vercellens. al. ep. 63. No. 66. Migne P. L. XVI. 1207.

2) Vergl. über diesen äußerst werthvollen Codex das Urtheil Bianchini's bei Migne P. L. XII. 73—77; und Mabillon Iter ital. l. c. S. 9. Das Evangelium quadruplex steht P. L. XII. 141 ff.

geweihten Kapelle zum ersten Mal eines der uralten Baptisterien, wo zur Zeit der italienischen Reise noch sämmtliche Täuflinge der Stadt das Sakrament der Wiedergeburt empfingen.

Mailand, das unsere Reisenden am 26. April erreichten, bot eine dreifache Aussicht auf literarische Beute: es hatte sehr alte Kirchen, einen von der römischen Kirche abweichenden Ritus und eine Menge alter Schriften und Bücher. Mabillon schwelgt denn auch buchstäblich in den Schätzen der ambrosianischen Bibliothek. Er gibt uns zuerst eine summarische Geschichte derselben, beschreibt dann die vorzüglichsten aus Bobbio stammenden lateinischen und griechischen Codices reverendae antiquitatis, beurtheilt einzelne derselben, wie den sogenannten Codex Egesippus, quem Ambrosius episcopus de Graeco transtulit (Iter ital. l. c. S. 19), und verzeichnet die daselbst befindlichen Autographa des Leonardo da Vinci. Am weißen Sonntag bot ihnen das Hochamt im Dom Gelegenheit, die mailändische Liturgie aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er verzeichnet seine Beobachtungen hierüber eingehend im zweiten Theil des Musaeum ital. de ritu Ambrosiano, während er sich in Iter italicum mit der Angabe der Hauptmomente begnügt: das Kyrie folgt nach dem Gloria, die Epistel ist eine doppelte (Propheta et Apostolus), zwei Greise und zwei Matronen bringen als Stellvertreter des Volkes Brod und Wein an den Altar, das Credo folgt der Opferung, das Lavabo unmittelbar vor der Consecration. Die erste Predigt findet nach dem Evangelium des Hochamtes statt, die zweite unter dem Namen „Lectio“ als Bestandtheil des Vesper-Officiums in der Vesper, wo eine Stelle aus der hl. Schrift verlesen und nach dem dreifachen Sinne erklärt wird.[1])

Während seines Aufenthaltes in der lombardischen Hauptstadt machte Mabillon persönliche Bekanntschaft mit

1) Siehe hierüber Museum Italic. I. 2. p. 106 und 101.

einem seiner hervorragenden Correspondenten, dem Grafen Mezzabarba. Derselbe genoß sehr hohes Ansehen nicht blos wegen seiner socialen Stellung; er stand im Ruf umfassender Gelehrsamkeit und war der Verfasser zweier bedeutender numismatischer Werke. Nichts in der Welt hätte ihm eine so freudige Ueberraschung bereiten können wie die Begegnung mit dem berühmten Mauriner. Er stellte sich ihm denn auch ganz zur Verfügung und bot all seinen Einfluß auf, um ihm Zugang selbst zu den geheimsten Archiven zu verschaffen. Freilich gelang ihm letzteres nicht immer. Als sie nach Besichtigung der Basilika des hl. Ambrosius am Vercellithor (Basilica Ambrosiana major) um Einlaß in die den Cisterziensern anvertraute Bibliothek und Archive baten, machte sich der Archivar geschickt aus dem Staube, um seine Urkundenbücher nicht vorzeigen zu müssen. Mabillon, dem solche Begegnisse nichts Neues waren, hatte alle Mühe, um den entrüsteten Mezzabarba von einem heftigen Auftritt zurückzuhalten. Im Garten sahen sie die Stelle, wo der hl. Augustin das „Tolle lege" gehört haben soll. Als besondere Gnade erachtete es der fromme Mauriner, in der Krypta über dem Grab des hl. Ambrosius die Messe gelesen zu haben. Die Altarbilder, in der Mitte den hl. Kirchenlehrer, zu seiner Rechten den hl. Vater Benedikt, zur Linken die hl. Scholastika darstellend, sollen im 8. oder 9. Jahrhundert vom Abte Gaudentius gefertigt worden sein. Einen bessern Eindruck als die Bußprocession in Turin scheint di am Feste Kreuzerhöhung zu Mailand stattgefundene Processio mit dem hier aufbewahrten hl. Nagel auf Mabillon gemach zu haben.

In der Abtei St. Peter de Glaciate[1]) nahmen sie Ei sicht von einer im Besitz des Abtes Ambrosius Cruceus be

1) Es bestanden damals noch zwei Benediktinerabteien in Mailand St. Simplician und St. Peter de Glaciate. Placidus Puccinellu Dekan von Monte Cassino, schrieb die Geschichte der letztern.

fündlichen, aus dem 4. oder 5. Jahrhundert stammenden Handschrift der Werke Virgils. Bei Gelegenheit eines Besuches in der 3 bis 4 Stunden von Mailand gelegenen Cisterzienserabtei Caravallis bemerkt der gelehrte Herausgeber der Werke des hl. Bernard, daß in mehrere Ausgaben des hl. Lehrers sich irrthümlich der Name Claravallis und darum die Ueberschrift des Briefes ad Novitios Claravallenses de Mediolano statt Caravallensis eingeschlichen habe.

Zu Arona befand sich in dem ehemaligen Benediktinerkloster, das der hl. Karl in seiner Eigenschaft als Commendatarabt den Jesuiten zugewiesen, eine vom P. Rossignoli im Jahre 1579 dorthin verbrachte Handschrift der 4 Bücher de Imitatione Christi, in welcher Johannes Gersen, Abbas als Verfasser verzeichnet stand. Der Rektor des Jesuitencollegs zu Mailand schrieb an seine Mitbrüder von Arona, man möge den beiden Maurinern bei ihrer Ankunft den besagten Codex zur Einsicht vorlegen. „Indeß,“ so erzählt Mabillon mit einer gewissen Ironie, „als wir in Arona ankamen, waren die Patres Jesuiten recreationis causa abwesend, während der Rektor, der gerade im Begriffe stand nach Mailand abzureisen, nichts von der Existenz einer solchen Handschrift wissen wollte. Wir warteten auf die Rückkehr der Patres und überreichten den einzelnen die uns übergebenen Empfehlungsschreiben; aber vergebens: wir erhielten dieselbe Antwort und zogen unverrichteter Sache weiter. Doch kaum hatten wir unsern Kahn bestiegen, als zwei Patres uns nacheilten mit der Kunde, der Codex sei gefunden, wir möchten zurückkehren und für die Nacht bei ihnen Herberge nehmen. Wir mußten uns mit einem flüchtigen Einblick in die Handschrift, deren Verfasser und Alter nicht außer Zweifel stehen, für diesmal begnügen. Bald darauf ließ uns der P. Provinzial eine Abschrift davon nach Mailand schicken. (Iter ital. l. c. p. 21.)

Nachdem unsere Reisenden ihre Ankäufe nach Paris abgesandt, nahmen sie, mit zahlreichen Empfehlungsschreiben

versehen, nach vierwöchentlichem Aufenthalt von der Lom bardenstadt Abschied. Ihr Weg führte über Bergam Brescia und Verona nach Padua, wo sie die berühmt Abtei St. Justina, die Geburtsstätte der im Anfang de 15. Jahrhunderts entstandenen cassinesischen Benediktiner congregation besuchten.[1])

Den mit Villen und Palästen besetzten Ufern der Brent folgend, erreichte man am 22. Mai Venedig. So seh sich Mabillon in seiner Schilderung über die Herrlichkeiten der Lagunenstadt von Bewunderung hinreißen läßt — ein Schilderung, die dem Leser übrigens nichts Neues bieten dürfte: die Schätze der Bibliotheken standen ihm höher, und alles Aeußere vergessend, lebte er einzig den Büchern und Handschriften, die ihm eine so ungewöhnliche Ernte ver sprachen.

Unter den venetianischen Klöstern scheint die Abte St. Georgio Maggiore die beiden Mauriner am meiste gefesselt zu haben. Dom Michael Germain schreibt dar über Folgendes in die Heimath (vgl. Valéry, S. 6 Broglie, I. 366):

„Eine Schilderung von Venedig mögen Sie anders lesen; ich berichte nur von der Benediktinerabtei St. Georg Maggiore. Die Kirche und die verschiedenen Theile d Klosters sind wie ich nie etwas Schöneres gesehen. Da eine Treppe, die fast zu großartig erscheinen möchte. D Väter dieses Klosters beobachten die hl. Regel gewiss hafter als manche andere in Italien; besonderes Lob v dient ihr Officium. Die Zahl der Mönche beläuft sich wi auf 60 ohne die Laienbrüder. Ihre Bibliothek erschei

---

1) Es sei uns verstattet, hier auf die interessante Schilderung a merksam zu machen, welche Fr. Dittrich im Histor. Jahrb. Görresges., 1884, Heft 3 nach dem Dominikaner Fabri über Benediktiner von St. Justina macht. Vgl. auch Studien Bened.-Ordens 1886. I. S. 207—208 von P. B. Wolff.

ich so sagen soll, fast in Miniatur gemalt. Ueber Schrank sieht man bildliche Darstellungen der darin haltenen Autoren. Die kunstreiche Decke, die Gemälde, ornamente und der kostbare Schmuck der Bücher machen den Aufenthalt in dieser Bibliothek zur wahren Wonne. uns eine besondere Freude zu bereiten, lud man uns ein, zu Mittag zu essen." — Mabillon seinerseits bewundert der Bibliothek besonders die Chorstühle, die in Sculp- das Leben des hl. Vaters Benedikt darstellen, sowie Gemälde von Paul Veronese im Refektorium, die Hoch- zu Kana, das er pictura exquisitissima nennt. „Eine Pracht und Eleganz," fügt er bei, „brauchen wir nicht, aber es wäre doch sehr zu wünschen, daß man unsern französischen Kirchen mehr auf Reinlichkeit hielte. man ja bei uns die schmucklosen Wände der Kirchen Staub und die Fenster mit Spinnengewebe bedeckt. Nur machen uns dies die Italiener, insbesondere aber die und Belgier, bei denen Alles hübsch und proper zum begründeten Vorwurf."

In dem Benediktinerkloster, St. Nikolaus am Ufer, ten sie die hl. Messe. Nikolaus Justiniani zur Zeit anders III. (1181) war hier Mönch gewesen; hier wohnten Doge und der Patriarch mit ihrem Gefolge alljährlich Feste Christi Himmelfahrt bei Gelegenheit der interessanten der Vermählung des Meeres mit der Stadt dem vom celebrirten Pontifikalamt bei.

Bemerkenswerth ist der Besuch, den sie in Begleitung französischen Gesandten de la Haye dem Procurator Baptist Cornelius Cornaro Piscopi abstatteten, Vater der kurz zuvor verstorbenen Philosophin Helena rezia, welche die ganze Welt durch ihr ungewöhnliches in Staunen gesetzt hatte. Geboren am 5. Juni 1646 Helena schon von frühester Kindheit an die glänzendsten gen. Studium und fromme Uebungen waren ihre Wonne. sieben Jahren lernte sie latein, griechisch und hebräisch.

Das Leben der Heiligen, insbesondere des hl. Aloysius
Gonzaga entflammte derart ihren Eifer für die He
reinheit, daß sie mit elf Jahren das Gelübde der Jun
lichkeit ablegte. Nach Beendigung der humanistischen St
begann sie unter Leitung eines gelehrten Oratori
Philosophie und Theologie, welche Studien sie so grü
betrieb, daß nur canonistische Bedenken ihre Zulassun
Prüfung für das Doktorat der Theologie vereitelten.
gegen wurde ihr die öffentliche Prüfung in der Philos
gestattet.[1])

Am 25. Juni 1678 (sie war 32 Jahre alt) hat
in der Muttergotteskapelle der Kathedrale von Padua
einem Lehrstuhl aus in Gegenwart der Universitätsprofe
und einer gewählten Versammlung bestimmte Thesen au
Philosophie zu vertheidigen. Ihre jungfräuliche Schüc
heit schien ihr beim Anblick der imposanten Versamm
allen Muth zu benehmen; doch nach kurzem Gebet zu
der Himmelskönigin bestieg sie furchtlos den Lehrstuh
erklärte mit solcher Eleganz der Sprache und Tiefe de
danken nach damaliger Sitte den Text des Aristoteles,
die Schiedsrichter ihr einstimmig den Titel Magistra
alium artium und Doktor der Philosophie zuerka
Papst und Kaiser sandten ihr Glückwunschschreiben;
wig XIV. beauftragte die Cardinäle von Bouillon und E
sie zu besuchen und ihm zu berichten, ob die überschwän
Fama sich bewähre. Kaum 6 Jahre zuvor hatte M
in seinem „Femmes savantes“ die pedantische Gelehrt
der französischen Damenwelt dem Gespött des Publ
preisgegeben.

Bei all dem Erfolge blieb die junge Patricierin
das demüthige, gottverlobte Mädchen. Umsonst such
ihr Vater zu einer glänzenden ehelichen Verbindung
stimmen; alles, was er erreichte, war, daß sie auf den

1) Mabillon, Museum ital. I. 35—36.

gefaßten Entschluß, in den Benediktinerorden zu treten, verzichtete und sich demselben unter dem Namen „Schwester Scholastika" nur als Oblatin oder Mitglied des dritten Ordens anschloß. Als solche betete sie täglich das Benediktinerbrevier, empfing an den Ordens-Festen die hl. Sakramente und suchte in möglichster Zurückgezogenheit ihr Leben ganz nach der Regel des Patriarchen von Monte Cassino umzugestalten. Gott, der ihre Seele für den Himmel reifen wollte, nahm sie von jetzt an in seine eigene Schule. Bis zu ihrem Tode, der am 26. Juli 1684 erfolgte, war sie fast beständig krank und oft die Beute so entsetzlicher Leiden, daß Jedermann ihre siegreiche Geduld und Stärke bewunderte. Ihr Grab befindet sich auf dem Friedhof der Mönche des Justinaklosters zu Padua. Noch nach ihrem Tode feierten die Akademien Italiens ihr Lob. Ihr Leben wurde geschrieben, ihre Werke veröffentlicht und ihr Grab mit einem prächtigen Mausoleum und pomphaften Inschriften geschmückt.[1])

Es ist begreiflich, daß der Vater der kaum vor einem Jahr hingeschiedenen Jungfrau, „die nur für Gott und die Wissenschaft gelebt," mit der Gesprächigkeit der Vaterliebe und des Alters den beiden Maurinern gar Manches von ihr zu erzählen und vorzuzeigen hatte.

Während seines Aufenthaltes in Venedig erhielt Mabillon die schmerzliche Kunde vom Tode seines geliebten Lehrers und geistlichen Vaters, P. Lukas d'Achery. Eine dreifache Ehrenkrone schmückt das Grab dieses unermüdlichen Arbeiters: er hatte die große französische Gelehrtenschule des 17. Jahrhunderts gegründet; er hatte einen Mabillon herangebildet und den Maurinern jene Liebe zu den tiefgehenden Studien eingeflößt, die Frankreich, dem Benediktinerorden und der

---

[1]) Das Mausoleum ließ ihr Vater setzen, sowie auch er es war, der ihre Werke veröffentlichte. Dieselben erschienen 1686 zu Padua und 1688 zu Parma. Vgl. Ziegelbauer, Histor. rei litter. O. S. B. III. 514—528; IV. 666.

ganzen Kirche so vielfältige Ruhmestitel eintragen sollten. Diese Trauernachricht bestimmte unsere beiden Gelehrten dem lachenden Venedig Lebewohl zu sagen und über Padua ihren Weg nach dem Süden zu nehmen.

Für die Reise nach Rom wurden in Padua zwei Wagen gemiethet, die laut der an die königliche Kasse gelangten Rechnung nicht weniger als 370 L. beanspruchten.[1]) Ferrara mit der berühmten Muttergotteskirche, einer prächtigen Abte und dem Grabmal des Ludovico Ariosto berührten unsere Reisenden, um sobald als möglich Ravenna zu erreichen, nur flüchtig.

Ravenna, die Hauptstadt des römischen Kaiserreiches und Residenz der Ost- und Westgothenkönige, erinnert Mabillon an die Verse des Sidonius Apollinaris, der mi nicht wenig Humor schreibt: Ibi nusquam vel aquae ductuum liquor integer, vel cisterna defaecata, vel fon irriguus vel puteus illimis (lib. I. epist. 5). Uebrigens so fährt er heiter fort, kamen wir gar nicht in die Lage, mi dem schmutzigen Wasser Bekanntschaft zu machen, indem de Herr Erzbischof, dem wir durch den Cardinal Casanat empfohlen waren, uns guten Florentiner-Wein und alle mög lichen Erfrischungen in unsere Wohnung schickte. Von hohe Interesse erschienen unsern Reisenden die zahlreichen Denk male altchristlicher Architektur, die Basilika des hl. Vitalis die von Galla Placidia erbaute Basilika des hl. Evangeliste Johannes, die Kapelle der hh. Nazarius und Celsus, die be rühmte Apollinariskirche sowie die aus der Ostgothen- un Lombardenzeit stammenden, fast im Sumpf steckende Mausoleen, von denen derselbe Sidonius Apollinaris (I. 8 schreibt: Sitiunt vivi, natant sepulti. Der Erzbischof selbe

1) Wer sich über derartige Ausgaben, den Preis von Lebensmittel u. s. w. in damaliger Zeit näher zu orientiren wünscht, le Jadart's Vie de Mabillon. Reims. 1879. App., und Brogli I. 357, 372, 388.

seinen beiden Gästen die Schätze der Kathedrale. An des bei Ravenna gelegenen, schon zur Zeit Gregors roßen bekannten und im Mittelalter hochberühmten rs Chiasso (monasterium Classense) fanden unsere iden nur mehr Ruinen.

Ueber Cesena, wo Pius VII. unter dem Namen P. Bar- Chiaramonti einst Mönch gewesen, über Rimini, Pesaro Ancona erreichten sie Loretto, und hatten das Glück, in edicula sacra das hl. Meßopfer darbringen zu können. den Votivgeschenken bewundert Mabillon besonders silberne Engelsgestalt, welche der Muttergottes ein lein aus gediegenem Gold zum Opfer bringt — eine gabe der Mutter Ludwig's XIV., der Königin Anna Oesterreich. Zum Dank für seine Befreiung aus der lichen Gefangenschaft von Vincennes hatte der Prinz Condé der Himmelskönigin ein silbernes Miniaturbild Kerkers geschenkt, das ebenfalls unter den Votivgaben chen war.

Hocherbaut über die andachtsvolle Haltung der ge- ten Volksmenge verließen die beiden die denkwürdige e, um über Foligno, Spoleto, Terni, Otricoli und Castellana die hl. Stadt zu erreichen. Um jeden chen Empfang von Seiten ihrer römischen Freunde zu den, übernachteten sie am letzten Ort, um in Fasten, en und Gebet ihre Herzen zum Besuch der Apostel- r sowie der cathedra veritatis in centro unitatis g zu stimmen.[1])

(Fortsetzung folgt.)

Mabillon, Iter ital. Mus. I. n. 7.

VIII.

Cardinal Bellarmin in altkatholischer Beleuchtung.

II.

Zu derselben Zeit (1589) veröffentlichte Bellarmin d
drei Bücher: De translatione Imperii Romani a Graec
ad Francos, welche gegen den Protestanten Flacius Illyric
gerichtet waren, sowie einige kleinere Schriften, die unt
den Opuscula stehen.

Als im Jahre 1589 der Cardinal Gaetano als Leg
nach Frankreich gesandt wurde wegen der sehr bedenklich
Unruhen in diesem Reiche, wurde Bellarmin von Pa
Sixtus V. mit ihm geschickt. In Frankreich war Bellarmi
Name wegen der von ihm herausgegebenen Controversen ni
mehr unbekannt, und Viele wünschten ihn zu sehen und b
suchten ihn oft. Auf der Reise fragte der Legat Bellarmi
wie lange der Papst wohl noch leben werde; er antworte
der Papst werde noch in diesem Jahre sterben. Dies
wiederholte er oft zu Paris, während der Legat fest glaub
er werde länger leben.

Als der Legat mit seinem Gefolge zu Dijon in Burgu
war und diese Stadt zu verlassen gedachte, um nach Pa
zu reisen, verbreitete sich das Gerücht, der Herr Graf Tavann
liege an einem Scheidewege mit tausend Reitern in ein
Hinterhalt, um den Cardinal gefangen zu nehmen; al

zeigte seinen beiden Gästen die Schätze der Kathedrale. An Stelle des bei Ravenna gelegenen, schon zur Zeit Gregors des Großen bekannten und im Mittelalter hochberühmten Klosters Chiasso (monasterium Classense) fanden unsere Reisenden nur mehr Ruinen.

Ueber Cesena, wo Pius VII. unter dem Namen P. Barnabas Chiaramonti einst Mönch gewesen, über Rimini, Pesaro und Ancona erreichten sie Loretto, und hatten das Glück, in der aedicula sacra das hl. Meßopfer darbringen zu können. Unter den Votivgeschenken bewundert Mabillon besonders eine silberne Engelsgestalt, welche der Muttergottes ein Knäblein aus gediegenem Gold zum Opfer bringt — eine Weihegabe der Mutter Ludwig's XIV., der Königin Anna von Oesterreich. Zum Dank für seine Befreiung aus der schrecklichen Gefangenschaft von Vincennes hatte der Prinz von Condé der Himmelskönigin ein silbernes Miniaturbild seines Kerkers geschenkt, das ebenfalls unter den Votivgaben zu sehen war.

Hocherbaut über die andachtsvolle Haltung der gedrängten Volksmenge verließen die beiden die denkwürdige Stätte, um über Foligno, Spoleto, Terni, Otricoli und Civita Castellana die hl. Stadt zu erreichen. Um jeden feierlichen Empfang von Seiten ihrer römischen Freunde zu vereiteln, übernachteten sie am letzten Ort, um in Fasten, Wachen und Gebet ihre Herzen zum Besuch der Apostelgräber sowie der cathedra veritatis in centro unitatis würdig zu stimmen.[1])

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Mabillon, Iter ital. Mus. I. n. 7.

VIII.

Cardinal Bellarmin in altkatholischer Beleuchtung.

II.

Zu derselben Zeit (1589) veröffentlichte Bellarmin die drei Bücher: De translatione Imperii Romani a Graecis ad Francos, welche gegen den Protestanten Flacius Illyricus gerichtet waren, sowie einige kleinere Schriften, die unter den Opuscula stehen.

Als im Jahre 1589 der Cardinal Gaetano als Legat nach Frankreich gesandt wurde wegen der sehr bedenklichen Unruhen in diesem Reiche, wurde Bellarmin von Papst Sixtus V. mit ihm geschickt. In Frankreich war Bellarmins Name wegen der von ihm herausgegebenen Controversen nicht mehr unbekannt, und Viele wünschten ihn zu sehen und besuchten ihn oft. Auf der Reise fragte der Legat Bellarmin, wie lange der Papst wohl noch leben werde; er antwortete, der Papst werde noch in diesem Jahre sterben. Dieses wiederholte er oft zu Paris, während der Legat fest glaubte, er werde länger leben.

Als der Legat mit seinem Gefolge zu Dijon in Burgund war und diese Stadt zu verlassen gedachte, um nach Paris zu reisen, verbreitete sich das Gerücht, der Herr Graf Tavannes liege an einem Scheidewege mit tausend Reitern in einem Hinterhalt, um den Cardinal gefangen zu nehmen; aber

...itig hörte man auch, diese Nachricht sei nur erdichtet, ...e Reise des Cardinals zu verhindern. Da nun der ...nal die Wahrheit durch ein menschliches Mittel nicht ...ren konnte, warf er, als alle reisefertig waren, nachdem er die Messe gehalten, heimlich zwei Zettelchen in den ..., von denen eines mit „Reisen", das andere mit „Nichtreisen" beschrieben war, und zog dann, seine Sache Gott ...fehlend, das heraus, worauf „Nichtreisen" geschrieben ... Bald darauf wurde bekannt, daß das Gerücht von ... Hinterhalte wahr gewesen.

Zu Paris blieben wir, erzählt Bellarmin weiter, vom ... Januar 1590 bis Anfang September. In dieser Zeit ...ten wir fast nichts thun, litten aber Vieles. Denn da ... 12. (richtiger 14.) März der Herzog von Mayenne von ... Könige in einer Schlacht (bei Dreux in der Ebene von ...) besiegt wurde, befiel uns Furcht und Zittern. Da der ...g eine so große Stadt (wie Paris war) nicht durch Er...ung zu Grunde richten lassen wollte, schloß er sie ein, ...ir Alle führten, von Lebensmitteln entblößt, ein sehr ...es Leben; denn eine mit Hundefleisch gekochte Suppe ...e ziemlich theuer bezahlt. Der Gesandte des Königs ... Spanien schickte uns als ein großes Geschenk einen ... seines Pferdes, welches er hatte schlachten lassen. ...rmin that dort nichts, als was ihm der Cardinallegat ...ug. Er schrieb einen lateinischen Brief an die französischen Bischöfe, worin er sie vor einem Schisma warnte, ... es hieß, sie wollten eine Nationalsynode halten und ... von dem apostolischen Stuhl unabhängigen Patriarchen ...en, und dieses wurde verhindert.

Anfangs September wurden dem Cardinal Briefe aus ... gebracht, die zur allgemeinen Verwunderung in die ... eingeschlossene Stadt gelangt waren, und da über ... Briefe, ehe sie der Cardinal aufbrach, der Eine dieses, ... Andere jenes sagte, und fast Alle etwas Uebles ahnten, ... der Papst gegen den Cardinal und auch gegen den

Sekretär und gegen Bellarmin, da er in dessen Büchern die Behauptung gefunden hatte, der Papst sei nicht der direkte Herr der ganzen Welt,[1]) feindlich gesinnt war, sagte Bellarmin: in diesen Briefen stehe der Tod des Papstes Sixtus V., und obschon Alle ihn auslachten, weil nichts von einer Erkrankung Sixtus' verlautet hatte, war doch, was Bellarmin behauptete, richtig, und Alle wunderten sich.

Auf der Rückreise nach Rom erkrankte Bellarmin sehr schwer zu Meaux, wo eine gefährliche Dysenterie herrschte, an der fast Alle, die davon befallen wurden, starben. An dieser Dysenterie fing Bellarmin die erste Nacht zu leiden an; dazu kam ein sehr heftiges Fieber, und er konnte nichts genießen und nicht schlafen. Der Cardinal blieb einen ganzen Tag und berieth sich dann mit den Seinigen, was mit Bellarmin geschehen solle. Endlich gab Gott dem Cardinal den guten Entschluß ein, den Kranken nicht zurückzulassen, sondern ihn mitzunehmen. Er ließ also eine Sänfte zurechtmachen und Bellarmin hineinlegen. Gott gefiel es, daß sich Bellarmins Befinden, nachdem man die Stadt verlassen, bald besserte und in der Zeit von acht Tagen, während welcher er in der Sänfte lag oder saß, völlig genas. Auf der Reise kam er durch Basel, wurde aber nicht erkannt. Als man später hörte, Bellarmin sei dort gewesen, sollen Viele es bedauert haben, ihn nicht gesehen zu haben; ob sie ihm zu schaden oder ihn zu ehren beabsichtigt, ist ungewiß. In Rom kam er am 11. November 1590 an.

1) „Sondern besitze in weltlichen Dingen eine nur indirekte Gewalt." Wegen dieser Aeußerung setzte Sixtus V. den ersten Band von Bellarmins Controversen mit „donec corrigatur" sogar auf den Index. — Auf den Cardinallegaten war der Papst böse, weil er mit dessen in Paris befolgter Politik nicht einverstanden war. Im Juli sagte der Papst zu dem venetianischen Gesandten: „Der Legat sucht die Einwohner zum Widerstand (gegen den König) zu ermuthigen; aber bei der nächsten Niederlage Mayenne's werden sie mehr an ihren Vortheil denken, als an die Ermahnungen des Legaten."

Als im Jahre 1591 Gregor XIV. darüber nachdachte, was mit der von Sixtus herausgegebenen Bibel zu machen wäre, in welche sehr viele verkehrte Aenderungen aufgenommen waren, fehlte es nicht an angesehenen Männern, welche der Ansicht waren, jene Bibel müsse öffentlich verboten werden. Aber Bellarmin bewies in Gegenwart des Papstes, die Bibel müsse nicht verboten, sondern so corrigirt werden, daß sie ohne Beeinträchtigung der Ehre des Papstes Sixtus V. verbessert herausgegeben werden könne; das könne ausgeführt werden, wenn man möglichst rasch die verkehrten Aenderungen beseitige und die Bibel unter dem Namen desselben Sixtus neu drucken lasse, mit Beifügung einer Vorrede, in welcher angedeutet werde, in die erste Ausgabe Sixtus' hätten sich in Folge der eiligen Herstellung einige Fehler, sei es der Setzer, sei es Anderer, eingeschlichen. Und so vergalt Bellarmin dem Papste Sixtus Böses mit Gutem. Denn Sixtus hatte wegen jener Ansicht von der direkten Herrschaft des Papstes über den ganzen Erdkreis seine Controversen in den Index der verbotenen Bücher gesetzt, bis sie verbessert würden; aber nach seinem Tode befahl die hl. Congregation der Riten, seinen Namen in dem Index zu streichen. Der Rath Bellarmins gefiel dem Papste Gregor, und er befahl, daß eine Commission gebildet würde, um rasch die Sixtinische Bibel zu revidiren und der gewöhnlichen Bibel, namentlich der Löwener, wieder gleichförmig zu machen. Das geschah zu Zagarola im Hause des Marcantonio Colonna in Anwesenheit des Cardinals Colonna selbst, des englischen Cardinals Allen, des Magister Sacri Palatii, Bellarmins und drei oder vier Anderer, und nach dem Tode Gregors und Innocenz' (IX.) gab Clemens VIII. die revidirte Bibel unter dem Namen Sixtus' heraus, mit einer Vorrede, welche derselbe Bellarmin verfaßte.

So erzählt Bellarmin die Geschichte der Entstehung der officiellen Ausgabe der Vulgata. Bekanntlich stellte das Concil von Trient in seiner vierten Sitzung vom 8. April 1546

den Canon der hl. Schriften fest und bezeichnete weiterhin von den lateinischen Ausgaben der Bibel die Vulgata als die authentische, welche Niemand zu verwerfen wagen dürfe. Ferner beschloß das Concil und verordnete, daß alsbald die hl. Schrift, besonders aber diese alte und allgemein übliche Ausgabe (der Vulgata) möglichst fehlerfrei gedruckt würde. Auf Grund dieses Beschlusses wurde die Herstellung einer von dem hl. Stuhle selbst zu veröffentlichenden, möglichst correkten Ausgabe der Vulgata ins Auge gefaßt. Die Arbeiten der hiezu noch unter Papst Pius IV. aus Cardinälen und Theologen gebildeten Congregatio pro emendatione Bibliorum, welche vom 28. April bis 7. Dezember 1569 sechsundzwanzig Sitzungen hielt, nahmen jedoch einen sehr langsamen Fortgang.

Auch die theologische Facultät der Universität Löwen hatte die Herstellung einer möglichst correkten Ausgabe der Vulgata unternommen, welche bei Christoph Plantin zu Antwerpen gedruckt wurde und gewöhnlich die Löwener Ausgabe heißt. Als diese in Rom anlangte, beschloß die genannte Congregation, ein Exemplar derselben nach den von ihr gefaßten Beschlüssen zu corrigiren. Dieses Exemplar ist noch in Rom vorhanden, der von der Congregation festgestellte Text entsprach allen Anforderungen, die man damals an eine correkte Ausgabe der Vulgata stellen konnte, war jedenfalls bedeutend besser als der Löwener Text. Mit den von der Congregation getroffenen Aenderungen war jedoch Papst Sixtus V. nicht einverstanden; er machte selbst mit Beihilfe des Jesuiten Franz Toletus, den er bei schwierigen Stellen zu Rathe zog, „ohne ihm jedoch zuzusichern, daß er sich nach seinem Rathe richten wolle," einen neuen Text zurecht, der sich weniger von dem Löwener entfernte und weniger gut war, als der von der Congregation hergestellte. Nach diesem Texte wurde sodann die Vulgata von Aldus Manutius jun. gedruckt; der Papst las selbst die Correkturbogen. Die Ausgabe erschien im Jahre 1590 in drei Folio-

bänden unter dem Titel: „Biblia Sacra Vulgatae Editionis Sixti V. P. M. jussu recognita." Etwa dreißig Druckfehler wurden nachträglich theils mit der Feder, theils durch Ausradiren von Buchstaben und Ueberdrucken der richtigen oder durch aufgeklebte Zettelchen verbessert; außerdem mögen noch etwa fünfzig Druckfehler stehen geblieben sein.[1]) An der Spitze der Ausgabe steht eine sehr umfangreiche, von Sixtus V. selbst verfaßte, vom 1. März 1589 datirte Bulle. In derselben sagt der Papst u. A.: Er habe, um das Dekret des Trienter Concils zur Ausführung zu bringen, gelehrte Männer mit den Vorarbeiten für eine Ausgabe der Vulgata beauftragt, die endgiltige Festsetzung des Textes aber sich selbst vorbehalten.

„Wir sind der wahre und rechtmäßige Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, für welchen unser Herr und Erlöser ... nicht einmal, sondern immer gebetet hat, daß sein Glaube, der ihm nicht durch Fleisch und Blut, sondern durch denselben Vater geoffenbart worden war, niemals abnehme, dem auch der Herr geboten hat, die übrigen Apostel in demselben Glauben zu befestigen, der endlich, wie Wir vertrauen, den göttlichen Beistand, welcher der katholischen Kirche bis zum Ende der Zeiten verheißen ist, für Uns zu erflehen nicht aufhört. Da Wir nun durch Gottes Fügung auf den Stuhl desselben hl. Petrus, auf welchem dessen Gewalt und Auctorität fortlebt, erhoben sind, so steht Uns dieses Urtheil[2]) eigentlich und besonders zu. Nach flehentlicher Anrufung der Hilfe des allmächtigen Gottes und im Vertrauen auf die Autorität der Apostelfürsten haben Wir Uns darum um des öffentlichen Nutzens der hl. Kirche Gottes willen der Mühe unterzogen, unter den anderen Geschäften Unserer päpstlichen Sorge auch diese nicht geringe Arbeit des sorgfältigen Studiums zu übernehmen und alles durchzulesen, was Andere gesammelt und vorgeschlagen haben, die Gründe für die verschiedenen Lesarten zu erwägen, die Aussprüche der

1) Vergl. Döllinger-Reusch, S. 113 f.
2) Nämlich über die endgiltige Festsetzung des Textes.

hl. Kirchenlehrer zu prüfen, was vor anderem den Vorzug ve diene, zu entscheiden, so daß bei dieser sehr mühevollen Be besserung, auf welche Wir täglich mehrere Stunden verwend zu müssen geglaubt haben, die Arbeit Anderer im Rathertheile die unsrige aber in dem Auswählen des Besten bestand, so jedoc daß Wir den alten, seit vielen Jahrhunderten in der Kirc recipirten Text durchaus beibehielten . . . Zum Lobe also u zur Verherrlichung des allmächtigen Gottes, zur Erhaltung u Mehrung des katholischen Glaubens und zum Nutzen der h allgemeinen Kirche verordnen und erklären Wir durch die Unsere Constitution, die ewig gelten soll, nach dem Rathe u mit Zustimmung Unserer ehrwürdigen Brüder, der Cardinä der hl. römischen Kirche, welche über die vatikanische Drucke gesetzt sind und deren Hilfe Wir bei dieser Verbesserung d Vulgata, namentlich bei wichtigeren Punkten in Anspruch g nommen, und aus sicherer Wissenschaft und kraft der Fül Unserer apostolischen Gewalt: daß die von Uns jetzt ve öffentlichte Ausgabe ohne alle Anzweiflung und Bestreitun als die Vulgata anzusehen ist, welche das Trienter Concil a authentisch recipirt hat, indem Wir verfügen, daß dieselbe, nac dem sie früher durch die allgemeine Uebereinstimmung der Kirche und der hl. Väter, dann durch das Decret des a gemeinen Trienter Concils, jetzt endlich auch durch die apostoli von Gott Uns übertragene Autorität approbirt worden ist, wahr, gesetzlich, authentisch und unzweifelhaft bei allen öffe lichen und privaten Disputationen, Vorlesungen, Predigten u Auslegungen angenommen und festgehalten werden soll."

Papst Sixtus V. starb (27. August 1590), als ein v hältnißmäßig kleiner Theil seiner Bibel zur Ausgabe gela war. Sein Nachfolger Urban VII. starb am 26. Septem 1590, elf Tage nach seiner Erwählung. Ihm folgte 15. Dezember Papst Gregor XIV., und diesem trugen Anfang des Jahres 1591 die Mitglieder der Congrega pro emendatione Bibliorum ihre Klagen über die Ni berücksichtigung ihrer Vorschläge und die dadurch veranlaß Mängel der Sixtinischen Ausgabe vor. Es fehlte nicht, richtete Bellarmin, an angesehenen Männern, welche

Ansicht waren, jene Bibel müsse öffentlich verboten werden. Bellarmin selbst zeigte indeß, daß eine solche Maßregel nicht nothwendig sei. Es wurde eine Commission eingesetzt, als deren Aufgabe Bellarmin bezeichnet: rasch die Sixtinische Bibel zu revidiren und der gewöhnlichen Bibel, namentlich der Löwener, wieder gleichförmig zu machen. Als die Arbeiten dieser Commission einen nur langsamen Fortgang nahmen, erwirkte der Vorsitzende derselben, Cardinal Colonna von dem Papste, daß die Revision ihm und dem Cardinal Allen und acht Consultoren übertragen wurde. Diese vollendeten nun auf dem Landgute Colonna's zu Zagarola ihre Arbeit und kehrten Anfangs Oktober 1591 nach Rom zurück. Am 15. dieses Monats starb jedoch der Papst. Dessen Nachfolger Innocenz IX. regierte nur zwei Monate und so war die endliche Vollendung der Bibelausgabe eine der ersten Arbeiten des am 30. Januar 1592 gewählten Papstes Clemens VIII. Dieser beauftragte die Cardinäle Valier und Borromeo, sowie den Jesuiten Toletus, ihm über die Vorschläge der Commission von Zagarola Bericht zu erstatten. Toletus verzeichnete deren Vorschläge mit seinen eigenen Bemerkungen auf den Rändern eines Exemplars der Sixtinischen Ausgabe und wurde am 28. Oktober mit dieser Arbeit fertig. Hierauf legte er dieselbe den beiden Cardinälen vor. Der Papst beauftragte Toletus, auch den Druck der neuen Ausgabe zu leiten; noch vor Ablauf des Jahres 1592 erschien die neue Ausgabe unter dem Titel: „Biblia sacra Vulgatae editionis Sixti V. P. M. jussu recognita et edita.“ Vorgedruckt ist lediglich das Druckprivilegium, welches der Papst unterm 9. November 1592 ertheilte; außerdem aber noch eine Vorrede, welche Bellarmin, wie gesagt, beantragt und selbst verfaßt hat.

In dieser Vorrede erzählt Bellarmin die Geschichte der Herausgabe der Vulgata wie folgt: „Als die unter Sixtus V. vollendete Ausgabe schon gedruckt war und der Papst sie veröffentlichen wollte, bemerkte er, daß sich in die Bibel

durch die Schuld der Drucker (preli vitio) nicht wenige Fehler eingeschlichen, die eine nochmalige Revision nöthig machten, und er beschloß und verordnete darum einen neuen Druck des ganzen Werkes. Da ihn aber der Tod an der Ausführung hinderte, unternahm Gregor XIV. dessen Absicht zur Ausführung zu bringen, indem er einige Cardinäle und Gelehrte damit beauftragte. Da aber auch er und sein Nachfolger Innocenz IX. nach sehr kurzer Zeit aus diesem Leben abberufen wurden, so ist endlich im Anfange des Pontifikates Clemens' VIII., der jetzt das Steuerruder der ganzen Kirche hält, das von Sixtus V. beabsichtigte Werk mit Gottes Hilfe vollendet worden."

Diese wenige Zeilen haben Bellarmin den Tadel, ein lügenhafter Mensch zu sein, eingebracht. Vor allem „bestätige er", sagt Döllinger (S. 119), „durch diese Darstellung zunächst gegen besseres Wissen die Angabe des Titelblattes, daß das Buch, vor welchem seine Vorrede steht, den von Sixtus V. festgestellten Text der Vulgata, lediglich von Druckfehlern gesäubert, biete." Diese Vorstellung wollte indeß Niemand erwecken. Man bezeichnete die Bibel offenbar deshalb als die Sixtinische, weil Papst Sixtus persönlich viele Mühe auf deren Herausgabe verwandt, täglich mehrere Stunden mit der Prüfung der verschiedenen Lesearten zugebracht, endlich sogar selbst die Correkturbogen des ersten Druckes gelesen hatte. Durch jene Beziehung glaubte man eine Ehrenschuld gegen den um die Förderung des Unternehmens hochverdienten Papst abzutragen. Keiner seiner Nachfolger hatte mehr persönlich an die Bibel Hand angelegt. Daß es dem Papste und den Cardinälen, Bellarmin eingeschlossen, ferne lag, jene falsche Vorstellung zu erwecken, möchte auch daraus erhellen, daß bereits an die katholischen Majestäten Exemplare abgegangen, überhaupt ein Theil der Auflage bereits ausgegeben war. Dazu kommt, daß die Commission von Zagarola ihren Arbeiten ein Exemplar der Sixtinischen Ausgabe zu Grunde legte; das

Ergebniß ihrer Berathungen, sagt Döllinger selbst (S. 117), wurde in der Weise fixirt, daß auf den Rändern eines Exemplares der Ausgabe Sixtus' V. ihre Aenderungsvorschläge aufgezeichnet wurden. Auch Toletus verzeichnete die Vorschläge dieser Commission mit seinen eigenen Bemerkungen auf den Rändern eines anderen Exemplares der Sixtinischen Ausgabe. Zweifellos wurde die neue Auflage nach diesem letzteren auch gedruckt, so daß dieselbe im Grunde noch die Sixtinische, aber eine revidirte und verbesserte war.

„Unwahr ist ferner die Behauptung", fährt Döllinger fort, „die Ausgabe Sixtus' V. sei fertig gedruckt gewesen, aber nicht veröffentlicht worden". Das behauptet jedoch Bellarmin zufällig nicht. Er sagt: „Als die unter Sixtus V. vollendete Ausgabe schon gedruckt war und der Papst sie veröffentlichen wollte, bemerkte er, daß sich in die Bibel durch die Schuld der Drucker nicht wenige Fehler eingeschlichen, die eine nochmalige Revision nöthig machten." Thatsächlich ließ der Papst etwa 30 Druckfehler theils mit der Feder corrigiren, theils radiren und überdrucken, theils sogar durch aufgeklebte Zettelchen verbessern. Nachdem dies geschehen war, mochte er mit der Versendung der Dedicationsexemplare beginnen. Zur gleichen Zeit mochte er aber auch die ersten ungünstigen Urtheile über die Ausgabe zu hören bekommen haben; denn es läßt sich denken, daß die Mitglieder der Congregatio pro emendatione Bibliorum, welche vom Papste etwas wegwerfend behandelt worden waren, sofort, als sie die Ausgabe zu Gesicht bekamen, deren Schwächen aufdeckten und auch dem hl. Vater gegenüber nicht damit zurückhielten. Ist es eine Unmöglichkeit, daß angesichts dieser Sachlage Papst Sixtus, der in die endliche Herstellung einer officiellen Vulgata-Ausgabe eine nicht geringe Ehre setzte, ihn selbst den Neudruck des ganzen Werkes anordnete? Gewiß nicht! Allerdings findet sich für diese Annahme nirgends ein Anhaltspunkt als in Bellarmins Vorrede; ist

man aber deshalb berechtigt, die bezügliche Mittheilung
Cardinals als unwahr zu bezeichnen?

Wenn Bellarmin weiter sagt, Sixtus habe den Neu
der Bibel wegen der Druckfehler, die sich in den ersten
eingeschlichen, angeordnet, so bezeichnet dies nach Döll
„einen bedeutenden Fortschritt auf der Bahn der L
In der Selbstbiographie erzählt Bellarmin, er habe
geschlagen, man solle in einer Vorrede andeuten, in die
Ausgabe Sixtus' hätten sich in Folge der eiligen Herste
einige Fehler, sei es der Setzer, sei es Anderer eingeschli
In der Vorrede nun, mit deren Abfassung er betraut w
spricht er nur von „preli vitio". Unläugbar theilt
Bellarmin nicht die volle Wahrheit mit; er hielt es
scheinlich einerseits mit der dem verstorbenen Papste
digen Ehrerbietung nicht verträglich, anderseits auch
nothwendig, den ganzen Sachverhalt bis ins Einzelnste
zugeben; faßt er ja die lange Geschichte der Entstehung
officiellen Ausgabe der Vulgata in wenige Zeilen zusam
Was aber ferner zur Rechtfertigung Bellarmins anzuf
bleibt, ist, daß für den Papst Sixtus thatsächlich die st
gebliebenen Druckfehler den Hauptgrund gebildet haben m
einen Neudruck ins Auge zu fassen. Nach seinem Tode
dann freilich die mit dem Neudruck beschäftigte Commi
die materielle Verbesserung der Bibel für wichtiger.

Sei dem wie ihm wolle, eine Bemerkung kann ich
unterdrücken. Bellarmins Vorrede zur Vulgata-Aus
hat von jeher die Bewunderung der Exegeten hervorge
Döllinger hat kein Wort des Lobes dafür. Wie we
Bausteine zu einer Chronique scandaleuse des Jes
ordens herbeischaffen müßte, bemüht er sich, das, was
einzelnen Mitgliedern des Ordens für mangelhaft hält,
fältig zu sammeln und zu forciren. Dieses Verfahr

1) „in prima editione Sixti prae festinatione irrepsisse
errata vel typographorum vel aliorum".

nur erklärlich, wenn wir bedenken, daß die Geschichte
Entstehung der ersten Vulgata-Ausgabe in gewisser Be-
g mit dem Infallibilitätsdogma selbst zusammenhängt.
nothwendig, daß ich auf diesen Punkt noch in Kürze
e.

Der für die päpstliche Autorität bedenklichste Punkt
merkwürdiger Weise weder von Bellarmin, noch in den
Seligsprechung betreffenden Aktenstücken erwähnt. Es
Bulle Sixtus V., die offenbar eine ex cathedra er-
ist.“ So schreibt Döllinger (S. 123). Der Papst
sich allerdings in der an der Spitze der Ausgabe be-
en Bulle auf seine vom Apostelfürsten erhaltene Ge-
und Autorität; er that dieses sicherlich mit Rücksicht
e Cardinäle, deren Widerstand er durch diese Berufung
ine Macht leichter zu brechen hoffte. Er war indeß
berechtigt, sich bei Herausgabe einer officiellen Bibel-
be auf seine persönliche Unfehlbarkeit in Sachen des
ens oder der Sitten zu berufen. Döllinger selbst erklärt,
aulen in seiner „Geschichte der Vulgata“ (S. 453)
ichtig sage: „Daß der Papst statt auf seine wissen-
iche Befähigung zur Kritik des Textes vielmehr auf
em Nachfolger Petri verheißene Untrüglichkeit im
en recurrirt, ist der Sachlage durchaus nicht ent-
nd. Die Gewißheit nämlich, daß diese oder jene Lesart
rsprünglichen Texte angehöre, ist eine rein historische
heit, deren Ermittlung nicht durch übernatürlichen
nbeistand, sondern durch Anwendung menschlicher
geschieht. Dieß ist um so gewisser, weil der Papst
erklärt, daß bei all den verschiedenen Lesarten, zwischen
die Wahl vorzunehmen war, nichts den Glauben oder
itten Berührendes vorfindlich war. Indem also Sixtus
f ein Gebiet begab, das der Competenz des Kirchen-
uptes nicht unterstand, setzte er sich gewiß der Gefahr
u irren, und die Beschaffenheit seines Textes zeigt,
diese Gefahr unterlegen ist.“ War jedoch der Papst

nicht berechtigt, in dieser Sache sich auf seine Unfehlbar
zu berufen, so konnte er dieselbe auch nicht zum Gegensta
einer Entscheidung ex cathedra machen. Es ist mir u
klärlich, weshalb Döllinger diese Folgerung nicht z
sondern sagt: „Jedenfalls liegt hier ein Fall vor, wo
Papst in dem, was er unter Berufung auf die dem N
folger Petri verheißene Untrüglichkeit im Glauben erk
geirrt hat." Geirrt hat er faktisch, aber in keiner
scheidung ex cathedra; um eine solche konnte es sich
handeln.

(Fortsetzung folgt.)

IX.

Die ehemalige pfälzische Kapuzinerordensprovinz und Schicksal ihrer Klöster in der Oberpfalz.

(Beitrag zur Säkularisationsgeschichte.)

Kurz nach dem Beginn der Reformation in Deutsch
wurde in Italien durch Matthäus von Bassi der Kapuz
orden gegründet. Waren es die Jesuiten, welche in j
den Glauben so sehr gefährdenden Zeiten durch die M
ihres Geistes und durch ihre Beredsamkeit die höheren St
an der Mutterkirche festhielten, so übten die Kapuziner
die Einfachheit ihres Lebens, durch ihre Armuth, durch
heilige Strenge, durch ihre ganz dem niederen Volke ange
Wirksamkeit einen weitgehenden Einfluß auf die nie
Stände aus. Wie sehr ihr Auftreten einem Bedürfniss
Zeit entgegenkam, beweist am besten ihre allseitige
breitung in Europa. Noch war das 16. Jahrhundert
zu Ende gegangen, da bot man ihnen Häuser in Frank
Spanien und Deutschland an. Innsbruck war die erste G

eutschem Boden, in der sie von Italien aus festen Fuß
im Jahre 1593. Von hier aus legten sie den Grund
yroler Ordensprovinz, um sich dann immer weiter auch
ern, Schwaben und Franken zu verbreiten. 1668 mußte
roler Provinz wegen ihres allzu weiten Umkreises
getheilt werden. Von den bisherigen Klöstern blieben
n bei der alten Provinz, während mit den übrigen
dzwanzig Klöstern und vier Hospitien die neue bayerische
z gegründet wurde.
on der bayerischen Provinz sonderte sich die fränkische
ständiger Existenz ab im Jahre 1711. Nun war all-
die Zeit nicht mehr ferne, wo an den europäischen
über Säkularisationsprojekte verhandelt wurde. Und
tere nicht nur von politischen Rücksichten und Habsucht,
ebenso sehr von dem aufgeklärten klosterfeindlichen
der Zeit eingegeben waren, so mußten bald auch die
Kapuziner jenen verderblichen Windzug verspüren, der
eitend zum Klostersturme der Säkularisation anwuchs.
Jahre 1749 an, wo sich Kurfürst Max Joseph über-
ließ, die Kapuziner in ihrem Almosen zu schädigen,
jedes Jahrzehnt einige neue Maßregeln, welche es auf
schränkung und das Verderben der Kapuziner, die wie
upt die Mendikanten dem aufgeklärten Geiste der Zeit
nigsten entsprachen, abgesehen hatten.
n einem Erlasse des kurfürstlich bayerischen Consistoriums
. Dezember 1769, durch welchen die religiösen Körper-
in wesentlichen Punkten störend betroffen wurden,
nter anderem die Forderung gestellt, die Orden sollen
erbindungen mit dem Auslande lösen und nur die
lb der kurbayerischen Landesgrenze liegenden Klöster
Ordens sollen sich als zusammengehörig betrachten.
Verordnung war es, welche die Veranlassung zur
ung der zuletzt entstandenen deutschen, der pfälz-
Ordensprovinz der Kapuziner gab. Von ihrem
chen Ordensverbande mußten sich nämlich die sieben

Klöster Eichstätt, Berching, Burglengenfeld, Schwandorf, Dinkelsbühl, Schwäbisch-Gmünd und Ellwangen und ebenso-viele Hospitien, nämlich Kreuzberg b. Schwandorf, Höchstädt, Neustadt a. d. W.-N., Sulzbach, Weiden, Vohenstrauß und Parkstein lostrennen. All diese Convente nun, welche zusammen 116 Patres, 6 Kleriker und 38 Laienbrüder zählten, wurden durch ein am 19. April 1770 in Eichstätt versammeltes Kapitel vereinigt und unter dem Titel der unbefleckten Empfängniß zunächst zu einer Custodie erhoben.[1]) Einen Zuwachs erhielt diese Custodie durch eine ähnliche Verordnung, welche für die österreichischen Landestheile erlassen wurde. Die schwäbischen Klöster Augsburg und Dillingen, sowie das Hospiz Höchstädt waren nämlich bisher immer noch der ursprünglichen Tyroler Provinz einverleibt gewesen. Sie mußten sich jetzt (1781) trennen und wurden vom Generalminister des Ordens an die neue Custodie gewiesen. Zur eigentlichen Provinz jedoch wurden diese Klöster insgesammt erst 178 und zwar durch die Verwendung des Fürstbischofs Clemens Wenzeslaus von Augsburg und des Kurfürsten Karl Theodor von Bayern erklärt, und da die Mehrzahl der Klöster in den Oberpfalz und Pfalz-Neuburg lag, so wurde die junge Provinz die pfälzische genannt.

Bis dahin waren aber die Säkularisationsprojekte, welche diese Provinz als solche geschaffen hatten, bereits soweit gediehen, daß sie dieselbe auch wieder auflösen konnten (es verflossen darüber nur mehr 13 Jahre), und wie rasch und gründlich das geschah, das zeigt uns am besten ein Bericht welcher Anfangs des Jahres 1803, wie es scheint, an das fürstbischöfliche Generalvikariat in Augsburg von einem dem Orden allem Anscheine nach sehr nahestehenden Verfasser ein geschickt wurde und sich jetzt unter den im bischöflichen Ordinariatsarchiv in Augsburg aufbewahrten Säkularisations

---

1) Pöckl, Die Kapuziner in Bayern. Sulzbach 1826. S. 20.

...dlich befindet.[1]) Zwar bezieht er sich nicht auf die ganze Provinz, sondern fast ausschließlich auf die in der Oberpfalz gelegenen Klöster. Desungeachtet verdient er als Beitrag ur Geschichte der Säkularisation hier verwerthet zu werden.

Das Vorgehen gegen die Kapuziner in Pfalz-Neuburg nd der Oberpfalz war im Allgemeinen das nämliche wie in urbayern. Wie unwürdig hier die Commissäre gegen die löster vorgingen, ist längst durch Pöckl in seiner „Geschichte r Kapuziner in Bayern“ mitgetheilt. Er schildert, wie die ommissäre, geleitet von dem Wahne, verborgen aufgehäufte chätze zu finden, sich zuerst der weltlichen Sachverwalter r Klöster, der sogenannten geistlichen Väter, durch einen d versicherten; wie sie sich in den Klöstern selbst ohne issen der Vorstände an das weltliche Dienstpersonal heranachten und es unter einem Schwure verpflichteten, ihnen er den Vermögensstand des Klosters und seiner Insassen ufschluß zu geben, bis sie zu den Klosterobern selbst kamen, lle Schränke und Pulte obsignirten und ihre Hand selbst uf das vorhandene Meßstipendiengeld legten. Es ist des nneren bekannt, wie die in den Ordenshäusern befindlichen usländer mit wenigen Gulden Reisegeld versehen womöglich nnerhalb zweimal vierundzwanzig Stunden unerbittlich außer andes sein sollten, die inländischen Laienbrüder aber ohne ücksicht auf die Eigenart ihres Ordens in die einheimischen rälaturklöster geschickt wurden.[2])

Die Regierung arbeitete, wie aus dem Verlauf der Sache r hervorgeht, an dem Plane, innerhalb des Jahres 1802 s ganze neuburgisch-oberpfälzische Gebiet von Kapuzinern i zu machen. Die ersten Häuser, welche diesem Plane

1) Der Bericht ist überschrieben: „Einige Anmerkungen über die aufgehobenen Klöster, die Violaturen 2c., förderst die erloschene Provinz ‚pfälzische‘ der Kapuziner betreffend“. Anno 1802.

2) Vgl. Pöckl, a. a. O. S. 168 ff. Brück, Geschichte der kathol. Kirche im 19. Jahrhundert. I. Bd. 1887. S. 168 ff.

zum Opfer fielen, waren jene zu Parkstein, Vohenstrauß
Weiden. Es waren dies die drei Missionen der Kapuzin
der Oberpfalz. Einstens waren diese Missionen von
Jesuiten dreißig Jahre lang versehen worden. Nach
Abzug hatte Herzog Wolfgang Wilhelm von Neubur
Kapuziner berufen. Diese lebten der Regel ihres O
derzufolge sie terminiren mußten, zugleich besaßen sie
pfarrliche Rechte. So kam es, daß sie in Parkstein und V
strauß je einen Zehendstadel besaßen.

Ihre Missionsthätigkeit betreffend hatten die Patr
ihrer Ankunft in Parkstein nur zwölf Katholiken angetr
die Filiale Demmenreuth mitgerechnet. Aehnlich stand
dem größeren Bezirk von Vohenstrauß. Doch schon
zwei Menschenaltern ungefähr hatte sich der katholische G
wieder soweit ausgebreitet, daß sich nur mehr in Vohen
und Altenstadt Protestanten aufhielten. In Weiden err
die Kapuziner wenigstens die Einführung des Simultane
136 Jahre hatten sie so gewirkt, „und nun wurden s
einmal aufgeladen, von Weiden und Parkstein
1 fl. 30 kr. Zehrgeld vom Commissär gereicht und
Kloster (Burglengenfeld) überführt, wo sie mit den
das schwarze Bettelbrod essen mußten, welches diesen H
wie unser Berichterstatter hinzufügt, auf ihre pfarrlich
nicht schmecken wollte. Die Pfarrei wurde mit Weltpr
besetzt."

Auch in Sulzbach waren die Kapuziner mit Se
beschäftigt. Sie hatten „alle Sonntage um 6 Uhr in
Kirche für die Dienstboten unter der Messe eine chr
Lehre zu halten, einen Beichtvater für die allda woh
Salesianerinnen zu stellen, die Stadtoperationen und
Feiertagen die Kanzel meistentheils zu versehen." „Es
ehemals vor der Ankunft Franciscä, des wirklichen

1) Chronica bavaricae capucinorum provinciae. Aug
Huttler 1869. p. 24.

fürsten in Pfalzbayern durchlauchtigster Frau Mutter, nur vier Patres und ein Laicus im Hospize. Alsdann aber wurde es mit zweien vermehrt, weil sie täglich in der Schloßkapelle allda Messe lesen mußten und dieses abends um 4, in den letzten Jahren auch 5 Uhr. Sonst war sie aber eine sehr gnädige Frau und gab ihnen vieles Almosen." Bei der Aufhebung „wurden die Patres, vier an der Zahl, nach Burghausen, den 28. Juli, deportirt, zwei aber blieben allda, des Habits entkleidet, Alters und Krankheit wegen und erhielten jährlich 50 fl. aus dem Religionsfond." Hospiz und Kirchlein wurden von der simultanen Bürgerschaft gekauft und in ein Spital verwandelt.

Etwas früher war das zu Pfalz-Neuburg gehörige Hospiz Höchstädt aufgehoben worden. Die dortigen pfälzischen Patres wurden nach Burglengenfeld gewiesen. Hier gefiel es ihnen jedoch nicht, sie gingen zu ihren Brüdern in Günzburg und Weißenhorn, weshalb ihnen kurzweg „die Anzeige gemacht wurde, daß sie in das Vaterland keinen Zutritt mehr erhalten werden, oder wenn auch diese Gegenden in die Hände seiner kurfürstlichen Durchlaucht gelangen sollten, so müßten sie abermal emigriren."

Eines der bedeutendsten und wegen der sehr besuchten Wallfahrt auf dem Kreuzberge bevölkertsten Klöster des Ordens in der Oberpfalz war Schwandorf mit dem nahen Hospiz Kreuzberg. Seiner größeren Ausdehnung wegen war jedoch Schwandorf nie in ein Centralkloster umgewandelt und organisirt worden, vielmehr wurde ihm am 13. Oktober 1802 seine völlige Aufhebung und die Deportirung der zehn noch vorhandenen Patres und der zwei Laienbrüder nach Wemding angekündigt. Wie hart das katholische Volk diese Ordensmänner verlor, beweist der Umstand, daß zu ihrem Abzuge trotz der frühen Morgenstunde — es war morgens um 4 Uhr — von mehreren Stunden her sich die Leute nach Tausenden zusammengefunden hatten, und ihr lautes Weinen in der Morgenruhe auf weite Fernen vernommen

wurde. In grellem Gegensatze zu dem Verhalten des V
stand allerdings jenes des dortigen Landrichters, welche
Kapuzinern vor ihrem Abzuge zum Theil selbst die
handenen Nahrungsmittel entzogen hatte, um darnach tä
wie der Bericht sagt, im Kloster zu schmausen und zu
zehren, was Küche und Keller boten, und ein samme
Bruder, welcher zur Abreise erst hatte heimgeholt w
müssen, eben erbettelt hatte. Ein würdiges Pendant
auf Seite des Volkes weiß der Berichterstatter nur
einem lüderlichen Schuster zu erzählen, welcher die Stude
kanzel erstanden hatte und nun vor seinem Hause pre
während sein Weib mit Kelchpurifikatorien und den
der Ciborien auf dem Lande umherging und sie zu Ha
zeug anbot. „Das Kloster wurde verkauft und zwa
7000 Gulden, im Ganzen aber haben sie erhalten
14,000 Gulden."

Das Kloster Neumarkt in der Oberpfalz erfreut
einer besonderen Beliebtheit von Seite der Ordensleu
der ganzen Provinz; andererseits zeigten aber auch die
wohner von Neumarkt eine besondere Anhänglichkeit an
Kapuziner. Aber „obschon die Neumarkter alles anwen
und selbst Deputirte nach München schickten — und wie
behaupten will, der Kurfürst sie mit diesen trostvollen W
entlassen: „Gehet nur nach Hause und ihr werdet
Kapuziner bekommen, als euch lieb sind!" — wurde die
hebung doch durchgeführt. Denn „ganz eine andere Sp
redete Bernmüller, — denn dieser soll nach allgemeiner
sage Proponent in der pfälzischen Kapuzinerangelege
gewesen sein: Wie, sprach er, wenn es auch der Chu
hundertmal verspricht, so müssen sie doch fort." So ge
es. Sie wurden nach Altötting abgeführt und zwar,
man einen Aufstand befürchten mußte, unter militäri
Geleite.

Nun bestand von all den Klöstern und Hospize
ehemals nach der Pfalz benannten Provinz in der

selbst nur mehr eines, Burglengenfeld. Hieher waren die Insassen von Parkstein und Weiden gebracht worden. Am 17. Sept. 1802 war es organisirt worden. Doch die Organisation sollte nicht lange dauern. Die Zahl der Bewohner war allmählig — vermuthlich durch Dislocirung — auf 4 Patres und 4 Fratres herabgesunken. Kurz vor Schluß des Jahres wurde ihnen ihre Entfernung angekündigt, am 27. Dez. 1802. Am folgenden Tage mußten sie Morgens um 3 Uhr bei verschlossenen Thüren die hl. Messe lesen, dann das Kloster verlassen und in drei Tagen in Wasserburg eintreffen. So war die ganze Provinz nicht nur „in Trümmer gegangen, sondern auch die ganze doppelte Pfalz bis auf den letzten Mann ausgeleert."

Dies ist das Schicksal der ehemaligen oberpfälzischen Kapuzinerklöster, von denen unseres Wissens seit der Aufhebung keines mehr den ursprünglichen Besitzern zurückgegeben wurde. Wohl schwebten vor Jahren zwischen Bischof Ignatius von Senestrey von Regensburg und der bayer. Regierung Verhandlungen bezüglich der Wiedereinführung der Kapuziner auf dem Kreuzberg bei Schwandorf; allein sie waren damals nicht von dem erwünschten Erfolge begleitet. In neuester Zeit sind die unbeschuhten Karmeliter auf dem Kreuzberge eingezogen.

Augsburg 1890. E.

Die confessionelle Statistik, die Parität und die Minderung der Katholiken in Deutschland.

Nach amtlichen Ausweisen haben sich von 1871 bis 1885 die Protestanten in Deutschland um 14,82, die Katholiken um 12,88, letztere also um 2 Procent oder ein Siebentel weniger als die Protestanten gemehrt. Im Jahre 1871 wurden gezählt: 25,581,709 Protestanten, 14,867,091 Katholiken; 1885: 29,372,918 Protestanten, 16,781,972 Katholiken. Hätten sich diese aber ebenso stark gemehrt als die Protestanten, so wären es 17,070,393 gewesen. Es fehlen also 288,421 Katholiken, um gleichen Fortschritt mit den Protestanten zu halten. In 15 Jahren eine Minder-Mehrung von 288,421 Seelen macht jährlich einen Verlust von 19,228 Seelen, in einem Jahrhundert einen Abgang von 1,922,800 Seelen, also fast zwei Millionen. Wir haben allen Grund, einen solchen Verlust anzunehmen, denn die Ursachen desselben sind heute ebenso, wenn nicht in noch stärkerem Grade, vorhanden.

Seit einem Jahrhundert sind alle katholischen Staaten Deutschlands verschwunden und ist ihre Bevölkerung unter protestantische Regierungen gestellt worden. Damit erlangten die Protestanten in allen bis dahin ausschließlich katholischen Landestheilen nicht blos freie Religionsübung, sondern sie hatten sofort auch jegliche Unterstützung des Staates für sich. Die protestantischen Fürsten setzten überall, ja fast ausschließlich protestantische Beamten in katholische Gegenden, sorgten für protestantischen Gottesdienst und Schulen. Oft wurden den

holiken zu diesem Zwecke Kirchen und kirchliche Stiftungen
genommen, überall mußten dagegen die bis dahin ganz
lischen Städte und Gemeinden für die Unterhaltung der
chen und Schul-Einrichtungen der Protestanten beitragen.
Die protestantischen Regierungen und ihre Anwälte ver-
gen dergleichen Maßnahmen mit dem Grundsatze der
hberechtigung. Aber sie hüteten sich wohl, denselben
dsatz auch auf die protestantischen Landestheile anzuwenden.
end die Protestanten seit 1815 in allen Theilen Deutsch-
freieste Religionsübung besitzen, dazu ausgiebige Unter-
ng und Zuschüsse des Staates wie der Gemeinden genießen,
die Katholiken erst seit 1848 in den protestantischen
nden freie Religionsübung, nicht aber Vortheile Seitens
Staates erlangt. In einigen Landestheilen, z. B. in
nschweig, entbehren die Katholiken heute noch der ihnen
henden Freiheiten und Rechte. Die einzelnen Geist-
werden nur nach vielen Schwierigkeiten zugelassen, die
dung neuer Kirchen und Schulen möglichst erschwert und
ndert, überhaupt nur unter Einschränkungen gestattet.
rdies unterstehen die Katholiken dem unerhörtesten Pfarr-
ge; sie müssen nicht blos den protestantischen Predigern
ebühren zahlen, sondern dürfen auch ihre Kinder nicht
, sich nicht in der katholischen Kirche trauen lassen ohne
liche Ermächtigung des Predigers und der Behörden.
langem Ringen sind endlich 1867 die katholischen Pfarr-
Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt staatlich an-
nt, in Holzminden und Harzburg katholische Geistliche zu-
en worden. In letzter Zeit ist die Regierung sogar wieder
riger geworden. In Blankenburg besteht eine kleine
und monatlicher Gottesdienst für die 5 bis 600 Katho-
der Stadt und Umgegend. Aber die Zulassung eines
ischen Priesters wird immer wieder abgelehnt; 30 bis 40
r sind ohne Religionsunterricht. In Schöningen, der
stadt des großen Mainzer Erzbischofs Willigis, sind
Katholiken, ebensoviel in der Umgegend; aber es wird ihnen
wiederholter Gesuche nicht gestattet, eine Gemeinde zu bilden
inen Priester anzustellen, für dessen Unterhalt sie allein
Mark aufbringen wollten.

In Brandenburg, Pommern, Preußisch-Sachsen, Os
bestanden vor 1848 nur die wenigen aus der Kirchen
geretteten und außerdem einige wegen der angen
katholischen Soldaten (z. B. in Berlin, Potsdam,
Königsberg) gegründete Kirchen. Aber die an dense
gestellten Priester hatten keinerlei Pfarrrechte, durften
oder doch keine Kinder aus Mischehen taufen, gemischt
nicht trauen. Selbst die Trauung katholischer Paare w
oft untersagt oder mit ungemeinen Schwierigkeiten v
Schulen gab es wenige oder gar keine. In Schleswig
ist erst seit 1864 einige Freiheit für die Katholiken ein
in Mecklenburg unterliegen dieselben ebenfalls noch
Beschränkungen. Aehnlich steht es in den andern protest
Gegenden Norddeutschlands. Ueberall haben die Katho
großen Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn sie für ihre k
Bedürfnisse sorgen wollen.

Vor 1848 ist daher in all diesen Landestheilen
gesammte Nachwuchs, selbst aus rein katholischen E
Kirche verloren gegangen. Auch seither ist es nur
besser geworden. Die amtlichen, kürzlich von der „St
Correspondenz" zusammengestellten Ausweise bestätig
auch, daß in Preußen bis 1867 die Protestanten sich
mehrten als die Katholiken. Von 1871 bis 1885 sind in
die Protestanten um 13,74, die Katholiken um 16,35 Pr
stiegen. Aber das ist nur eine Verschiebung, da, wie wir
im ganzen Reiche die Protestanten sich um ein Siebent
gemehrt haben als die Katholiken. Auch vor 1867 habe
Protestanten in dem nichtpreußischen Deutschland stärker
als die Katholiken. Es darf daher mit Recht ang
werden, daß die Kirche in Deutschland seit einem Jah
durch geringere Mehrung eine Einbuße von zwei M
Seelen erlitten hat. Anstatt 16³/₄ müßte es heute 19 M
Katholiken in Deutschland geben.

Wahrhaft erschreckend sind besonders die Ziffern
deutschland. Von 1871 bis 1885 mehrten sich: in Ba
Katholiken um 10,82, die Protestanten um 13,30 Pro
Württemberg Katholiken 8,07, Protestanten 10,36 Pr
Baden Katholiken 6,55, Protestanten 15,34; Elsaß-Lo

tholiken 2,01 Procent Minderung, Protestanten 15,60 Procent Mehrung. In Hessen zeigen die Katholiken 16,95, die Protestanten ,09 Mehrung. Aber vor 1871 war auch in Hessen das ntheil der Fall. In Sachsen haben sich die Katholiken m 62,57, die Protestanten um 23,36 Procent gemehrt. „Ander“ kann man hier fast sagen; denn diese Mehrung der atholiken ist fast ausschließlich der Einwanderung, meist aus Schlesien und Oesterreich, zu verdanken und wird schließlich nur zur Stärkung des Protestantismus und zu Verlusten für die Kirche führen. Denn in Sachsen ist seit mehr als 40 Jahren keine neue katholische Pfarrei gegründet worden. Die jetzt gegen 0,000 Seelen zählenden, über das ganze Land zerstreuten Katholiken sind auf 26 Pfarreien angewiesen; also kirchlicher Nothstand im vollen Sinne des Wortes. Die Gründung neuer Schulen und Kirchen ist mit großen Hindernissen und Schwierigkeiten verknüpft. Als der Graf von Schönburg-Glauchau-Penig (1869) katholisch wurde, hatte er, obwohl Standesherr, seine liebe Noth, bevor er unangefochten auf seinem Schlosse einen Hausgeistlichen und eine Hauskapelle halten konnte. Der Hausgeistliche war noch nicht lange im Amte, als auch schon, auf Grund mehrerer Anklagen und Lärmens in den Zeitungen, Commissäre in Vorderglauchau erschienen, um eine hochnothpeinliche Untersuchung wegen gesetzwidriger Proselytenmacherei anzunehmen.

Die Statistische Correspondenz weist nach, daß in Preußen der Ueberschuß der Geburten über die Todfälle bei den Katholiken stärker ist, als bei den Protestanten. Von 1877 bis 1887 kamen auf 1000 Lebendgeborene bei den Protestanten 678,66, bei den Katholiken nur 648,53 Todfälle. Die durchschnittliche eheliche Fruchtbarkeit ist bei den Katholiken höher als bei den Protestanten; sie beträgt nämlich 5,276 gegen 4,403 Geburten auf jede Ehe. Doch heiratheten von 1000 Katholiken im Durchschnitt jährlich 0,76 weniger als von derselben Zahl Protestanten. Unter den katholischen Kindern sind nur 3,738 Procent Todtgeborene, unter den protestantischen 4,168. Die natürliche Mehrung der Bevölkerung, durch den Ueberschuß der Geburten über die Todfälle, stellt sich daher in einem Menschenalter ($33^1/_3$ Jahren) für je 1000 protestantische Ehen au

1355,9, bei den Katholiken auf 1785 Köpfe. Die natü
Mehrung ist also bei den Katholiken um ein Viertel stärke
bei den Protestanten. An diesem großen Unterschied ha
sehr hohe eheliche Fruchtbarkeit und die sehr geringe Zah
Todtgeburten der polnischen Bevölkerung in Westpreußen,
und Schlesien hervorragenden Antheil. Die Zunahme
Katholiken, fährt die „St. C.“ fort, in Preußen würde
größer sein, wenn denselben nicht viele aus Mischehen stam
Kinder verloren gingen und zahlreiche Uebertritte au
römisch-katholischen Kirche zu der protestantischen Landesk
zur „apostolischen Gemeinde“ und den Dissidenten stattfä
Zur preußisch-protestantischen Landeskirche traten über:
1882 bis 1887: 11,240 Katholiken, 1078 Juden,
Dissidenten. Es traten aus: 1364 zu den Katholiken, 5
Judenthum, 6687 zu anderen Bekenntnissen. Der kathol
Kirche gehen also jährlich durch Glaubenswechsel etwa
Personen mehr verloren als sie gewinnt.

Ganz besonders traurig verhält es sich mit den Misch
Unter den 1886 geschlossenen 231,588 Ehen befanden
16,990 Mischehen, also 7,33 Procent. Bei 9058 Brautp
war der Mann katholisch, bei 7932 protestantisch. Die m
Mischehen zählen Rheinland und Schlesien, welche allein
die Hälfte der obigen Zahl aufweisen; dann folgen Westpre
Berlin, Westfalen, Posen, Sachsen, Brandenburg, Ostpr
und Pommern. Nach dem Ausweis der k. Oberkirchen
wurden von den 9058 Paaren mit protestantischer Braut
in der protestantischen Kirche eingesegnet, von den 7932 P
mit katholischer Braut nur 2979. Protestantisch getraut w
also 7291 Mischpaare, freilich nicht die Hälfte. Aber vo
übrigen sind unzweifelhaft gar viele, wohl einige Tausend
nicht kirchlich getraut worden. Die Protestanten sind dab
so weniger im Nachtheil, als nach dem Beschluß des
kirchenrathes die eigentliche Trauung auf dem Standesamt
hat, die Handlung in der Kirche keinerlei Wirkung auf di
hat. Die Kinder dieser blos standesamtlichen Ehen
jedesmal viel eher dem Protestantismus als der Kirche zu

In der That weist der Oberkirchenrath nach, daß
von den Kindern aus Mischehen (zur Hälfte gerechnet)

Procent, 1888: 85,62 Procent protestantisch getauft wurden. In der Provinz Sachsen wurden 95,42 Procent der Kinder aus rein protestantischen Ehen, aber 101,64 Procent der Mischehen (zur Hälfte gerechnet) protestantisch getauft. In Berlin sind es 87,64 Procent bei protestantischen, aber 108,05 Procent (zur Hälfte berechnet) bei Kindern aus Mischehen. Von 200 Kindern aus Mischehen wurden also 108 protestantisch, von den übrigen 92 viele gar nicht getauft. Dabei ist bei den Berliner Mischehen der Vater viel öfter katholisch als die Mutter.

In Süddeutschland sieht es noch viel schlimmer aus. Von 1486 Mischehen in Bayern im Jahre 1886 wurden 895 protestantisch geschlossen, nur 404 Paare, kaum etwas mehr als ein Viertel, verpflichteten sich zu katholischer Kindererziehung. Von den übrigen 187 Paaren begnügten sich gewiß auch einige mit dem Standesamt. Eine Aufstellung von 1882, welche die „Deutsche evangelische Kirchenconferenz“ besorgte, gibt an, daß in Preußen 42,6, in Bayern 54,6, in Sachsen 90, in Württemberg 69,3 Procent der Mischpaare protestantisch eingesegnet werden. In Bayern übt das von oberen Stellen gegebene Beispiel offenbar seine Wirkung. Die vorhin mitgetheilten amtlichen Angaben beweisen, daß die Dinge in Preußen und Bayern noch weit ungünstiger stehen.

Ueber das Bekenntniß der Kinder aus Mischehen wurden zum ersten Male bei der Volkszählung von 1885 in Preußen Feststellungen vorgenommen. Es gab unter 4,796,510 Ehen damals 237,979 Mischehen oder 4,96 Procent. Es lebten in Mischehe: 107,204 protestantische Männer und 129,774 protestantische Frauen, 126,416 katholische Männer und 105,476 katholische Frauen. Von den Dissidenten und Juden &c. kann hier abgesehen werden. Von 1000 Protestanten lebten 2 Männer und 14 Frauen in Mischehe, von 1000 Katholiken .64 Männer und 21,63 Frauen. Wegen verschiedener Schwierigkeiten wurden nur die unter 16 Jahre alten Kinder r Mischehen gezählt, welche im elterlichen Hause lebten. Es fanden sich in 171,474 Mischehen 437,503 solcher Kinder, von denen 338,866 protestantisch, 195,288 katholisch, 1200 dissidentisch, 7 jüdisch waren. Während sich unter den Eltern in Misch-

ehe 49,81 Procent Protestanten befanden, waren 54,60 Pro
der Kinder protestantisch getauft; dagegen waren 48,83 Pro
der Eltern, aber nur 44,64 Procent der Kinder kathol
Nach dem Verhältniß der Eltern hätten etwa 214,000 Ki
katholisch sein müssen, aber es waren davon nur 195,200 k
lisch. Folglich ist hier ein Verlust von 19,000 Köpfen
handen, der sich durch Hinzurechnung der übrigen Kinder f
auf 30,000 erhebt.

Da in Süddeutschland mehr als zwei Drittel der M
ehen protestantisch geschlossen werden, ist dort der Verlust
entsprechend größer. In Baden, worüber kein Auswei
Gebote steht, ist das Verhältniß gewiß nicht günstiger.
Mischehen sind unzweifelhaft eine wesentliche Ursache der
stärkeren Mehrung der Protestanten in Süddeutschland. D
die Mischehen werden überhaupt unsere alten katholischen S
mehr und mehr protestantisirt, während die protestanti
Städte nicht entsprechend katholisirt werden. Das Bei
Berlins und Sachsens zeigt, daß dort der größere Theil
Mischehen zu Gunsten des Protestantismus ausfällt. In
waren 1802 erst 700 Protestanten, 1864: 88,141 Kathol
9942 Protestanten; letztere bildeten nicht ganz ein Zeh
1885 waren es 130,401 Katholiken, 25,115 Protestan
letztere bildeten fast ein Fünftel. Die Protestanten haben
fast verdreifacht, die Katholiken noch lange nicht verdop
1885 gab es 61,930 männliche, 68,783 weibliche Kathol
14,224 männliche, 10,891 weibliche Protestanten. Männ
Protestanten werden massenhaft als Beamte, Offiziere
Soldaten eingeführt. Der starke Ueberschuß katholischer Fr
kommt, wenigstens zum Theil, davon her, 'daß die katholi
jungen Leute sich vielfach nach auswärts und dem Ausl
wenden müssen, weil sie in der Heimath weniger Aussicht ha
da ihnen die öffentlichen und Offizierstellen so gut wie
schlossen sind. Bonn hatte 1802 gar keine, heute 6000 Protestan

Ein Theil des Abfalls ist jedenfalls auf ähnliche Ursa
zurückzuführen. In allen deutschen Staaten werden die
Protestantismus abfallenden oder demselben ihre Kinder
führenden Katholiken geschützt und gefördert. Protestan
welche zur Kirche zurückkehren, haben eher das Gegenthei

tigen, wie ebenfalls viele Beispiele zeigen. Daß der
protestantischer oder gemischter, d. h. gewöhnlich über-
d protestantischer oder unkatholischer Schulen die katho-
Ueberzeugungen nicht fördert, bedarf keines Beweises.
Schulen verflachen und verwischen die kirchlichen Ueber-
gen, bereiten zur Gleichgiltigkeit und zum Abfall vor.
solchen Schulen Erzogenen gehen am ehesten Mischehen
ei denen sie ihre Kinder dem Protestantismus über-
ten.

r. Schneider, Rath im Cultusministerium, und der Statistiker
terfilie haben ein Werk über das gesammte preußische Volks-
sen herausgegeben, welches durchweg auf amtlichen Aus-
und Urkunden beruht. Nach demselben gibt es in
n 4,838,000 Schulkinder, wovon 3,062,800 protestantisch,
400 katholisch sind. Von den 34,014 vorhandenen Volks-
sind 23,122 protestantisch, 10,061 katholisch. Im Ver-
zur Kinderzahl aber müßten die Katholiken 13,000
n besitzen, sie kommen also um 3000 zu kurz. Die
antischen Schulen zählen 48,589 Classen, und mit den
gleichzustellenden Simultan- oder Mischschulen, 51,971
mit 44,080 protestantischen Lehrern. Die katholischen
n zählen 22,672 Classen und 20,049 Lehrer, wozu noch
Lehrer an den Mischschulen kommen. Die Katholiken sind
um 7000 Classen und 4000 Lehrer im Nachtheil. Die
davon ist, daß 147,915 katholische Kinder, d. h. 8,55 Proc.
itkatholische Schulen gehen müssen, aber nur 25,878 pro-
sche Kinder oder 0,84 Procent in katholische. Für diese
antischen Kinder ist überall ausgiebig für Religions-
icht gesorgt, die Gemeinden werden zur Besoldung der
nden Lehrer oder Prediger angehalten, nöthigenfalls tritt
taat ein. Meldeten doch vor einiger Zeit die Blätter,
einem Orte der Provinz Posen für 3 protestantische
ein benachbarter Lehrer mit der Ertheilung des Religions-
chtes beauftragt wurde, wofür er aus der Staatskasse
Mark erhält. Dagegen werden in Weißensee, vor den
Berlins, 114 katholische Kinder zum Besuch der
antischen Schule gezwungen und erhalten Religionsunter-
urch einen Missionspriester, welcher nichts vom Staate

und nichts von der Gemeinde erhält. Die Gemeinde hat das Gesuch der Katholiken, einen katholischen Lehrer anzustellen, abgelehnt und die Regierung hütet sich wohl, sie dazu zu zwingen. In Reinickendorf, ebenfalls vor Berlin, werden 90 bis 100 katholische Kinder sogar zur Anwohnung des protestantischen Religionsunterrichtes gezwungen.

Die protestantische Stadt Gummersbuch besoldet für 120 katholische Kinder Einen Lehrer, die katholische Stadt Heinsberg für 21 protestantische Kinder Einen Lehrer. Im Regierungsbezirk Danzig sind 6828 katholische Kinder in protestantischen Schulen, im Regierungsbezirk Marienwerder 9722. In ersterm gibt es 11,764 Protestanten mehr als Katholiken, aber 384 protestantische und 286 katholische Schulen. Der Bezirk Marienwerder zählt 145,351 Katholiken mehr als Protestanten, aber 605 protestantische und nur 473 katholische Schulen. Dabei werden fortdauernd protestantische Lehrer an katholischen Schulen eingeschoben. In Rosenthal waren drei katholische Lehrer für 250 Kinder; aber da sich auch 3 protestantische Kinder einfanden, wurde ein katholischer Lehrer durch einen protestantischen ersetzt und der Einspruch dagegen von der Regierung abgewiesen. In Mrozno sind von 214 Kindern 12 protestantisch; die neugeschaffene dritte Lehrstelle wurde mit einem Protestanten besetzt. In Miloschewo sind 76 Kinder katholisch, 17 protestantisch, der Lehrer ist Protestant. In Klein-Katz sind zwei Drittel der Kinder katholisch, beide Lehrer aber protestantisch. In Rommen 100 katholische, 12 protestantische Kinder, der Lehrer Protestant. Aehnliche Beispiele lassen sich zu Hunderten anführen.

Zu Ahaus in Westfalen unterhält die Stadt für 21 protestantische Kinder einen Lehrer, wie denn überall für die protestantischen Minderheiten ausgiebig gesorgt wird; aber wie steht es mit den katholischen Minderheiten in protestantischen Städten? Im preußischen Abgeordnetenhause führte (am 22. März 1890) der Abg. Bachem aus: „In dem (zu einem Drittel protestantischen) Regierungsbezirk Coblenz besuchen nur 435 protestantische und 481 katholische Kinder Schulen des andern Bekenntnisses. In dem fast ausschließlich protestantischen Regierungsbezirk Gumbinnen dagegen müssen 1144 katholische Kinder protestantische Schulen besuchen, aber kein einziges protestantisches eine katholische

ule. (Es gibt in diesem Bezirk überhaupt nur 3 katholische en und 10 katholische seit 1848 mühsam gestiftete Missions- en). Die Stadt Königsberg hat für 438 katholische Kinder zwei katholische Lehrer, während das katholische Brauns- g für 400 protestantische Kinder 13 protestantische Lehrkräfte, stein für 353 protestantische Kinder sechs protestantische rer bezahlt. Im protestantischen Kreise Rastenburg sind für 7 katholische Kinder zwei katholische Lehrer, im katholischen eise Rössel für 348 protestantische Kinder zehn protestantische hrer angestellt. Bezüglich der Frage, wie es mit den öffent- chen protestantischen Schulen in katholischen Gegenden steht, i aus Westfalen Folgendes angeführt: In Brilon, Büren, Dülmen, Erwitte, Lüdinghausen, Lippspringe, Niedermarsdorf d Steinheim mit protestantischen Minderheiten von 12 bis 40 Kindern ist die betreffende protestantische Privatschule zu einer öffentlichen Schule erklärt worden (wodurch den betreffenden Stadtgemeinden die Pflicht auferlegt wird, deren Unterhalt zu bestreiten). Umgekehrt gibt es in Sachsen (Provinz) 40 meist n einer beträchtlichen Zahl katholischer Kinder besuchte Schulen, deren Unterhalt trotz aller Bemühungen nicht von den betreffenden Gemeinden übernommen worden ist. In Weißenfels, Wanzleben, Schmirstädt sind über 100, in Nordhausen sogar über 200 katholische Kinder, für deren Unterricht die Gemeinde nichts leistet. Sollte die starke Hand der Staatsregierung nicht ausreichen, r Wandel zu schaffen? Es ist in diesen Tagen so viel von Duldung geredet worden. Wir müssen dieselbe aber auch auf staatsbürgerlichem Gebiete üben. Mir ist kein Fall bekannt, wo Gemeinderath in den ganz überwiegend katholischen Gegenden r Rheinprovinz sich geweigert hätte, dem Anspruch protestantischer Minderheiten entgegenzukommen. Die Befugnisse des Ministers, zugreifen, damit den Katholiken gegenüber ebenso gehandelt rde, gehen fast so weit, als er will."

In seiner Antwort sagte der Cultusminister v. Goßler u. A.: Im Jahre 1821 hatten die Evangelischen 227 Lehrer auf 100,000 Seelen, während nur 140 auf 100,000 Katholiken en. Heute haben die Evangelischen 238, die Katholiken 6 Lehrer auf je 100,000 Seelen. Es ist also auf katholischer e entschieden stärker gearbeitet worden als auf evangelischer,

Es ist nicht richtig, daß die Katholiken in allen Fällen Pa
üben. In Sigmaringen ist es nicht möglich, für die 100 evan
ischen Kinder eine Schule zu gründen. Das Gleiche gilt von
Reihe Orte Westfalens, von Scherfelde, Ahaus, Haltern u.
Es gibt in Preußen 311 katholische Schulen, welche wer
als 30 Kinder zählen. In Haus=Escherde, Kreis Hildesh
gab es sogar eine katholische Schule, welche 1888 nur
Schüler hatte; die 34 lutherischen Schüler desselben Ortes h
aber eine halbe Stunde bis zu der Schule des Nachbarorte
gehen. Die katholischen Schulen werden ohne jede rechtliche
pflichtung fast ganz aus staatlichen Mitteln unterhalten."
Minister klagte, daß die Uebernahme katholischer Schulen
Rechnung der Gemeinde meist am Widerstande der Bis
scheitere, sagte aber nicht, daß die Gemeinden unannehm
Bedingungen stellen und die katholischen Schulen ganz in
Gewalt haben wollen.

Was Sigmaringen betrifft, so berichtigte der Abg. Das
sofort: „In Sigmaringen sind die Protestanten meist Bea
die es unterlassen haben, sich in die Bürgergemeinde einzuka
Sie zahlen also nichts zu den Gemeindelasten als jährlich 3,50
Trotzdem hat der Gemeinderath sich bereit erklärt, jäh
700 M. Zuschuß für die protestantische Schule zu leisten.
er es abgelehnt hat, sämmtliche Ausgaben derselben zu ü
nehmen, so ist dies doch unter den dortigen Verhältnissen ge
fertigt." Andererseits berichtigten die katholischen Blätter:
Escherde sei ein Gut, welches einem Kloster gehörte. Als
zu Anfang des Jahrhunderts aufgehoben wurde, übernahm
Staat selbstverständlich die Pflicht, die dortige Schule zu u
halten. Das Kloster hatte sein Gut stets an Katholiken
pachtet. Die hannover'sche Klosterkammer aber, welche das
seither verwaltet, zieht protestantische Pächter vor. De
ist die Zahl der katholischen Kinder von 30 bis 40 auf
zurückgegangen. Aehnlich verhält es sich auch mit den an
311 katholischen Schulen mit weniger als je 30 Schülern.
Anstalten sind alte katholische Stiftungen; ihre Schüler h
sich durch die seither vor sich gehende Verschiebung der
völkerung vermindert. Wenn der Staat diese Schulen unte
so ist es nur, weil er sich der betreffenden Stiftungen bemä

hat, er also dazu verpflichtet ist. Von Wohlwollen oder Bevorzugung, Leistung über seine Pflicht, kann daher keine Rede sein.

Nirgendwo kommen die Protestanten zu kurz; ganz im Gegentheil. Sehr verdenken kann man es übrigens katholischen Gemeinden nicht, wenn sie sich nicht beeilen, protestantische Schulen zu übernehmen. Der „Germania" wurde (März 1889) vom Niederrhein geschrieben: „Die Herren aus Schlesien und Posen, welche im Landtage ein Wort mitzusprechen haben, wundern sich oft über die zärtliche Fürsorge der königlichen Regierung für die protestantischen Schulen. Das ist bei uns am Rhein gar nichts Neues. Im Kreise Cleve hatte die Gemeinde Keeken anno 1851 mit Prediger und Küster 20 Protestanten, welche alle bis auf ein uneheliches Kind großjährig waren. Der dortige Prediger zog dann eine protestantische Tagelöhnerfamilie aus der Grafschaft Moers heran, welche sieben Kinder mitbrachte, sammelte in Holland und vielleicht auch in Preußen die nothwendigen Gelder zum Neubau einer Schule und stellte darauf bei der Regierung den Antrag auf Anstellung eines protestantischen Lehrers und Erwirkung des Normalgehaltes aus der Gemeindekasse für denselben. Die königliche Regierung wußte den fast ausschließlich katholischen Gemeinderath bereit zu machen, das Normalgehalt dafür zu bewilligen, weil es unbillig sei, daß evangelische Kinder eine katholische Schule besuchen müßten, und indem in Aussicht gegeben wurde, daß über das Normalgehalt hinaus zu dem Zweck nie ein Mehreres verlangt werden solle. Aber noch in den fünfziger Jahren wurde dem protestantischen Lehrer das Gehalt zwangsweise erhöht, so daß seine Competenzen bessere wurden, als die des katholischen Lehrers, der 160 Kinder unterrichten mußte."

Bei Berathung der „Besoldung und Zuschüsse für katholische Geistliche", am 19. März, stellten die Abgg. Frhr. v. Huene und v. Strombeck den Antrag, diejenigen katholischen Seelsorgestellen, zu deren Erhaltung der Staat rechtlich verpflichtet und deren Einkommen ungenügend ist, entsprechend aufzubessern. Herr v. Strombeck begründete den Antrag: „Es widerstrebt uns Mitgliedern des Centrums im Princip, daß wir finanzielle Anforderungen an den Staat stellen. Wenn wir das gleichwohl thun, so zwingt uns dazu die Nothlage, in welcher ein nicht geringer

Theil unseres Klerus sich befindet, und die hauptsächlich d
den Staat hervorgerufen ist. Ich habe dabei die Säkularisati
im Auge, zunächst die Säkularisation in den siebziger Ja
des vorigen Jahrhunderts, die französische Säkularisation
Anfange dieses Jahrhunderts und den Reichsdeputat
Hauptschluß vom 25. Februar 1803. Letztere säkularisirt
Güter der Domkapitel und ihrer Dignitarien, sowie alle
der fundirten Stifte, Abteien und Klöster. Ferner k
große preußische Säkularisation von 1810, endlich versch
kleinere Säkularisationen in den dreißiger Jahren. Der U
aller dieser Säkularisationen ist so groß, daß in den fü
Jahren von anderer Seite gesagt wurde, wenn etwa die
liken die Rückgabe aller dieser Güter verlangten, so wür
die Fundamente des Staates erschüttern. Es sind j
evangelische Güter von der Säkularisation betroffen
aber in viel geringerem Umfange. Auch ist bei ihnen b
der Verwendung niemals in der Weise disponirt, daß da
katholisch-kirchliche Zwecke irgend etwas geleistet wäre.
verfuhr man mit den Erträgen der katholischen Güter, vo
namhafte Antheile für evangelische Kirchen- und Schulzwe
geworfen wurden. Von dem Neuzeller Fonds z. B., der A
der fünfziger Jahre eine Einnahme von etwa 100,000 M
wurde die Hälfte für evangelische Zwecke bestimmt, eine
Vertheilung fand bei dem Erfurter Kirchen- und Schulfon
Was die evangelischen Dotationen betrifft, so ist von der
regierung behauptet worden, aus den Säkularisationen f
Pflicht des Staates, die evangelische Kirche zu dotiren
Cultusminister v. Raumer hat 1852 auch eine gewisse
tigung einer Dotationserhöhung der katholischen Kirche an
Es hat sich aber geändert durch eine Erklärung des M
v. Goßler, welcher 1888 behauptete, daß die Staatsre
fest daran halte, die Dotation der katholischen Kirche
geschlossene zu betrachten. Während also noch heute
Säkularisation evangelischer Güter gefolgert wird die Pf
Staates, die evangelische Kirche zu dotiren, wird umgek
Säkularisation katholischer Güter benutzt, um die Dotat
die katholische Kirche für geschlossen zu erklären. Man
sich darauf, daß bezüglich der Säkularisation durch di

lute animarum eine Art Uebereinkommen zwischen der
ischen Regierung und dem hl. Stuhle stattgefunden hat.
die Säkularisationen werden dazu benutzt, um ein Rechts-
ment zu finden, der katholischen Kirche nichts mehr zu ge-
en, während man umgekehrt bei den evangelischen Kirchen
e aus den Säkularisationen die Dotationspflicht des Staates
rt. Zur Begründung des Billigkeitsanspruchs, den wir für
atholische Kirche erheben, will ich kurz anführen, in welchem
ng thatsächlich die wachsende Dotation der evangelischen
e stattgefunden hat. Die Ansätze für den Oberkirchenrath
von 1870 bis 1890 gewachsen von 76,700 auf 145,000 M.,
n evangelischen Consistorien von 614,000 auf 1,143,000 M.,
esoldung und Zuschüsse für evangelische Geistliche und Kirchen
1,154,000 auf 1,490,000 M. Dagegen sind bei der katho-
n Kirche die Staatszuschüsse für die Bisthümer und zuge-
en Institute nur gestiegen von 1,197,000 auf 1,255,000 M.,
Besoldungszuschüsse für Geistliche und Kirchen sind sogar
bgegangen von 1,325,000 auf 1,241,000 M. Vielleicht ist
dings dieses Minus nur ein scheinbares, indem Uebertragungen
diesem Titel auf andere Etatstitel stattgefunden haben mögen.
nfalls steht fest, daß von 1870 bis 1890 die Staatsleistung
die evangelische Kirche sich um 941,000 M. gesteigert, die
die katholische um 26,300 M. verringert hat. Fast in
Etat finden sich Zuschüsse für neue evangelische Pfarr-
n, während solche Anforderungen nur sehr selten für die
lische Kirche vorkommen. Im gegenwärtigen Etat finden
Forderungen für 28 evangelische Stellen im Betrage von
nmen 25,000 M., dagegen wird nur für eine einzige
lische Stelle eine Mehrforderung in Höhe von 240 M.
ben."

Dies Alles gibt jedoch nur einen sehr ungenügenden Begriff
den religiösen und auch wirthschaftlichen Nachtheilen, welche
Katholiken durch die Säkularisationen und verwandte Maß-
nen zugefügt wurden. In Frankfurt a. M. nahm die stets
starr protestantische und katholikenfeindliche Stadtbehörde zu
ng dieses Jahrhunderts Stiftungen und Klöster im Werthe
fünf Millionen Mark weg, ohne jegliche Gegenleistung. Für
atholischen Volksschulen sorgt die Stadt sehr knauserig, für

die protestantischen sehr freigebig. Der Bischof von Erm
hatte 1771 bei Uebergang seines Landes an Preußen 68,
das Domkapitel 34,371 Thaler Einkünfte. Heute bringt
ehemaliges Besitzthum (darunter 154,700 Morgen Fo
80,600 Morgen Aecker, 26,715 Morgen Wiesen) wohl das
fache ein. Aber Bisthum, Domkapitel, Dompfarrkirche, Sem
Emeriten- und Demeritenanstalt erhalten zusammen 35
Thaler oder 105,240 M., etwa ein Drittel des dama
und schwerlich mehr als ein Zehntel des heutigen Ertr
Aehnlich ging es in Westpreußen, Posen, Schlesien, West
Rheinland, Hannover, Hessen, Baden, überhaupt in
katholischen Gegenden, welche unter protestantische Herr
gekommen sind.

Dazu kommt noch, daß der den katholischen Anstalten
genommene Grundbesitz fast durchweg mit protestantischen
amten und Pächtern besetzt wurde, also dazu diente, protestan
Siedelungen in katholischen Gegenden zu gründen; die einze
Protestanten, und nicht nur die Regierungen, haben daher
noch wirthschaftliche Vortheile aus dem der katholischen K
genommenen Besitz. Auch milde Stiftungen gingen diesen
So bestand in Ermeland ein sogenannter mons pietatis
124,000 M. unter Verwaltung des Bischofs und Domkap
um nothleidenden Bürgern und Bauern Darleihen zu gewä
Trotzdem diese Stiftung durch den Friedensvertrag verb
war, nahm die preußische Regierung dieselbe in Verwalt
Wie dies geschieht, ist wenig bekannt; man erfährt überh
kaum etwas von der Stiftung. Doch wurde vor mehreren Ja
herausgebracht, daß die meist aus Beamten und Auswär
bestehenden protestantischen Kirchengemeinden in Mehlsack
Wormditt Darlehen aus derselben erhalten haben.

Der „Kuryer Poznanski" brachte (Januar 1889) eine
von Artikeln unter dem Titel: „Wo sind unsere Stiftunger
blieben?" Dieselben beweisen eingehend Folgendes: Das Gy
sium Bromberg wurde von den Jesuiten gegründet und
deren Aufhebung von der polnischen Unterrichtskommission
König Stanislaus August übernommen; es war bis 1851
katholische Anstalt. Auch die Stipendien und Legate
Gymnasiums sind katholischen Ursprungs. Heute ist kein ein

holischer Lehrer an dem Bromberger Gymnasium angestellt. ch das Realgymnasium zu Fraustadt ist aus rein katholischen tteln gegründet. Dasselbe wird als simultan bezeichnet, war r bereits 1861 derart protestantisirt, daß den katholischen hülern das Ansinnen gestellt wurde, den von ihnen verlangten holischen Religionsunterricht selbst zu bezahlen. Das protantische Gymnasium zu Lissa verdankt seine Entstehung der berweisung des Vermögens des katholischen Gymnasiums zu ssen an die Schule der Böhmischen Brüder, aus der das jetzige mnasium entstanden ist. Auch das Vermögen der höheren holischen Schule in Pakosch wurde nach Lissa überwiesen. Das such der Stadt und der Stände des Kreises Inowraslow, an telle jener aufgehobenen Schule ein katholisches Gymnasium rt zu gründen, wurde abgeschlagen. Stadt und Kreis hatten h zur Beihilfe erboten. Das protestantische Gymnasium zu rotoschin und das protestantische Friedrich Wilhelm-Gymnasium n Posen sind zum großen Theile aus katholischen Stiftungen egründet.

Dergleichen Protestantisirungen sind in allen Provinzen vorekommen. In Erfurt wurde das katholische Progymnasium ufgehoben, und mit Stiftungen der ehemaligen Universität dem rotestantischen Gymnasium zugewandt. Dieses wurde als simultan rklärt, hat aber kaum je einige katholische Lehrer gehabt und t längst wieder ganz protestantisch, hat eigentlich nie aufgehört s zu sein. In Höxter wurde in den sechsziger Jahren ein hne Hilfe des Staates und der Stadt unterhaltenes katholisches rogymnasium aufgehoben und ein protestantisches Gymnasium uf Staats- und städtische Kosten an seine Stelle gesetzt, obwohl ie Stadt zur Hälfte, die Umgegend ganz katholisch ist.

Diese Protestantisirung dauert unentwegt fort. In der ammer (am 21. März) beschwerte sich Dr. Mosler, daß an em Gymnasium zu Coblenz, welches stiftungsgemäß unzweifelaft katholisch sei, nach der Anstellung mehrerer protestantischer ülfslehrer, dem protestantischen Religionslehrer ein Ordinariat bertragen und jetzt auch noch ein protestantischer Oberlehrer ngestellt worden sei. Dies habe große Mißstimmung hervorerufen, zumal da in den Regierungsbezirken Coblenz und Trier ur zwei katholische Gymnasien für 930,000 Seelen, aber drei

für 300,000 Protestanten vorhanden seien. Der Cultusminister versicherte, daß er — der doch die Ernennungen vollzieht — den Fall nicht näher kenne. Ihm sei soeben nur mitgetheilt worden, daß in Coblenz unter 467 Schülern 300 Katholiken, 147 Evangelische und 20 Juden seien. Jetzt sei der zweite evangelische Lehrer an die Anstalt berufen, der jedoch Geschichte nicht lehren solle. Man sei bisher von dem Grundsatz ausgegangen, im Interesse der Minderheiten auch bei stiftungsgemäß confessionellen Anstalten einzelne Lehrer anderer Confession anzustellen, ohne daß damit der eigentliche Charakter der Anstalt geändert werde. Indeß werde er den Fall nochmal prüfen. Der sonst so schlagfertige Cultusminister wußte aber keinen Fall anzuführen, daß, seinem Grundsatze entsprechend, ein katholischer Lehrer an einer protestantischen Anstalt angestellt wurde, weil eben solches nie vorkommt.

Die Thatsache zeigt aber, wie unsere katholischen Städte protestantisirt werden. Coblenz war ausschließlich katholisch, als es unter preußische Herrschaft kam, sein Gymnasium wird noch heute vollständig aus katholischen Stiftungen erhalten. Der Protestantismus ist hauptsächlich durch die zahlreichen Beamten und Offiziere eingeführt worden, durch deren Mischehen nicht nur der Protestantismus auf Kosten des Katholicismus wächst, sondern auch vielfach das Vermögen katholischer Familien in protestantische Hände kommt. Die protestantischen Beamten und Offiziere schicken ihre Söhne in das katholische Gymnasium, wo sie bald ein Drittel der Schüler bilden. Ihnen zu Liebe wird erst ein protestantischer Hilfslehrer probeweise beschäftigt, dann fest angestellt und schließlich, da ihm andere nachgerückt, als ordentlicher und als Oberlehrer angestellt. So geht es ungestört weiter. Durch solche Lehrer werden immer mehr protestantische Schüler angezogen, die katholischen aber abgeschreckt und vermindert. Denn gar viele Eltern lassen ihre Söhne nur studiren in der Hoffnung auf deren geistlichen Beruf. Dieser aber wird durch protestantische Lehrer gewiß nicht gefördert. Je mehr protestantische Schüler, desto mehr protestantische Lehrer, das Gymnasium wird dann als simultan erklärt und erhält schließlich einen protestantischen Direktor. In derselben Sitzung rügte der Abg. Brandenburg, daß das Collegium Georgicum

Lingen, obwohl es stiftungsgemäß für beide Confessionen mmt sei, nur Einen Katholiken unter elf Lehrern zähle, rend 51 katholische und 59 protestantische Schüler vorhanden n. Der Cultusminister antwortete nichts. Die Stadt Lingen theilweise, die Umgegend fast ganz katholisch.

Wieder in derselben Sitzung führte der Abg. Bachem aus: ch den vom Minister mitgetheilten Zahlen sind an den heren Lehranstalten die evangelischen Schüler betheiligt mit 72, Katholiken mit 17, die Israeliten mit mehr als 9 Procent züglich der Universitäten sind die Zahlen 70, 20 und Procent. Die Katholiken machen dagegen 34 Procent der völkerung aus, kommen also um die Hälfte zu kurz. Einer Gründe dieser geringen Betheiligung an den höheren Lehr=stalten ist unzweifelhaft der, daß die Katholiken in unseren heren Staatsämtern verhältnißmäßig sehr wenig vertreten sind zwar seit Generationen (Widerspruch rechts). Ich könnte nen reichlich mit Ziffern dienen, aber die Thatsache ist so fallend, daß es einzelner Ausführungen nicht bedarf. Das amtenthum stellt einen hohen Procentsatz für die höheren Schulen, da seine Söhne wiederum die Beamtenlaufbahn ein=lagen." Daß mit den Offizier= und Beamtenstellen den testanten noch andere wirthschaftliche Vortheile zufallen, bedarf es Beweises. Aber das Fortkommen der Katholiken ist da= selbst in katholischen Gegenden erschwert. Bei Vergebung tlicher Arbeiten, Lieferungen, Apotheken u. s. w. ziehen die testantischen Behörden gar gerne ihre Glaubensgenossen vor.

Ueberhaupt sind in Preußen fast nur solche Gymnasien holisch, welche, wie das Coblenzer, auf katholischen Stiftungen ruhen. Vor 1866 erhielten die protestantischen Gymnasien 300,000, die katholischen nur etliche 20,000 Thaler aus atsmitteln. Seither sind, wie in Coblenz, auch in anderen tholischen Gymnasien, z. B. in Münster, protestantische Lehrer geschoben wurden. Der Staat hat seither einige städtische lische Gymnasien unter der Bedingung übernommen, daß Städte einen festen Beitrag leisten, während er sich alle hte vorbehält und keinerlei Bürgschaft für die Erhaltung des lischen Charakters (z. B. in Kempen) übernimmt. Wo katho= Städte Gymnasien gründen, macht der Staat die Besetzung

einiger Oberlehrerstellen mit Protestanten zur Bedingung, we
er nicht den simultanen Charakter der Anstalt durchsetzt. Di
neueren simultanen Anstalten sind natürlich kaum von den p
testantischen zu unterscheiden. Zum Beispiel: am Gymnasium
Kattowitz, welches 1888 114 katholische und 77 protestanti
Schüler, 1889 sogar 122 katholische und 90 protestanti
zählte, fiel 1890 die Zahl der katholischen Schüler wie
auf 114. Wundern darf dies nicht, da die Stelle eines kat
lischen Religionslehrers Jahr und Tag unbesetzt geblieben w
weil man den Bewerbern einen Abzug von 600 M. am
halte auferlegen wollte. Der Direktor aber, welcher über
Aufnahme der Schüler entscheidet, ist Protestant, ebenso
Lehrer bis auf zwei. Also, trotz katholischer Schülermehr
und simultanem Charakter thatsächlich für die Katholiken
ungünstigeres Verhältniß, als für die Protestanten bei dem kat
lischen Gymnasium zu Coblenz. Was Wunder, wenn es da
Preußen 3 bis 400 katholische Philologen gibt, welche vergeb
auf Lehrstellen warten, während die katholischen Stellen
Protestanten besetzt werden? Was Wunder, wenn die Zahl
studirenden Katholiken abnimmt? Im Jahre 1859 zählten
Gymnasien 27,737 protestantische Schüler (65,5 Procent)
12,814 katholische (28,6 Procent); 1881 dagegen 63,5
(74,1 Procent) Protestanten und 16,763 (17,9 Procent) Katholi
Seitdem ist das Verhältniß nicht besser geworden, wie die vor
gegebenen Ziffern beweisen. Die protestantischen Direktoren
Lehrer verscheuchen vorweg alle Schüler, welche auf den ge
lichen Beruf hinzielen.

In den übrigen deutschen Staaten ist es nicht besser.
Ursachen der Minderung der Katholiken sind überall dieselb
Wenn in Preußen, trotz der starken Bevorzugung der Pr
stanten, die Katholiken sich seit 1871 etwas mehren, so ist
weil, wie oben nachgewiesen, ihre natürliche Mehrung größer
Außerdem stellen seit Jahren die protestantischen Provin
(Pommern, Schleswig-Holstein u. s. w.) die meisten Auswande
Die Einwanderung dagegen ist in ganz Deutschland überwieg
katholisch. Oesterreich stellt allein über 100,000 der im deuts
Reich lebenden Ausländer. Polen ist von jeher stark vertr
gewesen, Frankreich zählt 18,000 Angehörige bei uns; in neu

Zeit mehren sich auch die Italiener in Deutschland. Luxemburg und Belgien stellen ebenfalls je einige Tausend katholische Einwanderer und sogar unter den in Deutschland lebenden Holländern bilden die Katholiken die größere Hälfte. Weit über die Hälfte aller Einwanderer ist also katholisch.

Die Minderung der Katholiken im Reichsland ist ausschließlich der Auswanderung nach Frankreich zuzuschreiben, welche hoffentlich einmal aufhören wird, obwohl die Regierung bis jetzt die rechten Mittel dazu nicht zu kennen scheint. Die ungemeine Mehrung der Protestanten ist durch den Nachschub aus Deutschland verursacht. Fast alle Beamten sind Protestanten, ebenso die Lehrer der als confessionslos bezeichneten höheren Schulen. Unter den 102 Professoren, mit denen die Straßburger Hochschule nach der Besitzergreifung besetzt wurde, befand sich ein einziger Katholik. Außerdem stehen in Elsaß-Lothringen zwei volle Armee-Corps, wodurch wiederum für die Protestanten ein Vorsprung von 15 bis 20,000 Köpfen entsteht.

In Baden ist die Minderung der Katholiken hauptsächlich den Anstrengungen der Regierung zuzuschreiben. Die Minister und Beamten sind fast ausschließlich Protestanten oder Namenskatholiken; die beiden Hochschulen sind protestantisirt, die höheren und niederen Schulen arbeiten vorwiegend zu Gunsten des Protestantismus. Durch Todttheilung der katholischen Bezirke ist es schon längst der katholischen Mehrheit des Landes unmöglich gemacht, sich auf gewöhnlichem Wege Recht zu verschaffen, indem sie eine katholische Mehrheit in die Kammer wählt.

Die Katholiken sind in allen deutschen Staaten mehr oder minder benachtheiligt, zurückgesetzt, in ihrer Freiheit und ihren angeborenen, durch alle Verträge verbürgten Rechten, wie in ihrem Besitz gekränkt und beschränkt. Die Lage ist überall dieselbe, nur in Einzelheiten und Nebendingen da und dort verschieden, weil bisher jeder Staat seine eigenen Wege ging. Durch das neue Reich ist eine größere Gemeinsamkeit hergestellt, und deshalb kann jetzt der Kampf eher gemeinsam, mit gegenseitiger Unterstützung geführt werden. Der gemeinsame Kampf wird uns noch in besonderer Weise aufgedrängt, da nicht bloß alle Regierungen, die herrschenden politischen Parteien und pro-

testantischen Landeskirchen einig sind gegen die Katholiken, sondern auch zahlreiche protestantische Vereine, welche sich über ganz Deutschland erstrecken, sich ausdrücklich die Niederkämpfung, die Vernichtung der katholischen Kirche als Ziel gesetzt haben. Denn etwas anderes bedeutet es doch nicht, wenn der „Evangelische Bund", der „Gustav-Adolf-Verein", der „Protestantenverein" auffordern, den „Romanismus" auszurotten, der Herrschaft Roms auf deutschem Boden ein Ende zu machen. In Reichs- und Landtagen, in städtischen und Gemeindevertretungen, in Vereinen und Versammlungen, in der Presse müssen sich die Katholiken gegenseitig stützen und gemeinsam kämpfen. Es ist für sie heiligste Gewissens- und höchste Ehrenpflicht, ganz und voll für Erhaltung ihres Besitzstandes in Deutschland einzutreten, der Minderung des katholischen Theiles der Bevölkerung ein Ziel zu setzen. Es nicht thun, heißt sich selbst aufgeben, den eigenen Boden, das Heiligthum ausliefern. Jeder deutsche Katholik trägt mit an der Verantwortung dafür, daß jährlich Tausende und Abertausende von Glaubensgenossen, oder deren Nachkommenschaft der Kirche verloren gehen, ja oft zu deren schlimmsten Feinden werden.

Der in seinem Glauben gefestigte Katholik, selbst wenn er höhere Bildung besitzt, übersieht gar zu leicht die Gefahren, von denen wir umgeben sind, verkennt ganz besonders die Macht und den Charakter des Protestantismus. Als Lehre ist derselbe nie etwas anderes gewesen, als eine Sammlung von Widersprüchen. Aber darin liegt gerade seine Stärke. Der Protestantismus legt ja so gut wie gar keine kirchlichen Pflichten auf; jeder kann thun und lassen, glauben und verwerfen, was er will, er bleibt doch ein guter Protestant und besonders auch ein mit Vorurtheilen und selbst mit Haß gepanzerter Kämpe gegen den Katholicismus. Unglauben und Lauheit, jegliche Irrlehre und Spaltung, Alles kommt in Deutschland dem protestantischen Geist zu Gute, stärkt ihn und hilft ihm wenigstens gegen die Kirche. Selbst der Socialismus gereicht dem Protestantismus zum Vortheile, da er sich mit demselben verträgt und verbündet, um den Katholicismus bekämpfen zu können, den er als seinen stärksten Gegner anerkennt. Wir Katholiken können in Wahrheit sagen: „Feinde ringsum", aber wir müssen auch sagen, „viel Feind', viel Ehr' und — Wehr."

Vergessen wir vor Allem auch die thatsächliche Hilfe, das Liebeswerk an unsern zerstreuten Brüdern nicht. Da die Katholiken bei den öffentlichen Aemtern und ähnlichen Stellungen meist zurückgesetzt werden, ist für sie der Kampf um's Dasein um so schwieriger. Sie können nicht wählerisch sein, müssen sich hinwenden, wo sich ihnen Arbeit und Unterkommen bietet, wo sie ihre Fähigkeiten verwerthen können. Daher wandern jedes Jahr mehr Katholiken nach protestantischen Gegenden, als umgekehrt. Für die Protestanten sorgen alle Regierungen viel eifriger, weshalb auch der unter dem Schutze protestantischer Fürsten und auch der bayerischen Regierung stehende Gustav-Adolfverein gar weit seine Wirkung erstrecken kann. Nach den „Deutsch-evangelischen Blättern" gibt es in den preußischen Rheinlanden 5 protestantische Gemeinden unter 100 Seelen; 15 von 101 bis 150; 16 von 151 bis 200; 14 von 201 bis 250; 18 von 251 bis 300 Seelen. In Westfalen gibt es 6 Gemeinden unter 150; 13 von 151 bis 200; 25 von 201 bis 300; 42 von 301 bis 450; 51 von 451 bis 600 Seelen. In solchen Gemeinden bleibt dem Prediger gewiß viel Zeit, um seinen Eifer zur Niederkämpfung oder Bekehrung der Katholiken zu bethätigen. Und dabei tritt er als Staatsbeamter, als Vertreter des Landesfürsten auf.

Die katholischen Städte und Gemeinden sind voller Rücksichten gegen protestantische Minderheiten; sie gewähren ihnen Schulen, sorgen oft besser für sie als für die katholische Mehrheit. In München getraute sich die „ultramontane" Gemeindevertretung für die höchst nothwendigen neuen katholischen Kirchen nicht anders einige Zuschüsse zu bewilligen, als indem sie zugleich auch den Protestanten eine entsprechende Summe gewährte. In protestantischen Städten wie Hamburg, Lübeck, Bremen wird nicht einmal etwas für katholische Volksschulen und Waisen gewährt, oder es werden letztere einfach protestantisch erzogen. In Bremen hob die Regierung sogar die blühende höhere katholische Schule auf, weil dieselbe einen Ueberschuß lieferte, welcher der katholischen Pfarrschule zu Gute kam.

Der St. Bonifaciusverein hat schon viel, sehr viel gewirkt, Tausenden die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten ermöglicht. Aber es bleibt noch mehr zu thun übrig, sein Arbeitsfeld wird

täglich größer, die Noth der zerstreuten Brüder schreiender, für die großen Städte, wo die Noth am ärgsten, die Lage am schwierigsten ist, hat der Verein nur erst sehr Geringes zu leisten vermocht. In dem riesig wachsenden Berlin gibt es 150,000 Katholiken, ein Zehntel der Bevölkerung. Sie sind auf fünf Kirchen angewiesen, von denen die größte zur Noth 1200 Menschen faßt, die andern nur 600 bis 800; dazu kommen noch fünf oder sechs Kapellen und im Ganzen zwanzig Priester! Ein Priester auf 7500 Seelen, die inmitten einer zehnmal stärkeren Zahl Protestanten verschwinden! Die Schulen sind von der Stadt übernommen. Aber während Stadt und Staat 28 Gymnasien und verwandte Anstalten ausgiebig unterhalten, gibt es keine einzige katholische höhere Schule; das St. Hedwigs-Progymnasium wurde zur Schließung verurtheilt. Die 600 bis 700 katholischen Schüler derselben erhalten an fünf Stellen Religionsunterricht, müssen sich aber die Choralmelodien für Schulen und Kirchen, von Hauer, anschaffen. Das Heft enthält 87 protestantische Kirchenlieder, darunter „Eine feste Burg ist unser Gott" und andere gegen die Kirche gerichtete Gesänge. Im Jahre 1877 berechnete der Propst von St. Hedwig, daß nur 1934 Kinder katholisch getauft wurden, während das Standesamt 6142 katholische Kinder verzeichnete; von 259 standesamtlich verzeichneten Paaren wurden 190 katholisch getraut, von 1340 Mischpaaren 189. Das sind ganz entsetzliche Ziffern, sie lauten auf jährliche Verluste von vielen Tausenden. In Lichtenberg-Friedrichsberg, vor Berlin, gibt es eine vom Bonifaciusverein unterhaltene katholische Privatschule mit 4 Classen und 260 Kindern. Die k. Regierung in Potsdam schlug das Gesuch um Errichtung einer katholischen Gemeindeschule ab, weil „die Mehrzahl der katholischen Bevölkerung nur immer kurze Zeit dort wohne und zumeist sogar polnischer Nationalität sei!" Und die Germanisation der Polen! könnte man hier fragen. Hamburg hat für 20 bis 30,000 Katholiken nur eine kleine Kirche, eine Kapelle und fünf Geistliche.

Gerade in den Hauptstädten aber wäre eine ausgiebige Vertretung und besondere Fürsorge für die Katholiken am meisten geboten. Schon wegen der Ausdehnung der Stadt wären in Berlin mindestens fünf weitere große Kirchen, in den

Vorstädten und anstoßenden, bis 70,000 Seelen zählenden Gemeinden zehn Kirchen und zusammen etliche vierzig Priester nothwendig, dann erst könnte von einer wirklichen Seelsorge die Rede sein. Die geistlichen Mitglieder des Reichs- und Landtages sind daher in Berlin stets willkommene Gäste, da sie öfters etwas aushelfen. Vermöchte der Bonifaciusverein einige Zeit hindurch jährlich 100 bis 150,000 M. für Berlin herzugeben, so wäre jedes Jahr der Grund zu einer neuen Stätte des Heils gesichert. Neben den Mitteln, welche in Berlin selbst aufgebracht werden, würde jedesmal ein Grundstück angekauft, eine Kapelle darin eingerichtet und ein Priester angestellt. Sobald ein Priester da ist, sammeln sich auch die Katholiken und steuern bei, sogar verhältnißmäßig viel; denn die meisten sind selbst arm, leben in bescheidenen Verhältnissen. In dieser Weise sind mehrere der jetzigen Pfarreien und Kapellen gegründet worden. Für die St. Sebastianskirche hat die Stadt den Bauplatz geschenkt, aber zu der auf 500,000 M. veranschlagten Bausumme sind trotz aller Anstrengungen und Sammlungen noch keine 200,000 zusammen.

Bis jetzt hat der St. Bonifaciusverein in ganz Deutschland 530 Stationen gegründet, von denen indeß ein großer Theil nur eine Schule und zeitweiligen Gottesdienst durch einen auswärtigen, meist nicht sehr nahe wohnenden Geistlichen hat. Nach dem letzten Rechenschaftsbericht hatte der Verein 1888 die vorher nie erreichte Einnahme von 1,232,884 Mark.

Aber es gibt in Deutschland mindestens noch 300 Orte, in denen die Gründung von Seelsorgestellen und Schulen für die zerstreuten Katholiken geboten, in vielen sogar äußerst dringlich ist. Bei der fortdauernden Verschiebung und Mischung der Bevölkerung werden in 15 bis 20 Jahren weitere 200 bis 300 solcher Stellen nothwendig werden. Deshalb wäre es unbedingt erforderlich, daß die Einnahmen des Bonifaciusvereins baldigst verdoppelt würden, was gar nicht so schwer wäre. Es müßte nur in allen Diöcesen Deutschlands ebenso eifrig für denselben gewirkt werden, wie in einigen derselben, z. B. in der Erzdiöcese Köln, welche 1889 allein 212,550 (oder 70,459 mehr gegen 1888 mit 142,101) M. aufgebracht hat. Wir dürfen nicht ruhen, bis der Bonifaciusverein in jeder

Diöcese eingeführt, in jeder Kirche ein Opferstock für den
aufgestellt ist, in jeder Kirche wenigstens einmal im Ja
denselben gesammelt und den Gläubigen die Noth der zerst
Brüder an's Herz gelegt wird. Würde in jeder Pfarr
St. Bonifaciusblatt (75 Pf.) verbreitet, dann wäre schnell
nahme erweckt. Der Pfarrer fände Helfer und Eiferer, u
Werk zu fördern, die Gaben einzusammeln. Das Herz thut
weh beim Lesen der vielen Bitten und Aufrufe in den
lischen Blättern, der kläglichen Schilderungen so vieler Mi
pfarrer, welche Kirchen zu bauen, Schulen zu unter
Waisenkinder zu ernähren haben, und für jegliche, a
kleinste Gabe dankbar sind. Aber die meisten Leser
nicht reich, können nur ein Geringes spenden; das Schi
umständlich, verursacht Kosten, so bequem und billig
die Postverwaltung besorgt. Aber der Opferstock in der
ist immer zur Hand, mahnt täglich, und der Einsa
natürlich sofern der Verein eingerichtet ist, kommt von
um die Beiträge abzuholen. Oefters im Jahre kleine
von Vielen, von allen Pfarreingesessenen, machen schließl
hübsche Summe aus, ohne daß Jemand besonders in A
genommen wird. Besonders müssen auch die Wallfahrtso
den Bonifaciusverein benutzt werden. In Frankreich
der Verein für Glaubensverbreitung jährlich 6 bis 7 Mi
durch Wochenbeiträge von 5 Pfennigen und hat dadur
mächtig zur Erhaltung und Hebung des religiösen Leb
eigenen Lande, zur Weckung des geistlichen und Ordens-
beigetragen. Freilich, unsere französischen Brüder ge
schon die Schulkinder zur Theilnahme an diesem Verein,
an allen Werken der Nächstenliebe. In allen Vereine
Bruderschaften wird für die Glaubensverbreitung gewi
geworben. An kirchlichen und gutgesinnten Vereinen si
aber in Deutschland sogar reicher, und die Entkirchlichu
Massen ist bei uns nicht soweit eingerissen wie in Fra

Der Rechenschaftsbericht klagt über den Mangel an Pr
weßwegen viele Stellen nicht besetzt werden konnten. A
Culturkampf ist nicht allein Schuld daran, sondern a
überwiegend in kirchenfeindlichem, unchristlichem Geiste ge
höheren Schulen, die fortschreitende Protestantisirung

ffentlichen Unterrichtes, Dank dem herrschenden Schul-f. Deshalb wird die Minderung der Katholiken in nd aufhören, wenn in allen Staaten ihr gutes Recht erkämpft, wenn die volle Freiheit für alle Lebens-ngen von der Kirche wieder hergestellt, die Benach-ung der Katholiken von oben herab beseitigt sein wird.

XI.

Zeitläufe.

ragweite des deutsch-englischen Abkommens und die Militärvorlage in Berlin und Pesth.

Den 12. Juli 1890

s dürfte augenblicklich gerathen seyn, den Blick auf nf bis sechs Jahre zurückzuwerfen. Die Tage von wice hatten damals die Aufmerksamkeit der Welt sich gezogen. Der deutsche Kanzler hatte den letzten gemacht, den bekannten „Friedensbund“ durch Herbei-g Rußlands auszubauen, und dem greisen Kaiser lin, der sich in einem Mächtebund ohne Rußland nie haglich fühlte, den Vorsitz in einem Bunde der drei zu verschaffen. Es waren zugleich die unfreundlichsten für England. Fürst Bismarck hatte ein doppeltes igen daran, im herzlichsten Einvernehmen mit Frank- das englische Kabinet Aegyptens wegen zu quälen; tens stand ein eifersüchtiger Liebhaber Rußlands an pitze dieses Kabinets, und zweitens war dennoch keine ht, daß England zur Besiegelung der neuen deutsch-hen Freundschaft Constantinopel anbieten würde. Jetzt ich die Lage vollständig umgekehrt. Nur Eines ist, so wie damals, wiedergekehrt: das Wort und der Ge-

danke der Compensation. Merkwürdig ist das immerhi
wenn es sich auch zunächst nur um Afrika handelt.

„Die (neue) Constellation ist es auch zugleich, die sel
für den Fall, daß inner- oder außerhalb Europa's durch d
Entwicklung der Verhältnisse die Nothwendigkeit irgendwelch
Veränderungen eintreten und aus dieser sich das Auftauch
von Compensations-Fragen ergeben sollte, dieß nicht m
Niemanden mehr beunruhigen wird, sondern friedliche Lösung
mit Sicherheit erwartet werden können. Eventualitäten, d
man sich bis vor nicht langer Zeit nicht anders als v
Conflagrationen begleitet denken konnte, verlieren un
den sich vor uns vollziehenden Gestaltungen den Charak
von Schreckbildern": so ließ sich das große Münchener B
vom 18. September 1884 von seinem Wiener Officiö
schreiben; und Skierniewice sollte das zuwege gebracht hal

Die Frage von möglichen Compensationen wurde dam
in der That vielfach, und insbesondere in dem ministerie
Londoner Blatt, erörtert und zwar nicht von Compensatio
in Afrika, sondern in dem seit den Ereignissen von 1
und 1870 in zwei todtfeindliche Hälften zerfallenen a
Europa. Die Engländer erinnerten sich an die bekan
„dilatorischen" Verhandlungen Bismarck's, bei welchen
sich darum handelte, Holland und Belgien in die „gr
Conglomerationen" einzubeziehen, welche der Minister N
leons in Aussicht gestellt hatte. „Zu einer Zeit", sagte
Londoner Blatt, „wurde von Fürst Bismarck die Annekti
Hollands als deutsche Compensation für gewisse Acquisitio
die er Frankreich empfahl, thatsächlich vorgeschlagen;
der Stand der Dinge sich wiederum einem solchen P
nähern, dann wird wahrscheinlich Holland dem Reiche
verleibt werden, wie es Bayern und Sachsen sind."[1]) E

1) S. „Histor.-polit. Blätter". 1885. Band 95. S. 2
„Die Colonialpolitik im Reichstage vom 10. Jan.; die Span
mit England."

r Weise könnte man meinen, dem neuen Kanzler sei
hes in den Sinn gekommen, als er jüngst in der
ldebatte äußerte: „Das Phäaken-Daseyn eines kleinen
schen Staates, der sich um die Nachbarn nicht kümmern
en glaube, habe ein Ende".
war gleichfalls eine Colonialdebatte in der Sitzung
chstags vom 10. Januar 1885, wo der vorige
das räthselhafte Wort fallen ließ: „das Reich könnte
age kommen, die Gegner Englands unterstützen zu
um irgendein do ut des herzustellen". Was war
emeint? Gewiß nicht Ostafrika, wo damals eben
Peters die „Negerkreuze" afrikanischer Könige auf
ier einsammelte, wie der Kanzler selber gespottet hat.
war die Hoffnung auf eine Einigung mit Rußland,
nicht zu haben war, wenn Oesterreich nicht sein
teresse in den Balkanländern opfern wollte. Diese
g hat der alte Kanzler wie ein Verzweifelter fest-
, und darum sein gegen alle Zumuthungen des
enossen an der Donau stets vorgehaltener Schild:
ben kein Interesse im Orient". Hat man aber auch
, nachdem, allen Angaben zufolge, eine durchgehende
mit England hergestellt ist, in Berlin kein Interesse
it? Das ist die große und entscheidende Frage!
m es sich wirklich um eine Verständigung über die
den europäischen Zerwürfnisse zwischen den beiden
handelte, dann ist sicherlich die Abtretung der Insel
d für die deutsche Nachgiebigkeit im Innern Afrika's,
, den Somali-Ländern und in Sansibar nur das
Zeichen für die neuen Stellungen, und wäre anderer-
Achselträgerei gegenüber Rußland in Sachen des
damit nicht verträglich Die Wuthausbrüche der
Presse über den deutsch-englischen Vertrag sind
r der Widerhall der wohlverstandenen Stimmung
officiellen Kreisen. Das Gewicht Oesterreichs, als
hters in Osteuropa, verstärkt sich ganz von selbst

im Schooße des Dreibunds, wenn die Bismarck'sche Schaukel zwischen England und Rußland zusammenbricht, und wenn auch in Berlin endlich die Einsicht durchbricht, daß die Halbbarbarei an der Schwelle des Abendlandes nicht weniger zum Himmel schreit, als die Vollbarbarei im schwarzen Erdtheil.

Nach den bekannten Erklärungen des vorigen Kanzlers besaß die orientalische Frage für Deutschland nicht den Werth eines einzigen deutschen Soldaten. Erst vor Kurzem noch hat er einem russischen Gaste gegenüber seiner Zuvorkommenheiten gegen Rußland in einer Weise sich gerühmt, die den Beweis liefert, daß es mit dem „Wettkriechen vor Rußland" seine volle Richtigkeit hatte. Das conservative Hauptorgan in Berlin bemerkte zu jenen Aeußerungen: „Hienach müßte der Dreibund bis zum Hinscheiden Kaiser Wilhelms I. als ein Pakt erscheinen, der nicht auf bleibenden Interessen der drei Staaten aufgebaut, noch als eine politische Nothwendigkeit auf Generationen hinaus angesehen werden konnte, sondern von Deutschland zu dessen äußerer Sicherstellung nur so lange gewünscht wurde, als Rußland in Verkennung der ehrlichen Absichten der deutschen Politik seine feindselige Haltung Deutschland gegenüber bewahren würde."[1]) Nebenbei hat der Fürst jetzt auch selbst gesagt, daß er sogar auch die Besuchsreise des jungen Kaisers nach Constantinopel nicht gebilligt habe, da von vornherein feststand, daß dieselbe in Petersburg sehr ungern gesehen werde. Sie wäre wohl auch unterblieben, wenn der Kaiser freundlichere Eindrücke von seinem eigenen russischen Besuche mitgenommen hätte. Nach allem Dem ist es sehr erklärlich, daß der Rücktritt des Kanzlers nirgends so aufrichtig bedauert wurde, als an der Newa. Erst jetzt fühlte man, was sein Verlust für Rußland bedeutet.

Ein bedeutsames Zeichen der allmähligen Wendung in Berlin war schon die, allem Anschein nach von gewichtiger

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 24. Mai 1890.

Seite ausgegangene, Schrift „Videant consules". Ihre scharfe Kritik der Bismarck'schen Politik trifft bis auf die Ausdrücke mit dem überein, was in diesen „Blättern" seit Jahren ausgeführt worden ist: bequemes Nichtsthun, „politische Equilibristik", das sei der Kern dieser „Friedenserhaltung". Schärfer könnte sie ihrem inneren Charakter nach nicht bezeichnet werden, als durch folgende Sätze: ‚Wir haben keine mit denen Rußlands widerstreitende Interessen': ist ein immer und immer wieder gehörter Ausspruch. Aber dieser Ausspruch ist falsch; der Gegensatz ist nur noch nicht voll zur Geltung gekommen. Nein! Kampf des Germanenthums gegen den Panslavismus, das wird das Wahrzeichen der nächsten Geschichtsepoche seyn. Der Russe, das ist unser wahrer Nationalfeind, und er fühlt und bethätigt sich als solcher in seiner rohen Unterdrückung alles Deutschen. Wenn aber so, wie zweifelsohne der Fall, die Dinge liegen, dann müßte unsere ganze Politik von dem Einen Grundgedanken getragen seyn: mit Frankreich abrechnen und sich vergleichen, um alle lebendigen Kräfte des Volkes für die großen germanischen Culturaufgaben gegen Rußland in die Wagschale werfen zu können." [1])

Wer wäre damit nicht einverstanden? Da aber, wie der Verfasser selber gründlich nachweist, der rechte Zeitpunkt zur Abrechnung und Vergleichung versäumt ist, so bliebe nur die Wahl zwischen dem großen Krieg im Osten und Westen zugleich oder der — Compensation. Die Friedensmächte müßten zusammenstehen, um es zu machen, wie es in Afrika jetzt gemacht wurde. Man nimmt, was einem nicht gehört, und befriedigt damit einen Anderen. Dort sind es freilich blos Negerkönige und kleinere Sultane, die man hin und her verschenkt; aber an sich haben sie nicht weniger Existenzrecht als die schwächeren Potentaten in Europa. Da aber

---

1) Das conservative Hauptorgan in Berlin vom 26. April d. Js. erklärte seine vollständige Uebereinstimmung mit dem Verfasser.

wenigstens ein paar Schlachten vorausgehen müßten,
einer solchen Compensation Bahn zu brechen, so wuchs
Rathlosigkeit immer höher, und nöthigte endlich zu dem
scheidenden Schritt, der in dem deutsch-englischen Abkom
vorliegt. Mit Einem Wort: es will den Frieden und
für den Krieg.

„So begreiflich der Wunsch auf Seiten des Dreibu
und besonders des deutschen Reiches war, gegenwärtig
dem Rücktritt des Fürsten Bismarck durch ein möglichst
gehendes Entgegenkommen den gänzlichen Bruch (mit Rußl
noch hinauszuschieben, so läßt sich doch verstehen, daß
endlich dahin kommen will, jeder Eventualität ohne Rück
nahme entgegensehen zu können. Aus diesem Grunde war
Nothwendigkeit gegeben, die Streitfragen mit England so sc
wie möglich zu erledigen. Auf deutscher Seite mag hiebei
Berechnung überwogen haben, daß ein Opfer für einen nat
lichen Bundesgenossen Deutschlands, der England
Lage der Verhältnisse nun einmal ist, für das natio
Empfinden und die Stellung unseres Volkes weit leichter
tragen ist, als eine noch weitere Rücksichtnahme auf Rußla
welches glaubte, alle bisherigen Opfer seitens Deutschlands
einen fälligen Tribut hinnehmen zu können.“ 1)

Aus Allem zu schließen, hat das Abkommen weit
größere Bedeutung für die europäischen Verhältnisse,
für den afrikanischen Colonialwirrwarr. Noch dazu kann
von einem eigentlichen „Opfer“ auf deutscher Seite
reden; denn opfern kann man nur, was man besitzt und
brauchen kann. Trotzdem nun einige kaiserlichen Schutzbr
und Flaggenhissereien zurückgezogen sind, bleibt den Deuts
immer noch fast eine Million Quadratkilometer ostafrikanis
Gebiet, zweimal so groß als das ganze deutsche Reich, ge
auf Generationen hinein genug zum Cultiviren und A
beuten, wenn überhaupt etwas daraus werden soll. Un
Colonialsexen freilich sind außer sich vor Wuth; sie schr

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 20. Juni d. Js.

über Verrath am Reich und an dessen kommenden Geschlechtern; sie fordern Zerreißen des Vertrags mit England; sie fordern Zusammengehen gegen England mit dem Nationalfeind und dem „Erbfeind“, damit so das Reich „die bestimmende Macht in Afrika“ werde. Es ist doch zu bezweifeln, ob selbst der alte Kanzler so weit gegangen wäre; aber ein hervorragender Abgeordneter unter den Nationalliberalen scheut sich nicht, in seinem Organ folgende Sätze zu leisten:

„Was Uganda betrifft, so vergesse man nicht, daß der Kaiser Muanga ein Freund der Franzosen und der Sendlinge Lavigerie's ist, nicht aber ein Freund der Engländer, so daß Uganda, über welches man vom grünen Tische aus anscheinend verfügen zu können glaubt, den Engländern thatsächlich verschlossen bleiben dürfte. In ganz Ostafrika aber gehen die Deutschen und Franzosen Hand in Hand, und der deutschen Diplomatie wäre es gewiß anzurathen gewesen, aus der Anbahnung dieses glücklichen Verhältnisses die weitgehendste Consequenz zu ziehen — bis nach Kairo in den Palast des Chedive.“ [1])

„Unser Liebeswerben um England ist gewiß nicht geeignet, die russische Meinung für uns günstiger zu gestalten. Ein naiver Politiker aber ohne die Schule und ohne die Fesseln der Tradition wäre gewiß im Stande, den Panslavismus in Europa als einen Faktor anzusehen, dessen Freundschaft schwerer wiegen könnte, als der englische. Vielleicht veranlassen uns spätere Erfahrungen zu dem Bedauern, die Möglichkeit und den Werth dieser Wege ernstlich niemals in's Auge gefaßt zu haben.“ [2])

Aber konnte man denn diesen Weg ernstlicher in's Auge fassen, als es der Fürst Bismarck von jeher gethan hat, vor und nach Skierniewice? Auch jetzt noch stand er nur mit

1) Das heißt: den Franzosen behülflich zu seyn, die englische Schutzwache aus Aegypten hinauszujagen.

2) Otto Arendt's „Deutsches Wochenblatt“. Berlin den 26. Juni d. Js. S. 306.

Einem Fuß im Zwei= und Dreibund; sobald es sich um
Orient handelte, setzte er mit dem andern Fuß in die russ
französische Liga über gegen die Bundesgenossen im Dreib
und gegen England. Seine Officiösen mußten Jahr
Jahr ein den Weltneid schüren gegen Alles, was „engli
hieß, so daß sich allmählig selbst die katholische Press
die Gehässigkeit hineinlebte. Um so erfreulicher ist der
vollzogene Schritt zur deutsch=englischen Verständigung.
die Zukunft zerstreut sie die schwärzesten Wolken und
düstersten Besorgnisse, wenn sie auch für die Gegenwart
die nächste Zeit die Gefahren der Lage eher vergrößert,
vermindert. Der Schluß einer Betrachtung in diesen „Blätte
aus der Periode von Skierniewice trifft jetzt erst recht

„Welch wunderbare Zeit, in der wir leben! Man ka
ohne im Mindesten in die allerhöchsten und höchsten Versich
ungen eines unerschütterlichen Friedenszustandes Mißtrauen
setzen, ahnen und glauben, daß wir nach wie vor in rein p
visorischen Zuständen leben, und daß die Lage tückisch und
heimlich genug sei, um über Nacht sogar wieder ein p
continentale Mittelstaaten in den großen ‚Conglomeratio
verschwinden zu lassen. Wer weiß, was sonst noch in der L
liegt, während das deutsche Publikum mit west= und ostafr
nischer Politik abgefüttert wird? Die hat uns allerdings ü
rascht; aber um so mehr sind wir entschlossen, uns von
nichts mehr überraschen zu lassen, und wäre es selbst ein N
folger des Fürsten Bismarck." [1])

Während die Verhandlungen zwischen Berlin und Lon
noch schwebten, saßen der deutsche Reichstag und die österreich
ungarischen Delegationen in Pesth über den Militäreta
Daß hinter den üblichen allerhöchsten Friedensvertröstun
dießmal erst recht ein sorgenvolles Geheimniß lauern mi
brauchte man nicht erst aus den düstern Mienen des

1) „Histor.=polit. Blätter" 1885 vom 25. Januar a. a.
S. 243.

Dr. Windthorst zu lesen; die Vertreter der beiderseitigen Kriegsministerien selber traten in einer Weise auf, als wollten sie mit aller Gewalt dem Publikum endlich die Ueberzeugung beibringen: es sei, wie die Dinge nun einmal schlechthin unverbesserlich liegen, ein Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorzuziehen.

Auf beiden Seiten des Dreibundes befindet man sich bezüglich der Militärlasten in einer Zwangslage bei der Forderung, wie bei der Bewilligung. Dieser entsetzliche „Friede" bedingt, daß das deutsche Reich den Franzosen gewachsen sei bis auf den letzten Mann, das letzte Pferd und die letzte Kanone. Oesterreich muß wenigstens nachhinken; nur Italien ist dispensirt, weil dem Nackten nicht gut in die Taschen zu greifen ist. Zweimal seit der letzten Feststellung der deutschen Friedenspräsenz auf 7 Jahre haben die Kriegsminister erklärt, daß es nun genug sei und keine neue Forderung mehr kommen werde, und wieder mußte das unvorsichtige Versprechen gebrochen werden. Es hatte sich herausgestellt, daß die französische Artillerie der deutschen voraus sei; folglich bedurfte das Reich abermals einer Vermehrung der jährlichen Rekrutenzahl um 6000 und der Friedenspräsenzstärke um 18,000 Mann mit einer jährlichen Mehrausgabe von 18 Millionen M. und einer einmaligen von 52 Millionen, Alles in Allem für sonstigen Rüstungsbedarf.

Verbreitete schon diese Vorlage, zu einer Zeit, wo die Reichsanlehen bereits unter pari sinken, gerechtes Aufsehen, so wurde der Schrecken zur Panik, als der Kriegsminister in der Commission den großen „Zukunftsplan", welcher die allgemeine Wehrpflicht zur Wahrheit machen werde, enthüllte, sein Commissär die dreijährige Kasernenkost als unentbehrliches Mittel zur Hebung der Volksgesundheit anpries, und der Schatzsekretär für den Herbst neue Steuervorlagen ankündigte. Es ist berechnet, daß die staffelweise Durchführung des angekündigten Planes zu einer Friedenspräsenzstärke von weit über einer Million Mann führen, eine jährliche Ausgabe

von 970 Millionen erfordern, und die Summe der einmaligen Ausgaben im Ganzen auf zwei Milliarden sich belaufen würde.

Der neue Reichskanzler scheint zwar von der voreiligen Darlegung des Zukunftsplanes nicht gerade entzückt gewesen zu seyn. Er bezeichnete ihn nur als eine „schätzenswerthe Idee", über die noch gar nichts feststehe, fügte jedoch bei, daß die gegenwärtige Vorlage nicht das letzte Wort der Regierung sei. Herrn Windthorst, der auf die „geradezu unerschwinglichen Kosten" hingewiesen hatte, welche durch alle diese militärischen Pläne dem deutschen Reiche erwachsen würden, erwiderte aber der Kanzler: „Ich habe zu constatiren, daß nach der Ueberzeugung der verbündeten Regierungen Sie noch nicht, noch lange nicht am Ende Ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit angekommen sind, wenn von diesen Leistungen die Sicherheit und die Existenz Deutschlands abhängt." In diesem Punkte nun unterschied sich die deutsche Militärvertretung sehr wesentlich von der österreichischen vor den Delegationen in Pesth, im Fordern für die Zukunft aber nicht.

Dort gestand der Kriegsminister offen zu: man befinde sich in einer Art von Finanzkrieg; „geschossen wird nicht, aber man ruinire sich; die jetzige Situation müsse zu einer Gesundung des Friedens oder zu einer Katastrophe führen." Aber auch er verlangte die Erhöhung des Friedenspräsenzstandes und für das nächste Jahr neue Ausgaben zu Rüstungszwecken: „es können 100 oder 120 Millionen oder auch mehr seyn." Alles, was bisher geschehen, sagte er, sei das „reine Flickwerk"; „überhaupt könne er das Ende der Mehrforderungen nicht voraussehen." So ist hüben und drüben mit dürren Worten erklärt, daß Niemand mehr, weder Kaiser noch Parlament, im Stande ist, dem Strom der Rüstungen Einhalt zu gebieten; der Bedarf für das Heer ist uferlos geworden und den Völkern erübrigt nur, in dumpfer Verzweiflung der Zukunft entgegen zu lungern. So viel kostet die Bismarck'sche Revision der Karte Europa's.

Im deutschen Reichstag lag die Entscheidung über die Militärvorlage in der Hand des Centrums. Das Centrum ist jetzt überhaupt die ausschlaggebende Partei, und Würde bringt Bürde. Die erste Probe war schwer, und einig ist die Partei aus derselben nicht hervorgegangen. Einig war sie über die von dem Abg. Windthorst empfohlenen Resolutionen; aber die Einen, namentlich Süddeutsche, wollten erst sehen, was daraus werden würde, ehe sie die Vorlage bewilligten, die Anderen glaubten, daß es pressire. Der greise Staatsmann an der Spitze des Centrums, unfraglich der allerbeste Wetterprophet im Reiche, ließ die Bemerkung einfließen: „In allen europäischen Staaten sehen wir diese Rüstungsvorbereitungen, die gar nichts Gutes bedeuten.“ An die Resolutionen hatte er augenscheinlich selber keinen rechten preußischen Glauben; denn er warf sofort in seiner prächtigen Rede die Frage von der allgemeinen Abrüstung und von dem internationalen Schiedsgerichte auf, wie kurz vorher Fürst Starhemberg in der österreichischen Delegation und der Abg. Bonghi in der italienischen Kammer gethan, wie es auch schon in Spanien, in Nordamerika geschehen ist und demnächst in England geschehen soll.

Das ist alles recht schön. Aber alle die, welche nicht zu den von der Bismarck'schen Revision der Karte Europa's Geschädigten oder sich geschädigt Fühlenden gehören, haben gut reden. Das Unglück dieser Revision war es eben, daß sie auf halbem Wege stehen blieb. Es fragt sich daher mehr als je, ob der Wiener Officiöse mit der tröstlichen Aussicht, die in den Tagen von Skierniewice sein Gemüth erheitert hat, Recht behalten wird. Merkwürdig ist es allerdings, daß gerade jetzt in Afrika der Begriff „Compensation“ so glänzend zu Ehren kommt. Auf den bisherigen Wegen kann es im alten Europa doch nicht lange mehr gehen; irgend etwas muß sich endlich rühren, wenn nicht der sociale Umsturz das endgültige Schiedsgericht über die politischen Zerwürfnisse werden soll.

Der nächste Krieg könne ein 7jähriger, aber auch ein 30jähriger werden: hat Graf Moltke im Reichstag gesagt. Aber wo denkt der Herr hin? Nicht dreißig Wochen könnte die moderne Gesellschaft, wie sie seit zwanzig Jahren geworden ist, den Schrecken aushalten.

XII.

Jessopp über den englischen Staatsklerus.[1])

In einem früheren Werke „Arkadien, seine Licht- und Schattenseiten", versuchte der als einer der besten Essayisten Englands bekannte Verfasser ein wahrheitsgetreues Gemälde der Gewohnheiten, der Denkweise, des Aberglaubens, der Vorurtheile und der vielen Beschwerden des Landvolkes Ost-Englands zu geben, unter dem er als anglikanischer Pfarrer zu wirken berufen ist. Selbstverständlich erschienen dem reifen Mann, der nach langjähriger Wirksamkeit als Schulmann die Seelsorge in einer abgelegenen Landpfarrei übernahm, die Verhältnisse minder rosig, der Charakter seiner Pfarrkinder so abstoßend kalt und unempfänglich, daß sein Buch füglich als Anklageschrift gegen das Landvolk und die anglikanischen Landpfarrer gelten konnte, und daher in gewissen anglikanischen Kreisen eine große Verstimmung hervorrief.

Jessopp erklärt in der Einleitung zu diesem neuen Buche die Gründe für sein ungünstiges Urtheil über die religiösen

---

1) Jessopp, A., The Trials of a Country-Parson. London 1890. (Pr. 7 Sh. 6.)

ud sittlichen Zustände, und sucht nun auch die guten Eigen=
chaften des Volkes und seiner Hirten hervorzuheben, den Staats=
erus in etwas in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren.
r stellt dem Staatsklerus folgendes Zeugniß aus: „Nie hat
e Körperschaft bestanden, die mit solchem Eifer und solcher
yalität ihre Pflicht zu erfüllen getrachtet, sich so edelmüthig
fgeopfert hat für das, was sie als ihre Pflicht erachtete, als
: englische Staatsklerus der Gegenwart.“ Das Lob ist ein
dingtes. Wie jeder Engländer es sich zum Grundsatz macht,
ne Pflicht zu thun, so auch die Pfarrer; leider herrscht die
ößte Meinungsverschiedenheit über die Aufgabe und Pflichten
es Pfarrers, leider ist das gegenwärtige System so verkehrt
d verderblich, daß nur wenige trotz des besten Willens wahre
eelenhirten sein können.

Jessopp zählt zu den Gemäßigten und doch gesteht er, daß
ne gründliche Reform absolut nothwendig sei, wenn die Staats=
rche ihren Einfluß nicht verscherzen wolle. „Der Vorwurf
llt auf uns“, sagt er (Einleitung XIII), „und ich glaube,
ir verdienen denselben, daß wir viel zu bereit sind, dem
ortbestehen von Aergerniß und Mißbräuchen das Wort zu
den, und daß wir, um etwaige Gefahr von unserem Stande
bzuwenden, jeder Aenderung aus dem Wege gehen. In keinem
eruf wird jemand so leicht als gefährlicher Charakter, als ein
ensch, dem es an Loyalität und Demuth fehlt, bezeichnet,
bald man ihn im Verdacht hat, er befürworte Neuerungen,
d sei unzufrieden mit dem alten Schlendrian.“ Jessopp
hört offenbar nicht zu den Furchtsamen, nicht zu den blinden
rehrern des Althergebrachten; er scheut sich nicht, gerade
n wundesten Fleck aufzudecken und Abhilfe zu verlangen.
s solchen bezeichnet er mit Recht die ganz anomale Stellung
es anglikanischen Pfarrers und Beneficiaten.

Während man in neuerer Zeit den Verkauf und Kauf von
mtern und Würden abgeschafft hat, von allen, welche eine
telle bekleiden, die Erfüllung bestimmter Pflichten verlangt,
, welche wegen Alters oder aus anderem Grund unfähig
d, enthebt, ist der anglikanische Kleriker allein ganz frei und
abhängig. Nach seiner Einführung ins Amt ist derselbe ein

Freisasse, verfügt über das Pfarrgut, als wäre es ein
lehen, fährt fort die Einkünfte zu beziehen auch dann, na
er schon lange aufgehört hat, irgend etwas für die Gen
zu thun. Der englische Pfarrer verlangt nach erfolgte
stallung alle Rechte eines Eigenthümers, und kann die
während seiner Lebzeiten nicht verlieren; weder der B
noch der Patronatsherr können ihn absetzen, alle Beschw
der Gemeinde gegen ihren Pfarrer, so begründet sie auc
mögen, sind machtlos. Der Geistliche hat sich vielleicht g
Vergehen schuldig gemacht, ist zu Gefängnißhaft veru
worden, ist bekannt als Trunkenbold, als ein gefährlicher T
dadurch hat er sein Recht auf sein Amt und die Ein
seines Amtes nicht verwirkt. Er kann z. B. nachdem e
Strafe im Gefängniß abgesessen, in seine Pfarrei zurückke
die Kanzel besteigen, seine geistlichen Verrichtungen wieder
nehmen. Das Gesetz schützt ihn im Besitze seiner Pf
gegen Bischof und Gemeinde.

Trunksucht, unerbauliches Leben und entehrende Laster
unter den Staatsgeistlichen schon deshalb nicht selten, weil
selben ganz unabhängig von ihrem Bischofe und der Gem
sind. Der anglikanische Geistliche hat, nachdem er ei
eine Pfründe erlangt, nichts mehr zu fürchten un
hoffen. Er ist nicht angewiesen auf die Beiträge s
Pfarrkinder, wie der Prediger der Nonconformisten, das
hältniß zur Gemeinde ist nicht so innig wie beim katholi
Priester; im Gegentheil sucht er den Verkehr mit s
ungebildeten Pfarrkindern auf das allernothwendigste zu
schränken. Scham und Ehrgefühl, welche einem andern
Aufenthalt in einer Gemeinde, wo er Aergerniß gegeben, u
träglich machen würden, kommen nicht in Betracht gegen
materiellen Verlust. Dank dem unseligen Patronatswesen
die Versetzung eines Geistlichen ungemein erschwert, und
meist nur gegen Zahlung einer bedeutenden Geldsumme gew
Der Pfarrer ist daher, wenn er kein Privatvermögen
moralisch gezwungen, auf seinem Posten auszuharren.
moralischem Einfluß, von geistiger Wirksamkeit kann da nic
Rede sein. Die Nachlässigen und Lauen, und sie bilden

Mehrheit, sind vollkommen zufrieden, denn der Pfarrer, dessen Schwächen bekannt sind, wird sie nicht belästigen; die Eifrigen sind verstimmt, während andere, welche vom Pfarrer persönlich beleidigt worden, seine Gebrechen und Fehler schonungslos aufdecken. Sehr häufig sind die Gemeinden viel nachsichtiger gegen die Laster als gegen die Tugenden ihres Hirten, namentlich wenn derselbe alte Mißbräuche abschaffen will, wenn er auf den Besuch der Predigt dringt, gewisse Sünden und Laster tadelt. So findet der Geistliche später oder früher, daß alle Anstrengungen erfolglos, und läßt daher alles beim Alten.

In der so reichen Staatskirche besteht kein Reservefond für alte arbeitsunfähige Pfarrer; die, welche von Haus aus nicht reich sind, haben nichts zurückgelegt, nicht selten aber sich in Schulden gestürzt, sie können daher weder resigniren noch einen Stellvertreter bezahlen. Jessopp empfiehlt daher, daß den Pfarrern bestimmte Procente abgezogen würden. Die Schwierigkeit wird jedoch hierdurch nicht gelöst, denn die Curaten haben eine so geringe Besoldung, daß sie nur nothdürftig davon leben können, besonders wenn sie, wie Jessopp klagt, sehr früh heirathen, sich von ehrgeizigen Mädchen, welche um jeden Preis eine höhere Stellung anstreben, bethören lassen. Der Verfasser gibt sehr interessante Einzelnheiten über diesen Punkt, über die Leiden der armen Pfarrgehilfen, über die verschiedenen Mittel und Wege, durch welche sie ein Auskommen suchen. Die Auskunftsmittel und Kunstgriffe, welche hierbei angewendet werden, tragen nicht besonders bei, die Curaten in der öffentlichen Achtung zu erhöhen. Man muß die bitteren Erfahrungen und Prüfungen dieser Armen kennen, um die Weisheit der katholischen Kirche, welche den Cölibat vorschreibt, auch unter diesem Gesichtspunkte richtig würdigen zu können.

Zu einer Zeit, wie der gegenwärtigen, wo die Nonconformisten für Abschaffung der Staatskirche agitiren, und in Folge dessen die Zahlung des Zehnten verweigert wird, sind auch viele Pfarrer, welche reiche Einkünfte hatten, genöthigt, sich einzuschränken. Die Bildung eines Reservefonds stößt demnach auf große Schwierigkeit. Die vielen Sammlungen für die Geistlichen, für die Wittwen und Kinder von Klerikern, welche keine Vorsorge für ihre

Familien getroffen, erschöpfen nach und nach die Geduld der Laien, und der reicheren Geistlichkeit. So viel ist sicher, der geistliche Stand nimmt nicht mehr die hohe sociale Stellung von ehedem ein. „Der Geistliche ist, wie Jessopp sich ausdrückt, nicht länger wie früher ein Gentleman durch Geburt, Erziehung und feine Manieren.“ Die Söhne des Adels werden, um den Verkehr mit nur halb Erzogenen und Ungebildeten zu vermeiden, den geistlichen Beruf nicht länger als eines Edelmanns würdige Laufbahn betrachten, und sich andern Beschäftigungen zuwenden.

Es ist richtig, manche dieser Reichen haben ihre Pflichten auf grobe Weise vernachlässigt und sich, wenn sie nicht fast beständig von ihrer Pfarrei abwesend waren, durch hochfahrendes Wesen verhaßt gemacht; auf der anderen Seite gehören die gebildetsten und eifrigsten Geistlichen dem Adel an. Ihre Freigebigkeit, ihre Herablassung, ihre gute Lebensart haben dem geistlichen Stand ein Ansehen verschafft, welches dem Prediger der Nonconformisten nie zu Theil wurde. Der Staatsgeistliche war ungeachtet seiner Fehler ein Gentleman und galt als solcher. Seitdem jedoch Männer in den geistlichen Stand getreten, welche nach Jessopp's Urtheil weder durch Geburt noch Erziehung, weder durch Gesinnung noch Lebensart Gentlemen sind, hat der Stand bedeutend an Ansehen eingebüßt. Mäßigung, Selbstbeherrschung waren gerade für den anglikanischen Pfarrer unumgänglich nothwendig. So vortheilhaft Unabhängigkeit von der Gemeinde für einen Geistlichen ist, so gefährlich ist sie, wenn derselbe seine Pflicht vernachlässigt. „Wir sind (sagt Jessopp S. 114) Leute von Fleisch und Blut wie andere. Da wir eine furchtbare uneinnehmbare Stellung besitzen, da wir überall von gesetzlichen Schutzmitteln umgeben und umzäunt sind, welche uns auf der einen Seite über unsere Pfarrkinder stellen, da wir andererseits außerhalb des Machtbereiches des Bischofs sind, so haben wir die fast unbeschränkte Macht, unsere Beneficien in Sinekuren zu verwandeln, während wir Residenz halten, oder sie dem gemeinsten Miethling zu überlassen, wenn wir Abwesenheit von der Pfarrei vorziehen.“ Obiger Uebelstand ist so oft erörtert worden, daß wir ihn füglich übergehen können.

Weniger bekannt ist die Thatsache, daß der Pfarrer mit dem Kirchengut nach Willkür verfahren darf, daß, wenn auch beschränkende Gesetze existiren sollten, dieselben ein todter Buchstabe geblieben sind. Der Pfarrer mag das Pfarrhaus verfallen lassen, er mag ruhig zusehen, wie die Kirche baufällig wird, er kann Gegenstände aus der Kirche, der Sakristei wegnehmen, er kann alte Urkundensammlungen sich aneignen, dieselben verkaufen oder zerstören: niemand kann ihm das verwehren. Er kann die Ländereien so ausnutzen, daß sie Jahre lang fast unbrauchbar sind. Unter einem armen oder geizigen Pfarrer sind ähnliche Verschleuderungen und Fehler gewöhnlich. Ein reicher Pfarrer wird wahrscheinlich ein ganz neues Haus bauen, oder das alte vergrößern; er wird Gärten und einen Park anlegen und zu diesem Zwecke das der Pfarrei zugehörige Land, das früher verpachtet wurde, zu einer Anlage machen. Nach seinem Tode kann zwar der Bischof die überflüssigen Gebäude, Treibhäuser 2c. niederreißen lassen, aber damit ist, abgesehen von den Kosten des Niederreißens, wenig erreicht. Er wird daher einen reichen Nachfolger suchen, der mehrere Gärtner unterhalten und 200 bis 300 Pfund für die Erhaltung der Gebäude und Gärten ausgeben kann. Das ist jedoch nicht immer leicht, besonders wenn das Dorf oder Städtchen eine Fabrikstadt geworden ist.

Sehr interessant ist das vierte Kapitel, das den Titel führt: „Quis custodiet“ und über die Erhaltung der alten Denkmäler handelt. Die „Gesellschaft für Beschützung alter Denkmäler und Gebäude“ hat wirklich viel Uebel verhindert und viel Gutes gestiftet; aber mit ihren Mitteln und ihrem Einfluß kann sie dem Vandalismus nicht Einhalt gebieten, der noch immer fortfährt die herrlichsten Denkmäler des Mittelalters zu zerstören. „Man kann getrost behaupten, nie gab es, und in aller Wahrscheinlichkeit nie wird es etwas auf der ganzen Welt geben, das sich mit unsern englischen Kirchen vergleichen ließe. Nie haben sich auf einem so beschränkten Flächenraum so unermeßlich reiche und große Kunstwerke gefunden als auf dieser Insel. Der geradezu fabelhafte und unberechenbare Reichthum, welcher in den Kirchen dieses Landes aufgehäuft war — sei es in Schnitzwerk,

Stickerei, Glasmalerei, Grabmälern von Marmor oder
in heiligen mit Edelsteinen besäeten Schreinen, kostbar
schriften mit trefflichen Einbänden, Fresco's, Meßg
herrlichen goldenen oder silbernen Kirchengefäßen: alles
Erzeugnisse einer überwallenden Kunstliebhaberei, de
stellung zur Leidenschaft geworden ist — fand sich nich
den großen Klöstern und Kathedralen, sondern mehr oder
in jeder Pfarrkirche und bildete eine solch unermeßliche
aller Arten von Kunstgebilden, daß unsere Einbildungskraft
keine Vorstellung davon machen kann." (S. 150.)

Was sich aus dem rohen Fanatismus der Bilderstürmer des 16. und der ersten Hälfte des 17. und dem todten Formalismus des 18. Jahrhunderts hinübergerettet, das ist in vielen Fällen von den erleuchteten Männern unserer Tage zerstört worden. „Wie die Juristen, bemerkt J. nicht ohne Bitterkeit, sich befugt glauben, in theologischen Fragen ein endgiltiges Urtheil zu fällen, obgleich sie keine Theologie studirt haben, so meinen die anglikanischen Pfarrer, Kenntniß der Baukunst, Kunstgeschmack sei ihnen durch eine besondere Eingebung verliehen." (S. 154). Statt einen kundigen Baumeister zu Rathe zu ziehen, spielt der Pfarrer den Architekten, gesellt sich einen Maurer bei oder einen Lehrling, der einige Zeit Zeichenunterricht genommen, und verpfuscht im Bunde mit diesen unwissenden Menschen die alte ehrwürdige Kirche, statt dieselbe zu repariren, oder läßt sich gar überreden, Reparatur sei unmöglich, es bleibe nichts anderes übrig als Niederreißung der Kirche und ein Neubau. Es ist noch ein Glück, wenn der Pfarrer Angst bekommt und noch in zwölfter Stunde einen Sachkundigen befragt, oder vor den Unkosten eines Neubaues zurückschrickt. Alte Gemälde, Fresken, Schnitzwerk, Glasmalerei sind weniger geschützt gegen den Unverstand der Pfarrer, als die Gebäude, und so sind denn in diesem Jahrhundert viele herrliche Kunstwerke zerstört worden.

Seitdem die Steuer für Reparatur der Kirche nicht mehr erhoben wird, gilt der Pfarrer als Eigenthümer und kann nach Belieben schalten und walten. Die kunstverständigen Mitglieder der Gemeinde sind dem Pfarrer und den puritanisch angehauchten Geldprotzen gegenüber, welchen Papisterei ein Greuel ist, oh

. Ehrfurcht vor dem heiligen Orte, vor den Schöpfungen
Vorfahren, welche im Mittelalter die Sucht, Neues an
elle des Alten zu setzen, in Schranken hielt, findet sich
r protestantischen Bevölkerung in der Regel nicht. Was
e in der Kirche sucht, ist Comfort, Bequemlichkeit, gut
terte, hohe, mit Vorhängen versehene Kirchenstühle, in
man ungestört schlafen, plaudern, gemächlich ruhen kann,
ß gegen Durchzug, Kälte. Der Bequemlichkeit wird alles
fert. Wenn ein Pfarrherr vorschlüge, die Kirchenfenster auf
einen Seite zumauern zu lassen, könnte er auf Zustimmung
Mehrheit der Gemeinde rechnen, denn die Kirche wäre so
ser geschützt gegen Wind und Kälte. „Ein Ortsmagnat, sagt
essopp, mit einem großen Säckel und dem Gewissen eines
orilla mag thun, was ihm beliebt. Schon der Gedanke, was
an aus unsern Landkirchen machen und ungestraft machen kann,
füllt Einen mit Entsetzen“ (p. XXIV). Mit Recht verlangt
essopp eine Reform in dieser Hinsicht, die gesetzliche Bestimmung,
r für die Reparatur und Erhaltung der Kirche und aller
genstände in der Kirche verantwortlich sei, eine strenge Be-
afung aller Bilderstürmer und Zerstörer.

Der Staatsklerus hat der eigenen Unklugheit und Nach-
sigkeit den weltlichen Sinn seiner Pfarrkinder zuzuschreiben,
Mangel an religiöser Ehrfurcht, das Aussterben des guten
schmacks und Schönheitssinns, folgerichtig das Drängen, man
e die alten Kirchen niederreißen, die freien Plätze und Fried-
e um die Kirche zu Bauplätzen verwenden. Die Zeit wird
men, und sie ist nicht so fern, wie man vielfach annimmt,
welcher das Volk des durch die Schuld des Staatsklerus er-
nen Verlustes bewußt wird. Der anglikanische Klerus ist
der That einer der Hauptfaktoren in der Verdummung der
ssen, der Zerstörung des Schönheitssinns unter dem Volke
esen; hat nur in Ausnahmsfällen (wir sehen natürlich von
letzten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts ab) sich die Bildung
Entwicklung des ästhetischen Gefühles angelegen sein lassen.

Im fünften Kapitel verbreitet sich der Verfasser über die
höflichen Archive, über die in Pfarrhäusern und anderwärts
streuten Dokumente und Urkunden. Die im „Record Office“

und im Britischen Museum angehäuften Schätze sind so ungeheuer, daß eine weitere Vermehrung unpraktisch wäre, er empfiehlt deshalb Sammlung der wichtigsten Dokumente und Aufbewahrung derselben in Provinzialarchiven. Die geeignetste Lokalität hiefür sind die großen Kathedralen, in denen viele herrliche Zimmer unbenützt sind. Die „Historical-Manuscript-Commission“ hat viel für Bekanntmachung und Katalogisirung der öffentlichen und Privatarchive gethan, aber für die Darstellung der englischen Geschichte, der Verfassung, der Cultur sind diese Schätze noch nicht ausgebeutet. Ganze Stöße liegen mit Staub bedeckt auf Söllern und Dachräumen. In der Hauptstadt selbst, in Lambeth, in der Paulskirche und anderswo hat der reiche Klerus die kostbarsten Handschriften vermodern lassen. Der Fanatismus und das Vorurtheil gegen alles Katholische tragen nicht die geringste Schuld. Hoffen wir, daß Jessopp's geistreich geschriebene Aufsätze Begeisterung für das Studium der mittelalterlichen Geschichte und Kunst wecken, und gleich seinen früheren Schriften zum bessern Verständniß des Mittelalters beitragen, daß namentlich einige von ihm vorgeschlagenen Reformen zur Ausführung gelangen. A. Z.

Druckfehler-Berichtigung.

Im vorigen Hefte S. 61 Z. 16 v. o. anstatt „52“ lesen: „42“.

XIII.

Dom Mabillon und die Maurinercongregation.

VIII. Iter italicum (Schluß).

1. In Rom. Ausflug nach Neapel, Monte Cassino und Subiaco.

Am Morgen des 15. Juni 1685 schritt Mabillon nicht …e tiefe Ergriffenheit mit seinen Begleitern durch die Thore …igen Stadt, „der Mutter aller Sterblichen", wie er sie …t, „des Abbildes der ganzen Welt", „des Mikrokosmus", … epitome. Sie lenkten ihre Schritte zum Hospiz ihrer …üder auf dem Monte Pincio, wo sie Dom Claude …not (Stephanotius) und Joannes Durandus durch ihre …wartete Ankunft eine freudige Ueberraschung bereiteten. … hatten sie", schreibt Estiennot nach Paris, „erst gegen … erwartet und wollten in Gesellschaft zahlreicher Freunde … entgegengehen, welcher Ehre ihre Bescheidenheit zuvor…men wußte". Der überaus liebevolle und herzliche …fang von Seite seiner Mitbrüder in Rom habe ihnen, …t Mabillon, unsägliche Freude gemacht, nicht bloß der …hörigkeit an dasselbe Vaterland und denselben Orden, …rn besonders des innigen Bandes gemeinsamer Studien … Forschungen wegen, das seit Langem ihre Herzen um…ngen.

Aus den Aufzeichnungen wollen wir Einzelnes hervor…, das den Mauriner in seinem Verkehr mit Ge-

lehrten und hervorragenden Persönlichkeiten oder di
maligen Verhältnisse Italiens beleuchtet.

Nach dem Besuche beim Grabe des Apostelfürsten P
dem sie ihr Anliegen zu Füßen legten,[1]) wurden si
französischen Gesandten, Herzog von Estrée, und dessen B
dem Cardinal von Estrée empfangen. Die Beziehungen zw
dem hl. Stuhle und dem französischen Hofe ließen d
viel zu wünschen übrig. Noch herrschte der Regalie
und durch die Deklaration der gallikanischen Artikel (
war die Erbitterung auf's höchste gestiegen. Gegenübe
Papst, der nicht geneigt war, des Königs Willen al
Quelle des kirchlichen Rechts anzuerkennen, wurde Ludwig
von Tag zu Tag hochfahrender und rücksichtsloser, wä
Rom sich weigerte, den in Paris vorgeschlagenen ode
nannten" Bischöfen die kanonische Institution zu ver
solange der König bei seinen unberechtigten Ansprüch
harre. Gleichwohl wurde die officielle Vertretung Fran
beim römischen Hofe beibehalten.

Die Ankunft des gelehrten Verfassers der „Diplo
erregte in den Gelehrtenkreisen der ewigen Stadt Auf
ein Jeder wollte ihn sprechen. „Der Ruf", schreibt Est
an seine Mitbrüder in Paris, „den P. Johann Ma
hier genießt, ist groß und seine anspruchslose Demuth f
ihn noch".[2]) Die Cardinäle Casanata, Estrée, Ot
(später Papst Alexander VIII.), kurz die Kirchenfürste
Gelehrten rechneten es sich zur Ehre an, ihn zu emp
oder zu besuchen. Dagegen täuschte sie die Hoffnung, b
zur Zeit schwer erkrankten Papste Innocenz XI. eine A
zu erhalten. So groß darum der Eindruck war, d
Prozession am Frohnleichnamsfeste, die Betheiligung des
und die Andacht des Volkes auf Mabillon machte, so
er doch die Abwesenheit des Statthalters Christi kaun

1) Ut decet ... votis nostris solutis. Mabill. Mus. it. I.
2) Valéry, p. 67 bei Broglie, I. 378.

...gen. Der Anblick der Peterskirche und ihre riesigen ...masse entlockt ihm einige Zeilen, die in klassischem ... das Staunen wiedergeben, welches dieser Bau, ingens ... quid spirans, auf den Beschauer macht (Iter ital. ... 49).

...ter dem 25. Juni 1685 schreibt Dom Germain an einen ...Mitbrüder in Paris: „Rom bringt unserem Mitbruder ...lon noch mehr Ehre und Auszeichnung entgegen als ..., wovon ich indeß schweigen muß; denn ahnte er, daß ... darüber schreibe, er würde mir den Brief zerreißen. ...natur elogiis. Wir haben hier ein großes Arbeitsfeld ...icher Ernte vor uns, und da wir vier nicht Müssig... sind, so hoffen wir in einem Monat schon ein ordent... Stück zu bewältigen.“

Sie sahen den Statthalter Christi das erste Mal in ... Peter, als der Connetable (comes stabuli) des König... Neapel, ein Fürst Colonna, als übliches homagium ... Zelter mit 7000 Dukaten in den Vatikan brachte. Es ...ngehend über die Forschungen in den Bibliotheken ..., unter denen die der Königin Christina von Schweden, ... der Cardinäle Chigi und Altieri besonders reiche Aus...boten. Das Grabmal des Cardinals Bona in St. Bern... ad thermas gibt Mabillon Anlaß, manche historischen ...tümer über die Päpste und die Ceremonien der Papst...ung zu berichtigen.[1])

Zum 4. Juli verzeichnet unser Forscher den ersten ...gen Besuch in der Vatikanischen Bibliothek ... Begleitung des Archäologen Emmanuel Schelstrate, ... Name bis heute guten Klang hat. Er gibt eine kurze, meisterhafte Beschreibung der Vaticana und gedenkt dabei ...ders der Verdienste zweier Männer, des Venetianers ... II., unter welchem die beiden deutschen Buchdrucker

---

[1]) So bezüglich der sedes stercoraria und sedes pertusae. Iter ital. l. c. 58, 59.

Conrad und Arnold in Rom die erste Typographie erricht
und des großen Sixtus V., qui subjecit arma litt
Die ersten Archäologen Roms, Ciampini und Fabretti,
pfingen sie mit Freuden; letzterer zumal bot sich,
Männern gegenüber seine sprichwörtliche Reizbarkeit
Launenhaftigkeit vergessend, als Cicerone an, wie über
allerorts die Gelehrten ihnen zu Diensten standen, und
die verschiedenen Gelehrtenverbindungen es sich zur
rechneten, Mabillon in ihrer Mitte zu begrüßen. Wir
da von zwei Gesellschaften in Rom zur Erforschun
Geschichte und Lehrentwicklung der Kirche; die eine
aus Prälaten und Weltpriestern und hielt alle 14 Ta
Sitzung in italienischer Sprache; die andere war aus
leuten zusammengesetzt, versammelte sich monatlich u
kutirte in lateinischer Sprache. Auch Mabillon mus
erscheinen und einen Vortrag halten.

Die Briefe des P. Michael Germain an seine Mi
in Paris liefern den Beweis für das rastlose Arbeit
die erfreulichen Entdeckungen, die sie bei ihrem S
machten, aber vorderhand verschwiegen, um nicht
trauen oder Neid bei den Italienern zu erwecken; Bro
merkt, diese Vorsicht sei jedenfalls gegenüber dem ni
skrupulösen Baluze geboten gewesen, der sich zum Na
Anderer gern Erstlingsfrüchte vindicirte. Dieselbe fin
vorzugsweise in den Briefen des P. Germain; M
theilt Ruinart mit Einfalt die Ergebnisse seiner Entde
mit, erzählt ihm, was sie bereits gesammelt an S
von Kirchenvätern, mittelalterlichen Theologen, heb
und anderen Bibeln, und verspricht ihm für seine A
und Publikationen variantes lectiones verschiedener
mitzubringen. Unterm 2. Juli schreibt er ihm üb
Manuskript der Imitatio Christi von Arona (Broglie
in welcher Frage übrigens Mabillon nicht glücklich gewe

In der Bibliothek der Oratorianer in Vallicella,
Benediktiner häufig einkehrten und mit P. Colloredo

ardinal, und P. Marquez innige Freundschaft urften sie eine Menge von Baronius und Raynald Handschriften copiren. Die Mittheilungen, welche er über den Prozeß und die Verhaftung des be- Molinos machen, sind für die Geschichte und Ver- des Quietismus nicht ohne Interesse, und es unverdächtigen, für vertraute Kreise bestimmten Augenzeugen für das umsichtige Vorgehen der urie.

beiden Autoren legten dem Papst im Namen der Germain den vierten Band der Werke des ius und das prächtige Werk der Diplomatik zu sie aber der Königin von Schweden, ihrer as Buch de liturgia gallicana überreichen wollten, iese vor Gewährung einer Audienz das Buch um sich zu vergewissern, in welchen Ausdrücken Widmung erwähnt sei. Wirklich fand sie den issima ungenügend und ihrer Würde nicht ent- nd ließ durch ihren Bibliothekar auf Verbesserung ers dringen. Bei der Audienz brachte dann nige Worte der Entschuldigung vor, was sie aber , wiederholt ihrer Unzufriedenheit über den Titel u geben. „Mein Name ist Christina, ich bin d darf meine Würde nicht schmälern lassen; mein ist mein Ehrentitel. Thun Sie also so etwas und machen Sie die Pariser aufmerksam, daß en andern Titel geben dürfen.“ Nach diesem wurde die Unterhaltung freier und sogar recht Die Königin ist eine höchst geistreiche Dame; sie ranzösische Sprache mit einer Feinheit, als hätte am Hofe zu Versailles gelebt. Zum Schlusse Entschuldigung für das unliebsame Vorkommniß, ns ihrer Hochachtung vor dem Benediktinerorden, gregation im besonderen und, was werthvoller uns freien Zutritt zu ihrer Bibliothek.“

Das freundliche Entgegenkommen, welches unsere
bei den Gelehrten wie in hohen geistlichen Kreisen
fanden, ließ sie die Nachrichten aus Frankreich über
nahme der gallikanischen Doktrinen und der Pamphlet
den heiligen Stuhl um so schmerzlicher empfinden. I
Schreiben an P. Ruinart vom 14. August 1685 bek
P. Germain, daß man zu Rheims unter dem Vo
Erzbischofs Le Tellier gefährliche Thesen vertheidigt
man die Werke Schelstrate's angreife und als u
schaftlich bezeichne, ein Vorwurf, der leichter erh
bewiesen sei. Nous sommes toujours Français, et les
auront toujours cela à vous reprocher.[1])

Der Auftrag von Seiten des Präfekten de
congregation, zwei Schriften von Isaak Vossius ü
Alter der Welt und die Universalität der Sündflut
gutachten, erinnert Mabillon eines Wortes von C
Trebatium: se malle a Caesare consuli quam
Iter ital. p. 88. Daß bei den gespannten Beziehu
Frankreich dem französischen Benediktiner dieser Auftr
ist wieder ein Beweis, daß Rom Wissenschaft und
samkeit stets zu schätzen weiß.

Der Bericht über den Besuch der Katakom
dem Forscher Anlaß zu interessanten archäologischen
(l. c. 90—93). Oft besuchten die frommen Pil
ehrwürdigen Zeugen des Lebens und Leidens der
kirche und verweilten in ihnen stundenlang. Auf d
wege zur Stadt kehrten sie dann manchmal bei dem
und gelehrten P. Tommasi, Regularkleriker des T
ordens und später Cardinal, ein. Tommasi war S
Seine vornehmen Eltern — e principibus Lampe
Palmae ortus Leocatae in Sicilia — hatten für

---

1) Die Beschreibung der Feier des Ludwigsfestes und
feier für die österreichischen Siege über die Türk
Broglie I, 413.

[...]ter auf ihrer Besitzung zu Palma ein Kloster gebaut, [...]n sie mit gleichgesinnten Genossinen ein frommes Leben [...] der Regel des hl. Benediktus führten. Einer derselben, [...]lla Tommasi, im Kloster Maria Crucifixa genannt, [...] von der Kirche der Titel venerabilis serva Dei zu-[...]mt. Joseph Tommasi hatte seine Majoratsrechte an den [...]ren Bruder abgetreten und zu Palermo in dem Kloster [...]egularkleriker vom hl. Cajetan um Aufnahme gebeten. [...] seltenen Kenntnisse in der Theologie, besonders in den [...]Liturgien brachten ihn in das innigste freundschaftliche [...]ltniß mit Mabillon und den gelehrten Benediktinern [...]ikt Bacchini und Erasmus Gattula, beide später Aebte [...]ontecassino. Von Papst Clemens XI. zum Cardinal [...]t, führte Tommasi sein demüthiges und arbeitsames [...] unter dem Purpur fort und starb im Jahre 1713 im [...]er Heiligkeit. Von Pius VII. wurde er selig gesprochen [...]in Fest auf den 24. März gesetzt. Die verschiedenen [...] dieses großen Liturgikers und Patrologen wurden von [...] Ordensgenossen Vezzosi gesammelt und neu heraus-[...]t in sieben Bänden, Rom 1747. Manches, was [...]asi von seinen Aufzeichnungen hochherzig seinem Freunde [...]t. Germain mittheilte, ward von diesem dankbarst ver-[...]t.

[...]n der Bibliothek der Augustiner, welche die von Lukas [...]t vermachten werthvollen Codices und darunter ein [...]onale Gregorii Magni mit Angaben über verschiedene [...]e Stationen enthielt, in der Chigiana, kurz überall [...]abillon, einer emsigen Biene gleich, die Schätze und [...]itete sie mit Meisterschaft.

[...]urz vor der Abreise von Rom wurden mehrere Ballen [...], die sie großentheils aus der Hinterlassenschaft [...]i's, des Curators der Bibliotheca Barbarina an-[...], für den König nach Paris gesandt. In Mabillon's [...]t finden sich dafür unter dem 6. Oktober 630 Lires [...]ieder 1480 Lires auf Rechnung des Königs einge-

tragen. Unter den kleineren Ausgaben bemerkt man: „ eine Brille 2 Lires, für ein Paar Schuhe für Dom Mi 9 Lires".

Die letzten im Oktober 1685 aus Rom geschrieb Briefe lassen die reichen Früchte des Aufenthaltes das erkennen und enthalten interessante Urtheile über italienische Volk und die römische Gesellschaft.

Am 15. Oktober 1685 traten die beiden Mauriner Ausflug nach dem südlichen Italien an. „Neapel", Mabillon,[1]) „ist fünf Tagereisen von Rom entfernt" — erreicht man es in vier Stunden — „und wäre es ni Sehnsucht, die schöne Neapolis zu sehen, nur wenige m den beschwerlichen Marsch antreten. Selbst zu Pferd zu Wagen geht's nicht rasch von Statten, da ma sumpfigen, fiebererzeugenden Gegenden Italiens nur la durchziehen kann."

„Die Italiener bewohnen," schreibt Dom Germ Dom Ruinart (Broglie I, 424), „zwar ein fettes u giebiges Land, bebauen aber davon nur so viel, ihrem Lebensunterhalte eben nöthig ist, und kennen eine fortgesetzte sorgsame Cultur. Auch lieben es die It nicht, dem Winzer in der Parabel gleich, vom Morg zum Abend fortzuarbeiten; sie unterbrechen am Mitt Arbeit wenigstens vier Stunden lang zum Schlafe nehmen sie dieselbe dann wieder auf, so geschiehts nic sie bis zum Abend fortzusetzen; es gibt vielmehr zu hinein bald Ballspiel, bald ein Concertchen. Sieht ma Wenige auf's Feld oder auf die Weide gehen, oh Guitarre unter dem Arm, um sich dadurch auf den und Rückwege und mitunter auch bei der Arbeit Zwischenpausen zu ermuntern."

Ueber Velletri, Piperno, Fossanuova, wo der hl. T von Aquin 1274 seine sterbliche Hülle niederlegte, Te

---

1) Iter ital. Mus. I. pag. 99.

...nur und Fondi kamen sie nach Capua; alle diese ...rdigen Ortschaften sind durch archäologische Notizen ...gebuche Mabillon's bezeichnet. In Terracina, schreibt ...en die Einwohner blaß wie Leichen einher, in Folge ...lechten Luft. Von dem Kloster, dessen Plan der ...edikt einst in einem nächtlichen Gesicht wunderbar ...eilt, weiß Niemand mehr eine Spur. Erst später in ...assino hörten sie Näheres darüber. Es wird ein Abenteuer berichtet in Fondi, wo nach dem Tode ...s XI. die französischen Cardinäle dem neuerwählten ...VI. 1378 Clemens VII. gegenüberstellten und damit ...hängnißvolle Schisma einleiteten. Beim Abendtisch ...zwei bewaffnete Männer von verdächtigem Aussehen ...Wirthsstube und boten den Fremden einige Orangen ...eschenke an. Den Zweck der Großmuth errathend ...n Herren ihrer Börse zu bleiben, erwiderten die ... das Geschenk mit einigen blanken Julios. Als sie ...enden Morgen noch vor Sonnenaufgang bereits auf ...terreise waren, ward plötzlich der Wagen von zwei ...n angehalten, die indeß, in den Reisenden die ...en vom Vorabend wiedererkennend, ihnen glückliche ...ünschten.

... Itra und Mola, dem alten Formiä vorüber, wo ...e Gärten Cicero's gezeigt werden, traten sie in die ... Ebene des Liris oder Garigliano, die sich wie durch ...schlag vor ihnen entrollte. Capua, ehemals so ver...ch für die weichlichen Römer, bot unsern Forschern ... Stoff durch seine geschichtlichen Denkmäler.

...Die Landschaft von Capua nach Neapel", schreibt ...n, „ist ein wahres Paradies quasi jugis paradisus, in ...Mitte die Stadt Aversa liegt. Bäume, Weingärten, ... und üppige Fruchtfelder folgen sich in entzückendem, ...nd Herz erfreuendem Wechsel." Noch ehe sie Neapel ...n, kam ihnen ein Abgeordneter der Stadtbehörde ..., um sie in seinen Wagen aufzunehmen, ihnen ein

Hospiz anzuweisen und während ihres Aufenthaltes in Ne
sich ihnen auf das freundlichste zu Diensten zu stellen.
Eindrücke, welche sie an diesem schönsten Punkte der
— fragmentum coeli delapsum in terram — empfi
finden sich in Iter italicum p. 103—116. Der Ruf
billon's, sowie Empfehlungen von Rom erwirkten ihnen
in den Gelehrtenkreisen Neapels überall die freundl
Aufnahme. Außer der Hochschätzung wirkte indeß,
Broglie II, 8 bemerkt, noch ein weniger ideales Moti
zur guten Aufnahme. Es ging das Gerücht, Gilbert Bu
protestantischer Bischof von Salisbury, eine Art anglikan
Bossuet für den Protestantismus, der eben Italien b
reist hatte, wolle seinen bitteren Zorn über italienische
stände und Persönlichkeiten in einer Schrift ausgießen,
auch im Jahre 1686 erschien. In Mabillon begrüßte
nun den Mann, der den Pamphletisten mit Erfolg w
legen könnte.

In der Abtei San Severino gewährte ihnen
Hippolyt freundliche Aufnahme. Dieses ehrwürdige,
Ueberlieferung gemäß vom römischen Senator Terti
Vater des hl. Placidus, gestiftete Kloster ist im Beginn
Jahrhunderts der Revolution zum Opfer gefallen, un
schönen Fresken des Zingaro werden heute nur noch
dem Beamtenpersonal des königlichen Archivs bewu
welche die Stätte bewohnen. Der innere Klosterhof ist
heute überdacht von einer stattlichen Platane, welche
der Sage der hl. Placidus gepflanzt haben soll. Chro
des 12. Jahrhunderts thun schon des Baumes Erwäh

Lehrreich ist der Bericht über die klassische Excu
nach Puzzuoli und Bajä (Iter ital. S. 107). Die berü
Posilippo-Grotte verdankt ihren Ursprung und N
dem römischen Kaiser Augustus, welcher dieser von
reichen Asinius Pollio ererbten anmuthigen Villa wege
prächtigen Lage, der herrlichen Bäder, Anlagen und Gr
den Namen Pausilypon, gramstillende (von παύειν und λ

gab. Nahe am Eingang derselben fand Mabillon das Mausoleum seines Lieblingsdichters Virgil, des anmuthigsten und glücklichsten der römischen Dichter.

Nach der Tunnelfahrt durch die Grottenstraße — carcer longus nennt sie Seneka —, deren Länge Mabillon auf 2700 ulnas bemißt, und welche durch das widerhallende Schreien der Fuhrleute, die bei dem schwachen Laternenschein nur mit Noth einander auszuweichen vermögen, einen unheimlichen Eindruck macht, tritt der Wanderer in das balsamische Thal von Bagnoli. Rechts senkt sich der Felsdamm des Vorgebirges von Posilippo in fast jähem Sturz in die smaragdene See, um sich weiter westlich als isola di Nisida wieder aus der zitternden Fluth emporzuheben. Bald verrathen Dämpfe von Schwefelquellen die Nähe Puzzuoli's, des alten Puteoli, wo der hl. Paulus als „Gefangener Christi“ auf seiner Romreise landete. Die Kirche des hl. Proculus, ehemals heidnischer Tempel, die Reste des Amphitheaters, sowie der Molo oder Ponte di Caligula boten hier Mabillon großes Interesse, größeres als die modernen Sehenswürdigkeiten und der bezaubernde weite Ausblick, der hier, dem ehemals berühmtesten Hafen Italiens, dem Auge sich darbietet. Er sah auch das Dörfchen Bruili (bovile Rinderstall), den Avernersee, das üppige Bajä, deliciae quondam Romanorum, mit dem von Karl V. erbauten Castell, und die Stätte der einstigen Villa Cicero's, wo er die Quaestiones academicae schrieb; Misenum und Cumä, zwei durch Gregor d. Gr. vereinigte Bisthümer; die elysischen Felder mit ihren Grabdenkmälern, die Thermen und die Grotte der Sibylla, welche ihm Virgil und den hl. Martyrer Justinus in's Gedächtniß ruft. Von all diesem bleibt nichts als nuda nomina absque aedificiis.

Ein anderer Ausflug galt dem Kloster Cava. Diese geschichtlich so merkwürdige Stätte besuchten sie in Begleitung ihres Freundes Valetta und eines anderen Neapolitaners Franziskus Andreä. Ueber Pompeji, Herkulanum und

Nocera vorbei, gelangten sie am ersten Abend zur Herbe
in ein Schloß St. Georg in den Apenninen. Während
Nacht wurden sie hier im Schlafe durch seltsames Stöh
und Jammerrufen gestört. Nach vielen beunruhigen
Zweifeln und Beängstigungen stellte sich heraus, daß
Klagetöne von einem in den unterirdischen Räumen gefan
gehaltenen Wilddiebe kamen, der dann das Glück hatte,
Fürbitte der beiden Benediktiner seine Entlassung zu
danken.

Cava[1]) war nächst Montecassino die berühmteste A
des Königreichs, eine Zeit lang sogar von ganz Ita
Der hl. Alferius, aus der lombardischen Familie Pa
Carboni, unter St. Odilo Mönch in Cluny, hatte um 1
(nicht 980, wie einzelne Chroniken angeben) dieses Kl
bei Salerno gegründet, welches seinen Namen Cava
dortigen Höhlen und Metallbergwerken verdankt.
höchsten Blüthe gelangte dasselbe unter dem dritten A
dem hl. Peter von Salerno oder Pietro di Cava, der
Stadt Corpo di Cava gründete und eine große Zahl
Klöstern stiftete oder reformirte und zu einer Congrega
vereinigte. Dem Kloster gehörte auch der hl. Deside
Abt von Montecassino und Papst als Victor III. an, d
Nachfolger Urban II. im Jahre 1092 die Basilika consekri
Unsere Pilger, denen die wildromantische Lage des Klo
(horridae tecti instar rupes) einen unvergeßlichen Ein
machte, loben sehr die Bibliothek und Archive, welche i
reiche Ausbeute für die Acta Sanctorum (Vitae Pat

---

1) Vgl. hiezu außer Mab. Iter ital. S. 117 ff. besonders Da
Les monastères bénédictins d'Italie. 2. éd. Paris 1867
258 ff.

2) Die Schilderung dieser Feier und die Rede des Papstes
man bei Ughelli, Italia sacra I. 607 ff. und VII. 376 ff.
Theil deutsch bei Digby-Kobler, Studien über die K
des Mittelalters. Regensburg 1867. S. 166.

(…sium) boten. Auffallend war ihnen die Kleidung und die Schuhe (pellem recentis corii bubuli) der dor= italienischen Bauern.

Ueber Aversa, Capua und Teano, dessen antike Inschriften Berichte einverleibt sind, kamen sie durch das paradiesische Campanien, zeitweise aber auch durch unheimliche Schluchten Wälder über Fels und Berg,[1]) in die Thäler von Gaeta San Germano, die ein unvergleichliches Panorama vor Blicken entfalteten. Ueber dem Städtchen San Germano dem Burgkastell des hl. Abtes Bertharius im Hinter= grunde, erhebt sich die stattliche Bergkette, gekrönt von dem großartig ausgedehnten Klostergebäude, majestätisch über= von der schönen Kuppel, die das Grab des Patriarchen abendländischen Mönchsorden krönt. An Aquino, wo Wiege des Engels der Schule gestanden, und Piumarola vorbei, wo die hl. Scholastika unter Leitung ihres gott= begnadigten Zwillingsbruders sich heiligte und die gesegnete Mutter unzählbarer geistlicher Töchter wurde, führte sie der Weg zum Fuße des Berges **Cassino**, wo von Cypressen beschattet heute noch die Kapelle steht, an welche sich die bekannte liebliche Erzählung von der letzten Unterredung des Geschwisterpaares und des Wunders knüpft, welches der Gregor d. Gr. im lib. II. Dial. verewigt hat.

In San Germano (einst eine altsabinische Stadt, Forum …num von 60,000 Einwohnern) wurden sie in der äbt= lichen Curie von Abt Sebastianus a Milano aufs freund= lichste empfangen. Drei Stunden brauchten sie, wie Mabillon bemerkt, um den hl. Berg zu besteigen, und er theilt die Gefühle mit, welche seine Seele auf dem Wege zur Wiege des Ordens erfüllten. Der hl. Benediktus erschien ihm ein christlicher Noe, der gegen die verheerenden Fluthen

---

1) Vgl. die anschauliche Schilderung in P. Germain's Briefe an seine Oberen bei Broglie II. 12—18 und Mabillon Iter ital. S. 120.

der Barbaren hier die Arche baute, welche für Gesittung, Wissenschaft und Kunst die Erstlinge des neuen Geschlechtes in sich bergen, den Völkern Lehrer und Apostel, den Königen Rathgeber, den Fürsten Erzieher, der Kirche hl. Würdenträger, Martyrer und Bekenner ohne Zahl geben sollte.

Wer zum Grabe des hl. Benediktus gepilgert, vergißt die Eindrücke nie mehr. Immer stattlicher und großartiger entfaltet sich vor den Blicken des Pilgers das mächtige Klostergebäude, und immer reizender dehnt sich, je höher man steigt, die paradiesische Landschaft zu Füßen aus. Allmälig verhallt jeder sterbliche Laut, der vom Städtchen Germano heraufdrang; es wird still und einsam wie aus Achtung vor dem Lehrer des Schweigens, der oben herrscht. An einigen Votivkapellen, dem Andenken an Begebenheiten aus dem Leben des großen Meisters des klösterlichen Lebens gewidmet, vorbei, führt der steile Weg über Felsen, von Steineichen und Cactuszäunen umsäumt, immer weiter aus der Welt, immer höher zu Gott, immer tiefer hinein in vergangene Jahrhunderte. Wie viele Päpste, Kaiser und Könige, wie viele Heilige und Gelehrte sind diesen Weg gepilgert; welch ein Stück Weltgeschichte spielt sich ab in diesen Bergen, haftet mit ihren Erinnerungen, guten und schlimmen, an diesen Mauern der ehrwürdigen Wiege des Benediktinerordens!

Endlich war das Heiligthum erreicht, und auf die Begrüßung der Ordensbrüder, welche an der Pforte die Besucher erwarteten, fand im ersten Augenblick Mabillon kein anderes Wort der Erwiderung, als: Adorabimus in loco, ubi steterunt pedes ejus — die hohe Freude und heilige Ehrfurcht ausgießend, an der hl. Stätte sich zu befinden, wo sein theurer Ordensvater gelebt, gelehrt, sich geheiligt und seine herrliche Regel geschrieben hat. Zehn Tage dauerte ihr Aufenthalt im Erzkloster, den sie wie für ihre Forschungen, so für Befriedigung ihrer Andacht möglichst ausnutzten. Wie innig und heiß mögen sie an der Gruft des theuren Ordens-

gebetet und ihre Lippen der Marmorplatte aufgedrückt welche das Grab des großen Heiligen deckt! Mabillon mit Lob von der vortrefflichen Disciplin des Klosters dem Eifer für das hl. Officium.[1]) In den Briefen aus cassino kehrt immer wieder das Lob der herrlichen Lage der trefflichen Luft.

Als mein Begleiter, so berichtet ein Brief, am Morgen Fenster der Zelle öffnete, entfuhr ihm unwillkürlich ein der Verwunderung. Oben ein wolkenloser blauer mel, im Osten die Sonne über den schneeglänzenden gen, die ganze herrliche Landschaft unten im Thale in ein auf- und abwogendes Nebelmeer verwandelt — treffendes Bild der Geschichte von Montecassino. Hier strahlte schon hell die Sonne der Civilisation, als ringsum noch alles im Nebel der Barbarei begraben Von hier aus ward das Evangelium und mit ihm tung, Wissenschaft, Kunst und jegliche Bildung hinaus- in nahe und ferne Länder und auch in die deutschen der. Hieher zogen sich verschiedene Könige und Fürsten ombarden- wie des Frankenreiches, die seligen Karlmann Ratchis, zurück; hieher pilgerten durch die Jahrhunderte lige Apostel, Bischöfe, Gelehrte, Künstler und Ordens- um sich neu zu beleben für ihren Beruf, um zu beten Grabe des Patriarchen der Mönche des Abendlandes.

Ueber die Studienanstalt des Klosters berichtet Dom Rühmliches und bezweifelt, daß die französischen denten den dortigen gewachsen seien.[2]) Die Bibliothek das Archiv fanden sie überaus reich und in musterhafter nung. Unter der großen Zahl von werthvollen Hand-

---

Quam laudabiliter viventes divina officia, si uspiam in Italia rectissime celebrant. S. 120.

Vgl. auch, was Mabillon Iter ital. S. 126 über die Collationes quae fiunt inter monachos de theologicis rebus et de Scriptura sacra bemerkt.

schriften heben sie hervor eine dreifache vita des hl. Plac
deren älteste aus dem 9. oder 10. Jahrhundert Mal
auf Pergamentblättern fand, die zum Einband a
Codices verwendet worden waren; jüngeren Dat ums
weniger glaubwürdig erschienen ihm die von Petrus Di
und Stephanus Aniciensis. Manches indeß, was ih
aus der Zeit St. Benedikt's stammend vorgezeigt
erkannte sein archäologischer Blick als Erzeugniß sp
Zeit. Noch heute übt der Abt von Montecassino bischöf
Jurisdiktion über etwa 80 Pfarreien — für Italien
große Diöcese — und das Kloster setzt trotz der erlitt
Beschränkungen segensreich seine Wirksamkeit fort im
in den Schulen, durch Pflege der Gastfreundschaft und d
werthvolle Veröffentlichungen, unter denen die Biblioth
Cassinensis besonders erwähnt sei.

Bewegten Herzens nahm Mabillon von der th
Stätte und von der Klosterfamilie (universo amantis
Patrum coetu) Abschied, die vollzählig ihm das Ehren
bis zum äußeren Thore gab. Das demnächstige Zi
Reise war Subiaco. Ueber Frosinone und Quercin
den Quellen des Anio und der Trebia vorbei, kamen s
zweiten Tage zur Abtei St. Scholastika, die eine Te
am Eingang der Schlucht krönt. Sie fanden dort
12 Mönche unter einem Regularabte, da dem Ca
Barberini mit dem Titel des Abtes auch die Einkün
commendam verliehen waren. Die Abtei nimmt
wahrscheinlich die Stelle des ersten der zwölf Klöste
welche von St. Benedikt dort erbaut wurden, und
Lage zum Theil noch erkennbar ist. Dom Germain
der Kritik und Ironie nicht sparend, kann nicht umhin,
frommen Berichte ein strenges Urtheil über das unhe
Commendenwesen einzuflechten.

Bei dem weiteren Pilgergange bergaufwärts zu
Grotte (sagro speco di San Benedetto) war Mabillo
ergriffen und gibt die Eindrücke wieder, die er auf

nd, den der große Ordensstifter so oft gewandelt. Gebirgsstrom Anio, der zu Füßen in der tiefen ust, die er ins Felsgestein gegraben, das wild- Thal, kurz dieser ganze Schauplatz, den sich vor Jahrhunderten der fein erzogene Patrizier- n Aufenthaltsorte wählte, die spärlichen Ruinen hen Prachtbauten,[1]) das kleine Rosengärtlein, Dorngestrüpp, in welchem der hl. Benedikt das enber Leidenschaft durch schmerzliche körperliche ßte — Alles sprach mächtig zum Herzen der Endlich angelangt im Heiligthum, küßte nter Thränen den Boden und den Fuß der Heiligen mit den Worten: Haec cunabula ae; ista est petra, unde excisi sumus!

biaco liegt wirklich ein eigener Reiz, der Monte- t. Das Erzkloster ist großartig, es ist die Stadt rge, wo das Licht des Ordens leuchtete über Welt; Subiaco ist klein und beschränkt, aber n, geheimnißvoll ergreifend; hier entsprang die zum großen Strome ward; und wie der denkende den Ursachen großer Wirkungen nachspürt, so das Herz höher hier an der Wiege des großen n erlauchter, mit dem römischen Purpur ge- Ordensbruder Mabillons, der leider zu früh ardinal Schiaffino, schrieb vor einigen Monaten vor seinem Tode in einem Briefe aus Subiaco

age nach meiner Ankunft dahier feierte ich die hl. eser Grotte. Nie habe ich sie mit einer solchen er Tröstung gelesen. Nachdem ich das hl. Opfer

[1]) Nero, welcher in der Nähe eine Villa besaß, hatte da- rei künstliche Seen errichtet, aus denen sich das über- fliegende Wasser in prächtigen Wasserfällen ins Thal Simbruina stagna. Taciti Annales 14,22. Benediktus- 1885. S. 293.

vollendet, ging ich wieder an die hl. Grotte und kniete an der Statue des hl. Ordensvaters nieder. Ich konnte die Thränen nicht zurückhalten, ich weinte und betete bei dem Gedanken, daß ich an der Stätte kniete, wo unser Vater die Fundamente zu seiner Heiligkeit gelegt — und wie tief müssen sie nicht gewesen sein diese Fundamente, die seinem Orden solche Festigkeit gegeben und so reiche Früchte in der ganzen Welt hervorgebracht haben! Es trat mir auch die gegenwärtige Lage der Kirche und der Gesellschaft vor die Seele, und unwillkürlich bewegten sich meine Lippen zum Gebete: Excita, Domine, in Ecclesia tua Spiritum, cui beatus Pater noster Benedictus Abbas servivit, ut eodem nos repleti studeamus amare, quod amavit, et opere exercere, quod docuit. Ich legte unserm hl. Vater nebst meiner armen Congregation auch die Ihrige[1]) zu Füßen. Ich gedachte dabei all meiner Mitbrüder, die unter der hl. Regel dienen, damit er, der diese Regel geschrieben, uns die Gnade erlange, sowohl den Buchstaben als den Geist derselben recht zu verstehen. Die Stunde, die ich in der Grotte verbracht, war eine paradiesische, und als ich sie verlassen hatte, fand ich, daß mein Herz dort geblieben."

3. Rückkehr.

Subiaco verlassend, kehrten unsere Pilger zunächst nach Rom zurück, wo sie nicht ohne kleine Abenteuer, die eingehend berichtet werden, im Dezember eintrafen. Nach den herrlichen Weihnachtsfesten, deren Mabillon in seinem Tagebuche umständlich gedenkt, nahmen sie mit erneuter Kraft ihre Forschungen wieder auf.

Erwähnen wir, daß der Mauriner gegen Ende Januar in der Indexcongregation sein Votum über die vorgenannten wissenschaftlichen Fragen abzugeben hatte, eine Aufgabe, die er mit so gründlichem Wissen, hoher Klugheit und Mäßigung erledigte, daß die versammelten Cardinäle nur auf seine

1) Das Schreiben ist an einen Abt der Beuroner Congregation gerichtet.

dringenden Bitten von der Absicht abstanden, ihn in Rom zu behalten. Von einem Ausflug nach Farfa, Ascola und Porto kehrten die beiden Gelehrten mit ungeahnter Beute zurück.

In diesen Tagen wurde Mabillon durch die Pariser Nachricht überrascht, Vandelot, ein heute fast vergessener Gelehrter, habe einen Sturmlauf gegen die „Diplomatik“ versucht. Das schien indeß seine Seelenruhe wenig zu trüben; er dankt am 25. Februar seinen Freunden für ihre Vertheidigung, hält es aber nicht der Mühe werth, selbst in die Schranken zu treten, weil der Kampf voraussichtlich zu keinem Resultat führe und statt zu überzeugen, nur Veranlassung biete, die Liebe zu verletzen. An Conflikten, fügt er bei, wird es unter den Menschen niemals fehlen; das einzige Heilmittel der dadurch verursachten Uebel besteht in der christlichen Geduld und wahrer Demuth.[1])

„Doch wir kämen niemals von Rom fort, wollten wir von Allem Einsicht nehmen und jede Merkwürdigkeit verzeichnen; drum valeat tandem Roma, valeant et Romani.“

Am 5. März[2]) nach dem Empfang der geweihten Asche sagten unsere Forscher der ewigen Stadt Lebewohl und nahmen unter den Glückwünschen zahlreicher Freunde ihren Weg über Viterbo, Montefiascone und Siena nach dem kunstgepriesenen Florenz, der Residenz Magliabecchi's. Dieser originelle Mann „wohnt in einem großen Haus“, schreibt Germain, „das fast nichts enthält als Bücher: Gänge, Treppen, Tische, Stühle, Boden und Bett — Alles ist mit Büchern bedeckt.“ Die Freude des Florentiners über den Besuch kannte kaum Grenzen: allen Freunden stellte er Mabillon als „den ersten und größten Mann der Welt“ vor. Seinem Einfluß mag es zu verdanken sein, daß Prinz Ferdinand, der Sohn des Großherzogs, dem französischen

1) Corresp. de Mabillon. Bibl. nat. fonds fr. 19659 fol. 86.
2) Nicht Februar, wie Broglie II 49 und 51 irrthümlich schreibt.

Gaste, dessen Verdienste er übrigens unabhängig von Magliabecchi zu schätzen wußte, eine Staatskarosse zur Verfügung stellte. Der gewandte Bibliothekar und der freundliche P. Noris, Augustiner und nachmaliger Cardinal, verstanden es meisterhaft unsern Benediktinern auch die verborgensten Schätze der Stadt zu erschließen. Auf Mabillons Zureden veröffentlichte Noris seine Geschichte der Donatisten.

Der Aufenthalt zu Florenz dauerte mehrere Wochen, doch wissenschaftliche Ausflüge nach Fiesole, La Sacra Eremo, Vallumbrosa, Arezzo, Monte Oliveto und Pisa würzten die angestrengten Tage mit angenehmer Erholung. In der letztern Stadt fesselte besonders die berühmte Prozession der toskanischen Ritter vom hl. Stephan unsere Reisenden.

Die Sympathie und ungezwungene Herzlichkeit, die Mabillon in Florenz vom verstaubten Bücherlabyrinth Magliabecchi's an bis hinauf zum Throne erfahren, machten ihm den Abschied fast schwer; doch die Ernte war vorüber, die Zeit drängte, man erwartete ihn in Bologna. Von jetzt an geht die Reise ziemlich flüchtig. Die letztere Stadt ergab verschiedene werthvolle Handschriften, doch werthvoller erschien hier dem frommen Mauriner die Gelegenheit, an der Stelle beten zu können, wo der hl. Dominikus seinen Flug zum Himmel genommen.

In Venedig gab es nochmals verschiedene Ankäufe für die Pariser Bibliothek. Der kurze Aufenthalt zu Mailand gestattete einen Ausflug nach Monza, wo sich Mabillon die eiserne Krone der Lombardenkönige und das berühmte Antiphonar Gregor's des Großen zeigen ließ. Zu Bobbio, der Grabstätte und letzten Stiftung des hl. Columban, wo Heinrich der Heilige im Jahre 1014 einen Bischofsitz errichtete (Iter ital. S. 215), fanden sie äußerst werthvolle Handschriften, darunter den ältesten Codex der gallikanischen Liturgie. In Pavia beteten sie am Grabe des hl. Augustinus und besuchten das des Boethius. Dagegen bot Genua wenig Interessantes, es sei denn die herrliche Lage der Stadt,

die prachtvollen Kirchen und großartigen Werke. Wenn es ihnen als Franzosen in dieser Stadt bangte, so läßt sich dies begreifen: noch überall wies sie Spuren des traurigen Bombardements auf, das Ludwig XIV. aus Rache veranlaßt, weil die Genuesen den Algierern Hülfe geleistet. (Iter ital. S. 226.)

Am 18. Juni 1686 kündigte Mabillon von Turin aus dem heimathlichen Kloster seine Rückkehr für den folgenden Monat an. Schon am 2. Juli erreichten sie die Thore von Paris. Die Freude in den Cirkeln von St. Germain war groß und der Gang nach der Abtei glich einem Triumphzug. Die Trennung hatte 15 Monate gedauert; kein Wunder, daß Mabillon's Zelle Tage lang von Freunden und Verehrern belagert war. Nach kurzer Rast begab er sich nach Rheims, um dem Erzbischof Le Tellier über die Reise Bericht zu erstatten, eine Gelegenheit, die es ihm ermöglichte, seinen greisen Vater zu Pierremont noch einmal zu besuchen. „Darauf," so schließt sein Bericht, „kehrten wir nach Paris zurück. Besser ist es, ich wende jetzt meine Gedanken von all dem ab, um mich in der Einsamkeit auf jene Reise vorzubereiten, von der der hl. Augustinus sagt, ihr stetes Andenken bringe jede andere Reise in Vergessenheit."

Ein Jahr nach seiner Rückkehr, 1687 veröffentlichte er in zwei Quartbänden sein Museum italicum, seu Collectio veterum scriptorum ex bibliothecis italicis. Dem Iter italicum im ersten Bande sind 12 Homilien des hl. Maximus beigefügt; ein Supplement zum Liber diurnus Romanorum Pontificum; die Vita Hadriani von einem Mönch aus Nonantula rc.; Belli sacri historia sub Urbano II.; ein wichtiger Brief des Johannes Diaconus nebst einem Sacramentarium Gallicanum nach dem zu Bobbio aufgefundenen Codex aus dem 7. Jahrhundert. Merkwürdiger Weise ist darin das Fest der Assumptio seu Depositio B. Mariae Virginis am 18. Januar und die Cathedra Petri (sonst überall am 22. Februar), wie auch im Missale Gothicum

und Lectionarium Luxoviense[1]) noch vor der Assumptio in demselben Monat vermerkt.[2]) Der zweite Band enthält die Ordines Romani mit Commentar. Viele Stücke dieser hochbedeutenden Publikation sind in der Patrologia latina von Migne (Band 72, 78, 95, 105) abgedruckt.

Trotz seines sehnlichen Verlangens nach Zurückgezogenheit und seiner natürlichen Abneigung gegen Federkrieg und Hader hatte Mabillon, um den wissenschaftlichen Studien im Ordensstande seine Rechte zu vindiciren, den Kampf mit einem Mann aufzunehmen, der jede wissenschaftliche Thätigkeit der Ordensleute verwerfend, die Bußstrenge der alten Wüstenväter als einzigen Weg zur Vollkommenheit proklamirte.

(Schlußartikel folgt.)

XIV.

Aus dem Leben eines Jesuiten-Generals.

I.

Von einem Jesuiten-General haben viele Leute eine ganz absonderliche Vorstellung. Das ist aber nichts Neues. In einer weit verbreiteten Schmähschrift aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts werden die einzelnen Züge eines Jesuiten-Generals zu folgendem Bilde vereinigt: „Also was ein Bapst in den Römischen Kirchen ist, das ist der General bey seinen Jesuitern. Darneben, ist er allezeit dem Bapst à latere an der Seiten und sitzt in seinen geheimen Räthen. . . . Dergestalt ist der Jesuiter General, gleich wie des Bapsts Seel

1) Bei Mabillon Disquisitio de liturgia Gallicana.
2) Museum I, pars 2, pag. 273—396.

lelſack, ohne den der Bapſt nichts handeln kann....
Beelzebub under allen Teuffeln, und der Lucifer
n verdampten helliſchen Geiſtern iſt, das iſt der
in der Jeſuiter oder der Teuffel Geſellſchaft. Dieſer
macht, daß die König auf Erden mit der großen
iſchen Huren Hurerey treiben und trunken werden
Wein ihrer Hurerey".[1]) — Ganz beſonders ſolchen,
dieſen oder ähnlichen Ideen befangen ſind, möchten
eingehendes Studium des Lebensbildes empfehlen,
ein Sohn des berühmten Amſterdamer Profeſſors
gk Thijm veröffentlicht hat.[2]) Es iſt das Lebens=
Jeſuiten=Generals P. Roothaan, des Vorgängers des
en Jahren verſtorbenen P. Beckx. Faſt 25 Jahre
P. Roothaan in ſturmbewegter Zeit (von 1829 bis
e Geſchicke der eben erſt auf dem ganzen Erdkreis
rgeſtellten Geſellſchaft Jeſu geleitet. Gewiß war es
ein glücklicher Gedanke, uns bei Gelegenheit des
iums ſeiner Geburt (November 1885) die Perſön=
eſes Jeſuiten=Generals näher zu rücken. Das Buch
ndiſchen Jeſuiten iſt ſehr geeignet, uns einen tiefen
n den Entwicklungsgang und die Geſinnungen P.
n's zu geſtatten. Das Material iſt unanfechtbar:
meiſt vertraute Briefe an die Eltern oder den Bruder,
für den engſten Kreis beſtimmt waren, wo alſo von
er Verſtellung und Heuchelei" keine Rede ſein kann.[3])
Großvater des P. Roothaan war ein proteſtantiſcher
ter, der zur Kirche zurückkehrte und ſich in Amſterdam

n der Jeſuiten Gott u. jrer Geiſtlichkeit. Gera 1611. 3. Theil.
ensshets van P. Joannes Philippus Roothaan, General
Societeit van Jezus. Met bijlagen, portret en facsimile
r J. Alberdingk Thijm, S. J. Brugge 1886. 8° VI
305 pp.
r eine etwaige deutſche Ausgabe würde es ſich empfehlen,
manches aus den Beilagen in den Text zu verweben,
eres aus dem Text in die Beilagen zu verweiſen, auch das
eralat ſelbſt etwas ausführlicher zu ſchildern.

niederließ. Der Vater Mathias Roothaan übte das bürgerliche Gewerbe eines Barbiers und Chirurgen aus und ließ seinen Kindern eine gute und vor allem eine christliche Erziehung zu Theil werden. Am 9. Februar 1839 fragt P. Roothaan bei seinem Bruder an: „Hast du das Buch noch, aus welchem wir bei unserem Abendgebet stets eine Erwägung lasen (es waren die Exercitien des hl. Ignatius in der Bearbeitung von P. Nepveu). O wie nützlich war das! Diesem Buch habe ich in der That fast all mein Glück zu verdanken." Und in einem folgenden Briefe bemerkt er demselben Bruder: „Was du mir, lieber Bruder, aus unserer Jugend ins Gedächtniß zurückrufst, ist mir ein großer Trost. Ja, die göttliche Güte hat uns nicht aus dem Auge verloren. Trachten wir darnach, ihr so möglichst gut zu entsprechen, und stellen wir all unser Vertrauen auf die väterliche Barmherzigkeit." Engverbunden mit seiner Frömmigkeit war der Studieneifer Roothaans. In vier Jahren, Frühling 1796 bis Herbst 1800, absolvirte er die sechs Klassen des Amsterdamer Gymnasiums, mehrmals mit Ehrenpreisen belohnt. Die Schlußrede de praestantia hominis (Alberdingk-Thijm S. 199—210), welche Roothaan vor dem versammelten Rathe, den Curatoren und dem ganzen Gymnasium hielt, macht sowohl inhaltlich als auch formell den Studien des kaum fünfzehnjährigen Redners alle Ehre. Von 1800—1804 besuchte er dann das „Athenaeum illustre" seiner Vaterstadt, wo er die Vorlesungen des berühmten Philologen Jakob van Lennep hörte und an dessen philologischem Seminar theilnahm. Auf Anregung dieses Professors hielt der siebzehnjährige Student am 20. Juni 1803 in dem großen Saale des Athenäums eine größere lateinische Rede de litterarum Graecarum studio (l. c. S. 214—227). Was man nur Schönes von den Vorzügen der griechischen Klassiker sagen kann, wird hier im formvollendeten Latein geboten, besonders eingehend und treffend wird Homer gewürdigt. Wie Roothaan zum Schluß seiner ersten Rede über die

Vorzüge des Menschen zum Danke gegen Gott auffordert, so erhebt er auch gegen Ende dieser Rede seinen Blick zu Gott: „Faxit, inquam, Deus Optimus Maximus ut ad majorem Ipsius gloriam liberales artes magis magisque vigeant!"

Daß Gott nicht allein auf seiner Zunge sondern auch in seinem Herzen war, beweist der großmüthige Entschluß des Jünglings, der Welt zu entsagen und sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Der Orden seiner Wahl war die Gesellschaft Jesus, von der ein stets lebenskräftiger Zweig in Weißrußland erhalten geblieben und durch das Breve Pius VII. „Catholicae fidei" vom 7. März 1801 auch offiziell anerkannt worden. Lehrer, Freunde und Verwandte fühlten die Härte des Opfers, welches durch ein solches Scheiden für immer durch die Reise in das ferne eisige Rußland von ihnen gefordert wurde. Nicht weniger fühlte der junge Holländer selbst die ganze Härte des Opfers, Eltern, Blutsverwandte, Freunde und Vaterland verlassen zu müssen, wie aus einem Briefe vom November 1804 hervorgeht (S. 242 ff.). Aber alle Schwierigkeiten überwand er mit männlicher Entschlossenheit. Meinte er Anfangs, wie er in einem anderen Briefe schreibt, daß Gott ein großes Opfer von ihm fordere, so war er doch bald überzeugt, „daß dieser mein Stand nach dem Ruf zum wahren Glauben die größte Wohlthat ist, welche Gott mir erwiesen."

Das Zeugniß, welches der protestantische Professor Jakob van Lennep dem jungen Roothaan unterm 15. Mai 1804 mit auf die Reise gab, ehrt in gleicher Weise den Lehrer wie den Schüler. In klassischem Latein geschrieben gibt es dem Vertrauen zu den Jesuiten Ausdruck und preist die Talente und glücklichen Charakteranlagen des vielgeliebten Schülers.[1]) Zum Schluß gibt Lennep der Hoffnung Aus-

---

1) Einige Worte seien hier angeführt: Noram equidem, noram profecto, quanta essent vestrae Societatis ab antiquo tem-

druck, dereinst seinen Mitschüler zurückkehren zu sehen,
gestattet mit all den Gütern, zu deren Erlangung
eine so lange und gefährliche Reise unternehme.

Diese lange Reise trat Roothaan am 29. Mai 18
in Begleitung von zwei Priestern, die sich gleichfal
Gesellschaft Jesu in Rußland anschließen wollten. Die
welche er vom Bord des Kauffarteischiffes an seine
schreibt, geben Kunde von den vielfältigen Plagen de
reise, aber auch von dem frohen Muthe und der al
zwingenden Gottesliebe des jugendlichen Reisenden.
Liebe macht uns die unangenehmsten Speisen lecker, s
wandelt den harten Strohsack in ein weiches Bett, u
ist uns die Krankheit selbst angenehmer, als uns o
die Gesundheit wäre, mit einem Wort, sie macht u
frieden auf dem Schiffe, so daß ich und Niemand v
wieder nach Amsterdam verlangt. Das ist die W
Uebrigens habe ich mehr Sorge für Euch als für mic
ich hoffe, daß Gott, der uns die Liebe zu den Elt
erschaffen hat, und der mich nun, wie ich glaube, na
land ruft, Euch stärken und trösten wird ... Könnte
meiner Rückkehr nach Amsterdam alle Annehmlichkeit

---

pore in omnem literariam rempublicam, in omnes bon
atque disciplinas egregia et nunquam obliteranda
Noram esse illud vestrae rationis atque institutioni
ut vel maximos nominis vestri obtrectatores sub
laudationem sui verteret; tum et veterem illam glor
servare tuerique intactam, novis etiam meritis auge
stans apud nos ferebat fama." Ueber Roothaan sagt
„In Cicerone, Demosthene, Platone, Graecis etiam
ita versatus est, ut accuratius fieri non possit. A
etiam veteres, non ad animi tantum oblectationem,
usum etiam fructumque vitae legere nihilque non eo
solet ... Animi vero dotes habet eas, ut pleniore
probitatis, humanitatis, mansuetudinis adolescente
modo nullum unquam viderim, sed ne cogitare
possim." S. 228.

rlangen, ich würde ihr doch nicht den Vorzug vor
d geben." Und „aus dem Sund" berichtet er am
ni wieder von dem vielen Ungemach; mancher würde
leicht darüber beklagen, wenn er es durchzumachen
ber für ihn sei das anders. „Die Erfüllung des
Gottes hilft uns immer in unsern Leiden, sie wird,
hoffe, auch Euch trösten in dem Schmerze, den meine
Euch verursacht hat."

20. Juni kam die Reisegesellschaft in Riga an,
von den dortigen Jesuiten mit der größten Liebe
n wurde. Unter diesen Jesuiten trafen sie auch den
l aus der ehemaligen bayerischen Provinz, der auf
nikat in Neuburg verzichtet und drei Wochen zuvor
eingetroffen war. Neun Monate vorher war ein
deutscher Jesuit dort angekommen, der 83jährige
n Eckart, der vor 50 Jahren Missionär in Brasilien
dann zum Lohn 18 lange Jahre in dem unterirdi-
ängniß des Fort St. Julien in Portugal geschmachtet

em verehrungswürdigen Greis hat Cardinal Pacca
werthvollen „Nachrichten über Portugal" ein schönes
gesetzt. Der berühmte Cardinal schreibt: „Ich habe
r Eckarth in Deutschland gekannt, wo er einige Tage
zubrachte. Er war aus der Stadt Bingen, die
um Kurfürstenthum Mainz gehörte, gebürtig, trat
Gesellschaft Jesu und wurde zu den Missionen in
gesandt. Er befand sich daselbst, als auf Befehl
igs Don Joseph alle Jesuiten festgenommen und
nach Portugal gebracht wurden. Der Pater Eckarth
it vielen andern in das Fort St. Giuliano am Aus-
Tajo in ein schreckliches Gefängniß geworfen, wo
ahre bis zum Tode des Königs blieb. Von der
Marie in Freiheit gesetzt, kehrte er in seine Vater-
gen zurück, wo er blieb, bis er hörte, daß der Papst
I. auf Verlangen des russischen Kaisers Paul I.

durch ein Breve die Gesellschaft Jesu von neuem in dem
Reiche jenes Monarchen hergestellt hatte. Er vergaß sogleich
die bei den Missionen gehabten Beschwerden und Mühen,
sein schreckliches 18jähriges Gefängniß, und in einem mehr
als 80jährigen Alter unternahm er muthig die weite Reise
von den Ufern des Rheins nach Rußland, um das Ordens-
kleid der ihm so theuren Gesellschaft wieder anzulegen. Ein
seltenes und bewunderungswürdiges Beispiel von Stand-
haftigkeit im religiösen Berufe! Dies war jener Pater Eckart,
den das portugiesische Ministerium durch eine wunderliche
Metamorphose in einen deutschen Ingenieur verwandelt hatte,
der von seinen Mitbrüdern in Europa unter dem Ordens-
kleide abgeschickt worden war, um die Artillerie des jesui-
schen Heeres in Amerika gegen die Truppen der Kronen
Spanien und Portugal zu befehligen." [1])

Der Ort, wo der junge angehende Jesuit mit dem
würdigen Greis zusammentraf, war Dünaborg, wohin
kurzem das Noviziat von Polotsk verlegt worden
General der Jesuiten war damals ein Deutscher, P. Ga
Gruber,[2]) Provinzialoberer P. Anton Lustig. In dem Nov
von Dünaborg fand Roothaan, was er gesucht: ein h
ideales Ziel, eifriges Streben nach christlicher Vollkom
heit, aufopfernde, brüderliche Liebe. Kein Wunder also,
er seinen neuen Beruf mit Liebe und Begeisterung umf
Am 30. November 1804 schrieb er an seine Eltern:
priesen sei der Herr unser Gott, der mich in die Gesell
seines Sohnes unsers Herrn Jesu Christi geführt hat!
überaus großer Freude vernahm ich Eure Zufriedenhei
der Wahl, die ich getroffen habe. Wenn Ihr mich wi
liebet, so müßt Ihr Euch in der That freuen über m
Stand. Die Freude, die ich genieße, weil ich meinem
rufe gefolgt bin, hat nicht abgenommen seit meinem

1) Pacca, Nachrichten über Portugal. Augsburg 1836. S.
2) Geb. zu Wien 6. Mai 1738.

den ich von hier geschrieben habe, sondern sie wird
hr von Tag zu Tag größer, da ich darin je länger
hr die große Gnade Gottes erkennen lerne. Kaum
h mir denken, daß seit jener Zeit schon fünf Monate
hen sind. Die Freude, in welcher ich lebe, und die
hrenden Beschäftigungen sind die Ursachen davon.
rdet es mir nicht übel deuten, wenn ich offenherzig
daß ich sehr wenig an Amsterdam denke . . . Am
(nach Eurem Style am 13.), welcher gerade der
des göttl. Herzens Jesu war, hatte ich die große
mit dem Kleide unserer Gesellschaft bekleidet zu
und seit den fünf Monaten, während welchen ich
trage, mehrt sich stets meine Liebe zu demselben.
rden zu unseren Mitbrüdern geführt, welche uns mit
lichsten Umarmung empfingen, nachdem das Veni
und die Litanei der allerseligsten Jungfrau Maria,
igin, Beschützerin und Mutter unserer Gesellschaft,
vorden. Die Liebe, in welcher unsere Brüder, junge
, von verschiedenen Sprachen und Nationen vereint
erursacht uns die größte Freude. Der häufige
der hl. Sakramente knüpft dieses Band der Liebe
ster . . . . Mit einem Worte, ich lebe so glücklich,
noch niemals gelebt habe. Wir haben einen Pater
der wirklich mit der größten Zärtlichkeit alles das
as der beste Vater nur zu thun vermöchte. Er
icht nur für die Seelen derjenigen, über welche er
st, sondern er sorgt auch für alle leiblichen Nöthen
den. Ist Jemand krank, so wird er alsbald gepflegt
größten Sorgfalt . . .“ Einem späteren Briefe
April 1805 fügt er als Nachschrift bei: „Wundert
icht, liebe Eltern, daß ich immer so spreche von
Glücke. ‚Wovon das Herz voll ist, läuft der Mund
Niemand kann dieses fassen, als derjenige, welcher es

se innige Liebe zu dem erwählten Lebensstande ver-

ließ den Jesuiten nie. Als Magister der Rhetorik sch Roothaan am 12./24. März 1809 an einen seiner früh Bekannten: „Was meinen Lebensstand angeht, so kann nur sagen, daß ich das Glück desselben täglich immer m einsehe und niemals meinem Gott für diese unvergleich Gnade hinlänglich zu danken vermag." Auch als St drohten, wankte er in dieser Liebe keinen Augenblick. seinen Vater schrieb P. Roothaan am 24. Aug./5. Sept. aus Orsa: „Wir sind noch weit entfernt, dasjenig leiden, was unsere Väter gelitten haben, und was erster Vorsteher und Führer gelitten hat. Der Herr h gegeben, der Herr hat es genommen, sein heiliger Na gepriesen! So denke ich mit Gottes Gnade, und so meine Mitbrüder. Was auch jemals unserer Gese zustoßen kann, so denke nur niemals, lieber Vater, da meine Wahl gereuen könnte. Schon jetzt habe ich s Wohlthaten Gottes in der Gesellschaft erfahren, da tausendmal Alles, was ich für diesen hl. Beruf thu leiden konnte, ersetzt ist, auch wenn die Gesellschaft in Augenblicke ganz zerstreut oder vertilgt würde."

Am 4. April 1809 traf Johannes Roothaan ein Schlag durch den Tod seiner frommen Mutter, welch Vater ihm in einem rührend schönen Briefe mittheilte. der Antwort 4./16. Juli sucht der Jesuit seinen Va trösten und theilt ihm mit, wie er unabläßig fü Mutter bete, wie auch alle seine Mitbrüder ihn unterstützen, im Refektor sei ihre Seelenruhe den Aller empfohlen worden. Später als er im Brie 28. Jan./9. Febr. 1812 seine Priesterweihe mittheilt,

---

1) Der Vater schildert seine Gefühle bei der ersten An welche ihm seine Frau von ihrem bevorstehenden Tode „Ik wierd verleegen, en zeide: wel hoe, zal i voortan de waagen alleen trekken? Nee zeide zij, weest toch niet droevig, God zal uw we en ondersteunen."

.. erste hl. Messe werde er am 2./14. Februar feiern. .. dünkt, daß diese der seligen Mutter zukommt, und .. werde ich dieselbe für ihre Seelenruhe (falls es noch .. sein sollte) der göttlichen Majestät aufopfern, auf daß .. erste Frucht meines Priesterthums genieße, die ja .. meisten Anspruch darauf hat, als diejenige, welche .. zur Welt gebracht." Uebrigens würden, so versichert .. die andern Verwandten von ihm am Altare nicht .. , besonders nicht der Vater, welchem er bei dieser .. in der herzlichsten Weise seine kindliche Dank.. ausspricht für alle Sorgen, welche er für ihn gehabt, .. alle Kosten, die er aufgewendet, für alle Zeichen seiner .. Liebe, die er ihm erwiesen. Wenn auch fern .. Vater, sei seine kindliche Liebe deshalb nicht geringer, .. Gegentheil sei sie noch reiner und gottwohlgefälliger. .. Trost, welchen andere Eltern durch die Gegenwart .. Kinder finden, könne Gott durch seine Gnade reichlich .. Er vertraue auf die göttliche Güte, daß der von .. an ihn ergangene Ruf, der nun der Gegenstand seiner .. Danksagung sei, einst in einer glückseligen Ewigkeit .. als Gegenstand unablässigen Dankes für seinen Vater .., denn Gott sei gut und getreu, von seiner unendlichen .. bleibe kein Opfer ohne reichlichen Lohn.

.. Als P. Roothaan 16 Jahre später die Nachricht von .. ernsten Erkrankung des damals 83jährigen Vaters erhielt, .. er am 16. Februar 1828 von Turin aus an seinen ..: „Sicher, lieber Bruder, je älter der Vater ist, um .. barer ist er uns, und besonders dir, der du das Glück .. einige Jahre die väterlichen Sorgen eines so würdigen .. Vaters durch kindliche Sorge soviel als möglich .. vergelten. Weil ich durch den Willen Gottes so fern .. Hauses bin, daß ich persönlich nichts anders thun kann, .. dem lieben Gott, der überall ist, zu dienen, so mußt .. lieber Bruder, mit deinem ganzen Hause für uns beide .. was zärtliche kindliche Liebe fordert. Ich danke dir

für meinen Antheil an allen zeitlichen und geistlichen Sor
die du für den Vater gehabt und noch hast, auch de
lieben Gemahlin und deinem ganzen Hause. Gott w
allen reichlich vergelten. Kein Tag geht vorbei und w
vorbeigehen, so lange ich lebe und das Glück habe die h
Messe aufzuopfern, ohne an unsern besten Vater und au
an dich und die lieben Deinigen besonders zu denken
Ich thue was ich kann und vertraue, daß der liebe Gott
meine Wünsche und meine Gebete für einen solchen Se
nicht unerhört lassen wird. Sei so gut und schreibe m
bald, wie es dem Vater geht; dies liegt mir sehr am Herze
. . Nun lieber Bruder lebe wohl, ich umarme dich im Geis
viele Grüße an deine liebe Frau. Tausend herzliche Grü
und Umarmungen dem Vater, wenn mein Brief noch re
zeitig ankommt." Der Brief traf den ehrwürdigen G
nicht mehr am Leben. Schon am 14. Februar hatte er
Lohn empfangen für das große Opfer, seinen reich begab
Sohn in weiter Ferne dem Dienste des Allerhöchsten
weihen zu lassen.

In einer kurzen Nachschrift zu dem angeführten Br
bemerkt P. Roothaan: „Ich schreibe in großer Eile.
habe auch eine große Familie von 270 Personen.
Arbeit, viele Sorgen, viele Verdrießlichkeiten. Aber in Go
Namen und zu seiner Ehre! Ad M. D. Gl."

Die große Familie, welche P. Roothaan hier erwä
ist das große Colleg zu Turin, zu dessen ersten Rekt
Sommer 1823 von P. Fortis ernannt worden. Nach
nämlich P. Roothaan zum Priester geweiht worden
seine Studien im Jahre 1812 vollendet, wurde er bestii
im Anfang des nächsten Schuljahres an der Akademie
Polotsk den Lehrstuhl für Griechisch und Hebräisch e
nehmen Aber die göttliche Vorsehung fügte es an
Im Juni 1812 zog Napoleon über den Niemen, und
Jesuiten sahen sich auf einmal der großen Armee gegen
Viel Noth und Elend war die Folge. In einem interess

vom 6. August 1814 berichtet Roothaan über seine [...]isse im Kriegsjahre 1812/13. Als die letzten Posten [...]ussen von Polotsk abzogen, wurde P. Roothaan [...]ehreren anderen auf ein Landgut des Collegs ge[...]. Was die Jesuiten im Colleg bei Ankunft der [...]osen gelitten, ist nach seinem Ausdruck „unmöglich zu [...]reiben. Es hieß: ‚Hier ist für euch Jesuiten kein Platz [...] u. s. w. Alles ist übrigens gut abgelaufen. Viele [...] neben anderem Elend auch Hunger gelitten, aber [...] ist vor Hunger gestorben, obschon die großen Leiden, [...]ens die Pflege der Kranken und Gefangenen viele [...] Grabe nahe gebracht haben."

[...]ern von der Heerstraße, vor den Franzosen in's [...] Rußlands fliehend, fand der Jesuit sein Glück darin, [...] ganz allein auf die göttliche Vorsehung angewiesen zu [...] ‚Ich für meinen Theil kann wohl mit Wahrheit sagen, [...] mein größter Trost war, alle meine Bücher u. s. w. zu [...]ck gelassen zu haben und von der göttlichen Vorsehung [...] allein abhängig zu sein. Wir haben auch in vielen [...]änden die Wirkungen der göttlichen Vorsehung auf eine [...]ndere Weise erfahren. Anfangs wurden wir an verschie[...]n Orten von den Russen, die dort nie Jesuiten gesehen, [...] als Feinde betrachtet, doch bald, nachdem unser Kaiser [...] die Gouverneure von vier Provinzen Befehl gesandt, den [...]tigen Jesuiten alle Hilfe angedeihen zu lassen, nahm [...] uns mit Wohlwollen auf". Bemerkenswerth ist, daß [...] in diesem furchtbaren Kriegsgetümmel die Obern der [...]en die Ausbildung der jungen Ordensmitglieder nicht [...] den Augen verloren. „Im September, so fährt P. Root[...] fort, gerade als die Franzosen in Moskau eingezogen, [...]elt ich die Weisung, nach Opocska (in das Gouvernement [...] Pleskow) zu reisen, wo ungefähr 30 der Unsrigen mit [...]m P. Provinzial sich befanden. Letzterer sandte mich [...] hierhin nach Pusza, um die Rhetorik unsern jungen [...]ern vorzutragen, welche das Noviziat beendet. Hier ist

nun auch das Noviziat, welches vorher zu Düna
Anderthalb Jahre nämlich vor der Ankunft der
sahen sich die Unsern genöthigt, Dünaborg wegen d
Festungsbaues zu verlassen. Das schien uns d
harter Schlag (obschon unser wirklich gnädiger Ka
ander I., eine Summe Geld der Schätzung gemäß
aber kurz darauf mußten wir froh sein über d
Vorsehung in dieser ganzen Sache, da nach
Jahren die Franzosen Dünaborg einnahmen und u
zerstörten. Ueber Pusza, das nicht weit von Dü
hat eine ganz besondere Vorsehung gewacht. Der
während mehr als drei Monaten nicht weiter
8 Meilen entfernt, und kein russisches Lager sch
Strecke: trotzdem hat man hier in Pusza kei
gesehen, der doch überall weit umherstreifte, um
machen. Als ich Ende September hier ankam,
mich nicht genug wundern, daß hier die größte Still
während sonst Alles von Soldaten wimmelte. F
man noch nicht außer Gefahr; ich hatte auch Be
Opocska zurückzukehren, wenn ich unterwegs ei
Gefahr bemerkte. Aber ich hatte keine andere Una
keit, als daß uns ein großes Freiwilligen-Corps
tausend Mann, die nach Polotsk marschirten, den
wenig erschwerte. Wir legten doch 30 Meilen in
und einer Nacht zurück. Ein Offizier von diesen F
zählte uns an den Fingern die Tage ab, in welc
die Räumung von Polotsk von Seiten der Franzo
Bei meiner Ankunft war unser P. Rektor noch se
besonders als er von uns vernahm, daß die
in Moskau eingezogen. Und in der That, währe
war, rückten die Franzosen näher an uns heran,
rechten Zeit erhielten sie Befehl, sogleich zurückzuke
die Russen gerade Polotsk mit stürmender Hand
und den Franzosen eine furchtbare Niederlage ber

Ueber das Verhalten der großen Ar

Jesuiten gegenüber bietet dieser Brief noch manche interessante Einzelheiten. Alle Jesuiten-Collegien mit Ausnahme des von Pusza und St. Petersburg fielen in Feindeshand, aber nicht eine der Jesuitenkirchen wurde geplündert oder in ein Magazin verwandelt, wie dieses bei vielen anderen Kirchen der Fall war, z. B. in Polotsk selbst, wo die Franzosen in der Dominikanerkirche das Allerheiligste aus dem Ciborium über den Boden ausschütteten. In der Nähe von Polotsk gebrauchten sie zum Spott priesterliche Gewänder als Pferdedecken. Nicht ... ner von den Jesuiten wurde vom Feinde mißhandelt, wie ... vielen weltlichen und geistlichen Personen geschehen ist.

Ergreifend und rührend ist es, was Roothaan über die ...nste schreibt, welche die selbst gehetzten Jesuiten besonders ...ken und gefangenen Soldaten leisteten. „Unsere Patres ...n an verschiedenen Orten und auch in den Collegien ... Menge kranker Kriegsgefangenen auf den Tod vorbereitet, ...n Gesunden die hl. Sakramente gespendet, welche die...n seit vielen Jahren nicht mehr empfangen: so fanden ...urch Gottes Gnade gerade dort das Leben, wohin sie ... Tod gebracht hatten. Es ist unglaublich, wie hier Alles ...füllt war mit armen Kriegsgefangenen aus allen Nationen. ... habe auch viele Holländer gesehen und gesprochen. Zu ...czka habe ich auf meiner Durchreise das Glück gehabt, ... Abend vor meiner Abreise die Beicht eines Brabanters ...ören, den kein anderer Pater verstehen konnte; dieselbe ...t ist er gestorben. Diese geistlichen Dienstleistungen ...n vielen unserer Patres das Leben gekostet. Unter diesen ... auch P. Flajolet, mein guter Freund und beständiger ...leiter auf allen diesen Reisen. Er wurde auch nach ...czka gerufen, um den Kriegsgefangenen zu helfen. Mit ...m so brennenden Seeleneifer widmete er sich dieser Arbeit, ... er in der Zeit von zwei oder drei Wochen in eine Krank... fiel, die ihm das Leben kostete. Glücklich, wer in einer ... herrlichen Arbeit sein Leben für seine Brüder geopfert hat! ...ch eines Glückes bin ich nicht würdig gewesen."

Ueber diese aufopfernde Thätigkeit seiner Mitbrü
richtet P. Roothaan auch in einem frühern Brief aus
vom 26. Jan. / 7. Febr. 1813 mit noch weitern Einze
„Viele von den Unsrigen haben das Glück gehabt, ih
aufzuopfern in der Pflege der Kranken und Verwund
den Lazarethen. In diesen letzten vier Mo
haben wir siebenzehn Personen verloren,
drei oder vier ausgenommen, alle von den kranken S
angesteckt worden und in Folge davon gestorben sind
wurden von uns auf den Tod vorbereitet: Franzosen, T
Brabanter, Holländer.“

Am 7. August 1814 erlebte P. Roothaan zu Pu
schönen Tag der Wiederherstellung der ganzen Ge
durch Pius VII. Aber dies vermochte die Jesuiten
land nicht davor zu schützen, daß die Russen ihn
ähnlichen Dank für die aufopfernde Pflege der verw
Krieger erwiesen, welcher nach dem französischen Kr
deutschen Jesuiten von den Preußen abgestattet wurd
in demselben Jahre wurden die Jesuiten aus St. Pet
fünf Jahre später aus dem ganzen russischen Reiche v
Als die rohe Knute sich drohend über den Häup
russischen Jesuiten erhob, schrieb P. Roothaan am 1
1. März 1819: „Wird sind in Gottes Hand, das m
Leben ist so kurz; glücklich, wer es gut zubringt,
allerglücklichsten, wer etwas zu leiden hat für den
der soviel für uns gelitten hat.“ [1]) Am 13./25. M

1) Bei einer anderen Gelegenheit, als nämlich drei Je
Errichtung einer Mission nach Sibirien geschickt wu
einer derselben auf dem Wege starb, schrieb Roothaan
9. Febr. 1812): „Inzwischen ist der Pater sicher gl
Gott ihm die Gelegenheit gegeben, noch kurz vor sei
ein so herrliches Opfer zu bringen. Sein Loos ist
beneiden, als zu beklagen. Für Gott und den hl. Gl
Blut zu vergießen, ist eine so große Gnade, daß ich di
hoffen darf. Aber wenigstens bitte ich Gott, daß mein
treffen möge bei einer zu seiner Ehre unternommen
Wir haben nur ein Leben, wir können dasselbe nur
opfern und sicherlich nicht besser und nicht herrlicher als

...zeichnete Alexander I. den Ukas, welcher 350 unschuldige ...r aus dem Lande jagte. Waren denn wirklich die ... die Feinde des Vaterlandes? Am 13. März 1881 ... Alexander II auf offener Straße nicht von Jesuiten, ... von Nihilisten, den wüthendsten Feinden der Jesuiten, ...

XV.

Die „gefallene Größe“ in Friedrichsruh.

...s vor einigen Monaten der Kaiser beim Banquet der ...burgischen Ritterschaft in einem Trinkspruch die Worte ... ließ: „Wer sich seinen Plänen entgegenstelle, den zer... ...mere er“ — da waren es nur Wenige, welche dieses ... die Adresse des Reichskanzlers gerichtet fanden. ...ß diese Wenigen Recht gehabt, zeigt jetzt mit jedem ...deutlicher der ehemalige Kanzler selbst.

...it einer verblüffenden Offenheit erklärt er jedem fahren... ...naten, der sich bei ihm anmeldet, gleichviel ob es ein ...er oder ein Ausländer ist, daß es Differenzen mit ...Kaiser gewesen, welche seine unfreiwillige Entlassung ... Amte zur Folge gehabt hätten. Ja die Geschichte ...ten Interviews, welches in Friedrichsruh stattgefunden, ...ar, daß die sensationslüsternen Literaten noch zurück... ... in ihren Mittheilungen sind, als der Kanzler. ...st nachdem der letzte Interviewer in eine Polemik ... andern gleichfalls nach Neuigkeiten aus Friedrichs... ...chenden Blatte gerathen war, theilte er der Welt die ...nde Kunde mit, der Kanzler (von dem er schon

zuvor erzählt, er habe erklärt, die internationale Arbei
schutzconferenz nur zu dem Zwecke berufen zu haben, um
„arbeiterfreundlichen Elan unseres Herrn zu mäßigen")
„noch gesagt": „Ich glaubte, daß auch die Rücksicht au
Staatsrath, überhaupt auf Europa, den Kaiser verant
würde, die Erlasse (vom 4. Februar) aufzugeben."

Daß dieses Spiel mit der Krone dem Fürsten Bis
auch noch den letzten Freund rauben muß, ist einleuch
Die „Kreuzztg.", welche sich den aus Friedrichsruh kom
den Offenbarungen gegenüber bisher noch die größte R
unter allen Blättern auferlegt hatte, erklärt jetzt —
auch noch in der Form einer Zuschrift „von beachtensw
Seite" —, daß „ein längeres Schweigen über die Aeußer
des Fürsten Bismarck Verrath an der Losung der
servativen: Mit Gott für König und Vaterland sein w
(Nummer v. 15. Juli 1890.)

Und die beiden Blätter, welche früher am getr
die Bismarck'sche Politik verfochten — aus welchen
motiven möge hier unerörtert bleiben — die „Köln. Ze
und die Berliner „Post", sind jetzt vom Kanzler a
„feigen Presse" gehörig abgethan, weil sie vorher den K
von sich abgeschüttelt, so daß in der That mit einzige
nahme der „Hamburger Nachrichten" — welche aus Ges
rücksichten gegenwärtig, aber wer weiß, wie lange, das S
rohr des ihnen benachbarten Einsiedlers sind — kein de
Preßorgan mehr auf Seiten des Entlassenen steht.

Im Ganzen und Großen ist ja das so der Welt
Schon der Dichter der Alten sang: Donec eris felix,
numerabis amicos, Tempora si fuerint nubila, solu
Indeß mehr als durch den Kaiser hat sich Fürst Bi
durch sich selbst „zerschmettert", weil er sein Un
nicht mit Würde zu tragen versteht.

Der jugendliche Kaiser war im vorigen Jahre du
Massenstrikes in Beunruhigungen versetzt worden, i
unruhigungen, welche um so lebhafter werden mußte

in das Centenarium der französischen Revolution die Erinnerungen an den Königsmord wachrufen In der Ueberzeugung, daß etwas zu Gunsten des ndes geschehen müsse, begegnete sich der Kaiser mit en Theile solcher Persönlichkeiten unter Ministern rdneten, von denen ihm bekannt war, daß sie in eise um Thron und Volk aufrichtig besorgt waren. ir nun — hauptsächlich wieder durch die neuer= ihm selbst gegebenen Enthüllungen — wissen, daß lieber ein Freund der Arbeitgeber, als der Arbeiter , daß er vorhatte, das Socialistengesetz nicht nur heben, sondern noch zu verschärfen, so war es daß der Kaiser sein Entlassungsgesuch bewilligte. noch andre kleine Bäche den Strom des kaiserlichen ns gespeist haben, ist nicht zu bezweifeln und so auch diese neueste welthistorische Thatsache der assung ihre ganz naturgemäße Ursache, wenn sie Fernerstehenden so unerwartet kam, daß man eher ines Erdbeben für möglich gehalten hätte. „Bei Leibe“, sagt die Wiener „Neue Freie Presse“ — h unter den ehemaligen Anbetern des Kanzlers — n sich den Fürsten Bismarck nicht als einen ‚Amts= vorstellen“. (Nummer v. 12. Juli 1890.)

ls hatte der Kanzler weniger Lust zum Gehen jetzt, und doch ging er; meist hatte er bei früheren sgesuchen aufrichtige Neigung zum Gehen und doch ner. Und wo er blieb, da war er seit zwei Jahr= Mittelpunkt der Welt, in Berlin wie in Friedrichs= rzin wie in Kissingen. Zwar nicht so, als wenn ein der Wage immer in seiner Hand gelegen hätte; so, daß Jeder, der auf der weiten Welt Krieg oder ante, immer mit ihm rechnen mußte. Kam ein n's Ausland, so wurde er diesseits wie jenseits zuerst nach Bismarck, dann erst nach dem „alten fragt.

Und erst gar im Inland! Die ganze Staatsmasch
wurde gelenkt von seiner „eisernen“ Hand; die Verstaatlich
eines großen Theils des Handels und des öffentlichen V
kehrs sollte die noch vorhandenen selbständigen Existenzen
immer weiteren Kreisen von ihm, dem Centralpunkt der
gierung, abhängig machen; „der Staat bin ich“, konnt
über ein Jahrzehnt von sich sagen. Sogar die Mehrheit
gewählten Volksvertreter betrachtete er als auf seinen „N
gewählt“. Ja neben der Dynastie des kaiserlichen H
suchte er eine erbliche Minister-Dynastie durch seinen
zu begründen. Daß unter derartigen Umständen der Tit
sturz mit solcher Ruhe, wie es geschehen, sich vollziehen k
darüber kann man sich füglich noch mehr verwundern
über den Sturz selbst.

Vor zwei Jahren, als es einmal den Anschein
daß Kaiser Friedrich zur Entlassung der Kanzlers sch
wollte, machte sich sofort in einem Theile des Volke
Bewegung geltend, worin in Wort und Schrift geg
vermeinte Absicht des Monarchen Protest erhoben
und sehr leicht hätte damals der Titan, wenn er g
worden wäre, nur ein Elba, kein Helena gefunden.
aber spricht Niemand für ihn öffentlich ein Wort u
Zahl Derjenigen, welche es bisher noch heimlich mi
hielten, wird von Tag zu Tag geringer. Er selbst sie
daß er eine „gefallene Größe“ ist und daß kein
vorhanden ist, dieser vom Falle wieder aufzuhelfen.
seine bisherigen Allergetreuesten fliehen ihn nach seinem
Geständniß „wie die Pest“. In seinem Aerger bezich
dabei die ganze deutsche Presse im Gegensatz zu d
Auslandes, welche zuerst Vertreter in seine Einsamk
sandt, der „Feigheit“, und schon legen sich außer den
besonders erwähnten Blättern „Köln. Ztg.“ und
hundert andere die Frage vor: Herr, bin ich es?

In der That haben sie zu dieser Gewissenserfor
alle Veranlassung. Denn nicht aus der Gegenwart

Fürst Bismarck seinen Unmuth, er gründet ihn vor
auf die Vergangenheit. Er kennt eben seine „Leute“,
seinem Leibchronisten Busch zu reden, von früher her;
welch gesinnungsloses, Erfolge anbetendes, mammon-
Geschlecht in dem größten Theile der deutschen Presse
Von dieser Seite hatte er doch heute kaum Unter-
erwarten können; noch weniger von der großen An-
Derjenigen, deren Gesinnungen er durch den Reptilien-
gewaltsam — geändert hatte.

Die „freisinnige“ Presse bemüht sich jetzt, sich und die
demokratische Presse von dem ihr implicite gemachten
wurf der „Feigheit“ zu entlasten. Die Geschichte der
zwanzig Jahre läßt aber diese Selbstrechtfertigung
zu. Es hat den Fürsten Bismarck im Jahre 1866 viel
Mühe gekostet, den Chefredakteur der „Kreuzztg.“,
Beutner, „herumzukriegen“, als die Leiter der „libe-
ralen“ und fortschrittlichen Presse. Die Organe der letztern
zum größten Theile in den Händen der Juden,
schon beim ersten Kanonenschuß von Königgrätz auf-
und zusahen, nach welchem Modus fortan die besten
äfte zu machen seien. Herr Lasker, geboren zu Jaroczyn,
damals im Namen der „deutschen Nation“, daß Graf
marck der aus dem Kyffhäuser hervorgekommene Barba-
sei; die „schwarzen Raben“, so prophezeite er,[1]) würden
bald aus dem „Vaterlande“ vertrieben werden.

Und so war es. Als der Kampf gegen die „Schwarzen“
g, stellten sich alle Parteien von der äußersten Rechten
zum linken Flügel der Linken dem Oberanführer Fürsten
marck zur willigen Verfügung. Man sprach nur von den
einigten liberalen Parteien“, welche sich gegen das Cen-
vereinigt hatten. Die „Vereinigung“ reichte vom Grafen

---

1) In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 25. Nov. 1873 hatte er bekanntlich verrathen, daß dieser Plan schon vor dem Kriege von 1870 bestanden hatte.

Moltke bis zu Herrn Virchow. Herr Eugen Richter stimmte Arm in Arm mit den „orthodoxen Junkern“ für die Abänderung des Fundamentes constitutioneller Freiheiten, der preußischen Verfassung. Eindringlichst warnte v. Mallinckrodt vor den Folgen des nicht nur das Kirchenrecht, sondern ebenso das Staats-, Natur- und Privatrecht beeinträchtigenden und nur zum Absolutismus eines allgewaltigen Ministers führenden Vorgehens; aber Alles war vergebens. Nur Hohngelächter von rechts und links war die Antwort auf die Mahnung des Patrioten; der Absolutismus des Allgewaltigen sollte herbeigeführt werden!

Noch beklagenswerther, um nicht zu sagen schändlicher, war das Verhalten der „liberalen“, speziell der fortschrittlichen Presse gegenüber den katholischen Blättern. Als gegen letztere die Zahl der Prozesse zunahm, als z. B. die „Germania“ in einem Quartale allein vierundzwanzig Anklagen zugestellt erhielt, hatte auch nicht ein einziges der besonders für „Preßfreiheit“ schwärmenden „freisinnigen“ Berliner Blätter den Muth, gegen das vom Fürsten Bismarck — denn von ihm gingen alle Strafanträge aus — befolgte System Einspruch zu erheben. Nur einmal nahm hierzu ein Mitredakteur der nationalliberalen „National Ztg.“ einen schüchternen Anlauf; die Folge war, daß er schon im nächsten Vierteljahre seinen Abschied nehmen mußte.

Aehnlich verhielt es sich mit der katholischen Provinz-Presse. Hier wie in Berlin kam noch zu Gunsten des Fürsten Bismarck der Umstand hinzu, daß auch die Richter-Collegien, welche den Urtheilsspruch zu fällen hatten, meist eine unbegrenzte Verehrung für den Reichskanzler besaßen und diese ihre Gesinnung auch im erkannten Strafmaß bekundeten.

Als zur Zeit des preußischen Verfassungs-Conflikts ebenfalls auf Veranlassung Bismarcks zahllose fortschrittliche Blätter in Anklagezustand versetzt wurden, erfolgten doch in höchst seltenen Fällen Verurtheilungen, weil die Mehrzahl

chter den Standpunkt der Blätter theilten. Während
ulturkampfes" hingegen stand die Mehrheit der Richter
uf dem Standpunkte der Bismarckischen Politik. Eine
arck-Beleidigung" — damals ein specifisches Vergehen
rde fast wie ein crimen laesae majestatis bestraft; es
gerichtliche Erkenntnisse vor, welche ausdrücklich betonen,
eleidigungen eines Ministers, der „an der Spitze des
s" stehe, schwerer zu ahnden seien, als Vergehen gegen
gewöhnlichen Ressortminister 2c.
aß aber Fürst Bismarck trotz aller dieser Maßregeln
ichts bei der Centrumspresse und Centrumspartei
e, hat er selbst wiederholt eingestanden. Zeugniß ist
nicht allein die letzte Herrenhausrede, die er anläßlich
legung des „Culturkampfes" gehalten, sondern es geht
lich auch aus seiner mit dem apostolischen Stuhle
enen und zum Theil veröffentlichten Correspondenz
880 bis 1884 die Thatsache hervor, daß er sich mehr-
ergebens in Rom über die Geistlichen, welche in
ent und Presse thätig waren, beschwert hatte.
enn also Fürst Bismarck jetzt in Friedrichsruh erklärt
ie Presse hier zu Lande" habe „keinen Muth", sie
ge", so kann man nicht zweifelhaft darüber sein, ob
elche Presse hierbei ausgenommen wurde. Die „frei-
" konnte es nach ihrer Gesammthaltung nicht sein,
e socialdemokratische hat schon deshalb keinen Anspruch
Muth", weil ihre Leiter — vor wie nach dem
istengesetz — sich des bequemen Institutes der „Sitz-
ure" bedienten.
an hat den ehemaligen Reichskanzler oft einen
chenverächter" genannt. Gewiß nicht mit Unrecht.
amit ist nur gesagt, daß von der großen Masse der
en, mit denen er im Leben zu thun hatte, wiederum
tüberwiegende Mehrzahl der Verachtung werth war.
ls einst die Kunde vom Tode des seligen von
krodt zum Ohr des Kanzlers drang, erging er sich in

Ausdrücken der höchsten Anerkennung für den felsenfesten Charakter des Vollendeten. Später hat er dann die ganze Centrumsfraktion einen „unüberwindlichen Thurm“ genannt, und dieses Anerkenntniß wird gerade ihm, der das stolze Wort gesprochen: „Nach Canossa gehen wir nicht!“ — gewiß nicht leicht geworden sein.

Es ist wirklich kaum erklärlich, daß man an alle die allbekannten Dinge erinnern muß, lediglich, um der sich entwickelnden Geschichtslüge, als habe der allgewaltige Bismarck „nur“ vor dem „Freisinn“ und den Socialdemokraten Respekt gehabt, den Weg zum Geschichtsmonopol zu versperren!

Im Uebrigen werden wir uns auch jetzt nicht durch den breiten Strom der „öffentlichen Meinung“, in dem in der Regel Einer dem Andern nachspricht, was er von ihm gehört, irre machen und unser Urtheil über den „Säcularmenschen“ beeinflussen lassen.

Haben wir seinerzeit nicht den Andern das Hosiannah! nachgeschrieen, so werden wir auch jetzt nicht mit ihnen Kreuzige! rufen. Wir haben seinerzeit anerkannt, daß Fürst Bismarck in den Jahren 1886 und 1887 beim Abschluß der kirchenpolitischen Verhandlungen mit Rom eine relative und gerade bei seinen weitgehenden Plänen doppelt ins Gewicht fallende Mäßigung bekundet hat. Freilich war das von ihm Zugestandene das Minimum, welches kirchlicherseits gefordert werden mußte und ohne welches der apostolische Stuhl sein tolerari posse nicht aussprechen konnte. Aber vorher war dieses Minimum vom Kanzler und seinen bisweilen weit unzugänglicheren Helfershelfern **nicht** concedirt und Alles war aufgeboten worden, um die Kirche zur Unterwerfung zu zwingen. Nachdem der Kanzler begriffen, daß er nicht Papst-Cäsar werden konnte, hatte er den Muth, das Fehlerhafte seiner bisherigen Politik öffentlich einzugestehen und so gut wie es unter den obwaltenden Umständen möglich war den modus vivendi mit der Kirche wieder herzustellen.

Auch bezüglich mancher wirthschaftlichen Fragen, z. B.

tlich des Schutzzolls, hat er gleichfalls seine früheren r eingestanden. Daß er jetzt noch mit einer Anzahl er Fehler, so namentlich in der Frage des Arbeiter-tes, behaftet ist, liegt in der allgemeinen Unvollkommen- der menschlichen Natur.

Aber nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß er durch seine Rathschläge, die mehr zu Gunsten der geber lauteten, als zu denen der Arbeiter, wenigstens ktiv das Beste des Staates im Auge gehabt habe. Es doch vor ihm schon viele Staatsmänner gegeben, welche die Revolution der Bourgeoisie, als die des dritten ndes fürchteten! Hatte doch gerade er Lassalle, Schweitzer Genossen dazu gebraucht, um den Bourgeois-Fortschritt glichst unschädlich zu machen!

Es mag einer späteren Geschichtsschreibung vorbehalten ben, noch weitere Fehler des Kanzlers aufzudecken. Ins-ndere wird man auch darüber sich klar werden müssen, es ein verdientes oder unverdientes Geschick gewesen, daß Kanzler hic et nunc seinen Abschied nehmen mußte. rale" Blätter machen besonders darauf aufmerksam, er gerade von Demjenigen entlassen wurde, „auf dessen ehung vom Knabenalter an er einen so großen Einfluß bt" und für dessen Haus, könnte man hinzufügen, er seit Menschenaltern im denkbar größten Style gearbeitet hat.

Diese Fragen zu entscheiden, überlassen wir, wie gesagt, ern Zeiten. Für jetzt bleibt nur das Eine zu consta-n: Die *Weltgeschichte* ist wiederum um Einen reicher, „vor dem Tode nicht glücklich ist"; die *Kirchengeschichte* er um Einen, der den Felsen Petri „nicht überwältigen" nte!

P. M.

Nachschrift.

In einem inzwischen stattgehabten neuen Interview mit Dresdener Journalisten hat Fürst Bismarck seine Aeußerung glich der „Feigheit der deutschen Presse" dahin fixirt, daß pemlich die *gesammte* deutsche Presse der „Feigheit" zu be-gen sei.

Die socialdemokratischen Blätter, äußerte er, hätten es leicht, muthig zu sein, „denn sie erwarten von dem jetzigen Regierungssystem nichts und können darum rücksichtslos dreinreden“. „Die Presse der anderen Parteien“, fuhr er fort, „auch die der Fortschrittspartei“, denn diese hoffe „ja auch vielleicht einmal regierungsfähig zu werden“, habe „immer mit gewissen Rücksichten“ zu rechnen. Es gebe da „zu viel Streberthum und persönliche Rücksichtnahmen“.

Unter den Blättern, welche neben der „Post“ und der „Köln. Zeitung“ noch das besondere Mißbehagen des Fürsten hervorgerufen, wurde in specie die „Nordd. Allg. Zeitung“ erwähnt, welche früher von ihm „fast allein erhalten worden“ sei, jetzt aber es vermeide, auch nur seinen „Namen zu nennen, um nicht nach oben Anstoß zu erregen“.

So der Bericht des neuesten Interviewers. Wir wiederholen, daß der Fürst Bismarck recht gut wissen wird, welche Presse er von dem Streberthum auszunehmen hat: es sind diejenigen Blätter, gegen welche er in den letzten zwanzig Jahren die meisten Strafanträge gestellt hat und deren „Streberthum“ meist mit dem — Gefängnisse endete. Diese haben constant vor dem Fürsten Bismarck ihr Haupt zu beugen sich geweigert und ihn schon von Anfang an als solchen bezeichnet, wofür ihn jetzt alle Welt hält: als einen mit allen Fehlern und Schwächen des gewöhnlichen Sterblichen ausgerüsteten Geist, der nur durch die kritiklose und launenhafte „öffentliche Meinung“ zu einem außergewöhnlichen Heros aufgebauscht worden war.

Zur größten Genugthuung muß es den Leitern und Mitarbeitern der katholischen Presse gereichen, daß speciell die „Nordd. Allg. Zeitung“, das ehemalige Leibblatt des ehemaligen Kanzlers, jetzt so von diesem selbst charakterisirt wird, wie sie es stets gethan haben. Gerade in Folge der Polemik, welche katholische Publicisten mit der „Nordd. Allg. Zeitung“ zu führen hatten, sind zahllose Gefängnißstrafen verhängt worden, weil Fürst Bismarck stets mit seinen gedruckten Strafanträgen hinter seinem Blatte stand und die überwiegende Mehrzahl der Richter auf seiner Seite war.

Daß den so hart Verfolgten noch einmal Fürst Bismarck selbst als Rächer gegen die „Nordd. Allg. Zeitung“ erstehen würde, das hätten sie bei Lebzeiten gewiß nicht erwartet!

Der Verfasser.

XVI.

Zeitläufe.

Brüssler Afrika-Conferenz und die beiden Sudan in Ost- und Westafrika.

Den 24. Juli 1890.

Einmal wieder eine erfreuliche Thatsache auf politisch-len Gebiete! Sie ist um so mehr zu verdanken, weil nicht bloß aus einer Nöthigung im allgemeinen mate-len Interesse hervorging und nackte Rechts- oder Verkehrs-gen betraf. Europäische und internationale Conferenzen Art sind schon regelmäßig geworden; das alte Europa ihrer eben nicht entbehren; obgleich seine Nationen der auf dem permanenten Kriegsfuß gegenüber stehen, solche Fragen müssen sie gerne oder ungerne in Gemein-n friedlich verkehren. Die Brüssler Antisklaverei-ferenz aber hatte eine höhere Bedeutung und Auf-, ob gewollt oder nicht, sie vollführte eine christliche mission, ein seltener Fall in der heutigen Welt.

An der Conferenz waren, was das Merkwürdigste ist, nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika und nd, sondern auch die Türkei, Persien und das Sultanat bar betheiligt. So ist die Conferenz eine vollständig Erscheinung in der Weltgeschichte geworden. Sie war rste Versuch, auch uncultivirte und islamitische Länder llgemein menschheitliche Interessen heranzuziehen, und

der Versuch ist durch die Verständigung aller berufenen Staaten aus vier Erdtheilen gelungen. Ohne eigentliches Programm ist dieser erste Weltcongreß, der den Namen verdient, zusammengetreten, und doch hat er nach mehr als siebenmonatlichen Anstrengungen am 30. Juni eine Generalakte aufgestellt, von der man sagen kann, daß sie für den Orient im weitesten Sinne den ersten Grund zum Menschenrecht lege, und der Mission des Christenthums die Wege ebne.

Unwillkürlich sagt man sich: was könnte erst dann für die leidende Menschheit allüberall geschaffen werden, wenn im Brennpunkt der Culturwelt nicht das revolutionäre Nationalitätenprincip nach innen und außen die unheilbare Verfeindung und Verrohung der Völker angerichtet hätte? Auch die Brüssler Conferenz war nahe daran, an diesem Widerstreit zu scheitern. Was immer die Nachbarmächte anstreben, jedesmal erhebt sich der Widerspruch Frankreichs; so auch hier. Es war auf dieser Seite eigentlich bloß eine Eitelkeitsfrage: nämlich das gegenseitige Recht der Schiffdurchsuchung, während England bezüglich der Waffen- und das Deutsche Reich bezüglich der Branntwein-Einfuhr sehr reelle Bedenken einzuwenden hatten. Frankreich gab nach auf den Wunsch Rußlands, vertreten durch dessen berühmten Völkerrechtslehrer Martens. Noch ein zweiter Umstand wirft ein besonderes Licht auf die europäischen Zustände: alle auf der Conferenz vertretenen Mächte, einschließlich der Türkei, haben schließlich unterzeichnet, mit einziger Ausnahme — Hollands. Einige Amsterdamer Häuser nämlich stoßen sich an den auf Wunsch Belgiens einzuführenden Eingangszöllen beim Congostaat. Wie ein Nachtgespenst erscheint da jene heillose „Mittelstaaten-Politik“, über die sonst überall Tagesordnung erkannt ist, auf der Weltbühne, wohl zum letzten Male.

Selbst die drei Sultane, in deren Gebieten die häusliche Sklaverei sich erhalten hat, und welche bisher den Sklavenhändlern als Absatzmarkt dienten, sind so weit ge-

ungen, als das Lebenselement des Islam, die Vielweiberei, wa noch zuließ. Sie verpflichten sich, die Ein- und Ausfuhr, wie den Transit und den Handel mit „schwarzen Sklaven“ Innern des Landes mit allen Mitteln zu verhindern und Küsten streng zu überwachen. Der türkische Sultan nsbesondere will sein Verbot des Handels mit „schwarzen Sklaven“ vom 16. Dezember v. Js. überall durchführen, zu elchem Zweck sich eine strenge Ueberwachung der Westküste rabiens, sowie der dahin und aus dem Innern Arabiens ach Asien führenden Straßen nothwendig erweist. Alle etheiligten Mächte verpflichten sich endlich, in Afrika selbst n Sklavenkarawanen der Araber mit bewaffneter Hand tgegenzutreten.

Im Interesse des Handels und der Industrie haben mentlich zwei europäische Mächte an dem schwarzen Erd-eil schwer gesündigt: erstens durch zügellose Einfuhr von euerwaffen und zweitens durch die Ueberschwemmung der d- und westafrikanischen Stämme mit Schnapsfusel. Stanley t mit Recht gesagt: hätten die arabischen Sklavenhändler ne Feuerwaffen, so würden sich die armen Neger ihrer on selber erwehren. Andererseits aber mußte sich namentlich rddeutschland sagen lassen: „im Westen Afrika's sehe man Namen des Christenthums der Branntweinvergiftung der hwarzen ruhig zu, und im Osten bekämpfe man im Namen sselben Culturelements den Muhamedanismus, der den ößten Theil der Schwarzen bisher allein wirksam vor der hnapspest geschützt habe.“ [1]) In beiden Beziehungen hat n die Conferenz wenigstens dem weiteren Ueberwuchern ses mörderischen Industriehandels nach Afrika die zur Zeit glichen Schranken gesetzt.

Unläugbar war es zunächst das Verdienst des Cardinals vigerie und der von ihm in's Leben gerufenen Antisklaverei-wegung, daß die Conferenz überhaupt in's Auge gefaßt

1) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung“ vom 1. Dez. 1889

wurde. Obwohl damals der Aufruf des Cardinals die Gemüther wie ein akutes Fieber ergriff, so konnte doch der Eindruck nicht ausbleiben, daß alle diese privaten Bestrebungen zur vollen Erreichung des Zieles nicht ausreichen würden und eine internationale Abmachung nöthig seyn werde, um greifbare Erfolge herbeizuführen. Der Gedanke wurde in London zuerst aufgefaßt. England hat überhaupt das Verdienst, zuerst unter allen Colonialmächten gegen den Sklavenhandel Stellung genommen zu haben, während er namentlich in den afrikanischen Colonien Portugals noch in voller Blüthe stand. Auch jetzt war es das englische Kabinet, das in amtlicher Form die Veranstaltung einer internationalen Conferenz zur Berathung der Angelegenheit im April v. Js. in Anregung gebracht hat. Allerdings hatte die deutsch-kaiserliche Thronrede schon am 22. November 1888 eine Erklärung gegeben, welche, wenn sie nicht mit den Anstoß gab, so doch den sofortigen Anschluß Deutschlands erwarten ließ: „Unsere afrikanischen Ansiedelungen haben das deutsche Reich an der Aufgabe betheiligt, jenen Welttheil für christliche Gesittung zu gewinnen; die Erfüllung dieser Aufgabe hat mit der Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagden zu beginnen."

Aus Paris wurde damals über den englischen Vorschlag berichtet: „Es soll nicht verschwiegen werden, daß in französischen Regierungskreisen bezüglich der Erzielung greifbarer Ergebnisse durch die vorgeschlagene Conferenz vielfache und ernste Zweifel gehegt werden. Will man thatsächliche Erfolge erzielen, so wird sich die Conferenz auf den Standpunkt des verstorbenen Gordon stellen müssen: daß es bei dieser großen Aufgabe gilt, statt einige Karawanen und die Sklaventransporte zur See aufzufangen, den Sklavenhandel an seiner Quelle, in Centralafrika, sowie auf seinen Absatzmärkten, den muselmanischen Ländern in Europa und Asien, zu unterdrücken".[1]) Diese Gordon'sche Auffassung, für welche

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 25. April 1889.

r englische Held in Chartum zum Opfer gefallen ist, hat ardinal Lavigerie nicht nur getheilt, sondern er hat ihr ich eine präcisere Fassung gegeben. So ist unter dem . November 1888 aus Rom berichtet worden:

„Ein Redakteur der ‚Tribuna‘ besuchte den Cardinal La= gerie, um seine Meinung über den Kreuzzug gegen die Sklaverei erfahren. Der Cardinal sagte, die Familien=Sklaverei sei natürliche Folge der islamitischen Vielweiberei, welche die änner zwingt, die Frauen anderswo zu holen. Der gefähr= ste Mittelpunkt der Sklavenjagd sei heute zweifelsohne die politanische Küste. Im Vilajet Tripolis befänden sich 40,000 laven, welche namentlich von Bengasi auf Schiffen nicht wie iere, sondern wie Waarenballen nach Constantinopel ver= chtet werden. Was in Tripolis geschieht, wo kein Kriegs= iff diese Schande verhütet, finde sein Gegenstück in Marokko, ein Eunuchen=Institut mit einer Sterblichkeit von 80 Proc. steht. Es sei sehr unrecht, das Mittelmeer einen französisch= lienischen See zu nennen; es soll ein christlicher See sein. statt sich zu bekämpfen, sollten die Völker hier um der christ= hen Sitte willen sich die Hände reichen. Afrika ist groß und latz für Alle vorhanden. Frankreichs afrikanische Küste ist ggestreckt genug und England habe Egypten. Warum besetzt alien nicht Tripolis, und warum sperrt es nicht das letzte fene Sklaven=Thor? Frankreich würde dies mit Freude be= üßen.“ [1])

Einen solchen Idealzustand, die zwei Reste der alten arbaresken=Staaten unter europäischer Herrschaft und in ristlichen Händen, konnten die Diplomaten der Brüssler onferenz freilich nicht zu ihrem Programm machen. Aber der kurzen Zeit von zwei Jahren ist seitdem doch viel schehen, um die Quellen des Sklavenhandels zu verstopfen; an Centralafrika ist nun zum großen Theile bereits unter ropäische Mächte vertheilt, und Frankreich geht augen= einlich daran, im westlichen Sudan die noch klaffende Lücke

1) S. Berliner „Germania“ vom 28. Nov. 1888.

von Algier her auszufüllen. Gerade das deutsch-englische Abkommen hat dort die Eifersucht gereizt und die Begierde zum Vordringen in die geheimnißvollen Landstriche des Sahara-Gebietes angestachelt. Es ist auch schon von Verhandlungen mit England wegen eines Uebereinkommens bezüglich der gegenseitigen Interessesphären in Afrika und von dem großartigen Plan einer Eisenbahn von der algierischen Grenze bis in die Gebiete der wilden Tuareg ernstlich die Rede.

Vor Kurzem ist in der französischen Kammer die Regierung aufgefordert worden, den Plan einer Bahn quer durch die Sahara vorzulegen. Die Begründung lautet: „Frankreich dürfe, nachdem der englische Besitz in Afrika durch das deutsch-englische Abkommen in ungeheurem Maße zugenommen und auch Deutschland in Afrika Colonien erworben habe, nicht zurückbleiben und müsse seine getrennten Besitzungen zu einem Reiche vereinigen." Der mittlere und westliche Sudan ist nämlich, freilich eine halbe Welt für sich, nicht nur nördlich von Algier und Tunis her ein sogenanntes „Hinterland", sondern auch südlich von der Küste des französischen Congo und westlich vom Senegal her am atlantischen Ocean.

Das deutsch-englische Abkommen wirkt demnach auf allen Seiten wie ein in den Wasserspiegel geschleuderter Stein. Auch Italien ist, und zwar nicht nur wegen seiner Erwerbungen am rothen Meer und der Schutzherrschaft über Abessinien, in die neuen Kreise hineingezogen. Ob Cardinal Lavigerie mit seinem Wort: „Warum besetzt Italien nicht Tripolis und warum sperrt es nicht das letzte offene Sklaventhor? Frankreich würde dieß mit Freuden begrüßen" – nicht zu viel gesagt hat, das ist sehr die Frage. Tripolis ist noch mit der Türkei verbunden, und zwar enger, als es der ausgekaufte Sultan von Sansibar mit den ostafrikanischen Küstenländern war, und überdieß müßte sich Italien die Annexion von Tunis durch Frankreich gefallen lassen. Daß freilich Italien seine begehrlichen Augen unverwandt auf

…olis gerichtet hat und nur im Abwarten nach Massaua …ngen ist, unterliegt keinem Zweifel. Aber gerade da… … und durch seine Stellung zu Abessinien ist Italien … an dem großen Problem des östlichen und gemeinhin …nannten „Sudan“ betheiligt.

Es ist bekannt, daß der Islam seine ärgsten Feinde auf … Hochlande von Habesch zu suchen hat. Der vorige …gus Negesti ist im Kampfe gegen die Mahdisten gefallen, … schon damals schrieb ein Kenner des Landes über den …lienischen Vormarsch nach Keren und Asmara: „Wir …utsche beglückwünschen die Italiener um so mehr zu ihren …folgen in Afrika, als auf dem Boden des dunkeln Erd…eils auch unsere Interessen ihrer Lösung entgegengehen … auch die ethischen Beweggründe für die Europäer in's Spiel kommen und sie solidarisch verpflichten. Ein fester, …deihlicher christlicher Wall in Abessinien, gestützt auf die Hülfsmittel einer europäischen Großmacht, ist und bleibt ein …merkenswerthes Ziel und für den Mahdismus im Sudan … Dorn im Auge“.[1]) In der That kann man von Abessinien …cht sprechen, ohne an den ägyptischen Sudan und an den Fall Chartums am 26. Januar 1885 zu denken.

„Im Westen des Hochlandes tobt der Sturm. Es wird …voller, zeitraubender Arbeit bedürfen, um die große nach … Herzen von Afrika führende Straße wieder aufzubauen, … hier von der Fluth weggeschwemmt worden ist. Mit warmen, …erzbewegten Worten hat Schweinfurth in seiner auf der …liner Naturforscherversammlung gehaltenen Rede: ‚Europas …fgaben und Aussichten im tropischen Afrika‘, den Verlust des …tischen Sudan beklagt. ‚Da, wo meine einst so friedlichen …de sich am oberen Nil aussichtsvoll einer fortschreitenden …wickelung erschlossen, da macht sich jetzt das schlimmste Bar…barthum breit. Man muß zurückgreifen in die Zeiten eines …ila und Tamerlan, um ein Bild von dem Zerstörungswerke … gewinnen, das dort die werdende Cultur betroffen. Jene

---

[1]) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 17. Juni 1889.

greisenhafte Politik, welche ein edles Volk, sonst die Vorm
europäischer Gesittung in fremden Welttheilen, schmachvoll ü
sich ergehen ließ, hat dort unter muthwilligen Streichen,
wahren Axthieben des Wahns und der Verblendung, an
60jährigen Culturwerke Mehemed Ali's gewüthet und der
gemeinen Sache der Menschlichkeit unberechenbaren Schaden
gefügt. Gegen diesen Frevel sind die großen Verdienste,
sich England um die Civilisation durch Unterdrückung
Sklavenhandels erworben hat, null und nichtig, und schwe
dürfte es noch auf der Höhe seiner jetzigen Macht den
erleben, da diese Schuld gesühnt sein wird'."

So äußerte sich der Geograph Dr. Naumann[1]
Anlaß jenes Erfolgs der Derwische gegen den König Johan
von Abessinien. Wäre aber vor fünf Jahren das Verhält
zwischen England und dem deutschen Reiche so gewesen
heute, dann hätte wohl selbst der greise Gladstone nicht
Rückzug vor Chartum angetreten. Jetzt ist wenigstens di
dunkle Punkt in Europa geschwunden, und gerade
englisch-deutsche Abkommen läßt hoffen, daß die Sudanf
in naher Zeit wieder aufleben werde. Der bewußte „afrikan
Gürtel", ununterbrochener Besitz Englands vom Cap
Kairo, ist zwar den Deutschen nicht abgewonnen wor
aber die Nilquellen und die Aequatorial-Provinz sind
unter englischem Einfluß. Der Mahdismus, oder wie
die moslemischen Verwüster im Sudan sonst heißen
wird früher oder später zwischen zwei Feuer gerathen,
der Front und im Rücken.

Als am 3. November 1883 die ägyptische Armee u
dem englischen Oberst Hicks auf dem Zuge gegen El O
in dreitägiger Schlacht vollständig vernichtet war und
Kordofan in die Hände der Mahdisten fiel: da flammte
ganze Sudan in der fanatischen Bewegung auf, die
länder hielten sich noch mühsam in Suakim und nach
Falle von Chartum hatten sie bald nur mehr die G

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 29. Juni 1889.

Oberägypten zu vertheidigen. Seit ein paar Jahren ist Vieles anders geworden. Als der eigentliche Messias, der Mahdi, plötzlich starb, schwand der Nimbus seiner ...e und unter seinem Sohne begann die Herrschaft der Derwische zu wanken. Seit dem Anfange des vorigen Jahres mehren sich die Nachrichten über Auflehnung einzelner Stämme, ...er Kriege, entsetzliche Hungersnoth und allgemeine Auflösung. Insbesondere soll damals schon der geheimnißvolle ...tanische Scheikh Senussi gegen den Sohn des Mahdi, um ihn als Betrüger aus dem Sudan zu vertreiben, eine Heeresmacht entsendet und die Derwische bei El Fascher geschlagen haben. Ein Berichterstatter fügte bei: „im ganzen Sudan herrsche große Unzufriedenheit und die Bevölkerung würde jede Hülfe von außen her mit Freude begrüßen.[1])

Aber während die Länder des östlichen Sudan bis zum Jahre 1883 in den modernen Verkehr zu Wasser und zu Land mehr oder weniger schon einbezogen waren, dringen seit dem Falle von Chartum nur mehr dunkle Gerüchte und unsichere Nachrichten über jene unglücklichen Völker zu uns. Ein merkwürdiges Beispiel ist gerade jener mysteriöse Senussi, oder wie er eigentlich heißt; denn nichteinmal die Schreibung seines Namens steht fest. Seine Bekanntschaft machte vor ... Jahren zuerst G. Rohlfs auf seiner Reise durch Tripolis und der Libyschen Wüste, und bezeichnete ihn als das Haupt einer mächtigen geheimen Sekte des Islam. Im Jahre 1882 verbreitete sich von Algier aus das Gerücht, daß von dieser Sekte eine höchst gefährliche Bewegung ausgehe, welche ganz Nordafrika von Tanger bis nach Port-Said, und vielleicht auch noch einen Theil Asiens, in Flammen setzen werde.[2])

---

1) Aus Kairo ꝛc. „Kölnische Volkszeitung“ vom 29. Dezember 1888.

2) S. den Artikel: „Ein drohender Weltbrand in Nordafrika“ in der Augsburger „Allgem. Zeitung“ vom 5. Sept. 1882. — Vgl. „Histor.-polit. Blätter“. 1884. Bd. 93. S. 197 ff.

Zuerst hieß es, der Senussi werde mit der ganzen Macht seines Ordens und an der Spitze der fanatisirtesten Stämme aus Tripolis hervorbrechen, um dem ägyptischen Aufstand unter Arabi zu Hülfe zu kommen. Als zwei Jahre darauf der Stern des Mahdi aufgegangen war, hieß es wieder, der Senussi stehe auf dem Sprunge, von Tripolis aus quer durch die Wüste zum Mahdi zu stoßen. Dann aber soll er wieder als der erbittertste Gegner gegen den Sohn und Nachfolger des Mahdi in offenem Kampfe aufgetreten seyn, und noch vor anderthalb Jahren ist folgender Bericht durch die Zeitungen gegangen:

„Während Derwische des Mahdi gegen die Abessinier siegreiche Erfolge erringen, verliert der Mahdi selbst gegen seine eigenen Glaubensgenossen, die Anhänger des Senussiordens, ein Treffen nach dem andern. Nach neueren, über Kairo zu uns gelangten Nachrichten sollen die Senussi-Anhänger schon in der Nähe von Chartum sich befinden. Die Anhänger des Senussi-Ordens sind die erbittertsten Gegner des Mahdi und seiner Lehre. Diese Feindschaft ist sowohl auf die, übrigens geringe, religiöse Verschiedenheit der Bekenntnisse, als besonders auf die politische Rivalität zurückzuführen. Der verstorbene Gründer des Senussi-Ordens suchte in der Mitte dieses Jahrhunderts durch diesen religiösen Orden denjenigen Bestrebungen unter den Muhammedanern Afrikas einen Mittelpunkt zu geben, welche die Vertreibung aller Europäer aus Afrika bezwecken. Auf der berühmten Karuin-Universität in Fas (Marokko) wurde dem Si el Hadsch Mohammed es Senussi der tiefe Haß gegen die Christen eingeflößt, welcher alle seine Handlungen und die Satzungen seines weitverbreiteten Ordens kennzeichnet. Der Sitz des Ordens ist die Oase Djarubat in der libyschen Wüste. Von dort aus entsandte Senussi seine Sendboten in alle Theile Afrikas, von dort wurde der Haß gegen die Europäer, die blinde Wuth gegen die Machtbestrebungen derselben nach allen Seiten verbreitet. Die Erfolge des Ordens im Sudan verdienen die größte Aufmerksamkeit; sie sind geeignet, die durch den Mahdi-Aufstand geschaffenen Verhältnisse gänzlich umzustürzen. Ob aber zum

der christlichen Bestrebungen, ist jedenfalls zu be-
"[1])

t in demselben Augenblick brachte aber ein Berliner
is Tripolis selbst eine Berichtigung: der Einfluß der
a sei ein minimaler und keineswegs so groß, wie
Europa allgemein glaube; auch die Angabe von den
en Waffen- und Geldvorräthen, welche der Orden
oub, seinem Hauptsitze, aufgespeichert habe, sei eine
Wieder ein paar Monate später beantwortete der
e Professor Vambery, welcher als ein besonderer
der islamitischen Welt gilt, die Frage, „was ein
sei?" wieder in einer Weise, daß man erst recht nicht
iß, ob der Derwisch dieser oder jener Sekte dient,
wen man sich zu halten hat:

n Derwisch ist ein Mitglied einer der religiösen Bruder-
welche, obgleich niemals von den Orthodoxen anerkannt,
ungeheuren Einfluß auf die unteren Classen der Musel-
rübt haben. An der Spitze der Derwische in Aegypten
Abkömmling des berühmten Scheikh Senussi, dessen
Kairuan in der Wüste war oder ist. Niemand trat dem
härfer gegenüber, als die Anhänger Scheikh Senussi's.
indte sich das Schicksal gegen den Mahdi, so ergriffen
Waffen gegen ihn, setzten aber sein Werk, den Angriff
pten, fort. Die englische Armee wird an den Der-
inen viel härteren Bissen haben, als an den Mahdisten.
amedanische Welt lachte über den Mahdi, die An-
cheikh Senussi's haben aber die Sympathie aller ihrer
genossen. Die englische Regierung sollte sich daher an
schen Sultan wenden, den auch Scheikh Senussi als
anerkannt. Dem Sultan würde es ein Leichtes sein,
tarsch der Derwische aufzuhalten und viel Blutvergießen
n zu verhindern."[3])

---

liner „Germania" vom 13. April 1889.
liner „Kreuzzeitung" vom 2. April 1889.
nchener „Allg. Zeitung" vom 25. Juli 1889.

Was immer man nun davon zu halten haben mag, Tripolis ist aus seiner Verborgenheit jedenfalls hervorgetreten, und wird in die Neuordnung des dunkeln Erdtheils einbezogen werden, sobald England im Sudan wieder eingreift. Das kann aber nicht ausbleiben, denn England bedarf, um in Aegypten sich festzusetzen, eines Rechtstitels gegen den eifersüchtigen Einspruch der Franzosen. Vorerst kann England sich auf die Zustimmung der Aegypter selbst berufen: sollten die Engländer abrücken, dann müßte eine andere Nation das Land besetzen, um Anarchie oder einen Einfall vom Sudan her zu verhindern.[1]) Ist aber der östliche Sudan gerettet, dann werden selbst die Franzosen das Verdienst anerkennen müssen und, im westlichen Sudan über Hals und Kopf beschäftigt, werden sie ihre Aufmerksamkeit auf die nächsten Nachbarn, auf Marokko und Spanien, richten müssen.

Soweit wäre Alles gut; nur daß — Rußland und Oesterreich nichts davon haben, und der nähere Orient sich um so bedenklicher rühren dürfte.

---

1) Aus Alexandria in der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 29. Juni 1889.

XVII.

Literatur zur bayerischen Geschichte.

I.

Reges Leben und Streben herrscht in Bayern auf allen ebieten historischen Wissens. Mit Hacke und Spaten, mit irkel und Maßstab mühen sich die Prähistoriker und Anthropogen; in zusammenfassenden Publikationen und erschöpfenden pecialuntersuchungen versuchen sich die Landes- und Lokalstoriker. Die Forscher auf rechts- und verwaltungsgeschichtchem Gebiete, unter denen gar mancher Name seit Jahrzehnten nen guten Klang hat, sind unermüdlich geschäftig, die bereits ewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse zu vertiefen, oder neues Material in den reichen bayerischen Archiven für ihre Zwecke u sammeln und zu verarbeiten.

Eine neue, gedrängte, aber auf den Ergebnissen der heutigen orschung beruhende bayerische Geschichte ist unfraglich ein Unterehmen, das einem Bedürfniß entgegenkommt. Dr. W. Schreiber, r literarischen Welt schon bekannt durch seine „Geschichte ilhelms des Frommen“ und die umfangreiche Monographie Maximilian I., Kurfürst von Bayern, und der 30 jährige rieg“, hat es unternommen, auch eine Geschichte Bayerns in erbindung mit der deutschen Geschichte zu schreiben, wovon r erste Band nunmehr erschienen ist.[1]) Derselbe umfaßt den itraum von der Regierung der Agilolfinger bis zum Ausgang

1) Geschichte Bayerns in Verbindung mit der deutschen Geschichte von Dr. Wilhelm Schreiber, kgl. bayer. Hofkaplan und Hofbenefiziat. I. Bd. 898 S. Herder, Freiburg 1889.

des spanischen Erbfolgekrieges, und gliedert sich in zwei Hauptabschnitte, das Mittelalter, dem elf Kapitel (S. 4—415), und die neuere Zeit, welcher zehn Kapitel (S. 419—898) gewidmet sind.

Wie aus der Vorrede zu ersehen, hat der Verfasser schon seit 25 Jahren „mit ununterbrochenen Studien und opferwilliger Hingebung“ an dem Werke gearbeitet. Das Manuskript endlich dem Drucke zu übergeben, hiezu bestimmte ihn die Wahrnehmung, daß „die Katholiken in Bayern noch immer eines vaterländischen Geschichtswerkes von mäßigem Umfang und wahrheitsgetreuer, auf neuester Quellenforschung beruhender Darstellung entbehren“, da die bisher erschienenen Werke über bayerische Geschichte „entweder Lehrbücher oder bändereich und mit antikatholischer Tendenz geschrieben“ sind. „Ich hatte es mir zur Aufgabe gemacht, schreibt der Verfasser, durchweg die Wahrheit zu erforschen und alle schönen, erhebenden Erscheinungen auf katholischem Gebiete darzustellen, um in den Bayern den Patriotismus für ihr engeres Vaterland zu erwecken und zu stärken. . . Mein Streben ging dahin, die Licht- und Schattenseiten in der Entwicklung des kirchlichen, politischen und Culturlebens in wechselseitiger Einwirkung von einem Zeitraum zum andern in erzählender Form darzustellen.“ Dieses ist des Verfassers Arbeitsprogramm und das Ziel, welches ihm bei seiner Arbeit vorschwebte.

Das erste Kapitel (S. 4—31) handelt über „Bayern unter den Agilolfingern“. Glücklicherweise enthält das Kapitel doch mehr, als dessen Ueberschrift besagt.[1]) Reichlich zehn Seiten sind der vordeutschen Geschichte, der Zeit der Römerherrschaft, dem wechselvollen Kampfe der Germanen mit den Römern gewidmet. Gar manches ließe sich aber zu den Ausführungen des Verfassers bemerken. S. 7 heißt es z. B.: „Kaiser Probus schlug sie (die Alamannen, 277) über den Neckar bis an die Rauhe Alp (sic) zurück und erbaute von Kelheim über Kipfenberg und Weißenburg nach Gunzenhausen und über

1) Das Inhaltsverzeichniß ist sehr kurz und gedrängt, so daß es ebenso gut hätte wegbleiben können. Hoffentlich entschädigt der zweite Band für das hier Vermißte. Ein Buch ohne gutes Inhaltsverzeichniß bezw. Register, besonders wenn es für weitere Kreise berechnet ist, ist ein Schloß ohne Schlüssel.

XVII.

[illegible]eratur zur bayerischen Geschichte.

I.

[illegible]ges Leben und Streben herrscht in Bayern auf allen [illegible] historischen Wissens. Mit Hacke und Spaten, mit [illegible]el und Maßstab mühen sich die Prähistoriker und Anthropo[illegible]; in zusammenfassenden Publikationen und erschöpfenden [illegible]untersuchungen versuchen sich die Landes- und Lokal[illegible]er. Die Forscher auf rechts- und verwaltungsgeschicht[illegible] Gebiete, unter denen gar mancher Name seit Jahrzehnten [illegible] guten Klang hat, sind unermüdlich geschäftig, die bereits [illegible]nen wissenschaftlichen Ergebnisse zu vertiefen, oder neues [illegible]al in den reichen bayerischen Archiven für ihre Zwecke [illegible]meln und zu verarbeiten.

[illegible]ne neue, gedrängte, aber auf den Ergebnissen der heutigen [illegible]ung beruhende bayerische Geschichte ist unfraglich ein Unter[illegible], das einem Bedürfniß entgegenkommt. Dr. W. Schreiber, [illegible] literarischen Welt schon bekannt durch seine „Geschichte [illegible]s des Frommen“ und die umfangreiche Monographie [illegible]milian I., Kurfürst von Bayern, und der 30 jährige [illegible]“, hat es unternommen, auch eine Geschichte Bayerns in [illegible]dung mit der deutschen Geschichte zu schreiben, wovon [illegible] Band nunmehr erschienen ist.[1]) Derselbe umfaßt den [illegible] von der Regierung der Agilolfinger bis zum Ausgang

---

[1]) Geschichte Bayerns in Verbindung mit der deutschen Geschichte [illegible] Dr. Wilhelm Schreiber, kgl. bayer. Hofkaplan und Hof[illegible]benefiziat. I. Bd. 898 S. Herder, Freiburg 1889.

gebnisse, zu welchen die Forschung schon seit mehreren Jahren gekommen ist.[1]) Daß Sueven und Alamannen identisch sind, hat Baumann in seiner durchschlagenden Abhandlung „Schwaben und Alamannen, ihre Herkunft und Identität", schon im Jahre 1876 nachgewiesen.[2])

Im Weiteren wird die Abstammung der Baiuwaren erörtert. Schreiber erklärt dieselben für einen ostgermanischen Stamm, der seinen bisherigen Wohnsitz in Böhmen in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts verließ und die „Landschaften zwischen dem Böhmer-Wald, dem Fichtelgebirg und den Alpen, dem Lech und der Enns" besetzte. „Als die Bajuwarier (Bayern), fährt er fort, die römischen Donauprovinzen betraten, verriethen sie ihre Abkunft von den Ostgermanen durch ihre Mundart, körperliche Gestalt und Religion, sowie durch ihre rechtlichen und politischen Einrichtungen; im Laufe der Zeit vermischten sie sich mit einzelnen Familien der an der Grenze wohnenden Alamannen und Franken."[3]) Wollten wir uns auf eine Diskussion über diese Anschauung einlassen, so würde uns dieselbe zu weit über den Rahmen einer Recension hinausführen. Ueber die Herkunft der Bayern ist schon viel geschrieben und gedruckt worden und trotzdem, adhuc sub judice lis est. Nur das wollen wir zur Ausführung Schreibers bemerken: Die Bayern als einen ursprünglich rein ostgothischen Stamm zu erklären, ist unhaltbar. Man bringe doch einmal schlagende Beweise hiefür aus ihrer „Mundart, körperlichen Gestalt und Religion". Dies ist einfach nicht möglich. Daß in dem mit dem Stammesnamen Baiuwaren bezeichneten Volke ostgermanische Völkersplitter aufgegangen sind, ist ziemlich sicher, aber in der Hauptsache kommen bei diesem Kristallisationsprozesse, in dem sich der Stamm der Baiuwaren bildete, west-

---

1) Schubert, Unterwerfung der Alamannen unter die Franken. Straßburg 1884.

2) Forschungen zur deutsch. Gesch. Bd. 16, S. 215. Weitere Literatur auch für's Vorhergehende bei Stälin, Geschichte Württembergs (Gotha 1882). S. 43.

3) Neben Usinger und Müllenhof ist in der Fußnote citirt Freßl, Rede im hist. Verein von Oberbayern, „Die Abstammung der Bajuwarier".

rmanische Stämme in Frage.[1]) Was die Erklärung des
mens anlangt, so nimmt man jetzt so ziemlich allgemein an,
ß sie den Namen nach dem Lande führen, das sie vor ihrer
nwanderung in ihre neuen Sitze inne hatten, und daß Baiu-
rii bedeute die Bewohner des Landes Baia, Boihaemum.[2])
Auf die Lex Baiuwariorum kommt Schreiber S. 16 u. 21
sprechen. Er steht, was die Art und Zeit der Abfassung
Lex anlangt, auf der Seite von Roth, Merkel und Riezler,
einer Successiv-Entstehung derselben das Wort reden,
Gegensatz zu Waitz, Gfrörer, Brunner und Schröder, welche
Lex als ein einheitliches Ganzes und als das Er-
niß einer einmaligen Satzung betrachten. Uns scheinen die
eine Simultan-Entstehung der Lex vorgebrachten Gründe
t durchschlagender Bedeutung zu sein.
Die zwei großen Ereignisse, die Unterordnung der
tammherzoge unter die Oberhoheit des Frankenreiches
d die Einführung sowie allmähliche Befestigung des Christen-
ums, welche mit den sich daran knüpfenden politisch-
chlichen Bewegungen die Zeit der agilolfingischen Herrschaft
sfüllen, werden klar und eingehend besprochen (S. 16—31).
Nach Tassilo's II. Sturz wurde Bayern fränkische Reichs-
vinz. Karl d. Gr. sah in diesem Ereignisse lediglich eine
iedererwerbung dessen, was unter den letzten Fürsten un-
reulich dem Reiche der Franken entzogen worden war."[3])
s Verfahren Karl's gegen Tassilo ist ebenso wenig ein
hmesblatt in der Geschichte eines Karl d. Gr., als sein Be-
men gegen die Sachsen; und all das Lobpreisen zeitgenössi-
r Chronisten vermag diese Handlungen Karl's nicht zu be-
nigen. Bezeichnend ist auch hier die Haltung des Hof-

1) Die Literatur über diese Frage gibt Riezler in seiner Bair. Gesch. (Gotha 1878) und Gengler in seinen „Beiträgen" S. 8.

2) Ueber andere Erklärungen siehe Gengler a. a. O. S. 11, 4.

3) Juvavia v. Kleinmayrn S. 48 — quia ducatus Bajoariae ex regno nostro Francorum aliquibus temporibus infideliter per malignos homines Odilonem et Tassilonem propinquum nostrum a nobis subtractus et alienatus fuit, quem nunc ... ad propriam revocavimus dicionem.

historiographen Einhard, der, wohl fühlend, daß durch
Ingelheimer Prozeß den Forderungen des Rechtes nicht
Genüge gethan sei, mit vielsagendem Schweigen in seiner Le
beschreibung Karl's über diesen Punkt hinweggeht.

Das zweite Kapitel ist der Zeit: „Bayern unter der
gierung der Karolinger und der ersten Wittelsbacher" gew
Bayern galt, trotz seiner Eingliederung in das Franke
fortwährend als selbständiges Nebenreich, „regnum
wariorum", und die Regenten aus dem Hause der Kar
nannten sich daher „reges Baioariorum". Die inner
waltung des Landes, als dessen Hauptstadt Regensbur
wurde theils durch die Gaugrafen und die für Bayern ab
neten Königsboten, welch letztere zeitweilig eine Art
schaftlicher Thätigkeit entfalteten, vermittelt, theils lag sie
Händen der Grenzgrafen der östlichen, böhmischen, avo
und pannonischen Mark, deren Wirkungskreis sogar vo
gehend bei einzelnen, wie namentlich in der Person Gerol
bis 799) und Audulf (799—818), bis zu einer Statthalt
über Bayern (praefectura Baioariae) erweitert worden

Im Jahre 817 erließ Kaiser Ludwig jene Reichsth
die als ein heiliges und unverbrüchliches Grundgesetz, ei
Ordnung an die Stelle des alten Herkommens zu setzen b
war. Die Einheit seines Reiches, dessen Grenzen beina
denen des Christenthums zusammenfielen, dessen Kaiser ihr
vor allem als Schirmvögte der römischen Kirche führten
fürderhin nicht mehr nach altem deutschen Herkommen
gemeines Familiengut nach rein weltlichen Gesichtspunkt
splittert werden, sondern es sollte dessen Einheit über das
des Kaisers hinaus gerettet werden; denn nur als ein
und ganzes Reich schien es seinen großen Aufgaben gen
können. Lothar erhielt drei Viertheile des Reiches und
zum Mitregenten und Nachfolger des Kaisers bestimmt, w
Pippin und Ludwig von demselben abhängige Königrei
mäßigem Umfang erhielten, der erstere Aquitanien, der
Bayern. Ludwig war damals etwa 12 Jahre alt, wa
noch unmündig und stand noch mehrere Jahre unter vä
Zucht. Nach Schreibers Darstellung ist die Sache etwas
so daß der Leser meint, der jugendliche Prinz habe alsba

des Hausgesetzes in Regensburg sein Hoflager auf-
gen. Dem ist aber nicht so. Die Angabe des Astro-
(c. 29) zum Jahre 817, Hludovicum in Baioariam misit,
ist weiter als eine ungenaue Umschreibung des Einhart-
Berichtes, der von der künftigen Vertheilung sprechend
alterum Baioariae praefecit. Daß der junge Ludwig
sich besuchte, ja sogar längere Zeit vorübergehend da und
in demselben weilte, ist sehr wahrscheinlich und spräche
auch Meichelbeck, wo unter den Zeugen einer Tradition:
Egilolfus pedagogus Hluduvici juvenis genannt wird.[1])
August 825 bestimmte Kaiser Ludwig auf dem Reichs-
Aachen, daß sein nunmehr mündig gewordener Sohn
Bayern gehen sollte.[2]) Im kommenden Frühjahre scheint
Übersiedelung erfolgt zu sein,[3]) wie aus verschiedenen
chen Vermerken erhellt.

Die Angabe Sch.'s S. 33: „Bayern erstreckte sich vom
bis Trient", ist dahin zu berichtigen, daß das Bisthum
, das sich am rechten Etschufer bis über Nals erstreckte,
zum Königreich Italien gehörte.[4])

Die Darstellung der Erhebung von Ludwigs Söhnen gegen
Vater ist etwas zu knapp ausgefallen und so in manchen
dadurch unklar und ungenau. So soll z. B. Ludwig
Bayern sogleich mit den Rebellen gemeinsame Sache ge-
haben. Dem ist aber nicht so; Ludwig stand vielmehr
Reichstage in Nimwegen noch fest auf Seiten des

1) Meichelb. hist. Frising. 1b, 198.

2) Einhard. ann. 825: Hludowicum in Baioariam direxit; der ihm nachschreibende Astronom: Hludovico in B. dimisso. — M. G. ss. 9, 564 (Auctarium Garstense), 825: Ludwicus in Bavariam venit; ebenso die Annal. S. Rudberti M. G. ss. 9, 770.

3) So heißt es in einer Urkunde vom 6. Juni 826: in ipso anno, quo filius ejus Ludovicus in Bawariam evenit (Meichelb. l. c. 261). Hundt Urk. S. 11 (13. Okt. 826): ipso anno factum est, quo filius Hludowici imperatoris ipsius nomine Hludowicus rex in Bawaria venit.

4) Mitth. f. österr. Geschichtsforsch. 2, 367.

Vaters.[1]) Auch die Angabe, als habe Kaiser Ludwig den
Gregor IV., der um eine Vermittlung anzubahnen in
Lager erschienen war (am 18. Juni), aus dem Lager fortge
ist nach Dümmler's Ausführung S. 78 zu berichtigen.

Mit Beginn des zehnten Jahrhunderts sehen wir
bedeutsame Aenderung in Bayern sich vollziehen, indem d
agilolfingische Stammherzogthum wieder in Kraft zu
aufing.[2]) Luitpold, dessen Nachkommen noch heute an der
des Bayerlandes stehen, seit 895 Grenzgraf der böh
Mark und zugleich Graf im Nord- und Donaugaue, jener
Degen aus dem Adelgeschlechte der Huosier, einer jen
im Fürstenrange stehender „genealogiae primorum post
vingas, qui vocantur Huosi, Drozza, Fagana, Hal
Anniona" (Lex Baiw. III. 1), hatte die mark- un
gräfliche Gewalt bereits materiell zum jus ducale
gert. Als er ruhmbedeckt im Kampfe gegen die
(907 oder 908) gefallen, durfte sein Sohn Arnulf,
durch die Machtfülle seines Hauses vor jeglichen
spruche seitens des Adels oder Königs gegen seine
erhöhung gedeckt war, es wagen, die vom Vater überko
Amtsbefugnisse allmählig mit der Vollgewalt und de
eines „dux Baioariorum et etiam adiacentium region
vertauschen. Die an ihn anknüpfende Regentenreihe ze
bis ins letzte Drittel des elften Jahrhunderts einen fortwä
Wechsel der fürstlichen und zum Theile königlichen Gesc
aus welchen die bayerischen Herzoge durch die Könige
wurden. Die als uraltes Nationalvorrecht der Bayern beto
vielgepriesene „electio Bawariorum" (d. i. Besetzu
Herzogsstuhles durch actuelle Ausübung eines Volksabstim
rechtes) war schon lange in eine bloße Beifallskun
der bei der „ducatus datio in regali palatio" ann
bayerischen Großen umgewandelt worden, bis schließli
dieses Scheinrecht vollends einem königlichen Ernennun

1) Ausführlich über die Rebellion Dümmler, Gesch. d. ost
I, 59 ff. Zu Obigem siehe besonders S. 65.

2) Schreiber 3. Kap. „Bayerns Verwaltung durch Amts
S. 56—93.

mußte. So sind außer den Luitpoldingern: Sachsen, …n, Salier, Lothringer und Luxemburger zur bayerischen …würde gelangt. Bisweilen war auch längere Zeit der …stuhl unbesetzt, indem der jeweilige König und Kaiser …erung des Landes in seiner Hand behielt,[1]) die sogar …vorübergehend in weiblichen Händen ruhte, als die … Wittwe Agnes dort die Regentschaft führte (1056 bis … Nach der Absetzung Otto's von Nordheim waren es … zwei mächtige Fürstenhäuser, welche dem Lande Bayern …zoge gaben, das schwäbische Geschlecht der Welfen und …fränkische Haus der Babenberger.[2]) Dem ersteren gehörte … der Löwe an, welcher auf der Fürstenversammlung zu …rz (Juni 1180) aller Reichslehen für verlustig erklärt … Am 16. September 1180 belehnte Kaiser Barbarossa …ng in Thüringen den Pfalzgrafen Otto, den Nach- … der Luitpoldinger, mit dem erledigten Herzogthume in …

Daß seine Ahnen vom erlauchten Stamme
Der Schyren schon vor grauer Zeit geführt
Und hoch berühmt gemacht durch ihre Thaten.

… Kapitel 5 beginnt Schreiber die Geschichte Bayerns … Wittelsbachern. Wollten wir die nun folgenden … gleich eingehend besprechen, so müßten wir wohl … Geschichte Bayerns schreiben. Wir müssen daher, … Rechte des Recensenten Gebrauch machend, uns noch … Bemerkungen beschränken.

… nur durch Otto's Belehnung mit Bayern tritt das …lsbach im letzten Drittheil des zwölften Jahrhunderts …rdergrund der Geschichte des Abendlandes, sondern auch … erster Größe und doch so milden Lichtes, der über … Kirche damals erstrahlte, war ein Wittelsbacher, … von Wittelsbach, Cardinal-Erzbischof von Mainz …burg. Dieser Kirchenfürst, dessen Bild leider bis in

…ter König Heinrich II. 1009—1017; unter König Konrad II. …—1027; unter König Heinrich III. 1039—1042 und nach … Kaiserkrönung 1047—1049.

…, 4. Kap. „Verwaltung der Welfen in Bayern" S. 94—131.

unsere Tage „durch eine an Böswilligkeit grenzende Leicht-fertigkeit der Geschichtsbehandlung“ verunglimpft wurde, ist ohne Frage der größte von den Wittelsbachern, welche die Mitra trugen. Eine solche Gestalt, die Dr. Will durch seine klassische Festschrift[1]) in den bayerischen Landen wieder heimisch zu machen und deren Andenken in die Brust des Volkes er-einzupflanzen strebte, hätte es immerhin verdient, daß ihr Schreiber etwas mehr Raum in seinem Werke eingeräumt hätte. Hier wäre Gelegenheit geboten gewesen, seinen Vorsatz, „die schönen, erhebenden Erscheinungen auf katholischem Gebiete darzustellen,“ so recht zum Ausdrucke bringen zu können. Was er über Erzbischof Konrad sagt (S. 135), genügt unseres Erachtens nicht für eine katholische Geschichte Bayerns. Ja wenn nur wenigstens in den Fußnoten auf die Arbeit Will's verwiesen wäre. Ueberhaupt ist es mit den Literaturangaben bei Schreiber eigenthümlich bestellt. Die neuere Literatur ist sehr spärlich vertreten, und so kommt es, wie wir schon oben an einigen Beispielen gezeigt haben, daß Schreiber noch Ansichten vertritt, die in der wissenschaftlichen Welt heute als veraltet gelten. Es mag einem ja schwer fallen, an einem Manuscript, das man schon mehrere Jahre abgeschlossen hat, größere Aenderungen vorzunehmen und unbarmherzig auszumerzen, was man mit großer Mühe zusammengetragen hat, allein soll das Buch seinen Zweck vollständig erfüllen, so ist dieses unerläßlich.

Wenn es S. 139 von Heinrich VI. heißt: „Mit hinterlistigem Verrathe befahl er, die Anhänger Tankred's grausam zu ermorden und dessen Sohn zu blenden; beladen mit dem Bannfluche des Papstes ging er nach Deutschland zurück“, so ist der hinterlistige Verrath denn doch nach Töche S. 343 zu commentiren, die Blendung an Tankred's Sohn ist sehr unwahrscheinlich. Wäre dieses wirklich der Fall gewesen, so hätten wir sicherlich Kunde darüber aus einem der Briefe Innocenz I

1) Konrad von Wittelsbach, Cardinal-Erzbischof von Mainz und von Salzburg, deutscher Reichskanzler. Zur Feier des siebenhundertjährigen Jubiläums des Hauses Wittelsbach von Cornelius Will. Regensburg 1880. Vergl. hierüber Histor.-polit. Blätter Bd. 86, S. 394 f.

Mit dem Bannfluche endlich ist Heinrich ebenso wenig nach Deutschland zurückgekehrt, als er „unter der Angabe eines Kreuzzuges eine Abtheilung des deutschen Heeres nach Konstantinopel schickte“ (S. 140). Ausführlich und eingehend handelt über all diese Dinge Töche in „Jahrbücher der Deutschen Geschichte. Kaiser Heinrich VI.“ [1])

Den Sieg, welchen Philipp August von Frankreich am 27. Juli 1214 bei Bouvines über Otto IV. davontrug, beschreibt Schreiber S. 146 und fährt fort: „Den Sieg der Franzosen benützte Papst Innocenz III. und berief 1215 ein allgemeines Concil nach dem Lateran in Rom. . . Das Concil bestätigte als oberster Gerichtshof der christlichen Welt den Bann und die Absetzung des Kaisers und die vom hl. Dominikus und Franziskus gestifteten Orden.“ Daß die Einberufung des Concils mit der Schlacht von Bouvines in keiner Beziehung steht,

---

1) Schreiber citirt allerdings S. 140 „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Kaiser Heinrich VI. von Töche, XIV, 245—415.“ Wir sind aus diesem Citat nicht recht klug geworden, denn ein Werk unter diesem Titel konnten wir nicht finden. Wenn es aber mit dem obengenannten Werke identisch sein soll, so ist unerfindlich, wie Schreiber, ganz abgesehen von dem verdorbenen Titel, citiren konnte XIV, 245—415. Töche's Werk hat allerdings mit Titelblatt, Vorrede ꝛc. XIV Seiten; auf S. 245 sind die deutschen Ereignisse des Monats Dezember vom Jahre 1192 geschildert und S. 415 beschreibt den Widerstand Adolfs von Köln und seiner Partei gegen den Plan Heinrichs, das Reich in der Familie der Staufer erblich zu machen. Ein guter Theil der von Schreiber erzählten Ereignisse, auf welche doch das Citat gehen soll, folgt erst S. 416—472. Fast möchte man glauben, Schreiber habe das Buch von Töche gar nicht angesehen. Nicht viel besser steht es mit dem Citate S. 141 Note 2, wo Schreiber von den Hungerjahren 1195—1197 in Deutschland und vom Eintreffen der Nachricht vom Tode des Kaisers in Deutschland erzählt. Was er dort schreibt, steht fast wörtlich bei Winkelmann, Jahrbücher der Deutschen Geschichte. Philipp von Schwaben und Otto IV. Bd. I, S. 43 u. 44. Schreiber citirt aber „Jahrbücher des Deutschen Reichs“, dann richtig „Philipp . . .“ aber S. 103—133.

bedarf wohl keiner langen Widerlegung, denn das Convo
schreiben zur zwölften allgemeinen Synode hatte ja Innocen
schon am 19. April 1213, also 1¼ Jahre vor der g
Schlacht erlassen und es heißt darin: „Da jedoch ein all
Concil nicht vor zwei Jahren zu Stande gebracht
kann, so werde ich unterdessen in allen Provinzen na
lassen, was der apostolischen Feile bedarf . . . H
also bereit, in 2½ Jahren, bis 1. November 1215,
zur Synode zu erscheinen." [1]) Was die Absetzung O
die Bestätigung des über ihn verhängten Bannes d
Concil betrifft, so schreiben hierüber Hefele-Knöpfler [2])
der abgesetzte Kaiser Otto IV. hatte einen Deputirten
einen Mailänder von Geburt, welcher noch vor
der Synode (in einer Vorversammlung) für seinen He
dirte. Aber der Markgraf von Montferrat trat ihm
und zeigte, daß Otto's Gesuch aus sechs Gründen a
werden müsse . . . Damit verband er auch Angriff
Mailänder, als Anhänger Otto's . . . und es entstan
eine heftige Aufregung, welche der Papst nur durch a
Schluß der Versammlung beilegen konnte. Ob und i
Weise über die Sache weiter verhandelt wurde, ist
berichtet; am Schlusse des Concils aber, am 30.
bestätigte Innocenz abermals die Wahl Friedr
die Absetzung Otto's." — Die zwei Mendicantenorde
an der allgemeinen Synode nicht bestätigt, vielmehr
selbe ja ein Dekret erlassen, dahin lautend: „Damit
große Verschiedenheit der Orden Verwirrung in d
veranlasse, verordnen wir, daß künftig niemand n
neuen Orden ersinnen darf. Wer Mönch werden oder
Kloster gründen will, muß in einen bereits approbirt
eintreten, oder eine schon genehmigte Regel annehmen
daher Erzbischof Fulko von Toulouse, welcher den hl
kus, der in seiner Provinz so segensreich gewirkt und

1) Migne, CCXVI, Innocentii epp. lib. XVI ep. 30.
2) Conciliengeschichte Bd. 5 S. 873.
3) Hefele-Knöpfler S. 886, 13.

lbst eine Art Predigerkloster gegründet hatte, mit nach
r Lateransynode genommen hatte, um dort dem Papste
Plan zur Gründung eines Predigerordens vorzulegen,
pste hierüber Mittheilung machte, verwies sie Innocenz
jen Beschluß der Synode und forderte sie auf, in dem
en Kloster eine der bereits bestehenden Ordensregeln
ren, und Dominikus wählte nun die Regel der
erchorherren mit den Zusätzen des hl. Norbert. Falls
Franziskus damals, wie es heißt, auch in Rom war,
Bestätigung seiner Stiftung zu erbitten, so erhielt er
veifel eine ähnliche Antwort, wie Dominikus.[1]) Erst
pst Honorius III. erhielten die Stiftungen dieser beiden
tiellen Männer die Bestätigung eigener Regeln.
n nur noch eine Bemerkung. Wir können nicht verstehen,
Schreiber die „Geschichte Bayerns von S. Riezler"[2])
lich nicht benützt hat. Wir glauben, daß man auch
egner" lernen kann, und daß man das Gute nehmen
o man es findet. Auch Schreiber hätte in gewissem
es Dichters Wort beherzigen sollen: „Zeigt mir der
was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll."
r wollen schließen. Nicht Lust am Bekriteln war es,
veranlaßt hat, bisweilen den Finger etwas hart auf
ven Stellen des Buches zu legen, sondern es war die
r Sache. Es liegt uns daran, daß ein Werk, wie das
de, das eine wirkliche Lücke ausfüllt, auch hinter
nnten Ansprüchen nicht allzu weit zurückbleibe. Und
der Verfasser in der Vorrede seines Buches sich und
k in offenen Gegensatz zu anderen Geschichtsschreibern
en Werken gestellt hat, muß man wünschen, daß das-
gnerischen Anfechtungen gegenüber möglichst wehrhaft
eit dastehen möchte. Haben wir bisher manche

---

rgenröther, K.-G. Bd. 2 S. 362. . .
s jetzt drei Bände. Der dritte Band dieses unstreitig gründ-
en und mit glänzendem Geschick geschriebenen Werkes, der die
t von 1347–1508 umfaßt, erschien 1889 (bei Perthes in
tha). Ueber die beiden ersten Bände vgl. Histor.-pol. Bl.
. 83, S. 690 ff. und Bd. 86, S. 763 ff. A. d. Red.

Schwächen aufgedeckt, so wollen wir auch die Vorzüge
Buches gebührend hervorheben.

Die Geschichte Bayerns von Schreiber ist immerhin
bedeutende Arbeit und beachtenswerthe Erscheinung. Das B
ist durchweht von einem warmen Hauche der Vaterlandslie
Das schöne Verhältniß zwischen Bayerns Fürsten und ih
Volk, die felsenfeste Treue und rührende Anhänglichkeit
letztern an das angestammte Herrscherhaus findet in Schr
einen begeisterten Lobredner. Wohl zu den best geschrieben
Partien des ganzen Buches gehört die „Verschwörung
bayerischen Patrioten gegen die Kaiserlichen“ (S. 849 ff.).
mals als Bayerns Leu todwund darniederlag und die „kaiserli
Henkersknechte“ im Lande schalteten und walteten, da ward
Volke die Losung ausgegeben: „Lieber bayerisch sterben,
in des Kaisers Unfug verderben“, und mit ihrem Her
haben die oberbayerischen Bauern dieses Wort in der W
weihnacht besiegelt.

Seinen katholischen Standpunkt vertritt Schreiber e
maßvoll wie entschieden. Er hat ein offenes Auge für
Schäden und Gebresten, an welchen zur Zeit der relig
Neuerung die katholische Kirche in Bayern krankte, und er
mit seinem Tadel hierüber ebenso wenig zurück, als er be
Beschreibung jener Zeit die Protestanten mit einer Aeuß
verletzt.

Er ist ein gerechter und unparteiischer Richter i
Beurtheilung der bayerischen Fürsten, für Lob und Tad
er am rechten Ort auch das rechte Wort. Er ist redlich be
seine Geschichte Bayerns nicht zu einer „Trommel- und
petengeschichte“ herabsinken zu lassen, und der Vorwurf
man so manchen Geschichtsschreibern macht, daß sie zu
Geschichte in ein bloßes Verzeichniß der Menschenmetzeleie
wandeln, kann ihm nicht gemacht werden. Neben den Sc
ungen der Kriegswetter, die über das Bayerland verh
dahingebraust sind, weiß er auch sehr ausführlich zu er
von den Segnungen und Triumphen des Friedens, die dem
beschieden waren. Wenn einige der herkömmlichen Ge
der militärischen Geschichte in seinem Buche etwas weniger
einnehmen, als man sonst anderwärts bewilligt hat, so ge

dies, weil er Raum für Gestalten brauchte, die in der Geschichte sonst weniger beachtet werden, die Gestalten des Missionärs, des Mönches, des Philosophen und des Dichters, des Mechanikers und des Buchdruckers, des Steinmetzen und des Kaufmannes.

Die große Culturmission der Söhne des hl. Benediktus (S. 50, 150), der edlen Pioniere

„....... Die sich mühten,
Mit dem Spaten wilde Schluchten,
Wildre Herzen mit der Lehre
Lindem Samen zu befruchten,

er Städter geschäftiges Treiben und Schaffen (S. 150) weiß r sehr anschaulich zu schildern. In des fehdelustigen Ritterthumes Leben und Treiben (S. 154), in des Minnesanges Wundergarten läßt er uns blicken (S. 153); der Nibelunge Noth und Klage und Herr Walthers bald heiter frohe Weisen, bald ernst und trutzige Lieder dringen an unser Ohr. Er führt uns in die Bauhütten der Steinmetzen, von deren Schaffen so mancher stolze Dom im schönen Bayerlande zeugt (S. 157 u. 185). Einen Regiomontanus, der durch seine Erfindung des „Jakobsstabes“ und Vervollkommnung des „Astrolabiums“ den großen Seefahrern es ermöglichte, das weite Weltmeer zu durchfurchen, stellt er mit Fug und Recht dem Colombo, Vasco de Gama, Magelhaens an die Seite. Die sorgsam eifrige Pflege der Wittelsbacher für Kunst und Wissenschaft, deren Thätigkeit und Sorge für eine geordnete Rechtspflege und gute Verwaltung des Landes, all das ist auf's eingehendste behandelt, besonders ausführlich die Zeit Ludwig des Reichen und Albrecht V.; mit seinem ganzen Musenhofe zieht dieser große Mäcen an unserem Auge vorüber.

Mit Spannung sehen wir dem zweiten Bande von Schreiber's bayerischer Geschichte entgegen. Möge der eben besprochene Band in der wohl bald nöthig werdenden zweiten Auflage in geläuterter Form recht bald erscheinen. K. W.

XVIII.

Trautmann's „Oberammergau und sein Passionsspiel".

Im Jahre 1880 betrug die Zahl der Besucher des Oberammergauer Passionsspieles 120,000, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird im laufenden Festspieljahre diese hohe Ziffer noch erheblich überschritten werden. Nicht nur sind gegen früher die Verkehrsmittel erleichtert und ist die Reiselust im Allgemeinen gestiegen, sondern das Interesse an „dem" merkwürdigen und wunderbaren Passion, den die Einwohner des stillen oberbayerischen Gebirgsdorfes so erschütternd darzustellen verstehen, hat immer weitere Kreise ergriffen, von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee und hinüber bis Amerika.

Daß Spiel und Spieler, welche auf ferne Länderstrecken hin auf Hunderttausende von Menschen elektrisch wirken, auch Gegenstand der literarischen Behandlung geworden sind, ist selbstverständlich. Für den Kenner der einschlägigen Literatur genügt es, wenn ich sage, daß das Spiel schon ethnographisch, ästhetisch, geschichtlich, literar-historisch und musikalisch unter die kritische Loupe genommen worden ist, und der Freund der einen und der andern Betrachtungsweise findet reichliche und theilweise erschöpfende Belehrung vorhanden.[1])

Allein trotz diesem mannigfaltigen Reichthum an Literatur, das Thema „Oberammergau und sein Passionsspiel" ist damit noch keineswegs erschöpft gewesen.

---

1) Ueber die namhafteren Erzeugnisse dieser Literatur ist auch in diesen „Blättern" seit dem epochemachenden Aufsatz von Guido Görres im Jahre 1840 (Bd. 6) verschiedentlich, insbesondere in Bd. 68, Bericht gegeben worden. A. d. Red.

Unter dem genannten Titel hat Karl Trautmann, der verdiente Mitherausgeber des „Jahrbuchs für Münchener Geschichte“ und der „Bayerischen Bibliothek“, eine Studie veröffentlicht,[1]) welche die Wahrheit dieser Behauptung beweist. Ich glaube, daß Trautmann's Buch ein mächtiger Schritt zur Erschöpfung des Themas Oberammergau ist, nicht minder aber auch ein Anstoß sein wird zu einer in weiten Kreisen veränderten Anschauung der Geschichte des katholischen Südens Deutschlands in den letztvergangenen Jahrhunderten.

Worin besteht nun das Neue, das Trautmann bietet?

Zunächst in der Aufstellung des Satzes, daß wir im Oberammergauer Spiele[2]) nicht, wie man bisher allgemein angenommen hat, ein Werk mittelalterlicher Poesie und volksthümlichen Dichtungstriebes vor uns haben, sondern „einen letzten Ausläufer der von den Jesuiten beeinflußten Dramatik der Gegenreformation“, eine „Schöpfung gelehrter, im Geiste jener Zeit arbeitender Dichter“.

Der urkundliche Beleg für diese Neuauffassung der Darstellung konnte freilich nur einem so gewiegten Kenner der bayerischen Bühnengeschichte, wie Trautmann ist,[3]) gelingen und es verlohnt sich, mit ein paar Sätzen auf die altbayerische Schauspielkunst einzugehen.

Seit den ältesten Zeiten sind die Altbayern ein theaterfreudiges Volk gewesen, und aus dem Landstrich zwischen Lech und Isar, in dem bekanntlich auch Oberammergau liegt, stammen einige der frühesten Aeußerungen scenischen Lebens, die wir überhaupt in Deutschland haben. Probst Gerhoh von Reichersberg (1093—1169) sprach geradezu von einer altbayerischen „Dramomanie“. Aus der späteren Zeit wissen wir, daß die gelehrte bayerische Jugend an den Pfarr-, Kloster- und „Poeten“-Schulen,

---

1) Bamberg, Buchner'sche Verlagsbuchhandlung, 1890. (Bildet Bd. 15 der „Bayer. Bibliothek“.)

2) D. h. wohl nur in seiner heutigen Ausgestaltung. A. d. Red.

3) Siehe seine bahnbrechenden Arbeiten über „Italienische, französische und deutsche Schauspieler am bayer. Hofe“ im „Jahrb. für Münchener Geschichte“ I, 193—312, II, 185—334, III, 259 bis 430.

ja selbst an der Landesuniversität Ingolstadt Schulkomödien agirte, daß die Bürger und Handwerker in ihren Zünften und Meistersinger-Genossenschaften an geistlichen und weltlichen Spielen sich erfreuten, und selbst das Landvolk auf den Dörfern sein Weihnachts- und sein Fastnachtsspiel nicht mißte.

Diese bayerische Theaterfreudigkeit war einer der Hauptpunkte, bei dem die Jesuiten einsetzten, als sie am 21. Nov. 1559 nach München kamen. Die Väter der Gesellschaft Jesu stellten die Religion in den Mittelpunkt ihrer Spiele, religiöse Erhebung war das Endziel ihrer Vorstellungen. Dieser Zweck wurde erreicht dadurch, daß sie „eine Vereinigung aller Künste im Rahmen des Dramas“ anstrebten und durchsetzten. Bühnentechnik, Malerei, Plastik, Musik, Dekorationen, Tanz, Alles vereinigte sich, um eine glanzvolle, berückende Wirkung auf Aug' und Ohr, Phantasie und Herz auszuüben.

Mit der prunkvollen Aufführung der Tragödie „Constantinus“ im Jahre 1574, bei welcher durch zwei Tage hindurch die ganze Stadt München dem Stücke zur Bühne diente und wobei mehr als tausend Personen als Redende oder Statisten mitwirkten, wozu das Volk von nah und fern zusammenströmte, war im katholischen Bayern thatsächlich jenes nationale „Gesammtkunstwerk“ ins Leben getreten, welches Richard Wagner für Deutschland erträumte, das Festspiel, „zu dem man aus allen Orten des Landes wallt, an dem das ganze Volk geistig wie materiell theilnimmt und das durch die Großartigkeit der Durchführung vom einfachen Theaterstücke zum nationalen Weihe-akte emporsteigt“.

Wie alles Menschliche, stieg auch das Jesuitendrama von der stolzen Höhe, die es im 16. und 17. Jahrhundert inne hatte, herab, insonderheit als am bayerischen Hofe das Berufsschauspiel, abwechselnd von Italienern, Franzosen und Deutschen gepflegt, immer mehr in Aufnahme kam. Allein, was es an Intensität am Münchener Fürstenhofe eingebüßt, das war ihm reichlich durch Ausbreitung über das ganze Land wieder hereingekommen. Die prächtigen und wirkungsvollen Neuerungen des Jesuitenordens fanden Widerhall in allen Prälaturen des bayerischen Hochlands, wo man nicht minder bühnenfroh und kunstpflegend war als in der Hauptstadt. „Auf diesem Wege ge-

...gte die in München von den Jesuiten geübte Weise bis in ... entlegensten Gebirgsdörfer" und unter diesen auch nach ...erammergau.

Die Geschichte des Oberammergauer Spiels hält seit dessen ...stehung im Jahre 1633 den eben gezeichneten Gang der ...erischen Theaterentwickelung in den großen Zügen ein. Der ...te noch vorhandene Oberammergauer Passionstext vom Jahre ...62 setzte sich aus zwei älteren meistersingerlichen Spielen ...mmen, einem Passionsspiele aus dem 15. Jahrhundert und ...r „Passion und Auferstehung Christi", die den Augsburger ...chneider und späteren deutschen Schulmeister Sebastian Wild ...m Verfasser hatte und 1566 gedruckt wurde. Dieser combi...rte volksthümliche Text ging solange über die Oberammergauer ...ühne, bis sich, erst leiser seit 1680 und allmählich stärker, ...e Einwirkungen des Jesuitendramas bemerklich machten, die ...m Jahre 1750 damit endeten, daß die früher geltende Passion ...llständig in der Weise der Jesuiten umgearbeitet wurde.

Und wie der ältere, volksthümliche, meistersingerliche ...ssionstext aus der zünftereichen Reichsstadt Augsburg gekommen ...ar, so kam „der neue Passion" mit seinen neuen Akten („Abhand...lungen"), plastischen Bildern aus dem alten Testamente, welche ...r vorangegangenen Handlung entsprechen („Exhibitionen"), ...ren zahlreichen allegorischen Figuren, seiner prunkvollen ...lußapotheose und seiner rauschenden Musik aus der gelehrten ...udierstube des im Jesuitendrama sattelfesten Ettaler-Kloster...herrn Ferdinand Rosner (1709—1778).

Man darf nicht glauben, daß den Ammergauern dieser ...ue Text etwa aufgezwungen woren sei. Im Gegentheile! ...ie Oberammergauer-Spieler, die in einer Eingabe vom Mai 1770 ...m Kurfürst Max III. Joseph von sich rühmen konnten, daß ...e fast lauter Leute seien, „welche halb oder ganz Europa aus...reiset sind, mithin wohl zu unterscheiden wissen, was an ...deren orthen vor einfältig und verwerflich gehalten wird vnd ...as bey einer so heyligen Vorstellung gangbar ist", waren selbst ...r Einsicht gelangt, daß ihr bisheriger Text für ihre Zeit zu ...raftlos und altmodisch sei, und sie selbst waren es, von denen ...s Ansinnen an Pater Rosner ausging, einen den modernen ...sprüchen gerechten Passion zu dichten. Wohl hat seit 1750

auch dieser Text wieder verschiedene Aenderungen und einmal sogar eine totale Umarbeitung durch den Ettaler Pater Ottmar Weiß (1811) erfahren, aber dennoch steht der heutige Passion noch da als ein letztes Ausklingen des einstens alle bayerischen Bühnen beherrschenden Jesuitendramas.

Im Zusammenhange damit steht es, daß Trautmann auch in der Bühne des Oberammergauer-Passionsspiels nicht die Entwicklung der altdeutschen Mysterienbühne, sondern die durch die Jesuiten nach Altbayern verpflanzte Bühne der italienischen Renaissance erblickt und uns die Aehnlichkeit zwischen dem Teatro Olimpico Palladio's und Scamozzi's in Vicenza und der Ammergauer Bühne vom Jahre 1850 vor Augen führt durch Gegenüberstellung der Abbildungen beider Bühnen.

Wenn ich noch erwähne, daß Trautmann auf Grund eines archivalischen Fundes die Geschichte des Ammergauer Passionsspieles auch in dem Punkte richtig stellt, daß dasselbe im Jahre 1770 sich keineswegs, wie bisher überall zu lesen war, eines Ausnahme-Spiel-Privilegiums erfreute, sondern ebenso wenig abgehalten werden durfte, wie alle übrigen Passionstragödien in bayerischen Landen in Folge eines generellen Verbotes, so glaube ich hinlänglich gezeigt zu haben, daß die besprochene Studie ein mächtiger Schritt vorwärts ist zur Erschöpfung der Geschichte Oberammergaus.

Damit aber dürfte der Hauptwerth des Trautmann'schen Buches noch nicht hervorgehoben sein. Nach meiner Meinung ruht dieser in des Buches erstem Kapitel, das „Kloster Ettal und der Pfaffenwinkel" überschrieben ist; hievon verspreche ich mir eine weithin wirkende Läuterung der Auffassung der Geschichte des katholischen Bayerns in den letzten Jahrhunderten.

Zwei Gedanken sind es hauptsächlich, welche in diesem Kapitel zur Aussprache und dem Leser zum Bewußtsein kommen. Einerseits wird die im Großen und Ganzen allgemein übliche Ansicht zurückgewiesen, als hätten die Klöster sich nur in den ersten Jahrhunderten ihrer Ansiedelung auf deutschem Boden durch Urbarmachung der Wälder und Oeden und durch Verbreitung der Bildung, höchstens noch während des späteren Mittelalters Verdienste um das Volk erworben. Mit Nachdruck weist Trautmann darauf hin, daß die bayerischen Klöster gerade

. und 18. Jahrhundert wieder eine außerordentliche entfaltet und sich wie in ihrer Jugend als Träger aller und schönen Cultur und als Erzieher und Förderer des in geistiger und wissenschaftlicher Beziehung bewährt

Der zweite Hauptgedanke Trautmanns ist eine Ehren- der Kunst des altbayerischen Barocks, der „Kunst der reformation". Beim Lesen der bezüglichen Ausführungen manns mußt' ich immer an die Wandelbarkeit der mensch- Ansichten und Geschmacksrichtungen denken und an den an wahrer Objektivität, die allen menschlichen, auf gerichteten Bestrebungen Gerechtigkeit widerfahren läßt. man beispielsweise im letzten Drittel des vorigen Jahr- in Oesterreich gegen alle gothische Architektur gesündigt, zu sagen gewüthet! Wer damals ein gothisches Gebäude finden wollte, glaubte hiefür eine Entschuldigung halten zu müssen. So heißt es in einer Beschreibung der Karthause Gamming vom Jahre 1782, die che sei „zwar (!) auf gothische Art, aber groß und erbaut".[1]) Und dagegen stelle man sich im Geiste vor Gunsten der Gothik in unserem Jahrhundert eingetretene welche über die Grenzen des zulässigen hinausschreitend keinen andern Baustil als den gothischen als voll- anerkennen und gelten lassen wollte.

Den Einfluß und Eindruck dieser gothischen Reaktions- haben wir noch nicht überwunden. Noch immer gibt „Restauratoren", welche für die „Kunst der Gegenrefor-", für das temperamentvolle, allerdings leidenschaftlich sinnenfällige Barock kein Verständniß haben und ganz vergessen, daß vernünftigerweise doch einer Erscheinung Kunst, die Hunderte von großen Künstlern gepflegt, welche den ganzen katholischen Süden Deutschlands hin die herr- Abteien, Klosterkirchen und Schlösser geschaffen und hat, und welche das Volk bis zum heutigen Tag Entzücken und Andacht erfüllt, die Daseinsberechtigung nicht sprochen werden könne. Ich finde eine gewisse Befriedigung

[1]) Vgl. Seb. Brunners Joseph II, S. 277 (Freiburg 1874).

darin, daß man auch auf diesem Gebiete anfängt, die justitia distributiva zu üben. Die Wege dazu haben vornehmlich gebahnt das bayerische Kunstgewerbe und die Werke Gurlitt's über Barock und Rococo.

Zur weitesten Popularisirung der Ehrenrettung des „Jesuitenstils“ und seiner Entwicklung scheint mir aber Trautmann's Buch über Oberammergau geeignet. Möge es die weiteste Verbreitung finden, die es verdient. Freilich, wer einen „Führer“ sucht in ihm, der den Passionstext enthält und Anweisungen über Wege und Gasthäuser mit guten Betten, großen Portionen und billigen Preisen, der lasse die Hände davon. Wem es aber darum zu thun ist, ein Verständniß des Landes und der Leute des oberbayerischen „Pfaffenwinkels“ zu gewinnen und in seine Geschichte einzudringen, sei sie politisch, wirthschaftlich, literarisch oder kunstgeschichtlich, dem sei Trautmann's Buch aufs beste empfohlen. Meiner Empfehlung gefolgt zu sein, wird Niemand bereuen. Und ich bin überzeugt: je anspruchsvoller der Leser ist in Bezug auf künstlerische Form und Sprache, desto größeren Genuß wird er an dieser Lektüre haben.

Es schwebt über dem auch mit Illustrationen von P. Halm reizend ausgestatteten Buche ein Duft künstlerischen Zaubers, der Sinn und Herz gefangen nimmt, der uns die Mühe und Arbeit des Autors ganz vergessen läßt und uns in jene Stimmung versetzt, die Trautmann (S. 30) als „Prälaturenstimmung“ bezeichnet, als „wohlige Ruhe harmlosen Genießens dessen, was herrlich ist in Menschenwerk und Schöpfungspracht“.

Speier. Dr. J. Mayerhofer.

Berichtigung.

Aus Reinickendorf bei Berlin erhalten wir vom Schulvorstand, Herrn Pfarrer Schelck, eine Berichtigung, gemäß der die im vorigen Heft S. 124 Z. 4 v. o. gebrachte Angabe, daß in Reinickendorf 90 bis 100 katholische Kinder zur Anwohnung des protestantischen Religionsunterrichts gezwungen werden, unwahr ist. „Nicht ein einziges katholisches Kind wird zur Theilnahme am evangelischen Religionsunterricht gezwungen; die katholischen Kinder, 40 und einige an der Zahl, empfangen den confessionellen Religionsunterricht durch einen vom Fürstbischöflichen Delegaten empfohlenen katholischen Lehrer auf Kosten der Gemeinde“.

XIX.

Cardinal Bellarmin in altkatholischer Beleuchtung.

III.

Im Herbst 1592 zog sich Bellarmin nach Frascati zurück, um den *dritten* Band der *Controversen* zu schreiben, den er in wenigen Monaten vollendete und Clemens VIII. widmete. In der Vorrede des Bandes sagt er, er habe mit der Ausarbeitung desselben vor vier Jahren begonnen, sei aber nicht früher fertig geworden, weil er andere Bücher habe schreiben müssen, wiederholt krank gewesen und durch andere Geschäfte in Anspruch genommen worden sei, namentlich durch seine Mission nach Frankreich. Ferner erwähnt er, es fehle in seinem Werke noch der Traktat über die Ablässe, der nach seinem Plane hinter dem über das Bußsakrament seinen Platz hätte erhalten sollen. Wohl absichtlich verschob er die Veröffentlichung desselben bis 1599, so daß er zum Jubeljahr 1600 gerade recht erschien. Die Behauptung, Bellarmin habe im Gegensatze zu der „officiösen Apologie" des Ablaßwesens, welche er in jenem Werke liefere, privatim über einige Punkte „freier und richtiger" gedacht, begründet Döllinger lediglich durch den Hinweis auf einige Aeußerungen Bellarmins, es solle in der Verleihung von Ablässen das richtige Maß eingehalten werden, wie es auch das Concil von Trient (sess. XXV.) ausgesprochen hat: „In his tamen concedendis moderationem juxta veterem et probatam in ecclesia consuetudinem adhiberi cupit". Wie Döllinger selbst

bezüglich des Ablaßwesens denkt, verräth er uns zur Genüge: er ist mit der jetzt geltenden Anschauung und Praxis der Kirche nichts weniger als einverstanden. „Bezüglich des Ablaßwesens", sagt er, „ist seit Bellarmins Zeit vieles anders, nicht besser geworden. Der vollkommenen Ablässe, die von jedermann durch Leistungen, die Bellarmin zu den geringen zählen würde, gewonnen werden können, gibt es jetzt unzählige, und fast alle können auch den Verstorbenen zugewendet werden; die Existenz von Ablässen von Tausenden von Jahren wird von einem vor wenigen Jahren verstorbenen Jesuiten, P. Schneider, in einem weit verbreiteten Buche ausführlich vertheidigt.[1]) Er kennt einen von 60,000 Jahren und ebenso vielen Quadragenen; einen täglich zu gewinnenden von hundert Jahren hat Pius IX. bestätigt; in fast allen Kirchen ist ein Altar (in einigen mehrere) so privilegirt, daß mit jeder Messe

---

1) Diese Behauptung ist wenigstens bezüglich der siebenten Auflage des Buches: „Die Ablässe, ihr Wesen und Gebrauch" (vergl. S. 57) nicht ganz zutreffend. Schneider sagt im Texte: „Die größten unvollkommenen Ablässe, welche die Stellvertreter Jesu Christi gegenwärtig zu bewilligen pflegen, umfassen 7, 10, 15, 20, 30 Jahre, nur selten mehr". In der Note kommt er sodann auf die angeblich früher bewilligten Ablässe von Tausenden von Jahren zu sprechen und faßt sein Resultat (S. 58 unten) in die Worte zusammen: „Man kann also sicher nicht im Allgemeinen alle Ablässe von mehr als 20 Jahren für unächt erklären. Ob man jedoch so enorme Zahlen von Jahren, wie sie in früheren Zeiten statt der jetzt üblichen vollkommenen Ablässe gebräuchlich waren, in unsern Zeiten öffentlich hervorheben soll, ist eine andere Frage. Als im Jahre 1859 ein Consultor der hl. Ablaßcongregation die Frage vorlegte, ob der Ablaß von 60,000 Jahren, der im Summarium der Rosenkranzbruderschaft von 1679 steht, ächt sei, lautete die Antwort: Ja; und doch ist diese so große Verleihung weder in dem vom hochwürdigsten P. Jandel 1859 veröffentlichten Büchlein Il Rosario, noch in dem neuesten Summarium der Rosenkranzbruderschaft von 1862 näher aufgeführt". Von den „ebensoviel Quadragenen" konnte ich in der 7. Auflage nichts entdecken.

...es beliebigen Priesters, wenn er will, ein vollkommener ...laß für einen Verstorbenen verbunden ist. Manche Priester ...ben das Privilegium, daß an manchen Tagen ihre Messen, ... immer sie gelesen werden, privilegirt sind; am Aller-...lentage gilt dieses für alle Priester, und den Mitgliedern ...iger Bruderschaften ist die besondere Gnade verliehen ...rden, daß alle Messen, die nach ihrem Tode für sie ...esen werden, privilegirt sind".

Im Jahre 1592 wurde Bellarmin Rektor des römischen ...llegs. Um Anderen ein Beispiel der klösterlichen Einfachheit ... geben, entfernte er aus dem Zimmer des Rektors verschie-...e kostbare Schränke und ließ sie in der Sakristei aufstellen, ... darin die Altartücher und andere geweihte Sachen auf-...bewahren; er entfernte auch die gemalten Bilder, die man ...uadri nannte, und alles andere, was nicht nothwendig war, ...d wollte nur das haben, was die anderen Brüder haben. ... blieb nicht die vollen drei Jahre Rektor (wie es üblich ...r), sondern wurde vor Ablauf derselben als Provinzial ...ch Neapel geschickt. In diesem Amte bemühte er sich, ...rch Wort und Beispiel Andere zu belehren; er visitirte die ...rovinz zweimal. Aber er blieb auch in diesem Amte nicht ... vollen drei Jahre, sondern wurde nach dem Tode des ...rdinals Toletus von Papst Clemens VIII. im Januar ...97 nach Rom an die Stelle eines päpstlichen Theologen ...rufen. Der Papst wünschte, daß er im Palaste seine Wohnung ...hme; aber er erwirkte durch den Cardinal Aldobrandini, ...ß ihm nicht im Palaste, sondern in der Pönitentiarie eine ...ohnung angewiesen wurde. Gleichzeitig wurde er Consultor ... hl. Officiums.

In Bezug auf Clemens VIII. begegnete Bellarmin etwas ...underbares. Als im fünften Jahre seines Pontifikates ...le meinten, er werde bald sterben, wie seine drei Vorgänger, ...te Bellarmin zu Silvio Antoniano: „Clemens VIII. wird ... Jahre und 12 Monate leben", und dieses wiederholte er ...rs. Im letzten Jahre aber sagte er oft zu seinen Bekannten,

in diesem Jahre werde der Papst sterben. (So traf es auch ein.) Er war aber kein Astrolog und auch kein Prophet, sondern redete nur zufällig so.[1])

Um diese Zeit schrieb er auch auf Ersuchen des Cardinals Tarugi einen kurzen und einen ausführlichen Katechismus, die bald darauf gedruckt und an vielen Orten gebraucht wurden. Betitelt waren dieselben: „Dichiaratione più copiosa della dottrina christiana“ und „Dottrina christiana“. Wie vorzüglich der Katechismus Bellarmins war, erhellt daraus, daß derselbe nicht nur in ganz Italien, sondern auch in vielen Diöcesen außerhalb Italiens eingeführt wurde. Dem vatikanischen Concil lag sogar das Projekt vor, einen nach dem Muster des Bellarmin'schen ausgearbeiteten Katechismus zum einzigen für die ganze Kirche zu machen. Nur am Ende des vorigen Jahrhunderts versuchte der bekannte Bischof Scipio Ricci von Pistoja und drei andere toskanische Bischöfe einen neuen einzuführen.

Im Jahre 1598 reiste der Papst nach Ferrara und nahm Bellarmin mit, der nicht nur das Amt eines Consultors des hl. Officiums, sondern auch das eines Examinators der zukünftigen Bischöfe bekleidete. Er verhandelte mit dem Papste über die Angelegenheiten der Gesellschaft Jesu, die ihm von dem Pater General zugewiesen wurden; und obschon Bellarmin nicht im Collegium der Gesellschaft wohnte, gab doch der Papst seinetwegen dem Collegium wöchentlich 25 Scudi.

Seine Erhebung zum Cardinal erzählt Bellarmin in seiner Selbstbiographie, wie folgt: Im Jahre 1599 am

1) Döllinger wundert sich (S. 141 N. 29), daß, „obschon Bellarmin hier den Namen eines Propheten ebensowohl wie den eines Astrologen ablehnt, doch diese Prophezeiung unter den Beweisen dafür, daß er die ‚übernatürliche Gabe der Weissagung besessen', figurirt.“ Woher kam es denn, daß Bellarmin wie hier den Tod des Papstes, so manches Andere lange vorher und mit so großer Bestimmtheit voraussagen konnte?

Quatembermittwoch der Fastenzeit (3. März) ernannte der Papst Bellarmin zum Cardinal in so unerwarteter Weise, daß er gar nicht vorher wissen konnte, daß dieses geschehen werde. Weil jedoch Viele vermutheten, daß dieses eintreffen werde, ließ der Pater Rektor zwei Monate vorher den Papst durch den Maestro di Camera fragen, ob es ihm recht sei, wenn Bellarmin Rektor der Pönitentiarie werde, und da der Papst zustimmte, wurde er (21. Januar) Rektor der Pönitentiarie; aber der Papst ließ dieses zu, um die Sache geheim zu halten, wie auch ein halbes Jahr vorher, als zu Ferrara ein dem Papste Nahestehender sagte, Bellarmin sei des Cardinalats würdig, der Papst antwortete: „Er ist zwar würdig, aber er ist ein Jesuit", womit er zu verstehen gab, er werde ihn nicht zum Cardinal machen. Nachdem er also später im Consistorium mit zwölf anderen als Cardinal proklamirt war, schickte der Cardinal Aldobrandini sofort den Marchese Sannesio zu Bellarmin, um ihm mitzutheilen, er sei Cardinal geworden, und ihm im Namen des Papstes zu befehlen, seine Wohnung nicht zu verlassen. Da beschied Bellarmin alle Patres der Pönitentiarie zu sich und hielt eine Berathung, was er zu thun habe. Der Pater Johann Baptist Costa, welcher der älteste von allen war, sagte: ein Berathen habe jetzt keinen Sinn mehr; denn da er schon zum Cardinal gemacht und als solcher im Consistorium proklamirt sei, sei gar nicht zu hoffen, daß der Papst Entschuldigungen annehmen werde, zumal er ausdrücklich befohlen habe, Bellarmin solle seine Wohnung nicht verlassen. Dasselbe sagten die anderen. Da schickte Bellarmin den Pater Minister zum Cardinal Aldobrandini, um ihm zu sagen, Bellarmin wünsche eine Audienz beim Papste, um ihm seine Gründe vorzutragen, weshalb er die Würde nicht annehmen könne; er wage aber wegen des ihm im Namen des Papstes mitgetheilten Verbotes seine Wohnung nicht zu verlassen. Cardinal Aldobrandini antwortete, er könne nicht gestatten, daß Bellarmin zum Papste gehe, ohne gerufen zu sein, denn der Papst wolle ihn

nicht hören, sondern befehle, daß er aus Gehorsam d
Würde annehme. Als er später gerufen wurde, um den
oder das rothe Biret in Empfang zu nehmen, und anfan
wollte seine Entschuldigungen vorzubringen, unterbrach
der Papst sogleich und sagte: „Kraft des heil. Gehors
und bei Strafe einer Todsünde befehle ich dir, die Wü
eines Cardinalates anzunehmen".

Als Cardinal nahm er sich vor, seine Lebens
bezüglich der sparsamen Beköstigung, des Gebetes,
Betrachtung, der täglichen Messe und anderer Verordnun
und Gewohnheiten der Gesellschaft Jesu nicht zu ände
zweitens kein Geld aufzuhäufen und seine Verwandten n
zu bereichern, sondern, was von seinen Einkünften übrig bli
den Kirchen und den Armen zu geben; drittens von
Papste keine größeren Einkünfte zu erbitten und keine Gesch
der Fürsten anzunehmen. Das Alles hat er auch gehal

Als im Jahre 1602 das Erzbisthum Capua erl
war, verlieh es der Papst Bellarmin, und nachdem der P
selbst ihn am (21. April) zweiten Sonntag nach Ostern
welchem das Evangelium: „Ich bin der gute Hirt" ver
wird, consecrirt und ihm zwei Tage darauf das erzbischö
Pallium gegeben hatte, verließ er am folgenden Tage
Palast und zog sich auf vier Tage in das römische C
zurück, um den Besuchen zu entgehen, und nachdem e
Freitag eine Rede an die Brüder gehalten, reiste er sog
ab, um in seiner Diöcese Residenz zu halten. Diese besc
nigte Abreise von Rom erregte bei Vielen, auch bei
Papste Bewunderung, da in der Regel die Curialen sich
der Curie kaum losreißen können und ein anderer Card
der mit Bellarmin zum Erzbischof von Bari consecrirt wo
war, seine Abreise bis Ende Oktober hinausschob.

Passionei erinnert bei der Weise, wie sich hier Bell
den Curialen überhaupt und speciell einem bestimmten
bischof gegenüberstellt, an Lukas 18,11: „Ich bin nich
andere Menschen oder wie dieser Zöllner da". Völlig

Bellarmin wollte durch seine schnelle Abreise lediglich ... ausführen, was er von den übrigen Bischöfen ..., fleißig Residenz zu halten und „nicht in Rom die ... nichts oder mit Geschäften zuzubringen, die auch ... anderen besorgt werden könnten“. Bellarmin war kein ...iger Priester; die ihm Hoffart vorwarfen, beweisen, daß ... der Begriff der Demuth abhanden gekommen. Ich kann ... diesen Tadel nicht ersparen, wenn er zu einem ..., den Bellarmin dem Papste überreichte, sagt: „Der ... erscheint darin wie ein Schulknabe oder Novize und ...armin wie ein Schulmeister oder Pater Rektor“. Dieser ... handelte „von der Hauptpflicht des Papstes“, und ... darin sechs Punkte besprochen, welche der Reformation ...ig erschienen: 1. die lange Erledigung der Bisthümer; ... Beförderung der weniger geeigneten Prälaten; 3. die ...heit der Bischöfe von ihren Diöcesen; 4. „die geist... Polygamie“, d. h. die Vereinigung mehrerer Bisthümer ... Hand; 5. das vielfache Versetzen von einem Bis... in das andere; 6. das Resigniren der Bischöfe ohne ...chen Grund.

Bellarmin handelte kaum ohne vorherige Verständigung ... dem Papste, als er ihm diese Denkschrift überreichte; ... Papst antwortete ihm auf einen Brief, den er, wie das ... den Cardinälen Sitte war, ihm 1603 zu Weihnachten ...rieben hatte, es würde ihm lieb gewesen sein, wenn er ... dieser Gelegenheit auf Fehler, die er etwa im abgelaufenen ... begangen, aufmerksam gemacht hätte. Gegen die ...nahme, es habe zwischen dem Papste und Bellarmin irgend... eine derartige freundschaftliche Vorbesprechung statt...funden, können die Schlußworte jenes Dialoges nicht ...geführt werden. So konnte Bellarmin auch reden, wenn ... der Papst direkt zu seinem Correktor bestimmt gehabt ... Bellarmin schrieb: „Diese Punkte habe ich für jetzt ... Heiligkeit vortragen zu müssen geglaubt, um mein ...wissen in dieser Beziehung zu erleichtern. Wie ich sie

aufrichtigen Sinnes niedergeschrieben, bitte ich Euer Heiligkeit mit aller Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, sie wohlwollend durchzulesen". Der Papst fügte den einzelnen von Bellarmin vorgebrachten Punkten kurze Bemerkungen bei und schrieb am Schlusse: „Dieses Wenige habe ich erwidert, nicht um mich zu entschuldigen, sondern damit Sie Uns in Unseren Verlegenheiten und Bekümmernissen bemitleiden. Wir bekennen, daß Wir nicht nur in diesen, sondern noch in vielen anderen, ja in allen Stücken gefehlt und in keinem Unserm Amte genug gethan haben oder genug thun. Bitten Sie also den allmächtigen Gott, er möge Uns mit seiner göttlichen und wirksamen Gnade zu Hilfe kommen oder, was Wir mehr wünschen, Uns aus den Banden der Sterblichkeit erlösen und einen andern an Unsere Stelle setzen, der die Pflichten seines Amtes vollkommen erfüllen kann".

Im Nachlasse Bellarmins fand sich ein Blatt vor, auf welchem er fünf Fragen und der Jesuitengeneral Aquaviva, dem er es übergeben, die Antwort niedergeschrieben hat: „1. Wie ist Robert Bellarmin Cardinal geworden? durch seine eigene Mitwirkung oder durch die Berufung des Herrn? Ist er durch die wahre Thüre eingegangen oder nicht? (Antwort: Durch die wahre.) 2. Kann er in diesem Stande und im Besitze dieser Würde leben, ohne Gott zu beleidigen? (Ja.) 3. Könnte er Gott besser dienen, wenn er in seinen früheren Stand zurückträte? (Das ist zweifelhaft.) 4. Würde er durch den Rücktritt in seinen früheren Stand die Gläubigen mehr erbauen? (Auch das ist zweifelhaft.) 5. Wird er sicherer Gott, dessen Wille ihm durch seinen Stellvertreter kund gethan worden ist, gehorchen, wenn er nur darauf bedacht ist, sich auf der Stufe, zu der ihn die Vorsehung erhoben hat, zu vervollkommnen, oder wenn er es möglich zu machen sucht, von dieser Stufe herabzusteigen, um wieder den früheren Weg des Gehorsams einzuschlagen?" Zu dieser fünften Frage fehlt die Antwort. Andere Fragen legte Bellarmin dem von ihm als Heiligen verehrten Jesuiten Ber-

Realini vor, nämlich: 1. Ob er dadurch eine schwere
begangen, daß er das Erzbisthum Capua, wenn
Befehl des Papstes, angenommen, obschon er sich
niger geeignet dafür angesehen? 2. Ob er darum ver-
sei, zu resigniren, obschon der Papst die Resignation
nehmen werde? 3. Ob er bezüglich seines ewigen
Hoffnung oder Furcht zu hegen habe? Döllinger
t von diesen Fragen (S. 151) „den Eindruck eines
en Kokettirens mit der Demuth“. Ich halte dafür,
offärtige Menschen derartige Fragen niemals an sich
, weil sie von ihrer Würdigkeit und Fähigkeit schon im
mehr als überzeugt sind.

Ueber seine Wirksamkeit als Erzbischof in Capua
t uns der Cardinal: Bellarmin kam am 1. Mai in
an und nachdem er einen feierlichen Einzug gehalten
ierlich die Messe gesungen, bestieg er bald darauf,
ich am Feste Christi Himmelfahrt, die Kanzel und begann
digen. Im ersten Jahre restaurirte er die Domkirche
den erzbischöflichen Palast und verwendete darauf einige
Dukaten; er machte ein Verzeichniß der armen
en und schickte ihnen jeden Monat eine bestimmte Geld-
; er bestimmte auch für verschiedene fromme Anstalten
liche Almosen, abgesehen von den Almosen, welche täglich
der Thüre gegeben wurden, und den außerordentlichen
en. Er blieb drei Jahre in Capua; dreimal visitirte er
ganze Diöcese; dreimal hielt er eine Diöcesansynode und
al ein Provinzialconcil. Ein solches war seit 18 Jahren
mehr gehalten worden. Er fand die Gewohnheit vor,
in der Domkirche nur an den vier Adventsonntagen und
der Fastenzeit eine Predigt gehalten wurde; er fing an,
am Weihnachtsfeste und fast an allen Sonntagen des
res zu predigen, nicht nur in der Stadt, sondern auch
Zeit der Visitation auf den Dörfern. Weil er selbst
das ganze Jahr auf den Dörfern und in der Stadt
konnte, sandte er zwei Patres der Gesellschaft aus, um

auf den Dörfern umherzuziehen, indem er ihnen monatlich zehn Dukaten anwies, damit sie den Bauern nicht zur Last fielen; und wenn er selbst die Dörfer besuchte, blieben jene Patres in der Stadt und predigten und hörten Beichte. Er schrieb, während er auf einem Dorfe war, eine ausführliche Erklärung des Glaubensbekenntnisses in italienischer Sprache, die er drucken ließ, damit die Pfarrer, welche nicht predigen können, nach dem Evangelium die Erklärung eines Artikels vorläsen, namentlich wenn diese zu den Festtagen paßte. (Das Schriftchen ist betitelt: „Dichiaratione del simbolo".) Da es Gebrauch war, daß die Domherren und die Pfarrer dem Erzbischof am Weihnachtsfeste ziemlich bedeutende Geschenke schickten, verbot er diese Gewohnheit gänzlich, einerseits damit die armen Domherren und Pfarrer nicht beschwert würden, andererseits damit die reichen mit größerem Verdienste das den Armen gäben, was dem nicht bedürftigen Erzbischof gegeben worden war. Denn er gedachte oft der Worte des Isaias (33, 15): „Selig, dessen Hand sich aller Bestechung enthält", und schärfte diese auch Anderen ein. Er nahm mit den Domherren am Chordienste Theil; denn zu Capua ist der Erzbischof auch Domherr und erhält ziemlich beträchtliche Distributionen. Nicht bloß war er an allen Festtagen bei der Matutin und den Laudes anwesend, sondern auch an gewöhnlichen Tagen wenigstens bei der Matutin, einmal um die Domherren zur Theilnahme am Chordienste anzuhalten, dann auch um sie an ein ernstes und langsames Psalmodiren zu gewöhnen, endlich um die Distributionen für die Armen zu verdienen, denn er schenkte den ganzen Betrag den Armen. Dieses allein, sagte er, sei recht eigentlich sein Almosen, weil er es durch eigene Arbeit verdiene; das Uebrige sei von der Kirche, nicht von ihm.

Bellarmin sagte gleich im Anfange vorher, er werde nur drei Jahre an der Spitze jener Kirche stehen, und nachdem er mit großem Fleiße die Namen seiner Vorgänger von dem hl. Priscus, dem Schüler des hl. Apostels Petrus, an ermit-

stellt, eine Liste all seiner Vorgänger angefertigt und von seinem unmittelbaren Vorgänger gesagt hatte: „Cäsar Costa war 30 Jahre Bischof", fügte er bei: „Bellarmin war drei Jahre Bischof", und dieses traf genau zu. Denn nach drei Jahren starb Clemens VIII., und sein Nachfolger Paul V. wollte nicht zulassen, daß Bellarmin nach Capua zurückkehre, so daß er genöthigt war, auf das Erzbisthum zu resigniren. (Der Papst gestattete ihm, sein Erzbisthum beizubehalten und durch einen Anderen verwalten zu lassen. Doch Bellarmin lehnte dieses ab, desgleichen auch das Anerbieten, sich bei der Resignation die Einkünfte des Erzbisthums bis auf 1000 Dukaten, die sein Nachfolger beziehen solle, vorzubehalten.)[1] Bellarmin las die Lebensbeschreibungen heiliger Bischöfe, die er aus Surius zusammengestellt hatte, und fühlte sich durch diese Lektüre sehr gefördert. „Er wurde von dem Volke geliebt und er selbst liebte das Volk. Auch die königlichen Beamten bereiteten ihm niemals Unannehmlichkeiten, sondern verehrten ihn, weil sie glaubten, er sei ein Diener Gottes".

In diese Worte faßt Bellarmin zum Schlusse noch den Erfolg seiner erzbischöflichen Wirksamkeit in Capua zusammen; dann fährt er fort: Während des Conclaves Leos XI. (d. h. aus welchem Leo XI. als Papst hervorging) und wieder während des Conclaves Pauls V. blieb er meist in seiner Zelle oder er ging allein an einem einsamen Orte spazieren und betete den Rosenkranz oder las ein Buch, und in seinen Privatgebeten sprach er zu dem Herrn: „Sende, den Du senden willst" (Ex. 4, 13) und: „Vor dem Papstthum bewahre mich, o Herr!" In dem zweiten Conclave fehlte nicht viel, daß er Papst geworden wäre; als ihm ein sehr einflußreicher Mann seine Unterstützung versprach, ermahnte er ihn, davon abzulassen, dankte ihm nicht einmal und versicherte, er würde nicht einmal einen Strohhalm von der Erde aufheben, wenn er dadurch Papst werden könnte. Er

1) Döllinger-Reusch S. 164.

haßte auch diejenigen nicht, welche dieses verhinderten,
betrübte sich darüber nicht (daß er nicht Papst wurde);
er sagte, „definitionem Papatus esse laborem periculo
simum“.[1])

Nach der Wahl Pauls V. schrieb Bellarmin 15.
1605 an Joh. Andr. Priundnicius: „Daß Sie gegl
oder gewünscht haben, ich möchte Papst werden, sehe ich
ein Zeichen Ihres Wohlwollens an. Ich habe aber
höchsten Stuhl nicht nur nie verlangt, sondern immer
davor entsetzt und Gott von ganzem Herzen gebeten,
Schwachheit eingedenk, mich eine so gefährliche Höhe
besteigen zu lassen“. Unter der Regierung Pauls V.
Bellarmin an die Möglichkeit, sein Nachfolger werde
müssen. Seine Biographen theilen folgendes von
geschriebene Blatt mit: „Am Freitag 26. September
habe ich, in dem Novizenhause Sant' Andrea weilend
Exercitien zu machen, nach reiflicher Ueberlegung bei
hl. Meßopfer, als ich im Begriffe war, den heiligsten Lei
Herrn zu empfangen, dem Herrn folgendes Gelübde ge
Ich, Robert Cardinal Bellarmin, Professe aus der
schaft Jesu, gelobe dem allmächtigen Gott vor dem An
der hl. Jungfrau Maria und des ganzen himmlischen
daß ich, falls ich zum Papste gewählt werden sollte (w
nicht wünsche und Gott bitte nicht zuzulassen), keinen
Verwandten zur Cardinalswürde oder in den wel
Fürsten= oder Herzogs= oder Grafenstand erheben, si
nicht bereichern, sondern nur so unterstützen will, daß
ihrem bürgerlichen Stande bequem leben können.
Dieses Gelübde habe ich gemacht, nicht als ob ich die
verdammen wollte, welche geeignete und würdige Vern
zum Cardinalate erhoben haben, sondern weil ich ge

1) Der Jesuite Fuligatti erzählt in seiner Vita Bellarmins
1624 erschienen), Bellarmin habe die päpstliche Würde zu b
gepflegt als „fatica pericolosa e pericolo faticoso“.

ke, unsere Zeit erheische das zur größeren Ehre Gottes, r leichteren Reformation der Kirche und zur Verbreitung s hl. Glaubens". Bereits am 30. September 1605 hatte llarmin an seinen Ordensgenossen Caminata geschrieben: eine Ermahnung, keine Verwandte in mein Haus aufzehmen und sie nur so zu unterstützen, daß sie nicht Noth en, nicht so, daß sie reich werden, werde ich befolgen". seine Verwandten nicht aufhörten, ihn mit Briefen und bald lamentabeln, bald unehrerbietigen, immer aber estümen Bitten zu belästigen, schrieb er ihnen: „Wenn h das nicht gefällt, was ich Euch geschrieben habe, daß meine Verwandten nicht bereichern wolle, so ist das ein chen, daß ihr mich zur Hölle verdammt sehen möchtet, n es Euch hier nur gut ginge". Er schrieb sogar er Lieblingsschwester Camilla, die als 77jährige Dame Wunsch äußerte, er möge sie einmal nach Rom kommen en, da sie ihn noch nie in Cardinalskleidung gesehen: enn Dir der Gedanke kommt, so mache das Kreuzzeichen; n er ist eine Versuchung des Teufels. Wir sind beide Tode nahe und müssen darum an die zukünftigen und t an die gegenwärtigen Dinge, an das Leiden des Herrn nicht an die Eitelkeiten der Welt denken. Und wenn Du test, mit wie viel Sorgen und Mühen dieses Kleid verden ist, und wie zufrieden ich in dem schwarzen Rocke heiligen Gesellschaft gewesen bin, so würdest Du mich r im Ordenskleide als im Cardinalskleide sehen wollen". Döllinger sagt (174), das oben mitgetheilte Gelübde rmins, sich vor dem Nepotismus hüten zu wollen, mache alle Ehre; ferner: Bellarmin habe „wenn auch nicht heroische, so doch eine sehr löbliche Abneigung gegen tismus bekundet" (S. 165).

(Schluß folgt.)

XX.

Aus dem Leben eines Jesuiten-Generals.

II.

P. Roothaan verließ am 30. Mai 1820 das russische Gebiet, gerade 16 Jahre seit seiner Abreise von Amsterdam. Ueber Lemberg, Wien, Udine reiste er nach Venedig, dann nach Ferrara, wo sich ein Jesuiten-Colleg befand und die russischen Flüchtlinge mit herzlicher Liebe aufgenommen wurden. Doch konnte er dort nicht bleiben, weil das Colleg bereits mit Flüchtlingen überfüllt war, deshalb ging's weiter nach Bologna. Hier erhielt er die Weisung, nach der Schweiz zu gehen. Ueber Modena, Placentia, Mailand langte er nach Uebersteigung der Alpen am 23. Juli 1820 an seinen Bestimmungsort Brieg in Wallis an. Von dieser Reise gibt er Kunde in einem Briefe aus Brieg dat. 25. August 1820, in welchem er seinem Bruder sein Herz ausschüttet: „Gott sei Dank! Beraubt und verbannt zu werden als Diebe oder Bösewichter und eines Verbrechens überführt, davor bewahre uns Gott. Aber leiden als Jesuiten und um keiner anderen Ursache willen, als weil wir Jesuiten sind, das halte ich für eine so große Ehre, daß ich sie nie hätte verdienen können. Nochmals: Tausendmal Gott sei Dank! Wunderbar ist seine heilige Vorsehung. Als die Gesellschaft überall vertrieben war, gebrauchte seine Vorsehung Rußland, um einen kleinen Theil derselben zu bewahren; kaum ist die Gesellschaft wiederhergestellt und hat eine Zuflucht in andern

n gefunden, läßt er sie aus Rußland wegziehen. ns ist es menschlicher Weise gesprochen ein harter bei dem wir nicht gefühllos sein können." Er schildert ewegten Herzens, daß sie die Mühe und Arbeit von hrhunderten in Ausstattung der Kirchen und Collegien, fung physikalischer Instrumente, Gründung von Ver- d Congregationen, endlich insbesondere daß sie so viele ken, denen sie Führer auf dem steilen Pfad zum Himmel , verlassen mußten. Das Klagen und Weinen der ken sei ihnen sehr zu Herzen gegangen. Als die Patres n, hatten sie sich nur mit Mühe einen Weg durch das hnen können, das sich ihnen zu Füßen warf, sie um- und um den Segen bat. „Das allein — so fährt thaan fort — das Verlassen von so vielen Seelen onders der lieben Jugend ist mir schwer gefallen und r selbst einige Thränen gekostet. Alles übrige ficht enig an. Gott ist überall! Und für einen Jesuiten ganze Welt Vaterland oder besser die ganze Welt ein nungsort. Als man mich gleich allen andern frug, nicht in Rußland bleiben und die Gesellschaft verlassen antwortete ich, ohne mich lange zu bedenken: von bin ich nach Rußland gekommen, nur allein um Jesuit den, und nun sollte ich diesen meinen Beruf, den ich inen größten Schatz soweit gesucht habe, leichtsinnig sen! Man glaubte, daß viele besonders von den Ein- en lieber die Gesellschaft als ihr Vaterland verlassen , aber Gott sei gepriesen, hierin sah man sich sehr t. Selbst zarte Jünglinge, die von ihren Eltern und dten mit allen möglichen Gründen bestürmt wurden, den sich mit einer wunderbaren Standhaftigkeit für hl, welche der Gesellschaft Ehre macht, obschon auch st alle Mühseligkeiten einer Verbannung, das Daran- rer Muttersprache, die Schwierigkeit der Angewöhnung de Länder und fremde Sitten so lebendig als möglich or Augen führten."

Die Liebe und Zuvorkommenheit, welche er bei seinen Mitbrüdern in Brieg fand, kann P. Roothaan nicht genug rühmen; sie hatten bald alle Mühseligkeiten der weiten Reise vergessen lassen. Das dortige alte Jesuiten-Colleg hatte durch Brand viel gelitten, war aber dann von den Franzosen zu Befestigungszwecken wiederhergestellt und nach deren Abzug den Jesuiten übergeben worden. „So hat sich die göttliche Vorsehung unserer geschworenen Feinde bedient, um uns den größten Dienst zu erweisen." In diesem Brief zeigt P. Roothaan, wie liebevoll besorgten Antheil er an dem Glück der Familie seines Bruders nimmt: „Küsse auch von mir die lieben Kinder, und sei so gut, und sage denen, die es schon verstehen können, daß ihr Oheim sie von Herzen grüßt, den sie wahrscheinlich nie in ihrem Leben sehen werden, der aber alle Tage sie und ihre Unschuld in seinen Gebeten Gott anempfiehlt. O liebe Eltern! Schauet doch auf Euren größten Schatz, die heilige Unschuld Eurer Kinder. Die ist Euch zu allererst anvertraut." Zum Schlusse bittet er, seinen Brief nur den allernächsten Freunden zu zeigen. „Wir leben in einer Zeit, in welcher selbst der Name Jesuit durch viele Verläumdungen verhaßt geworden ist. Gott sei Dank, für dessen Namen wir leiden. Er sei unsern Feinden gnädig, er möge ihnen alles Uebel, was sie uns thun und wünschen, vergeben, er möge sie erfüllen mit seiner heiligen Liebe für all' den Haß, den sie gegen uns hegen, und ihnen stets Gutes erweisen für alle ihre Verfolgungen."

Anfangs mußte P. Roothaan in Brieg eine Schwierigkeit überwinden, und zwar von Seite der Sprache. Bisher hatte er fast nur polnisch gepredigt, und jetzt sollte er sich auf's Deutsche und Französische verlegen. Schon nach einem halben Jahre am 21. Februar 1821 konnte er aber nach Amsterdam melden: „Ich bin sehr zufrieden, habe einige Male hochdeutsch gepredigt. Arbeit finde ich Gott sei Dank noch mehr als vorher. Die Rhetorik unsern jungen Jesuiten vorzutragen, ist auch jetzt wieder mein Amt. Gott sei ewig

für Alles.“ P. Roothaan predigte auch bei den acht-
n Missionen, welche in der Schweiz dem Volke gehalten
n, und deren Nutzen er nicht hoch genug preisen kann.
Sprachentalent und seine Rednergabe kamen ihm dabei
icher Weise zu statten. Bei der Mission zu Sitten,
lcher auch die ganze Geistlichkeit theilnahm, erschütterte
e Zuhörer so, daß die ganze Kirche in Schluchzen aus-
und der Redner eine Zeitlang unterbrechen mußte.
erzählt, daß ihm bei einer andern Mission, wo er deutsch
en mußte, im Feuer der Rede das richtige Wort nicht
n wollte. Da rief er mit apostolischer Ungeduld aus:
mir doch das Wort! Ein gutes Mütterchen, das am
es Predigtstuhles saß, rief ihm laut das Wort zu, und
rige Redner setzte dann seine Predigt fort.

Einige Zeit schien es, als sollte P. Roothaan nach Wien
t werden. „Was meine Bestimmung anbelangt, schrieb
tober 1821, so soll ich nicht nach Frankreich, sondern
Oesterreich. Das Amt, das ich dort erhalten werde,
n vieler Bedeutung in der Gesellschaft. Gebe Gott,
ch dasselbe gut verwalte und den Erwartungen der
schaft entspreche. Ich bin nichts, ich kann nichts, aber
meine Hoffnung ist auf die Hilfe von Oben!“ Am
ärz 1822 aber widerruft er diese Nachricht: „Meine
nach Wien scheint sich zu zerschlagen... Die Dinge sind
wiederum ganz geändert. Unsere Feinde haben soviel
rei gemacht und soviele alte und neue Verläumdungen
den Orden verbreitet, daß selbst viele unserer Freunde
ür verdächtig halten, und Se. Majestät, obgleich nicht
gegen uns, doch wenigstens gleichgültig gegen uns ge-
n zu sein scheint. So lernen wir, auf keine Menschen-
zu bauen und unsere Augen allein auf den zu richten,
immel und Erde regiert. Mir ist es übrigens ganz
i, wo ich bin, wenn ich nur nach meinem Berufe zur
Gottes arbeiten kann.“

Anstatt der Sendung nach Oesterreich erhielt P. Root-

haan Sommer 1823 die Ernennung zum Rektor des Collegs in Turin. Die Zahl von 30 Studenten, welche Roothaan in Turin antraf, brachte er in wenigen Jahren auf nahezu das Zehnfache, sein Ansehen bei Hofe, beim König Karl Felix und dem Kronprinzen Karl Albert war sehr groß, sein Name wurde überall mit Achtung genannt. Das veranlaßte seinen Bruder, ihn zu einer so ehrenvollen Stellung zu beglückwünschen, aber da kam er bei dem demüthigen Ordensmann schlecht an. „Was mich anbelangt, so schrieb er dem Bruder am 28. Februar 1824, sei so gut und denke nicht, daß mein Amt ein Gegenstand für einen Glückwunsch ist. Das sind nur eitle Träume. Solche Aemter sind bei uns nichts anders als schwere Lasten, und kann man wohl ohne Spott Jemanden beglückwünschen, daß er eine schwere Last auf den Hals bekommen hat?.. Das ist wahr, wir erfahren in der That, daß der liebe Gott uns beisteht, aber das ist sein Werk, ich für mich bin gerade gut, um Alles durcheinander zu werfen. Wie Du Dich noch wohl erinnerst, lasen wir in unsern ersten Jahren in einem Kalender von einem Küster, der die Leute, wenn sie aus der Kirche kamen, zu fragen pflegte, wie es der Prediger gemacht. Wenn er dann zur Antwort erhielt, es sei eine schöne Predigt gewesen, so sagte er: Kein Wunder, ich hab die Glocken geläutet! — Denke, lieber Bruder, daß ich der Glockenläuter bin, und laß dann die Leute kommen und mir zur schönen Predigt Glück wünschen.“ Uebrigens sollte sein Bruder nur nicht denken, daß er bei seiner schweren Bürde unzufrieden sei. „Gott bewahre uns vor Niedergeschlagenheit und Unzufriedenheit! Geistliche Freude ist das kräftigste Mittel, um sich aufrecht zu halten, und ohne diese Freudigkeit weiß ich nicht, was ich machen sollte.“

Diese Freudigkeit hatte P. Roothaan wohl nothwendig, da noch höhere Aemter und deshalb auch schwerere Bürden seiner warteten. Anfangs 1829 wurde er zum stellvertretenden Provinzialobern von Italien ernannt und mußte deshalb seinen Wohnsitz nach Rom verlegen. Nach dem im nämlichen Jahre

m Tode des P. Fortis, Generals der Gesellschaft Jesu, melten sich ebendort die Deputirten aus allen Pro- zur Wahl eines neuen Generals. Der Erwählte 9. Juli 1829 war kein anderer als unser Pater Johannes pp Roothaan, der damals noch keine volle 44 Jahre . Der vernünftige, ächt christliche, nur um Gottes Ehre nerte Geist, den wir in den vertrauten Briefen kennen nt, charakterisirt P. Roothaan auch als General in der ng der unter den größten Schwierigkeiten doch stets enden Gesellschaft Jesu. Man kann sich davon leicht ugen durch die Lektüre der Rundschreiben, welche Root- n an seine Gesellschaft richtete. Eines derselben ist der nstand einer häßlichen Fälschung geworden, die sogar Aufnahme unter geschichtliche Aktenstücke fand.

Zur dritten Säkularfeier der Bestätigung der Gesellschaft schrieb nämlich P. Roothaan im Jahre 1839 einen Brief ine Mitbrüder, um sie aufmerksam zu machen, in welchem diese Feier zu begehen sei. Er folgte damit nur dem d eines seiner Vorgänger, der bei Gelegenheit der n Säkularfeier ebenfalls ein Rundschreiben an die Ge- aft gerichtet hatte. Von dem schönen Briefe des P. Root- erschien nun eine unwürdige Parodie unter dem Titel Allocution, und diese Allocution wurde als ächter ausgegeben in dem „Politischen Journal“ von Baron Eirclinck-Holmfeld (Hamburg 1840, II, 1, p. 98 108) und daraus in dem „Archief voor kerkelejke hiedenis“ (1840, p. 359 ff.) des Leidener Professor Kist.[1]) nun von Holland aus an den Redakteur des Politischen als die Anfrage nach der Quelle gerichtet wurde, be-

Der genaue Titel lautet: „Allocutio Reverendissimi Generalis Soc. Jesu, Venerabilis Johannis Prothami qua in Collegio secreto admonentur Fratres et Praepositi Ordinis Sacratissimi ad praeparandam celebrationem triumphalem Festi saecularis . . et ad honorificandum Sanctissimi Ignatii a Loyola memoriam.“

hauptete Dirckinck, der Brief sei ächt, die „Druckfehler“ in dem Namen Roothaan (Protham) wurden nachträglich verbessert. Der Redakteur des holländischen Archivs erhielt nun den ächten Brief des P. Roothaan; anstatt aber diesen vollständig abzudrucken oder die Fälschung einzugestehen, veröffentlichte er aus diesem Briefe einige Auszüge unter einem neuen Titel. In dem schönen Briefwechsel, welchen P. Roothaan mit seinem früheren Lehrer, dem Philologen van Lennep führte, spielt er darauf an, indem er bemerkt: „Utinam omnes φιλόλογοι essent etiam φιλαληθεῖς. Verum id optare facilius quam sperare possumus.“ Lennep antwortete u. a., daß er seinen Brief in der Sitzung der Akademie vorgelesen, damit Jeder die Fälschung erkenne.[1])

Auch an andern Verläumdungen hat es dem Jesuitengeneral nicht gefehlt. Leicht zu verschmerzen war, wenn man ihn auf den holländischen Kirmessen im Jahre 1831 in einem Wachsfiguren-Cabinet herumzeigte; P. Roothaan meint dazu: ich muß also wohl ein schreckliches Ungeheuer sein. In den holländischen protestantischen Kirchenblättern ließ man einige Zeit hindurch unzählige Lügen und Verläumdungen gegen den holländischen Landsmann in Rom aufmarschiren. In einem Briefe vom 15. Februar 1842 an einen katholischen Redakteur, der ihm dies mitgetheilt, betont der General vor Allem aufrichtige Feindesliebe und Gebet für alle Feinde. Im Juli 1847 sollte sich P. Roothaan nach Piemont begeben und den Kriegsminister gestürzt haben, so meldete das Journal des Débats. In einer Zuschrift an den Redakteur dieser Zeitung, dat. Rom, 20. Juli 1847, bemerkt P. Root-

---

1) „Recitatae a me fuere tuae litterae in Conventu Classis quod inprimis faciendum duxi, ut sodalibus meis viris doctis et intelligentibus pateret, ab eo, qui illas scripsisset, proficisci non potuisse Allocutionem sub tuo nomine editam in Diario Politico Holmfeldii repetitam in Historiae Ecclesiasticae Archivis Kistii viri Cl.“ Alberdingk Thijm l. c. p. 272. Van Lennep sucht dann seinen Collegen Kist zu entschuldigen.

er seit 18 Jahren nur ein einziges Mal die
päpstlichen Staaten überschritten und zwar im
um sich nach Neapel zu begeben. Uebrigens
gegen die Regel der Gesellschaft, sich in weltliche
Minister-Absetzung zu mischen, und er sei durch
lches auf seinen Schultern laste, ganz besonders
en andern durch Wort und Beispiel zu predigen,
deshalb wohl von der göttlichen Gnade hoffen,
ndlungen nie im Widerstreit gegen die weisen
ines Ordens erfunden würden. Man möge doch
lle Unwahrheiten gegen die Jesuiten aufnehmen.
Journal auch gemeldet, ein Jesuit mit Namen
ler habe zu Dorsten in der Nähe von Münster
rniß gegeben; ferner lasse man fortwährend
bei den Vorgängen in der bayerischen Haupt-
le spielen, man habe sogar ihn, den Jesuiten-
Bayern geschickt. „Ich benutze diese Gelegen-
erklären, daß ich ebensowenig nach Bayern ge-
e ich einen Fuß nach Frankreich oder Piemont
ich habe nicht einmal den Gedanken, noch viel
Verlangen darnach gehabt. Ich bezeuge gleich-
Bayern keine Jesuiten sind, daß sich kein einziger
nde befand zur Zeit der Ereignisse, in welchen
eten ließ. Endlich erkläre ich, daß weder zu
zu Münster sich Jesuiten befinden, daß dort
r langen Reihe von Jahren keine gewesen sind,
ließlich kein Mitglied meiner Gesellschaft den
ich Goßler trägt."

P. Roothaan in der ersten Zeit seines Gene-
der Ansicht zugeneigt gewesen zu sein, daß man
dungen nicht bloß in christlicher Liebe verzeihen,
stillschweigend über sich ergehen lassen solle,
er sich doch je länger je mehr, welches Unheil
erholten, von keiner competenten Seite wider-
lgen anrichteten. Dieses Unheil soviel an ihm

lag zu verhindern, hielt er sich dann für verpflichtet. Deshalb richtete er wenige Monate nach dem Abgang des obigen Briefes ein Schreiben an den Redakteur des Courrier Français, welcher die jesuitisch-österreichische Partei als Verschwörer gegen Pius IX. hingestellt hatte. In diesem Briefe vom 14. September 1847 nahm P. Roothaan die Gelegenheit wahr, kurz und bündig die Stellung der Jesuiten den verschiedenen politischen Staatsformen gegenüber zu kennzeichnen: „Wie die Kirche, so hat die Gesellschaft Jesu für die verschiedenen politischen Staatsformen an sich weder Abneigung noch Vorliebe. Ihre Mitglieder nehmen aufrichtig die Regierungsform an, unter welcher die göttliche Vorsehung ihnen ihren Platz bestimmt, sei es, daß eine ihnen freundliche Regierungsgewalt sie ermuthigt, sei es, daß sie sich beschränkt in den Jesuiten die Rechte zu ehren, welche sie andern Bürgern zuerkennt... Ueberall beugen sich die Jesuiten unt das Gesetz; sie achten die öffentliche Gewalt; sie fühlen si in Allem als gute und loyale Bürger, sie nehmen Theil a allen Lasten, Leiden und Freuden. In den Augen der Jesuit steht ein höheres Interesse über allen andern: die Glückseli keit der Menschen in einem bessern und länger dauernd Leben. Ueberall, wo dieser Zweck erreicht werden kan acclimatisiren sie sich ohne Widerstreben und ohne Müh Das sind die Grundsätze der Jesuiten in Bezug auf Regierungen und ihre verschiedenen politischen Einrichtung Das ist der Weg, den sie sich vorgezeichnet haben und v dem sie niemals abzuirren hoffen."

Wie P. Roothaan in Allem seinen Untergebenen leuchtendes Beispiel zu sein wünschte, so zeichnete er sich a aus in seiner großen Liebe zur religiösen Armuth. schlechtes Zimmer, schlechte Möbel, ein schlechtes Kleid wa Gegenstände seiner Vorliebe. Man mußte zu einer unsch digen List seine Zuflucht nehmen, um ihn zur Ablegung getragener Kleider zu bewegen. Dabei scheute er keine Kost wenn es galt, Andern zu helfen. Einem Briefe, in welch

rühmten französischen Jesuiten P. von Ravignan
, das den hl. Stuhl nicht weniger wie die Jesuiten
nde Werk Theiners über Clemens XIV. zu wider-
t er folgende halb launige Nachschrift bei: „Man
Sie bei mir, daß Sie nicht genug Sorge für Ihre
tragen und namentlich daß Sie bei schlechtem
Fuß ausgehen. Die Absicht ist sicher löblich, aber
finem. Sie wissen, daß der hl. Philippus Neri
es ist Eitelkeit, nur nicht ein Wagen zu Rom'.
it noch mehr Recht: zu Paris, besonders wenn
s Wetter ist. So machen Sie, lieber Pater, Ge-
on, ohne im geringsten zu fürchten, den Geist der
Armuth zu verletzen."

war er bemüht, den glühenden Seeleneifer des
us und seiner ersten Gefährten in seinen Söhnen
n. Einen Pater, der ihm den Plan zu einem
n Unternehmen unterbreitet, muntert er in der
Weise auf: „O möchte doch nie, sagt er u. A.,
e Eifer gehindert werden durch eitle Furcht vor
Schwierigkeiten... Wenn sich Xaverius geschont
he er wohl in fünfzig Jahren zu Stande gebracht
s er jetzt in einem zehnjährigen Apostolat erreicht
ß ein Jesuit in der Noth sein Leben in die Schanze
lt er für ganz selbstverständlich. Als in Rom 1837
ihre Verheerungen begann, befahl er dreihundert
rgebenen, sich der Pflege der Kranken bei Tag
acht zu widmen, mehreren ließ er früher die heil.
he ertheilen, nur um den Kranken und Sterbenden
hen zu können. Er selbst ging von Krankenhaus
haus, die Leidenden mit eigener Hand verpflegend.
und Verfolgungen blieben dem P. Roothaan, wie
her angedeutet, nicht erspart: man braucht nur an
1848 mit seinem allgemeinen Sturm gegen die
erinnern. Selbst zu Rom war kein Jesuit seines
er. Auf Wunsch des Papstes mußte auch der

Jesuitengeneral wieder zum Wanderstabe greifen, um d
Brod der Verbannung auch als General zu verkosten. E
nach einer Abwesenheit von fast zwei Jahren kehrte er A
1850 wieder nach Rom zurück.

Was P. Roothaan in seiner fast 24jährigen Regier
geleistet, gehört der Geschichte an: uns war es vor A
darum zu thun, den innern Geist des edlen Mannes zu zeich
Der berühmte Vorkämpfer der katholischen Kirche in Deu
land Hofrath Buß hat in seinem großen Werke über
Gesellschaft Jesu über den Jesuitengeneral folgendes ehr
Urtheil gefällt: „Die lange Ordensregierung des P. Root
bleibt ewig denkwürdig durch den großen Aufschwung,
die Gesellschaft Jesu während dieser Zeit genommen.
gründete 8 neue Provinzen und zwar in den beweg
durchwühltesten Ländern und 2 Viceprovinzen. Er hie
gleicher Zeit, in welcher er der Gesellschaft die groß
Entwicklung gab, die Ueberlieferungen der Wohlthätigkei
welche den Orden stets bezeichnet hatte. Er zeigte diese g
als je zur Zeit der Cholera. Ein vollendetes Muster
Tugenden, voll Wissens und Bescheidenheit, war e
Großen und den Niedern theuer . . . Die Klugheit, E
und Sanftmuth halfen ihm die vielen Schwierigkeiten
welche Leidenschaften und Revolutionen gegen den
erhoben. Mit staunenswerther Weisheit und Umsicht
er die Leitung des Ganzen zu handhaben. Im Gesprä
ihm traten als die Hauptzüge die ungewöhnliche Gemess
seines Ausdrucks und das Durchdringende des Adler
verbunden mit der seltsamsten Sanftmuth, hervor“.

Ein Verdienst, was hier nicht erwähnt ist, darf
noch eigens hervorgehoben werden: es ist die philol
kritisch genaue Ausgabe einer neuen lateinischen Ueber
des goldenen Büchleins des hl. Ignatius über die Exe
auf Grundlage der ältesten spanischen und lateinischen
schriften. Hatte die alte Uebersetzung sich bemüht, den
und Gedanken des hl. Ignatius in einer möglichst cla

it wiederzugeben, so gab sich P. Roothaan daran, den
en des hl. Ignatius bis zur letzten feinsten Schat-
durch eine scharfe Uebersetzung zu fixiren. Es ist
t das erste Beispiel, daß die philologische Textkritik
ascetisches Buch im Interesse der Ascese selbst in so
iger und erfolgreicher Weise verwerthet wurde. Die
eberſetzung des P. Roothaan hat die ältere trotz ihres
igen Alters und anderer Vorzüge mehr und mehr
gt. Die Anmerkungen, welche P. Roothaan seiner
zung beifügte, zeigen, wie tief er in den Geist des kost-
Büchleins eingedrungen; das der Ausgabe vorgesetzte
ngsschreiben ist bis heute das Beste, was sich zur
lung der geistlichen Exercitien sagen läßt. Allen
nten besonders, welche über Jesuiten und Jesuiten-
hreiben oder reden wollen, empfehlen wir das Studium
lusgabe des Jesuitengenerals P. Roothaan.

e Stunde, auf welche P. Roothaan sein ganzes bewegtes
ich vorbereitet, um Rechenschaft ablegen zu können
Herrn für das ihm verliehene Talent, nahte heran.
d seiner letzten Krankheit bewahrte er trotz der größten
zen die Heiterkeit des Geistes. Als ihn Louis Veuillot
besuchte, sagte er zu ihm: „Herr Veuillot, ich habe
Morgen meine Betrachtung über einen Text des Terenz
". Ein wenig überrascht erwiderte Veuillot, man müsse
n großer Heiliger sein, um sich an einem solchen
erbauen zu können. Nein, meinte P. Roothaan,
an denn nicht eine gute Betrachtung machen über die
„Homo sum et nihil humani a me alienum puto?"
deres Mal tröstete er sich selbst in seinen Leiden:
will, daß die Gesellschaft in blühendem Zustande ist;
i Dank! der General leidet, auf daß keine Gedanken
genliebe in seiner Seele Platz finden". Die letzten
des Gebetes, die man von ihm am Tage vor seinem
den vernahm, waren einzelne Verse aus dem Anima
Am Sonntag den 8. Mai 1853 begann gegen

9 Uhr der Todeskampf, schmerzliche Zuckungen seines Gesicht verriethen was er litt, sprechen konnte er nicht mehr, ab das Bewegen seiner Lippen zeigte, daß er noch immer betet Die ganze Genossenschaft lag während zwei Stunden beten auf den Knieen vor dem Sterbebette des geliebten Vaters allmählich nahm das Röcheln ab, einige Minuten vor e hauchte er seine edle Seele aus, um zu empfangen den Loh eines treuen Streiters Christi, den Lohn für das Verlasse von Vater und Mutter und Vaterland und die Reise in da ferne fremde Land, den Lohn für seine Arbeiten im Dienst der Jugend und des Volkes, den Lohn für die treue väterlich Hut eines großen Ordens der Kirche, den Lohn auch für alle deshalb von der Welt erduldeten Verläumdungen un Verfolgungen. Möchte unser Tod dem seinen gleichen!

XXI.

Ein nationalpädagogischer Versuch.

Unter dem Titel: „Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen“ ist vor einem halben Jahr bei L. C. Hirschfeld in Leipzig ein Buch erschienen, das bis 1. Juli zwölf Auflagen erlebte und ohne Zweifel noch viele erleben wird. Die Presse wußte von ihm Großartiges und fast Unglaubliches zu sagen; in den weitesten Kreisen bildete es lange einen Hauptgegenstand der Unterhaltung. Auf katholischer Seite hat man sich noch wenig mit ihm befaßt. Wir sind mit Recht mißtrauisch geworden gegen literarische Produkte, welche so rasch prosperiren, von der Mutter Presse gar so stürmisch umarmt und als Wunderkinder angepriesen werden.

nuthen alsbald dahinter nur Schliche und Listen
ntaten Zeitgeist und den allmächtigen Einfluß seiner
Reklame. In diesem Fall aber doch mit Unrecht.
sweise ist dies mit Trompetenstößen in die Welt
te Buch wirklich bedeutend und etwas nutz. Es
seine Ausbreitung in erster Linie seinem eigenen
Werth. Ja man kann sagen, es hat bis jetzt noch
al überall die Anerkennung und Beachtung gefunden,
rdienen würde. Man hat mitunter ungerechtfertigte
gegen dasselbe erhoben; die, welche sich seiner am
nnahmen, gehören fast ausschließlich zum Contingent
espresse oder der belletristischen Literatur. Die
gelehrte Welt, wie die offizielle Vertretung der
Kunst verhielt sich kühl und reservirt, ja sie schien
ignoriren zu wollen; nach dem Warum fragt keiner
lcher dasselbe gelesen hat. Der Satz: obsequium
veritas odium parit trifft hier noch mehr nach seiner
ls nach seiner ersten Hälfte zu. Wahrlich, der Ver-
steht es nicht zu schmeicheln; mit bewunderungs-
Muth wird allen Großmächten des gegenwärtigen
Lebens das Gewissen erforscht und der Text gelesen;
r Götze der Gegenwart wird in Trümmer geschlagen,
e angebetete Größe als groß drapirte Kleinheit ent-
manches schöne Vorurtheil, durch welches man bisher
chland sich den Schlummer versüßt hatte, unnach-
n Nebel gelöst, so manche vom Patriotismus oder
smus aufgenährte und großgezogene schöne Lüge
entpuppt. Und daß man nun doch so begierig nach
he griff, das ist nach einer Seite hin ein gutes
es beweist, daß der Zug und Drang nach Wahrheit,
selbständigkeit und der freie Sinn unserm Volk noch
z entschwunden.

Buch kann also wirklich als ein Ereigniß bezeichnet
nd wir dürfen nicht länger theilnahmslos an dem-
rbeigehen. Die beste Probe, daß es den Werth

gewöhnlicher Alltagsschriften weit überwiegt, liegt darin, daß man es zweimal und dreimal lesen kann, ohne daß das Interesse lahm und die Achtung geringer würde, vielmehr findet man erst bei wiederholter Lektüre, daß man bei der erstmaligen dem Verfasser noch nicht das seinem Verdienst entsprechende Maß von Werthschätzung zugewendet hat. Beim erstmaligen Lesen strömt nämlich ein solcher embarras de richesses über den Geist herein und zugleich berührt die im Titel angedeutete Haupttendenz noch so seltsam, daß man sich mit dem Inhalt nicht wahrhaft befreunden kann; der Geist des Lesers befindet sich in ähnlicher Lage, wie der Leib, wenn er ein Mahl vor sich hat, dessen Küche und fein bereitete Speisen alle einen fremdartigen Grundgeschmack haben, der dem Gaumen nicht convenirt; er wird erst nach und nach, wenn dieser Widerwille überwunden ist, im Stande sein, den Speisen und dem Koch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir werden im Folgenden, um beim Bild zu bleiben, nicht das ganze geistige Mahl präsentiren, sondern bloß den Speisezettel und einige Proben mittheilen und weisen im übrigen den Leser mit den am Schluß auszusprechenden Cautelen an den Tisch des Verfassers selbst.

Der Gesammtinhalt des Buches läßt sich in zwei Schichten scheiden, die sich aber immer gegenseitig durchdringen, in eine kritische und eine positive. Wir suchen zunächst die erstere in ihren Hauptbestandtheilen auszuheben, denn in ihr liegt der eigentliche Werth des Buches und der Grund seiner durchschlagenden Wirkung.

Deutsches Wesen und Leben, das ist die oberste These des Verfassers, ist nach allen Seiten einer gründlichen Reform bedürftig, in erster Linie die deutsche Kunst. Sie in erster Linie, denn sie ist bedeutend in die Irre gegangen und ihr soll für die Zukunft die Führerrolle zukommen. Die deutsche Kunst hat den Individualismus, Lokalismus, Provinzialismus und die Volksthümlichkeit in starkem Maße eingebüßt; in Folge schädlicher Centralisirung und Monopoli-

ist sie hochtrabend, akademisch, formalistisch, unpopulär
n. Die heutige Kunst schwankt zwischen Romantik
rosa, zwischen Verbildung und Rohheit, zwischen
rinismus und Zolaismus, zwischen archaistischer
malerei und phantasielosem Streben nach Natur-
t. Auf die Epoche der Ideendarstellung ohne Natur
die der Naturdarstellung ohne Idee; erst die Ver-
von beidem könnte einen neuen Stil begründen.
utigen Künstlern fehlt der tiefe innere Ernst der
ng und des Lebens; in ihrem Leben und in ihren
en herrscht sehr häufig die Frivolität vor. Der
und bildungsmüden, geistig und allzu häufig auch
h kahlköpfigen deutschen Jugend geht die gesunde,
ge Lebenslust, die Breite und Fülle, Derbheit und
Ruhe und Gedrungenheit der Existenz sehr ab, welche
bedingung eines wahrhaft künstlerischen Lebens sind.
dernen Kunst fehlt die Vornehmheit, der aristokratische
Die heutigen Realisten haben das Leben stückweise
nweise beobachtet; es macht einen ungemein kläglichen
, wenn sie mit ihrem neuen „Kunstprincip“ die
e künstlerische Vergangenheit übertrumpft zu haben
; sie verachten, was sie nicht kennen und nicht können.
nken am Zolaismus, den Brutalität, Sinnlichkeit, kalte
ung, gelegentlich mit ein wenig Sentimentalität und
ik untermischt, kennzeichnen. Sie wollen natürlich sein
den trivial. Die Kunst sollte mehr philosophischen Geist,
losophie mehr künstlerischen Geist haben (S. 1—55).
er auch der deutschen Wissenschaft fehlt es an
phie. Sie ist unphilosophisch, irreligiös und geistlos.
uch des Spezialismus haftet an ihr. Die Natur-
schaften vermögen mikroskopisch zu beobachten, aber
kroskopisch zu denken. Darwin fehlt der philosophische
liefert Bausteine, kein Gebäude. Die unphilosophische
ng der Natur erzeugt die falsche Objektivität, welche
s der Froschperspektive betrachtet: „Kaltblütigkeit ist

nützlich und auch ein Frosch hat kaltes Blut, aber di perspektive ist darum doch nicht die richtige". Di Universität sollte vielmehr Spezialität heißen, denn si nur Spezialitäten, aber eine Ansammlung von Spezialitäten gibt noch keine Universität. In der Geschichtsschreibung fehlt der Objektivität das behrliche Gegengewicht einer entsprechend starken Sub es herrscht in ihr mehr Verstand als Seele. Ranke's graphie zeigt bei aller Schärfe und Klarheit der Be wie Darstellung etwas Tonloses, Farbloses, ja et nicht sittlich aber doch geistig Charakterloses, ihr fehlt Pathos der Gesinnung. Das Wasser der Objektivit aber der Wein der Begeisterung darf auch nicht feh gilt namentlich auch für die Philologie. Ihr Ch stark banausisch; ihre mehr und mehr hervortreten daß die Erzeugnisse des Alterthums nur zur Bethäti Textkritik 2c. da seien, ist dürftig nach innen und n gefährlich. Die heutige Rechtswissenschaft ste im Romanismus; der Entwurf des neuen Civilg entspricht nicht in dem Maße einheimischen deutsche anschauungen, wie vom nationalen Standpunkt aus werden muß. Die Wissenschaft wie die Kunst hat höchsten Ziel die Synthese des Geistes. Ein T Spezialisten und eine Personifikation der in die Irr deutschen Wissenschaft ist Dubois-Reymond. und sogar ausgezeichnet als Spezialist in dem von beiteten Einzelfach der Naturwissenschaft, stolpert und er in bedenklichster Weise, sowie er sich in höhere wagt. Er, der im Jahre 1870 die Geschmacklosig vor zahlreichen Zuhörern öffentlich zu erklären, „ mich meines französischen Namens", hat sich gerade geistigen Bestrebungen als ein rechter Durchschnit gezeigt. Er und die anderen Vertreter der m Weltauffassung sind die Todtengräber ihrer Zeit; so hohl wie die Gräber, die sie graben. Eine, in

n, weniger vornehme Persönlichkeit als die Dubois-mond's ist kaum zu denken, und noch um so weniger ehm, als sie sich, in akademischer Pose, äußerlich vornehm werden sucht. Reiner Wein und reine Bildung sind in schland jetzt selten geworden; erst wenn ächte Philosophie issenschaft wieder beseelt, erst wenn schlichte Vornehmheit ornehme Schlichtheit im deutschen Geistesleben wieder end ist, erst wenn man den Trägern einer künstlerischen g als maßgebenden Volkserziehern sich wieder zuwendet, rst wird das deutsche Volk über die rein verstandes-, empfindungsunfähige, hohle und windige Berliner eußische Bildung hinweg wieder den Weg zu seinen t finden (S. 56—114).

och der geistigen Neugeburt unseres Vaterlandes muß olitische Neugeburt desselben vorausgehen; h hat dieselbe 1870 stattgefunden, innerlich bleibt sie fordern. Bis jetzt hat Jena die Deutschen sittlich efördert als Sedan. Der Culturkampf hat der Cultur dient und mit seinem schließlichen Ausgang ihr viel-her geschadet. Es ist zu wünschen, daß ein geistiger licher Befreiungskrieg die baldige Besserung bringe. t, welches für die politische Entwicklung des künftigen lands immer wird den Rahmen abgeben müssen, wird diesen Befreiungskrieg am besten vorbereiten, wenn mehr und mehr in deutsche Empfindung und deutschen ineinlebt, wenn es den Korporalstock nicht niederlegt, ber ihn mit dem Lorbeer des Friedens und der Kunst . Preußen hat sein rastloses Vorwärtsstreben auf em Gebiet eine gewisse geistige Magerkeit und Dürf-ingetragen, deren es sich nunmehr entledigen sollte. muß germanisirt werden. Der Organismus des hen Staates ist innerlich allzu starr, stramm, strack ade; er bedarf der Lockerung durch den Rhythmus. aterialismus seiner Politik muß durch Individuali-erselben überwunden werden (S. 114—156).

Individuell in der Kunst, organisch in der Wissen
rhythmisch in der Politik soll sich das Leben des de
Volkes entfalten. Durch eine solche einheitliche und zusa
hängende Schwenkung auf den einzelnen Gebieten wi
eine völlige Neugestaltung der ganzen deu
Bildung einleiten müssen. Eine dritte deutsche Refor
muß nach der Luther'schen und Lessing'schen eintret
wird aber mehr nach der ersteren als nach der letzter
neigen, mehr aus der deutschen Empfindung Luthers,
dem deutschen Verstand Lessings herauswachsen. N
Bildung und eine Kunst, welche das deutsche Herz als
Autorität anerkennt, kann dem innern Leben der D
eine glückliche Zukunft verbürgen. Der Kunst muß
gebührende erste Platz innerhalb des deutschen Geist
wieder eingeräumt werden. Herzensbildung muß a
der Verstandesbildung treten. Nichts braucht die Wis
nothwendiger als Begeisterung und selbständiges
und nichts vermeidet sie sorgfältiger, als diese zwei
manche Gelehrte gehen wohl mit Begeisterung an ihr
aber innerhalb dieser Arbeit halten sie dieselbe für d
unzulässig; dieser Zwiespalt zwischen dem Mensch
dem Gelehrten ist die Erbsünde der heutigen Wiss
Sie tritt charakteristisch hervor in Ranke und H
— in Ranke, welcher in seiner Weltgeschichte
von der eigentlich inneren Bedeutung des Christ
absehen und nur die große Combination der n
rischen Momente, in welchen es erschienen ist, b
tigen zu wollen, also die Entwicklung des Menschh
schildern, aber deren innersten Kern nur ganz äußerlich
sichtigen zu wollen; in Helmholtz, welcher es G
Sünde anrechnet, daß er in seiner Farbenlehre ei
andere Betrachtungsweise als die physikalische habe e
wollen — ohne darüber nachzudenken, ob nicht ei
vielleicht berechtigt, ja nothwendig sein könnte. B
Spezialisten. Diesen ist es eigen, das Wissen h

[...]ssen als den Charakter, als ob das Wissen an sich für [...] menschlichen Verkehr oder den Werth des Menschen irgend [...]was bedeute, als ob es nicht ganz allein darauf ankomme, [...]lche Persönlichkeit hinter ihm steckt. Die Spezialisten [...]nnen das Volk belehren, aber nicht beleben, sie mehren die [...]antität, aber verderben die Qualität der geistigen Bestreb[...]gen. Wohin „Geist“ allein führt, zeigt Mommsen, [...]er zweite Erasmus, dieser geistvolle Historiker des Buch[...]ens und philologische Antiquar, der nicht nur in der [...]tung seiner Studien, sondern auch seinem ganzen geistigen [...]en nach den Formalismus des Römers vertritt, dem wie [...]aire die Seele fehlt. Eine volksthümliche Bildung thut [...], die vor allem Herzensbildung ist und daher nothwendig [...]lerische Bildung sein muß. Das Volk der Dichter hat [...]in ein Volk der Krieger verwandelt, das Volk der Denker [...] sich in ein Volk der Künstler verwandeln (S. 157—204). Das Resultat dieser reformirten Bildung ist eine neue [...]tsche Menschheit mit einer ächt deutschen Cultur. [...] Cultur der Griechen ist von Marmor, die der Deutschen [...] von Granit sein; Granit ist ein sehr gewöhnlicher Stein, [...] seine Widerstandsfähigkeit übertrifft die der meisten [...]ren, er eignet sich gerade so gut zum Straßenpflaster [...] zu unvergänglichen Bauten und Denkmälern, er ist ein [...]thümlicher und zugleich, im geschliffenen Zustand, ein [...] aristokratischer Stein. Die deutsche Cultur soll ächt [...]sch sein, d. h. vor allem wahr; wahr ist sie, wenn sie [...] eigene Wesen wahrt. Dann ist sie auch genial, denn [...]alität ist vor allem Natürlichkeit und Besonnenheit. [...]nge Deutschland einig ist, wird es im europäischen [...]tsleben dominiren. Die Deutschen sind bestimmt, den [...] der Welt darzustellen; doch kann Deutschlands Welt[...]chaft nur eine innerliche sein, wie auch sein Aristokra[...]us nur ein innerlicher sein kann, aber beide werden sich [...]dem äußerlich bethätigen und geltend machen müssen. [...] der deutschen Stämme hat seine besondere Funktion

innerhalb des allgemeinen nationalen Lebens zu er
nicht an äußerer, sondern an innerer Geltung sollen s
einander wetteifern. Die Vorzüge des deutschen Volke
über seine verschiedenen Stämme verschieden vertheilt;
wie der Deutsche im Allgemeinen, so ist besonders der N
deutsche dem Griechen verwandt und hat wie der G
etwas Kindliches in seinem Wesen. Nach der rö
Renaissance des 16. Jahrhunderts sollte im 20. Jahrh
eine griechische Renaissance eintreten von der deutschen K
natur aus; ächter Glaube ist immer Kinderglaube,
Menschheit immer Kindheit. Im Kinde liegt das Künstl
im Manne das Politische; beides sollte zu einer Kuns
verschmolzen werden, deren Hauptaufgabe darin beste
geistigem Gebiet der Natürlichkeit zu ihrem Recht z
helfen, deren Ziel höchste politische Weisheit, geträn
den tiefsten Empfindungen der Volksseele ist, kurz e
Feuer nationaler Leidenschaft rothglühend gemachte Ve
Hebbel hat gesagt, daß jede Zeit auf geistigem Gebie
heimlichen Kaiser habe. Die Sehnsucht nach dem pol
Kaiserthume ist dem Deutschen in Erfüllung gegangen
das geistige Kaiserthum, wenn es ihnen beschieden ist
allzu lange auf sich warten lassen. Der „heimliche
müßte in unserem papiernen Zeitalter gegen das Sys
Persönlichkeit ausspielen. Wer soll Kaiser sein? Der
denste, Mildeste und Ruhigste. Seine geborenen und er
Bundesgenossen werden sein alle welche den Glauben,
religiöser, künstlerischer oder irgend einer Art, höher
als das Wissen; hinter diesem undurchdringlichen Wa
er Hof halten; von hier aus wird er ein Schutz der
Schwachen sein, die unter dem Joch der falschen
seufzen. Das demokratische Spezialistenthum muß du
aristokratisches Menschenthum abgelöst werden; der m
Mensch muß aus einem Spezialisten erst wieder ein
werden. Aber zum Substantiv Mensch muß das
deutsch kommen; was beides zusammenschließt, ist die

heit ist Form, Deutschthum ist Farbe; Form und
ereinigen sich innerlichst in der Blume. Der deutsche
sei individuell künstlerisch, philosophisch synthetisch
frei! Von ihm, wie er ist, hat die deutsche Kunst-
uszugehen; auf ihn, wie er sein soll, hat sie hin zu
: das ist Volkserziehung. Die Besen der heutigen,
Volkserziehung sind stumpf gekehrt; es wird bald
n heißen: Besen, Besen seid's gewesen! Manche
ne Thräne, die ein blondhaariges Kind sich heimlich
Augen wischt, dürfte noch einmal den erziehungs-
Pedanten von heute schwerer auf's Gewissen fallen,
denken; vielleicht kommt einmal ein großes Kind,
mliche Kaiser, und rächt alle diese kleinen Kinder.
bedingung der rechten Volkserziehung ist ein Miß-
egen die wissenschaftlichen Autoritäten, deren Ruhm
ist, aber nicht einmal vor dem Urtheil der eigenen
er Stand hält. Als die erste deutsche Eisenbahn
werden sollte, gab die medicinische Fakultät zu
ein offizielles Gutachten ab, daß die eventuellen
re einer solchen Eisenbahn in Folge der schnellen
gung sämmtlich unheilbaren Gehirnkrankheiten ver-
irden. In der gegenwärtigen Zeit, wo die Luft voll
heils abstrakten und verstandesmäßigen, theils mate-
en und mechanistischen Anschauungen, kann der Ein-
hts Besseres thun, als sich ebenso entschlossen wie
n auf die Seite des Gefühls, des Poetischen, des
schen zu stellen. So würde die Wissenschaft reformirt
eformirte Wissenschaft müßte wieder zum Christenthum
Die deutsche Bildung und Erziehung müßte aber
z besonders die Körperpflege in sich schließen; das
he ist vom Geistigen und dieses von jenem nicht zu
es ist tief bedeutsam, daß Christus seinerzeit nicht
geistiger, sondern auch ein körperlicher Heiland war.
tschen sollten darauf sehen, ihre Körper nicht durch
en allzu sehr anzuschwemmen. Die Kleidung muß

sich dem natürlichen Wuchs wieder anpassen und ihr altes Recht der Buntfarbigkeit muß ihr zurückgegeben werden; jetzt trauert der Deutsche in dunklen Kleidern um seine verlorene geistige Freiheit und er trägt den farb- und formlosen Cylinderhut, der zur Kellner- und Bediententracht gehört. Zunächst kommt es darauf an, die Feinde, zumal die im eigenen Lager hausenden, zu erkennen; zwei typische sind Zola und Du Bois-Reymond, die sich seelisch verwandt sind. Der Kampf gegen solche Repräsentanten der Halbbildung, gegen die seelenlose Bildung, das wäre der ächte Culturkampf, der Kampf gegen Brutalität des Fühlens und Hochmuth des Wissens. Bescheidenheit, Einsamkeit, Ruhe, Individualismus, Aristokratismus, Kunst — das sind die Heilmittel, welche der Deutsche an sich anwenden muß, wenn er sich der geistigen Misère der Gegenwart entziehen will. Diese Güter lassen sich nicht ohne Kampf erringen; für die nächste Zukunft des Geisteslebens gibt es daher nur Eine Losung: bindet die Klingen! (S. 205—309.)

Dieses Gedankengerippe weist wenigstens auf den Hauptinhalt und die leitenden Ideen des Buches hin. Von den obigen Grundgedanken werden manche die sofortige Zustimmung des Lesers gefunden, ja nicht wenige geradezu elektrisch auf sein Inneres gewirkt haben; wenn andere mehr verblüffenden Eindruck machten und den Widerspruch reizten, so wolle nur beachtet werden, daß sie im Buch selbst, dessen Lektüre angelegentlichst zu empfehlen ist, einer tüchtigen, wenn auch nicht immer überzeugenden Motivirung nicht ermangeln. Man kann überhaupt im Buch kaum eine Seite lesen, ohne Gedanken zu begegnen, die man mit aller Freude zu seinen eigenen macht, ohne Sätzen zu begegnen, in welchen man längst Gesuchtes oder Geahntes, für unklare und räthselhafte Seiten der Gegenwart das lösende und erlösende Wort grüßt. Man kann keine Seite lesen, ohne den eminenten Geistesreichthum des Verfassers auf's neue zu bewundern, den souverän beherrschenden Blick über alle Gebiete

esbildung hin, die Schärfe seines Geistes, aber noch die Tiefe seiner Seele, die Helle seines Adlerauges, reinen, idealen Sinn und den hohen ethischen Ernst. etzterer Hinsicht insbesondere muß das Buch als eine delsten, wohlthuendsten Erscheinungen in der modernen ialistischen Zeit bezeichnet werden, in der man so häufig htsinnigen Feuilletonstil die heiligsten Fragen der Mensch- behandeln wagt, ja in welcher die Syphilis der Fri- selbst wissenschaftliche Werke schändet. Ueberall setzt rfasser seine ganze und innerste Persönlichkeit ein, eine und moralisch adelige Persönlichkeit; in diesen Ge- pulsirt sein warmes und gesundes Herzblut, sie sind loß Resultate von Denkoperationen. Aber nirgends seine Persönlichkeit sich vor; sie stellt sich nicht zur sie prunkt nicht mit ihren geistigen Schätzen, sie sucht für sich und bettelt nicht um Ehren und Sympathien, t nur für die gute Sache und für's Wohl des Ganzen. t die Anonymität innerlich gerechtfertigt. Auch wo er rsonen zu sprechen nöthig hat, redet er sachlich, nicht ich von ihnen; sein Wort kann hier scharf werden, bleibt wahr und gerecht. In der Form, in welcher Gedanken ausspricht, verbindet er die Reife des Alters n Feuer der Jugend; sein Stil ist ächt deutsch und n besten Sinne neu und originell, weil individuell, n glücklichen Wendungen und selbstgeschaffenen Ver- . Nach der inhaltlichen wie formellen Seite ist das nregend im höchsten Grade. Es wäre leicht, eine Serie von Sentenzen aus demselben zusammenzustellen, Edelgehalt und feinem Schliff sich mit den besten aus Klassikern messen können und hunderte von Pensées scher Espritisten in Schatten stellen.

ch wir können uns nun der Aufgabe nicht entschlagen, Kritik des Verfassers selbst Kritik zu üben und die ziehungsmethode, durch welche er die deutsche Nation will, vorzuführen und zu prüfen. In der Untersuchung

und in den Heilversuchen, die er am Organismus dieser Nation vornimmt, bewährt er sich als feinen und scharfsichtigen Diagnostiker und als erklärten Feind des überall von ihm bekämpften beschränkten Spezialismus. Er bleibt nicht an einzelnen Krankheitssymptomen haften, faßt nicht die einzelnen Glieder und ihre Schwächen und Deformitäten in's Auge, er sucht nicht die einzelnen Wunden und Geschwüre für sich zu erklären und zu heilen, er zählt nicht centum gravamina auf und sucht dann einem nach dem andern abzuhelfen. Er richtet den Blick auf den Gesammtorganismus, verfolgt die einzelnen Defekte zurück auf ihren Einheitspunkt und ihre gemeinsame Ursache und sucht zum eigentlichen Krankheitsherd vorzudringen. Seine Diagnose lautet nun auf Gehirnerkrankung in Folge von übertriebenem, rein verstandesmäßigem und gedächtnißmäßigem Studiren. Von dieser Affektion des Gehirns sind alle andern Symptome bloß Ausläufer. Daher die Einseitigkeit und Beschränktheit des Denkens, diese logische Manie, dieses Schwärmen für das Buch und diese Aversion gegen das Bild, diese Bevorzugung des Wissens auf Kosten des Glaubens, der Wissenschaft auf Kosten der Kunst, dieser Größenwahn innerhalb der engen Grenzen des Spezialismus; daher diese Verkümmerung des Herzens und sein mangelhaftes Funktioniren, der matte Blutumlauf und in Folge dessen die sibirische Verstandeskälte im ganzen Organismus, daher die Verschrumpfung und Lähmung der Extremitäten und wichtiger Theile und Glieder, daher diese Unfähigkeit, auszuschreiten und weiter zu kommen. Ohne Bild zu reden: von der einseitigen Cultur des Verstandes, die mit dem Herzen und Gemüth gar nicht mehr rechnet, kommt die Verschlechterung der Wissenschaft und der Kunst und damit der ganzen deutschen Bildung.

Wer wollte leugnen, daß an dieser Diagnose etwas Wahres ist? Jeder normale Deutsche, der jener Krankheit nicht selbst schon unrettbar verfallen ist, wird es am Zucken seines Herzens, an einem schmerzlichen Druck spüren, daß der

[..]sser hier den Finger an eine brennende Wunde gelegt [..]. Das Wissen und die Wissenschaft hat in der That [..] Bildung nur theilweise gehoben; die Hypercultur des [..]standes ist zu einer „Barbarei bei Gasbeleuchtung“ ge[..]hen; der Uebermuth und der wahnsinnige Stolz besonders [..] Naturwissenschaften hat das Herz verroht. Dem Wort [..] Verfassers, daß die modernen Naturwissenschaften viel [..] Brutalisirung der Massen beigetragen haben (S. 233), [..] nicht alle Wahrheit abgesprochen werden können. Die [..] schroffer gewordene Scheidung zwischen Theorie und [..]xis, zwischen Wissenschaft und Kunst, zwischen Verstand [..] Gefühl, zwischen Gelehrsamkeit und Charakter mußte [..]thwendig zur Unnatur, zur Unbildung, zur Verkümmerung [..] Menschenwesens, zur Verderbung der Wissenschaft und [..] Kunst führen. Sind wir nicht soweit gekommen, daß Viele ihres Herzens sich schämen, wie Dubois-Reymond sich [..] französischen Namens schämt, daß Viele von Herz und Gefühl nicht mehr reden hören können, ohne daß sich ein [..]rdonisches Lächeln auf ihren Lippen einfindet, daß man den Glauben als etwas Verächtliches und Gemeines behandelt [..] ideale Wahrheiten und Kräfte nur mehr für Nullen [..]net oder wie Spielgeld ohne Werth taxirt? Hat je [..] Zeit es uns gleichgethan in Verachtung des idealen [..]nes, der Vernunft, des Gemüthes, des Charakters, in [..]befugter Apotheosirung des Verstandes, in Verknöcherung, [..]seelung, man möchte sagen Entherzung des Unterrichts [..] der Erziehung. Auf diese unsere schwächste Seite auf[..]merksam gemacht zu haben mit dem nöthigen Nachdruck und [..] der nöthigen Sachkenntniß, bleibt das Verdienst des Ver[..]fassers. Das war eine That, die Muth erforderte zu einer Zeit, wo die Unvereinbarkeit von Glauben und Wissen, von Theorie und Praxis, von Verstand und Gefühl, wo die Neben[..]sächlichkeit der Herzensbildung neben der Verstandesbildung [..] daran ist, dogmatisirt zu werden. Ob nicht freilich die [..]gnose am Ende doch an einem Fehler leide und den

tiefsten Punkt des Uebels doch nicht treffe, dieser Z
wird zu seinem Recht kommen bei Prüfung des Heilverfa
hier genügt es zu constatiren, daß er jedenfalls einen Ha
der Krankheit richtig gefunden und eine Hauptersch
derselben richtig agnoscirt hat. Diese seine muthvol
gesprochene Ueberzeugung wird nicht verhallen und v
gehen, sie wird in der Brust von Hunderten ein Echo
und dadurch zu einer geistigen Macht werden.

Der Kritik des Verfassers, die wir in ihrem Hau
gerechtfertigt fanden, muß das Zeugniß ausgestellt
daß sie durchaus positive Grundtendenz hat. Hi
nicht ein giftiger kleinlicher Pessimismus das Wort,
das Kennzeichen kleiner Seelen ist, sondern ein warm
Optimismus, welcher freilich Wunden aufdeckt, aber
sie zu pflegen und zu heilen. Nachdem er eine Re
anscheinenden und angeblichen Größen in der heutig
dungswelt als Nullen erwiesen, wirft er nun dieselb
verächtlich weg, sondern er sucht das große Eins, d
vorgesetzt werden könnte und durch welches sie hohe
erlangen würden. Von seinen Besserungsvorschläg
manche recht beherzigenswerth; es drängt mich, dies
zuheben, da ich früher den Werth des positiven Th
Buches unterschätzt und in einer öffentlichen Besprech
selben (im Literarischen Handweiser) in Abrede gezog
Hier ist es aber nicht nöthig und möglich, sich mit
zelnen Vorschlägen zu befassen; der Autor selber sch
in eine Einheit zusammen, in die Einheit einer Idee
die Einheit einer Person. Seine nationalpädagogisch
oder Maxime lautet: Die gegenwärtige Wissenschaft
Recht des Primats verwirkt und muß dasselbe an d
abtreten; die Kunst muß als Erbin die Schätze der
schaft übernehmen und verwalten; nicht der Wiss
sondern der Kunst, nicht dem Buch, sondern dem Bil
in der Zukunftsbildung die erste Rolle und das erste
Das nationalpädagogische *Ideal* heißt Rembrandt;

f Rembrandt und das Studium seiner Werke soll dem
nschen nicht bloß die Augen öffnen, um zu erkennen, was
t fehlt, sondern für jeden Fehler und Mangel zugleich das
lmittel zeigen.

Idee und Ideal werden sicher zunächst Erstaunen und
emden hervorrufen, und mehr noch das Ideal als die
. Rembrandt soll Erzieher der Nation sein? Rembrandt
versalheiland für alle Stände? Rembrandt Universalarznei
alle Wunden und Krankheiten? Der Gedanke erscheint
bstrus, und die Tausende, welche Rembrandt nicht kennen,
die Hunderte, welche ihn kennen, werden gleich wenig
gt sein, ihm ohne weiteres als dem „geheimen Kaiser"
dem Geistesfürsten der Zukunft zu huldigen und zu
n. Warum nicht eher noch Albrecht Dürer? Nun würde
zwar dem Verfasser Unrecht thun mit der Vermuthung,
i ihm lediglich um eine möglichst concrete Fassung seiner
n und Vorschläge, um eine Personificirung seiner Ten-
en gewesen und es habe eine gewisse Originalitätssucht
dazu verleitet, den Rufnamen für sein Buch nicht aus
rsten, sondern aus der zweiten Reihe deutscher Künstler
uwählen. Seine ganze Darstellung macht den Eindruck,
es ihm mit Rembrandt redlich ernst ist. Mit einer oft
peinlich werdenden Genauigkeit führt er seinen Beweis,
eben Rembrandt überall, in Kunst, Wissenschaft, Politik,
ung und Leben das Bessere habe und weise, wie „der
e Rembrandt wirklich vom innersten Kern der Nation
u deren äußerster Schale reiche". Mit einer Consequenz,
man manchmal unerbittlich nennen möchte, wird dieser
Gedanke durch das ganze Buch, durch alle Reiche und
en der geistigen Bildung hindurch verfolgt. Aber eben
Partien machen mehr als alles Uebrige den Eindruck
Forcirten und Verkünstelten, des Spielens mit geistreichen
ien, der Parallelenwuth und der Sucht nach Analogien.
ehr der Verfasser sich in einen Rembrandt-Enthusiasmus
nredet, desto weniger überzeugt er; je mehr er sich Mühe

gibt, ihn über die bisher von der Kunstgeschichte ihm gewiesene Linie hinaufzuheben, um so mehr hat man di pfindung, daß sein Bild und sein Name nicht auf das blatt dieses Buches gehört. Das soll allerdings zugest sein, daß er manche thatsächliche, bisher nicht oder nic nügend beachtete Seite an der Person und den Werken Meisters hervorgehoben und eine gründlichere Würdigun selben wirksam angebahnt hat.

Nun darf man aber nicht — eine Versuchung, d bei der erstmaligen Lektüre nahelegt — über dem tro Anstrengung des Verfassers seltsam bleibenden Versuch, Rembrandt als deutschen Idealmenschen vorzustellen ganzen pädagogischen Versuch oder die obige pädag Grundidee selber zu niedrig taxiren und unbesehen bei legen. Die oberste Tendenz des Buches bleibt doch sch die, der Kunst die Hegemonie im Geistesleben der zuzutheilen. Man wird nun wohl zugeben können, d Kunst in unserer Cultur nicht die Stellung einnimmt, ihr gebührt, daß mehr wahrer Kunstsinn dringend zu wi wäre, daß die Kunst bei größerem Einfluß auf das Erzie werk die Interessen des Herzens vertreten und der G verarmung und Gemüthseintrocknung entgegenwirken Aber freilich eine ganz andere Frage ist es, ob die Kun Natur nach zur Herrscherin geboren sei, ob sie Erlöser könne aus allen unseren Nöthen und Miseren, ob in die heutige Kunst, nur nach vorausgegangener rascher morphose, sich für diese beiden Rollen qualificiren Wollte man die Kunst ernstlich zur Königin erheben, sie falls sie irgend ihre Stellung verstände, die Antwort welche der Oelbaum und der Weinstock in der bel Parabel gaben, als sie von den Bäumen gebeten w ihr König zu sein: „kann ich verlassen meinen fetten dessen sich Götter und Menschen bedienen, und komm an der Spitze der Bäume zu stehen? kann ich ve meinen süßen Saft und meine so lieblichen Früchte,

ihe der übrigen Bäume zu stehen (Richt. 9, 8—13)?"
oderne Kunst aber würde antworten müssen: „wie
h Königin sein? muß ich mich nicht in Freilicht
, meinen Kohl bauen und Schweine hüten?" Wahrlich
wir von ihr das Heil zu erwarten hätten, dann —
e ogni speranza! Der Verfasser ist gegen ihre
Fehler nicht blind, aber das wird mit Recht gesagt
können, daß er sie milder behandelt als die Wissenschaft.
ichlich ist sie aber so stark compromittirt wie diese.
die Achtung vor der Kunst gesunken ist, so ist das
rößten Theil ihr wohlverdientes Schicksal; sie hat alle
ng vor sich selbst verloren, ihren Beruf vergessen, ihre
e von sich geworfen. Die Freilichtmalerei verurtheilt
erfasser selbst S. 202 ff. und er bezeichnet als ihre
Schattenseite, daß sie keinen Schatten habe, Schlemihl-
ei sei; er findet sie grau und häßlich, getröstet sich
amit, daß grau und häßlich gerade die Kinder unmittelbar
der Geburt seien und daß vielleicht auch hier das Wort
könnte: häßliche Wiegenkinder, schöne Gassenkinder.
er vermag die Hoffnung nicht stark zu beschwingen,
aus der Kunst, die selbst so stark in der Erbsünde
die Erlösung kommen werde. Man wird ferner auch
[illegible] fragen dürfen, wie denn diese Reformation
die Kunst praktisch eingeleitet werden und [illegible] vor
[illegible] solle — hineingeleitet werden solle nicht bloß in
[illegible] der oberen Zehntausend, sondern gar in's Volk?
Verfasser ist zu einsichtsvoll und zu wenig Pedant, um
von den Massen und einem [illegible] vorgeschriebenen
[illegible] Besuch derselben den [illegible] zu erwarten;
[illegible] geringschätzig von diesen „methodisch geordneten
[illegible]", in welchen das Kunstwerk heimathlos
— das Schlimmste, was ihm passiren könne. Wenn
er vorschlägt, der Staat möchte, anstatt mit vielen
ein Corpus inscriptionum latinarum herstellen zu lassen,
[illegible] eine Gesammtausgabe der Werke Rembrandts

veranstalten, so wird er doch hoffentlich nicht im G
meinen, es solle jedem Deutschen und jedem Schulkind
solche Ausgabe eingehändigt werden und es solle jede
ihr sich geistig und sittlich gesund sehen.

Zweifellos wird hier Rembrandt und der Kunst z
zugemuthet und zugetraut. Das fühlt der Verfasser
denn er macht wiederholt Anläufe, den Begriff der
zu vertiefen und auszuweiten und in ihn vieles h
zunehmen, was er in der gewöhnlichen Fassung nicht i
begreift. Unsere Leser werden sich schon längst gefragt h
wie stellt sich denn der Autor zu Religion und Chr
thum? erstreckt sich darauf seine Gewissenserforschung
räumt er diesen Faktoren keine Rolle an in seinem R
plan? Er übergeht sie nicht, aber er widmet ihnen
keinen eigenen Abschnitt; soweit er sie berücksichtigt, ge
dieß meist sub voce Kunst und unter diesem Gesichts
Wir wollen die einschlägigen Hauptsätze des Buches zusa
stellen und vor allem freudig constatiren, daß die Wor
Verfassers, wenn er auf Derartiges zu reden kommt,
den vollen Wohlklang des Ernstes, der Pietät und Eh
vernehmen lassen. Nur einige Mal vermißt man den
in Aeußerungen über die katholische Kirche und S
wo er in einem Ton, der ihm sonst nicht eigen ist, v
Pfaffen redet, als den abgesagten Feinden einer freien
lichen Bildung, auf welche man vor Luther seiten
Volkes die Verantwortlichkeit des Handelns abgeladen
Es ist ihm Ernst damit, wenn er von Darwin sagt,
vom Christenthum hätte lernen können und sollen, w
die heutige Wissenschaft anklagt, daß sie christussch
worden sei, und von ihr verlangt, sie solle zurückkeh
Gott, „diesem centralwirkenden Weltgeist“. In dem
brandt'schen Helldunkel, das er der deutschen Cultur g
wissen will, soll besonders auch das zarte Pflänzchen G
gedeihen können, von welchem er des öftern spricht,
ohne immer klar anzugeben, zu welcher Familie und G

rechnet. Als kürzester Ausdruck seiner Auffassung der
ion kann der Satz gelten, daß die Wissenschaft zur
und die Kunst zur Religion werde, wenn beide hoch
igern, und daß religiöse Weisheit vor allem künstlerische
heit sei; das Band zwischen Kunst und Religion, von
fest gewoben, sei kein bloß äußerliches; beide sehen
Ganze und beiden steht daher die Wissenschaft, welche
it Einzelnheiten befasse, oft feindlich und stets unter-
net gegenüber. Der deutsche Mensch und der deutsche
ler, mahnt er gegen Ende des Buches (S. 293), müsse
Sittlichkeit sehen. Wo Seele, ist Sittlichkeit; auf gewisse
Wahrheiten wird man dabei immer zurückkommen
n; ächtes Menschenthum enthält immer das Christen-
auch wenn dieses letztere nicht gerade in confessionellem
fixirt ist; das deutsche Volk wird beim Christenthum
en müssen, so lange es keine bessere Basis für sein
es Dasein besitzt; bis jetzt ist dies nicht der Fall. In
us hat sich die Natur zu völliger Selbstlosigkeit und
rnehmheit zu völliger Erhabenheit gesteigert; Voltaire,
n Namen Christi nicht aussprechen hören konnte, ohne
ralische Krämpfe zu verfallen, ist der rechte Repräsentant
untergehenden, greisenhaften Cultur, die allem kindlich
n und menschlich Großen und natürlich Großen und
Großen verständnißlos gegenübersteht.

Da der Verfasser so sehr für nationaldeutsche Bildung
mt, so kann er sich natürlich auch die Religion
ationaldeutsch denken und er kennt daher nur Eine
Form des Christenthums, die von Luther gebrachte;
ther verehrt er den grunddeutschen Mann, der die
hen die dunkle Kunst der Religion gelehrt habe, und
Ansicht nach muß die neue geistige Reformation nach
Person hin gravitiren. Hiebei wird es ihm natürlich
der katholischen Kirche gerecht zu werden. Während
t auf so weiten und diversen Gebieten mit voller
heit sich bewegt, scheint ihm der Katholicismus eine

terra incognita; er bringt über ihn nur einige verlegene und verwegene Aeußerungen, welche sich ausnehmen wie Reminiscenzen aus dem Confirmandenunterricht, dem der Verfasser wohl seine ganze Kenntniß in dieser Hinsicht verdankt. Er findet, daß die prunkvolle Hierarchie der katholischen Kirche sehr wenig dem Sinne Christi entspreche, daß eigentlich nur der Protestantismus eine wirklich christliche Malerei haben könne, weil er keine Bilder zu cultusmäßiger Verehrung schaffe, was immer etwas Heidnisches in sich schließe; die katholisch-christliche Malerei, soviel sie specialisirend als solche (?) auftrete, sei daher auch dieser Art. Doch hat er den Muth, den Culturkampf entschieden zu verurtheilen, und es klingt fast wie Achtung vor dem katholischen Priester, wenn er das Selbstgefühl, das ihn beseelt, mit dem Selbstgefühl eines preußischen Offiziers verwandt findet.

Hier haben wir das ganze religiöse Credo des Verfassers und wir wissen nun auch, welche Stellung er der Religion und dem Christenthum einzuräumen gedenkt. Sein Credo ist gewiß verschwommen, vag und farblos genug. Die ganze Religion scheint ihm als Gefühlssache zu gelten, aber als Gefühlssache durchaus nicht ersten Ranges; er sieht sie an wie einen Appendix der Kunst und läßt sie daher auch bei ihr zur Miethe wohnen, indem er sie zwar mit Achtung behandelt, aber doch in allweg unter die Botmäßigkeit der Kunst stellt. In diesem Ausding will er auch das Christenthum und Christus bis zu ihrem seligen Ende belassen; aus einigen Aeußerungen möchte man fast schließen, daß er sich das letztere nicht allzu ferne denkt.

Nun steht der Verfasser zwar hoch über den modernen Atheisten und Materialisten, welche für die Religion nur mehr Spott und Verachtung übrig haben. Er achtet sie und er glaubt ihr eine Ehre anzuthun, indem er sie bei seiner Königin, der Kunst, einquartirt. Aber selbstverständlich ist sein Standpunkt nicht haltbarer, als der modern ungläubige, nur weniger consequent. Er mußte die Religion entweder

ei Seite lassen, oder sie an erste Stelle setzen. Die
ion ist Nichts, oder sie ist das Erste. Sie
einer andern Macht nachzusetzen, ist Majestäts-
zung; daran ändern die ehrendsten Cermonien nichts.
Christus entweder eine Null, oder er ist der Erste;
t Rembrandt auf gleiche Linie zu stellen, oder gar
nie tiefer, ist Blasphemie. Wollte der Verfasser den
dischen Versuch machen, die Weltbildung der Gegenwart
ren Angeln zu heben, eine Reform nicht bloß der
schaft und Kunst, sondern des Charakters, des Herzens,
nschenwesens anzubahnen, so mußte die Religion und
hristenthum wie den tiefsten Ausgangspunkt, so auch
ten Höhepunkt seines Weges bilden. Der Religion,
er Kunst kommt der Primat zu; sie, nicht die Kunst
Macht, die alles wieder zu heben vermag, die den
en im tiefsten Grund seines Wesens erfaßt und sein
und Wissen, sein Wollen und Denken, sein Fühlen
reben in eine große und machtvolle Einheit zusammenfaßt;
in kann das Heilmittel bieten, welches mit brennender
e und zugleich mit heilender Milde, wie Feuer und
l den Organismus durchrinnt, das Gift ausstoßend,
unde heilend — das Heilmittel, welches das Blut
rt und mit und in dem Blut segensreich durch den
smus circulirt. Und das eben thut noth; denn auch
ge Diagnose ist in Einem Hauptpunkt mangelhaft;
t, wenn sie eine Gehirnerkrankung als primäre
eitsursache ansetzt; diese ist vielmehr zu suchen in
ergiftung, in Pyämie in Folge von Entchristlichung
tsittlichung. Darum heißt die oberste Cultur-
nicht Kunst, sondern Religion und Christen-
und der Erlöser auch für das 19. und
hrhundert heißt nicht Rembrandt, sondern
us.

er Verfasser ist ein Mann der Kunst, der Wissenschaft,
litik, der Philosophie, ein gründlicher Kenner der

Gegenwart und Deutschlands. Zum Reformator fehlt i
Eines: die gründliche Kenntniß der Religion und des Chri
thums. Bei einem so hellen und klaren Geist, bei ei
so edlen Herzen ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, d
dieser große Mangel noch seine Ergänzung finden könn
Möge nur der Erfolg des Buches nicht benebelnd wir
vielmehr dazu anspornen, demselben die noch fehlende, ei
genügende Garantie langen Lebens und bleibenden We
beizugeben!

XXII.

Apologetisches in populärer Form.

(G. E. Haas. M. Steigenberger.)

Die nachchristliche Zeit hat zuerst langsam, dann in rasch
Tempo sich verändert und Alles hat gewechselt, nur der G
blieb derselbe, wenig berührt durch die Unruhe der Ereig
Alte Bestrebungen und Richtungen wurden aufgegeben und
aufgenommen, alte Einrichtungen verschwanden und neue tau
auf, das ganze Denken und Fühlen nahm andere Färbun
Namentlich die Gegenwart ist voll Unruhe und Bewegli
von raschem Drang und mächtigem Ungestüm erfüllt, wir s
doppelt in dieser Zeit die gleichbleibende Ruhe und unersch
liche Festigkeit des alten Glaubens. Manchmal möchte
seine starre Form wie eine Anomalie mitten in der Bew
und dem Wechsel erscheinen und mancher wünschte auch i
Veränderung und Fortschritt eindringen zu sehen. Wir w
aber wohl, daß die Religion dem Wandel der Zeit en
sein muß, als ein Ewiges und Unendliches in der Mensche

r die Zeiten verbinden, nicht scheiden, sie muß beharren, tt unveränderlich derselbe bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit. n darf höchstens die äußerliche Darstellung und die iche Fassung des gleichbleibenden Gedankens.

Wie dasselbe Licht die Gegenstände verschieden beleuchtet, heint derselbe religiöse Gedanke in verschiedenen Lebens- je wieder in anderer Färbung und jedes Individuum ihn von einer anderen, wenn auch im Ganzen wenig denen Seite. Wir sehen dies vornehmlich in religiösen ngen und Betrachtungen, besonders der neueren Zeit. erschieden sind z. B. die Wendungen und Nuancen, in bei einem Alban Stolz oder Faber oder Doß, Hettinger . dieselben religiösen Ideen erscheinen. Sobald die uelle Erfahrung, das Gemüth und Gefühl mitspricht, othwendig auch das objektiv Gleichartigste ein besonderes n gewinnen.

icht minder ist dies nun auch bei den apologetischen jen der Neuzeit der Fall. Man geht hier nothwendig ubjektiven Erfahrungen und Bedürfnissen aus, um die heit der Religion und die Häßlichkeit des Unglaubens zu n. Um den Menschen zur Aufnahme der Wahrheit zu- h zu machen, will er an der Gemüthsseite gefaßt werden, ß ein schon vorhandenes Bedürfniß aufgedeckt, wo es chlummert oder betäubt ist, aufgeweckt werden. Die schlimmen Seiten des Unglaubens oder des Glaubens Ideen der Neuzeit, soweit sie jeder Erfahrung nahe müssen ebenso betont werden, wie die guten Folgen, die Religiosität auf das Leben ausübt. Mag man auch Bedenken gegen eine Methode haben, welche vom tiven aus- und auf dasselbe zurückgeht, so ist sie doch u umgehen. Die moderne Welt beruft sich auf das ß des inneren Gemüthes, auf die Erfahrung und ver- ine induktive Methode, welche auf einzelnen Thatsachen rfahrungen beruht. Soferne sie sich innerhalb ihrer n hält, und die mehr deduktiv angelegte Dogmatik nicht zen sich anmaßt, ist sie auch vollauf berechtigt, ja wir e stets, ohne uns um ihren Berechtigungsnachweis zu n. Zeuge dessen sind die vielen sich immer mehrenden

apologetischen Versuche aller Art, Conferenzreden, Apol
apologetische Satyren und Briefe. Nur die Dialogform,
einst Radowitz so trefflich handhabte, suchen wir verge
Zu der Gattung der Satyren und Briefe rechnen wir
erst kürzlich erschienene Schriftchen, denen wir einige Auf
samkeit schenken wollen. Es sind dies: „Die fals
Ideen der modernen Gesellschaft von Dr. G. E. Haas"
„Taube der Flut" von Max Steigenberger".[1])

Jedes dieser beiden Werke hat einen eigenartigen Cha
und widerspiegelt den Geist seines Verfassers; das ein
Schärfe und Ironie gegen moderne Gebrechen, das ander
Sanftmuth, gewinnender Liebe und heiliger Weihe. Bes
das letztere ist durchtränkt von persönlicher Empfindung,
gedacht und warm geschrieben; aber auch jenes ist rei
erhebenden Stellen, wiewohl naturgemäß die Polemik über

Beide Werke handhaben den ethischen Maßstab u
stimmen nach dem ethischen Gesichtspunkt die Stellung, d
in den Kämpfen der Gegenwart einzunehmen haben.

Bei Haas sehen wir, wie jämmerlich sich unsere Z
sittlichen Ideale des Christenthums gemessen ausnimmt
durchsichtig ihre Sittlichkeit ist und wie vieles noch fehl
das Christenthum als einen überwundenen Standpunkt er
zu lassen. Die moderne Welt rühmt sich in prahlenden
ihrer „selbstlosen" Sittlichkeit und klagt die christliche
der Selbstsucht an, sie rühmt sich einer Ethik, die fr
jeder Heteronomie, wie von jedem Hedonismus und
monismus, und unendlich über die religiöse Ethik erhab
Einer der leidenschaftlichsten Vertreter dieser Ethik ist P
Jodl in Prag. Dieser hält Religion nicht bloß für u
Sittlichkeit zu erzeugen, sondern auch für positiv schädli
nimmt eine so feindselige Stellung gegen dieselbe ei

---

1) Die falschen Ideen der modernen Gesellschaft im L
Wahrheit. Ein neuer Beitrag zum Komödiantenthum
Zeit von Dr. G. E. Haas. Graz 1890.

Taube der Flut. Evangelische Briefe eines Katholi
Max Steigenberger. Augsburg 1890.

Gesinnungsgenosse Theobald Ziegler in Straßburg
gentreten mußte. In der Allgemeinen Zeitung (1889
stellt Ziegler das Bedenken entgegen, daß ein Religions-
) nicht gefunden ist; auch bei den Denkern, die ihn
und suchen, finden sich höchstens Ansätze dazu, und
werde die alte Religion noch geraume Zeit eine Stütze
Gesellschaft bleiben müssen. Die eigentliche Ent-
hänge von der socialen Bewegung der Zukunft ab,
t geräth Ziegler auf einen Punkt, den auch Gutberlet
Besprechung von Jodl's Geschichte der Ethik (Phil.
[343) zum Schlusse streift, indem er ausruft: „Wehe
chheit und wehe den atheistischen ‚Bergeshäuptern',
: Ethik einmal in die Massen eindringen sollte!"
n Beitrag zur Würdigung nicht zwar der theoretischen
er praktischen Ethik der Neuzeit liefert Haas in dem
en Schriftchen. Er reißt der modernen Welt den
leier vom Gesichte und deckt die geheimen häßlichen
hrer tugendsamen Haltung auf. Die Zeitungsberichte,
: lügen, sagt er uns, welche die himmelhohe Wohl-
von Fabrikanten, Aerzten und Künstlern rühmen.
ne Interesse, natürliche Ehr- und Ruhmsucht hat sie
n. Der Bezirkshauptmann oder der Bezirksrichter,
es heißt, er sei der Wohlthäter der Menschheit ge-
valtete seines Amtes schlecht und recht, gab keinen Anlaß
: und hatte sich des besten Rufes zu erfreuen. Das
gut und schön, wo bleibt aber der Wohlthäter der
t?" Wenn Haas auf die Frage, ob nicht vielleicht
n Erfinder und Entdecker die Wohlthäter der Menschheit
it Nein antwortet, so gilt dieses Nein auch der neuesten
s berühmten Leipziger Professors Wundt, der den
Grad der Sittlichkeit in der Geistesarbeit und in der
unvergänglicher Geisteswerke erblickt.
lthäter der Menschheit im wahren Sinne des Wortes
Verkündiger des Glaubens, die Diener Gottes und
ngeliums und unter diesen ragen wieder die Missionäre
Haas schildert uns in dieser Hinsicht das heldenmüthige
und Leiden des Pater Damian auf Molokai. Wie
n auch die christliche Tugend nur verhüllte Selbstsucht

wäre, wenn es wahr wäre, wovon die philosophischen Kat
Deutschlands wiederhallen, daß das Christenthum eine Trinkg
morallehre, da schon sein Stifter für jede gute Handlung
den Lohn im Himmel zu verweisen pflege? Um vollst
zu sein, hätte der Verfasser darauf eingehen und nachw
sollen, wie himmelweit verschieden die verhüllten oder
gestandenen Lohnmotive der religionslosen Moral von
übernatürlichen Motiven der christlichen Moral sind. Die
irdischen, übersinnlichen und übernatürlichen Ideen des Chri
thums sind, auch wenn sie den Gedanken der Vergeltung
halten, gar nicht zu vergleichen mit den erdhaften humani
oder naturalistischen Triebfedern der modernen Bildung.
gehört ein großes Maß von Unwissenheit oder Unverfron
dazu, einem Manne, der aus Liebe zu Gott und seinem
auf Alles verzichtet, was die Erde an Reizendem bietet
nämliche Selbstsucht zuzuschreiben, wie einem Geschäft
oder Streber. Wo alle irdischen Triebfedern, die dem
pirischen Ich entspringen, ausgelöscht und erstickt sin
alle Hoffnung auf ein jenseitiges Fortleben gesetzt wird
da noch von Selbstsucht die Rede sein? Die zuversi
Hoffnung und das unbedingte Vertrauen auf den
verhindert jede Handlung, der die Selbstsucht im gewöh
Sinne des Wortes zu Grund liegen könnte. Diese Ho
dieser Glaube erfüllt mit der uneigennützigen Liebe
hl. Elisabeth, eines hl. Franziskus u. s. w., sie macht
mäßig, demüthig, edel und hochherzig und vertreibt alle G
gier und Ehrsucht. Daß der fromme Mensch auch a
irdisches Auskommen bedacht sein muß und daß er s
Ehre freut, wo sie ihm entgegenkommt, macht ihn n
nicht zum Selbstsüchtigen.

Freilich Kant will eine Sittlichkeit entdeckt haben
auch von jedem Schatten der Selbstsucht frei sei, und
preisen sie seine Anhänger mehr als je als unerreichbares
sittlicher Größe. Allein abgesehen davon, daß den hervorrag
Vertretern der idealistischen Schule Kant's Aechtung eines
Eudämonismus immer mehr mißfällt, abgesehen davon
unter Spencers Flagge eine Schule, die stets im
begriffen ist, die Lust wieder als Hauptmotiv einführt,

Kant'sche Ethik selbst nicht, was sie verspricht. Sie ist
nächst blos Theorie und vermag in ihrer Indifferenz gegen
mischkeit und Stolz aller Art, die zwei stärksten Genossen
Selbstsucht, diese nicht zu erdrücken. Der Stolz wird
ar positiv durch diese Ethik begünstigt und groß gezogen,
stoische Tugendstolz ist die ihr entsprechende Gesinnung,
sie überhaupt nur eine Wiederholung der stoischen Moral
Der Stolz, das ungemessene Selbstbewußtsein wird über=
tpt durch den Zeitgeist sehr begünstigt.

Haas hat daher ganz Recht, wenn er gegen den modernen
olz zu Feld zieht und ihm in allen möglichen Verschleierungen
hgeht. Zuerst kommt der Nationalstolz, dann der Adel=,
Geld=, der Gelehrten=, der Künstler= und endlich der
unnesstolz an die Reihe und jeder wird seinem Wesen nach
rakterisirt. Ueber den Gelehrtenstolz lesen wir Folgendes:
eder Professor hält die Wissenschaft, die er vorträgt, für
Nabel der Welt, alles andere ist Schnuppe. Wenn seine
hüler ihm folgen wollen, so werden sie jedes andere Wissen
nachlässigen, in jedem andern Fach Ignoranten bleiben; wer
großen Lehrer genug gethan, der hat gelernt für alle
ten, oder besser für alle Professoren. . . Der nun längst zu
en Vätern versammelte k. k. Sektionschef im Ministerium des
errichtes, Karl Fidler, erklärte Schreiber dieses, daß er den
lichen Umgang mit Schuster= und Schneidergesellen der
levollen Gesellschaft deutscher und österreichischer Gelehrter
t vorziehe — und Karl Fidler hatte Gelegenheit, seine
te kennen zu lernen."

So richtig das im Ganzen sein mag, so gilt es doch mehr
der Vergangenheit als von heute, wenn zur Kennzeichnung
Adelsstolzes unter anderm gesagt wird: „Der große
ropides weiß alles, kann alles, seinethalben hat Gott die
t erschaffen, seinethalben sind alle Menschen da, auf ihn
ten die jungfräulichen Töchter des Landes, ihm vor allen
hten sie ihre Erlösung verdanken, von ihm kann nur süßes
ck ausgehen, und seine Buhlerin zu heißen, ist größere Ehre,
die Gattin des wackersten Bürgers zu sein. Die Carricatur
mit den Augen zwinkernden Marquise, welche die Nase
pft, wenn ihr ein schlichter Bürger in den Weg tritt, und

die sich am liebsten, wie die Perserkönigin, mittelst eines
das Antlitz gezogenen Schleiers vor dem gemeinen
anderer Sterblicher schützen möchte, steht leibhaftig vor
Ebenso gilt mehr von der Vergangenheit, was wir
den Intriguen des Hoflebens und der lächerlichen Abhäng
der Menschen von Hofgunst und Königsgnade verne
Auch ist es nicht zutreffend, daß man alles für schön un
findet, was adlig und fürstlich heißt. Viel eher ist das
theil zu beklagen, der Mangel an Achtung vor aller Au
und vor den höheren Ständen, ein widerspenstiger Rai
geist, ein kecker Trotz und ein ungemessenes Selbstbew
auch bei jedem Ignoranten und Schufte. Im gleichen
wie mit der Zersetzung der alten Stände das ehr
Standesbewußtsein verschwand, wuchs das Indivi
bewußtsein und in weiten Kreisen schreitet jeder mit
ränem Gefühl durch die Welt. Der Grundsatz der Autonom
die moderne Ethik dem einzelnen Individuum predigt,
die Masse über, man kann dies namentlich da beobacht
der Verkehr viele Menschen zusammendrängt, wie auf
bahnen, in großen Städten mit ihren öffentlichen
Gasthäusern u. s. w. Hier tritt der Gelehrte,
Adelige, besonders aber der Geistliche bescheiden zurück
dieser nicht gar verhöhnt wird, wie es nicht selten g
der „Geldprotze" triumphirt. In dieser Rücksicht h
übertrieben, was er über den Gelehrtenstolz sagt, oder we
einseitig gezeichnet; nothwendig hätte auch die Kehrseite be
werden sollen.

Aus diesem Gesichtspunkte vermögen wir ferner nic
zu theilen, was zur Erläuterung oder vielmehr z
tisirung des Sprichwortes: „wer sich unter die Kleie mi
fressen die Säue" bemerkt wird. Es gibt berechtigte „
vorurtheile," welche mitunter verbieten, mit Niedrigs
Gemeinschaft zu schließen. Wer sich „gemein" macht,
treffende Volksausdruck sagt, der verliert nur zu lei
Autorität. Es gibt immer Leute, denen gegenüber der
z. B. nicht genug die Würde wahren kann. Eine
stolze Zurückhaltung ist hier durchaus am Platze.
zum Volke sich herablassen und es durchaus mit S

manität behandeln müsse, ist ein ebenso bedenklicher
des Liberalismus, als die Annahme, das Volk finde
st das Gute, Schöne und Wahre aus dem, was man
ietet, heraus. Eine der unwahrsten Sentenzen ist die
vox populi vox Dei.
Begriff Volk, oder wie Haas sagt, „das arme Volk",
zu unbestimmt, um überhaupt Aussagen darauf bauen
en. Edle und unedle Elemente, ehrenwerthe und
re Männer, Müssiggänger, Verschwender und lasterhafte
sind hier bunt zusammengewürfelt und leider gewinnt
die Masse an und für sich wirkt, das Unedle nur zu
ten überwiegenden Einfluß. Die gemäßigten Theile
urch heißblütige haßerfüllte Schreier, denen der Vortheil
ftlicher Consequenz und Energie zu Gebot steht, leicht
gt und zwar kann dieß nicht blos in außerordentlich
sondern auch in ruhigen Zeiten beobachtet werden.
an ist freilich kein Zweifel, daß das Volk im Großen
zen immer noch *besser* ist, als die große Masse der
n. Die *moderne Bildung* ist nur zu sehr dazu
alle hemmenden Vorurtheile zu beseitigen, den Menschen
sich zu stellen und aus der Abhängigkeit von Religion
orität loszulösen. Anstatt wie die wahre christliche
das Herz und Gemüth mit hohen Idealen und
otiven zu erfüllen, den Willen der Autorität zu beugen
durch zu kräftigen, macht die moderne Erziehung den
n zerfahren und haltlos, unedel und marklos. Die
tische Bildung beginnt jenen Cultus des Schönen in
zen zu senken, dem Haas eine beachtenswerthe Kritik
Modern philosophische Anschauungen vollenden mit
enheiten, wie sie unter der Allegorie eines „Besuches
ypso und Kirke" geschildert werden, jene feinsinnliche
ichtung, welche gebildete Kreise beherrscht. Mit vollstem
wendet sich der Verfasser gegen den thörichten Aberglauben,
einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohnen
Auch was er gegen die moderne Genußsucht sagt,
unsere Anerkennung. Nur darüber kann man im
sein, ob die genannte allegorische Einkleidung seiner
gerade eine glückliche war, zumal wenn man liest:

„Odysseus mag recht eigentlich als Repräsentant jener schwach
Männer gelten, welche sich ihrer Pflichten bewußt sin
Frau und Kinder lieben, allenfalls das Mißgeschick b
weinen, das sich zwischen den pater familias und die theuer
Angehörigen stellt — sich aber den weichen Armen der näch
besten schlauen Buhlerin nicht zu entreißen vermögen.
einem verborgenen Winkel ihres Herzens thront das Bild d
geliebten Gattin; geliebt und theuer für den Hausgebrau
der öffentliche Cultus bleibt aber dem Götzenbilde gewidmet.

Die gegenwärtigen Gefahren würden noch größer werde
wenn es gelänge, die Volksschulen der modernen Bildung in d
erstrebten Sinne zu öffnen. Unter der Aufschrift „die Schu
von Yvetot“ begegnen uns launige Schilderungen der neuest
Schulversuche. Der Schullehrer hat im neuen System in ers
Linie die Intelligenz zu fördern: „Die Intelligenz ist d
Schule das zielführende Mittel zur Tugend. Wissenschaft i
nicht nur Macht, sondern auch Tugend. Je mehr der Mensch
weiß, desto tugendhafter ist er, je mehr Menschen als Wissend
zu betrachten sind, desto mehr tugendhafte Bürger gewinn
Staat und Gesellschaft, desto rascher müssen Laster und Verbrechen abnehmen“. „Die Lehrer werden nicht müde, das Evangelium der Freiheit zu verkünden und neben dem Priester, und selbst über seinen Kopf, den einzig wahren Cultus der Humanität zu pflegen. Das Sterbliche am Menschen soll wieder in sein altes unveräußerliches Recht eingesetzt und vor mönchischen An- und Eingriffen geschützt werden. — „Des Schullehrers Dasein beruht auf der ewigen Idee der modernen Weltanschauung und seine Aufgabe ist nicht nur der Unterricht der schulpflichtigen Kinder, wie Einige glauben konnten, sondern der Dienst jener Ideen, die Verkündigung des jungen Tages“. — „Zufriedene Menschen bleiben unbildsam und werden unfähig, sich über die Scholle, an die sie geknüpft scheinen, zu erheben. Unzufriedenheit erzeugt Strebsamkeit und den modernen Tugendbildnern gebührt die Anerkennung, zur Zufriedenheit nicht nur nichts beigetragen, sondern vielmehr den Geist des Ungenügens, der Skepsis und Begehrlichkeit geweckt zu haben“.

Neben überwiegend kritischen und negativen Ausführungen bietet uns der Verfasser auch einige entsprechende positive

nisse. Im Anschluß an die schöne Stelle Dante's, wo
inder in letzter Stunde noch „um eines Thränchens willen"
ung erhält, tröstet der Verfasser und verweist auf Gottes
erzigkeit. Freilich so sei dies nicht gemeint, wie Goethe den
im letzten Augenblicke gerettet sein läßt, nachdem er sein
lang mit Mephistopheles im Bunde gewesen war. Die
nüsse eine wahre und tiefe sein. „Die Thräne im brech-
Auge ist das Geheimniß eines Schmerzes, der dem
l Gewalt anthut, das Symbol einer Reue, die über
etrübniß geht, eines Leides, das keine Grenzen kennt,
Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit Gott und dem
wesen alles Guten, an die kein Heimweh, kein mensch-
Sehnen nach den verstorbenen Lieben und kein Wunsch
richt".

in anderes Kapitel handelt von Prozessionen und Wall-
, die man zu hindern sucht, da man gleichzeitige „Zusam-
fte und Aufzüge zur Enthüllung des Bruno-Denkmales,
ckingen- und Hutten-Feier, des Danton-Monumentes"
t. So enthält das Büchlein des geistreichen Publicisten
eherzigenswerthes. — —

n das Herz des katholischen Glaubens führt uns Stei-
ger mit seiner „Taube der Flut" ein. Seine
sind an Protestanten gerichtet und sollen alte Vorurtheile
en, die Erkenntniß der Wahrheit und ihre Bethätigung
. Zu diesem Zwecke werden alle Mittel der Rhetorik,
enerweckende Milde und Weichheit, schmerzliche Klage
ndringende Gewissensprüfung, der Ernst und die Ent-
heit des sicheren Wahrheitbewußtseins, glänzende Schil-
des zu erhoffenden Gewinnes, Preis und Jubel an-
et. Mit feinem psychologischen Verständnisse geht der
er allen Zweifeln und Bedenken, die den Protestanten
chen, auch wenn er sich schon auf dem Wege zur Wahrheit
, zu Leibe, verweist auf „die Segnungen des Vater-
", erweckt Vertrauen und Muth und zieht das Netz immer
zusammen, mit dem der Menschenfischer Seelen fängt.
er Verfasser beginnt, wie jeder kluge Redner, der seine
vor ein halb oder gar nicht geneigtes Publikum zur
bringt, mit einer captatio benevolentiae. Er geht,

so weit es ihm seine Ueberzeugung gestattet, ein auf di
urtheile seiner Zuhörer, gesteht zu, daß die Kirche na
zur Zeit der Reformation mit vielen Schwächen befalle
und anerkennt das Gute an den Protestanten, wo es zu
ist. „Welch eine Summe von Edelsinn, heißt es im
Briefe, findet sich in den Reihen von Nichtkatholischen!
ich denn das nicht anerkennen? Oder soll ich ihr Gut
das von ‚Abtrünnigen' ablehnen? Ein Abtrünniger i
in bewußter und freigewollter Weise sich von der Ein
Kirche Jesu Christi lostrennt und den vollen Glauben
Einen Kirche nicht als seinen eigenen anerkennen und
will. Aber das trifft in unseren Tagen von Hunderttau
bei Millionen nicht zu, und ich erinnere mich des Wort
Mannes, der gewissen Anglikanern der Jetztzeit zugeruf
seid keine Abtrünnige! denn ihr seid es nicht, die
Kirche abgefallen; sondern ihr seid nur solche, welche i
Glauben das angenommen und festhalten, was sie vo
Vätern gehört und geerbt haben; es wird nun die Fr
ob ihr die Wahrheit suchet oder nicht".

Nachdem hierauf kurz die Nothwendigkeit der Ei
Kirche betont wird, greift Steigenberger die Protesta
einer Stelle an, die wie keine geeignet ist, diesen di
zu öffnen, es ist dies das Bedürfniß nach Sicherh
Heiles. Zunächst beginnt er auch hier mit einem
bekenntniß, um seine Behauptung und sein Verlangen
feste empirische Grundlage zu stellen. Er sagt von sich
trotz aller Asketik doch an einer Reihe von Gebrechen
ihm nicht geringe Unruhe verursachen, und zählt dieselb
Thomas von Kempis auf: „Seufze, daß du noch so
bist und weltlich — so tief in eitle Träumereien versunken
geneigt zum Aeußerlichen, so nachläßig für das Innere"
Jeder, der mit sich selbst ehrlich ist, wird, wenn er
ist von gröberen Sünden, solche Mängel an sich fin
wünschen, von ihnen befreit zu sein. Wie leicht abe
schwerere Sünden über einen her, und gerade der ist an
ausgesetzt, der sich um die kleinen wenig bekümmer
sollte da nicht unruhig, unsicher und bedrängt werden
wenn die Sünder nach außen hin diese Unruhe verber

erscheinen wollen, so „stecken doch die Pfeile des gött-
Unwillens in ihren Herzen, ihr Gewissen klagt sie im
an und ihre Seele ist öde und leer". St. fragt die Pro-
mit Recht: „Ist keiner da, der ein namenloses Sehnen
sich einmal ernstlich, gründlich auszusprechen und aus einem
Munde als dem eigenen, und auf ein anderes
als das eigene hin, und mit einer anderen Gewißheit,
der rein menschlichen, das Wort zu hören: Sei getrost mein
deine Sünden sind dir vergeben?"

Schon das Aufdecken und Offenbaren des Seelenzustandes
eine halbe Heilung, ist es doch in der Voraussetzung
Ernstes ein um so sichereres Zeichen der Sinnesänderung,
es große Selbstüberwindung kostet. Dazu kommt aber noch das
und tröstende, erschütternde Wort des Beichtvaters,
nach dem schönen Vergleiche des Origenes die Stelle des Arztes
Den höchsten Werth aber bekommt die Beicht durch die
mäßige Heilssicherheit, die sie gewährt, und namentlich
diesem Gesichtspunkte aus empfiehlt sie der Verfasser den
anten. „Es ist ein gar beseligendes Gefühl, sagt er,
nicht blos menschliche, sondern so zu sagen übermenschliche
heit der Verzeihung zu erhalten"; die Lossprechung erfolgt
Namen Gottes selbst.

Daß das Bedürfniß nach Heilssicherheit im Protestantismus
lebhaft und tief empfunden wird, können wir aus Döl-
's Kirche und Kirchen erfahren. Dieser sagt unter anderem:
Engländer braucht ein System, das ihm die leicht zu
bende Gewißheit seiner eigenen Auserwählung, Begnadigung
Seligkeit gewähre. Hat er diese, so machen ihm dogmatische
denken, biblische Dunkelheiten keine Sorge". Was von diesen,
auch von den anderen Protestanten, und deshalb können
es nur billigen, daß diese unbestreitbare Sachlage zum
gangspunkt gewählt wird. Es ist dies ein weise berechneter
griff, um dessen willen dem Verfasser die Vernachlässigung
ger Systematik und das Nichteingehen auf andere dogmatische
ferenzen gerne nachgesehen werden kann.

Im Folgenden behandelt der Verfasser unter der Aufschrift:
Die Einheit des Vaterhauses", „die Segnungen des Vater-
hauses", „Seelenrast und Seelentrost" das katholische Gotteshaus

und seine Heilsquellen. Alles gelangt hier zur vollen Geltung, was die Kirche und ihre Ceremonien an Erbauendem, Erh bendem und Tröstlichem besitzt. Wir möchten nur hier gege die allzu wohlmeinende Annahme Bedenken erheben, als ob d Andersgläubigen den Opferdienst nur wegen der häufig unwü digen Verrichtung verworfen hätten. Wie die Beicht, muß auch das Opfer und Priesterthum der bekannten Rechtfertigung lehre weichen, die solch complicirte Anstalten entbehrlich z machen schien.

Ein dritter Theil dient dem praktischen Zwecke, die Bedenk zu zerstreuen, die dem Bekenntniß der Wahrheit und dem Se des Heiles entgegenstehen könnten. Hier gilt es, „Steine u Berge“ aus dem Wege zu räumen und die „schwankende Gedanken“ zur Ruhe zu verweisen. Der Verfasser redet e ernstes „Wort der Scheidung“ und führt die erschreckend Stellen der heiligen Schrift und der Kirchenväter gegen Abf und Häresie an. Dem gegenüber verweist er auf die „Bahn des Lichtes“, welche entschlossene Bekenner, Märtyrer um ih Glaubens willen vorangegangen sind. Ein erhabenes Bild v der Kirche Gottes schließt die Schrift beruhigend ab. „D Kirche ist Edleres, als Gestalt ohne Geist, sie ist Faßbarer als Geist ohne sichtbare Gestalt; die hl. Kirche ist das göttl Leben in der Schöpfung, ist, um kühn zu sprechen, Got eigenes erschaffenes Leben.“

Dr. G. Grupp.

XXIII.

Zeitläufe.

ımarck's „alte Hefte" über Rußland und den Orient.

Den 12. August 1890.

Als sofort mit der Entlassung des alten Kanzlers seine dientenpresse frech geworden war, erlaubte sich die Berliner ost" zu dem bekannten Wort des Kaisers, daß „der Curs alte bleibe", die anmuthige Bemerkung: „Wenn die lige Beibehaltung der alten Richtung angekündigt wird, nahnt das an einen Vorfall, der über ein halbes Jahrndert zurückliegt, wo ein berühmter Professor gestorben r und der zum Nachfolger berufene Schüler die Zuhörer : der Meldung erfreute, er werde die Hefte seines Meisters :tragen". [1])

Ohne Zweifel hat der Fürst dem jungen Kaiser als fehlbarer Professor die Rolle dieses Schülers zugemuthet. ch jetzt noch, nach Allem, was geschehen ist, thut das vor :r Welt ein Blatt, wie die Münchener „Allgemeine itung". Sie erinnert daran, daß der Kaiser selbst bei Entlassung des Kanzlers dessen „Rath und Thatkraft h in Zukunft sich und dem Vaterlande" reservirt habe, ı wenn auch jetzt ein derartiger Verkehr „überhaupt grundlich ausgeschlossen" scheine, so stehe es doch anders um

[1]) Berliner „Kreuzzeitung" vom '4. April d. Js.

die Frage, ob auch die Nation darauf verzichten m
„Sein Urtheil über unsere öffentlichen Angelegenheiten
dann, wenn man es nicht für zutreffend erachten möge
für die Nation von unbestreitbarem Werth und sie hab
Recht, ja eine Pflicht, dieses Urtheil zu hören, ebens
Fürst Bismarck das Recht und die Pflicht habe, es
zusprechen“. Namentlich bezüglich der äußeren Politi
die beiderseitige Pflicht von dem Blatte in fast droh
Tone eingeschärft:

„Fürst Bismarck steht zu der Auffassung Sr. Majest
Kaisers in der die innere Situation beherrschenden Frag
einem so entgegengesetzten Standpunkte, daß es beg
erscheint, wenn nach dieser Richtung sein Rath nicht er
wird. Aber auf dem Gebiet der auswärtigen Politik w
ist er doch unbestritten für Freund und Feind der Meis
Staatskunst, und selbst seine Gegner hatten stets befür
daß er die Leitung der auswärtigen Politik in der Ha
halten müsse. Wir wollen die Frage, ob seit dem 20.
d. J. auf diesem Gebiete kein Anlaß vorhanden gewe
seinen bewährten Rath einzuholen, heute nicht weiter e
sondern nur den in der Cabinetsordre vom 20. Mär
gesprochenen Wunsch wiederholen, daß sein Rath un
Thatkraft, seine Treue und Hingebung auch in der
recht ernsten Zukunft dem Kaiser und dem Vaterland
fehlen mögen.“ 1)

Hat wirklich die Leitung der auswärtigen Politik
Wege einzuschlagen begonnen, als die von seiner
gewiesenen? Die Frage ist allerdings am Platze un
die Thatsache, daß der ehemalige Kanzler wiederholt
energisch seine alten Hefte vorwies, ließ vermuthen
irgend etwas gegen seinen Geschmack im Werke sei.
dreht sich zunächst um das Wort „England“. Trotz
und Großmutter war Kronprinz Wilhelm ein ge

1) Leitartikel des Morgenblattes der „Allgem. Zeitun
3. August d. Js.

r des „berühmten Professors“, damals als der Kanzler chstag docirte: dynastische Verbindungen und Familien-ungen könnten heutzutage nicht mehr die äußere Politik üssen. Im Rückblick auf damals hat vor wenigen ein Herr aus der kaiserlichen Umgebung einem belgischen nalisten gegenüber bemerkt: „Der Englandfresser von ier Jahren sei der beste Freund Englands geworden.“ deutet allerdings auf eine beginnende Wendung.

Daß man für die deutsche Colonialpolitik ein gutes hältniß zu England unbedingt benöthige, hat sich der selber nie verhehlt. Ob er aber ein Abkommen mit land auch nur bezüglich der beiderseitigen Interessen in in dem Geiste, wie es jetzt geschehen ist, jemals über-men hätte, ist mehr als fraglich. Jedenfalls hätte er um so entschiedener von allen mit Rußland streitigen eressen in den Balkanländern weggeläugnet. Darum es schon von außerordentlicher Wichtigkeit, wenn sich Nachricht bestätigte, daß der deutsche Botschafter in tantinopel dem Sultan in der Frage der bulgarischen e anempfohlen habe, den Rathschlägen Englands zu . „Es sei dieß“, so wird aus Wien über London be-, „der erste Fall, daß die Botschafter Rußlands und schlands officiell in einer bulgarischen Frage gegen-der Stellung genommen haben, obschon der russische hafter flugs Kehrt gemacht habe, sobald er gesehen, daß Sultan beabsichtige, den Rath Englands und Deutsch-s zu befolgen“.[1])

Die Einsprache Rußlands konnte sich nur auf die von in Anspruch genommenen „Vorrechte“ in Bulgarien , welche auch der alte Kanzler in den Berliner Vertrag gedeutelt hat, ohne daß ein Wort davon in dem Ver-enthalten wäre. Es wäre schon viel, wenn man in

[1]) Londoner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 4. August d. Js.

Berlin hierüber die Ansicht Englands theilte. Ueberhaupt scheint es denn doch, daß die Russomanie Bismarcks allmählig weitum in Mißkredit kommt. Wer hätte unter der Wucht seiner Geisteskncchtschaft gewagt, vorliegenden Blättern den Aufruf nachzudrucken: „Der Nationalfeind ist Rußland"! Und jetzt ist dort schon die zweite der Schriften mit den lateinischen Titeln erschienen, welche ein Zusammengehen des deutschen Reichs mit Rußland, behufs Aufrechthaltung ein Friedens um jeden Preis, als eine schmachvolle Lösung be zeichnet, durch welche Oesterreich an Rußland ausgelief und Deutschland zur Abhängigkeit von einer panslavisti Camarilla verurtheilt würde.[1]) Wenige Tage vorher ha auch das conservative Hauptorgan in Berlin, troß sein sonderbaren Verbissenheit gegen England, das Herz in bish unerhörter Weise ausgeschüttet:

„Für uns ist es ja längst klar, daß Rußland der gemei same Feind von ganz Europa ist. . . Wir glauben, daß we einmal die Schale der Langmuth gegenüber den russisch Provokationen an Einer Stelle überlaufen wird, daß dann le leicht eine Koalition der europäischen Völker dem Russen entgegenstehen wird, vor der es erschrecken wird. Neben Fin und Skandinaviern wird das Polenthum die Reihen der V bündeten verstärken, und im Süden mehren sich die Anzeich daß die Rumänen von der Ueberzeugung durchdrungen si sich ebenfalls den russischen Angriffen gegenüber zu wapp Und während ferner die Bulgaren in unzweideutiger Weise i antirussische Stellung dargethan haben, wird auch die Tü schwerlich den Augenblick vorüber lassen, wo sie sich von ih hundertjährigen Bedränger etwas Luft zu schaffen vermag."

„Wenn sich Blätter, wie die ‚Wiedomosti' und die ‚Nowo kürzlich zu der großmüthigen Erklärung herbeiließen, der be stehende Besuch des deutschen Kaisers am Hofe des Zaren kö vielleicht eine ‚wohlthätige Aenderung' in der gesammten eur ischen Politik herbeiführen, sobald nur Kaiser Wilhelm ‚russischen Interessen' im südöstlichen Europa Rechnung tr

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 24. Juli d. Js.

möchten wir darauf erklären, jener Besuch unseres
ird den Russen noch einmal die Möglichkeit bieten,
elle ihrer bisherigen Beunruhigungspolitik eine solche
hnung zu stellen. Gehen sie darauf ein, so läßt sich
ie Gefahr noch abwenden; verharren sie dagegen in
erdrückungsarbeit gegen Finnen und Balten, in ihren
ungen gegenüber Oesterreich und in ihren Wühlereien
alkanhalbinsel, nun dann könnte die Stunde kommen,
nd — nicht viel zu gewinnen, aber Alles zu ver-
!"[1])

muß das vergleichen mit nachfolgender Skizze aus
n Heften". Fast in demselben Moment erschien auch
Aufsehen erregende Artikel in dem einzigen Preß-
as dem Fürsten von dem ganzen Schwarm dienst-
und „von ihm unterhaltener Blätter" noch treu
war: in den „Hamburger Nachrichten". Sie
on lange vor seinem Sturz das intimste Leiborgan
russisch wie er selber. In ihren Spalten erschien
mende Mann", der „alternde Kanzler", die „mili-
Unterströmung"; sie durften sogar die vom Grafen
e auf der Nordlandsfahrt mit dem Kaiser und mit
issen eingesendete Berichtigung unterschlagen. Sollte
se Artikel nicht als aus Friedrichsruh stammend an-
erden, so durfte er unbedingt nicht in diesem Blatt
. Uebrigens ist die Porträtähnlichkeit unverkennbar,
Fürst müßte da wenigstens einen Gedankenleser ge-
en, der so viel, wie er selber wäre. Kurz gesagt:
 eben für höchste Zeit gehalten, einmal wieder scharf
„alten Heften" zu greifen und, weniger dem Publi-
Demjenigen, den es zunächst angeht, den Text zu
ie dießbezügliche Hauptstelle muß im Wortlaut studirt

rüber ist kein Zweifel, daß, sobald durch Beihilfe der
Bulgarien irgend etwas geschieht, das sich als

[1]iner „Kreuzzeitung" vom 18. Juli d. Js.

Verletzung des Berliner Vertrages qualificirt, Rußland
einen Moment zögern wird, sich von dem Vertrage losz
und sich seiner alsdann erlangten vollen Handlungsfreih
dem Balkan in einer Weise zu bedienen, die seinen In
am meisten entspricht. Dieß zu vermeiden, scheint uns heu
ebenso gut, wie vor Monaten und Jahren, die Aufgab
jenigen sein zu müssen, denen die Wahrung des Friedens
Auch von denjenigen Organen der öffentlichen M
namentlich in Deutschland, welche die Erhaltung des F
wollen, wäre zu erwarten, daß sie zu der Einsicht gel
wie sehr sie durch ihre unabläßigen Ermuthigungen und
nungen Bulgariens, sich über den Berliner Vertrag hinweg
dem Frieden entgegenarbeiten. Hat der Dreibund die Besti
Rußland vom Angriff auf Oesterreich abzuhalten, so ist
Aufgabe der Vormacht im Dreibunde, D
lands, zwischen Oesterreich und Rußland st
Sinne des Friedens zu vermitteln. Damit dieß
reich geschehen kann, muß Deutschland selbst gut
befreundete Beziehungen zu Rußland unterhal
sich offenbar feindlich gegen Rußland benehmendes Deu
würde in Petersburg nicht mit einem einzigen Worte
finden. Wer die guten Beziehungen zwischen Rußla
Deutschland zu trüben sucht, schädigt mithin gerade d
Interesse des Dreibundes, dessen Wahrnehmung speciell
land obliegt. Außerdem sollten sich die fanatischen un bes
Gegner Rußlands in der deutschen Presse sagen, daß, w
Wunsch in Erfüllung ginge und sich Deutschland dazu
österreichische Balkan-Interessen Rußland gegenüber zu ve
das deutsche Reich sofort von der Stufe der leitenden
des Dreibundes zu derjenigen der geleiteten, und zw
Oesterreich geleiteten, herabsinken würde. In de
Moment, wo Deutschland Oesterreich zuliebe mit R
bräche, würde es in Abhängigkeit von Oeste
gerathen. Vor diesem Schicksal muß jeder wahre Patrio
Vaterland bewahrt wissen wollen. Sobald Deutschla
nur ein einzigesmal sich dazu hergegeben hätte, österr
Dienste gegen Rußland zu verrichten, würde die österr
Diplomatie dafür sorgen, daß wir ihr stets zu Will

Wir wären mit Rußland brouillirt und auf Oesterreich
ngewiesen, während wir jetzt, abgesehen vom Bündniß-
öllige Actionsfreiheit haben und deßhalb sowie
unserer militärischen Stärke die führende Macht des
ides sind. Muß Rußland im eigenen Interesse suchen,
eziehungen zu Deutschland, die ihm nützlich sind, nicht
Erhebung solcher Forderungen zu verschlechtern, die
land ungelegen kämen, so würde es nach einem Oester
liebe von uns herbeigeführten Bruche mit ihm in rich-
ürdigung der veränderten Lage und des Umstandes, daß
and nunmehr auf Oesterreich allein angewiesen sei, seine
in einer für unsere Position höchst unliebsamen Weise
rn vermögen, ja sich sogar mit Oesterreich über unsere
inweg und zu unserem Schaden verständigen können.
Haltung alsdann Italien einnähme, hinge mehr von
oder Frankreich als von uns ab. Kurz, der
natisch-militärische Nachtheil eines Bruches
hlands mit Rußland wäre ein eminenter und
ragweite gar nicht abzusehen."

„Das Schicksal des Prinzen Ferdinand von
g und Bulgariens ist uns keinen Schuß
jen Pulvers werth; es hat nur für Oesterreich
tung, bezüglich dessen wir gezeigt haben, daß wir
genes Interesse schädigen, wenn wir seine Politik Ruß-
genüber vertreten wollten. Wozu also die unablässigen
, die Brücke, die uns zu Rußland führt und uns
Actionsfreiheit, unsere Superiorität Oesterreich gegenüber
abzubrechen? Wer es mit dem deutschen Reiche gut
nd nicht vom blindesten Russenhasse völlig befangen ist,
igeben, daß jene Versuche auf direkte Schädigung der
n Interessen hinauslaufen." [1])

erkwürdiger Weise sind die Auslassungen des Kanzler
weit und breit als nagelneue Offenbarungen erschienen.
ran ist aber nur die unumwundene Offenheit, mit der
ich als das Opferlamm im Dreibund und als der

---

[1]) iener „Neue Freie Presse" vom 21. Juli d. Js.

Körper hingestellt wird, aus dem die Riemen zur
Verknüpfung des Bandes zwischen dem deutschen Reich
Rußland geschnitten werden müßten. War das aber
längst mit aller Deutlichkeit zwischen den Zeilen hera
lesen, so oft der Fürst auf diesen Punkt zu sprechen
Läuft denn nicht dieselbe Auffassung wie der rothe
durch das Gewebe seiner Politik, das er am 6. Febr.
feierlich vor dem Reichstag ausgebreitet hat? Es
wirklich, daß der Mann erst, seiner amtlichen Allmacht
kleidet, in's Privatleben zurückgedrängt werden mußte
man es wagte, ihn — verstehen zu wollen.[1])

„Der Knoten liegt in Wien": so sagte er Mitte
einem der zwei russischen Aushorcher (Interviewer), und
Tage darauf zu dem französischen: „Die Ereigni
Balkan berühren Deutschland nicht, sondern bloß Ru
Italien, Oesterreich und England; ich dachte stets, d
aus dem Spiele bleiben müßten." Zu wessen Gun
aber als berufener „Vermittler" den Knoten lösen
hat er dem Russen offen dargelegt: „Wir freuten u
richtig über Euer rasches Vordringen über den
Von Augenblick zu Augenblick erwarteten wir die Na
welche die Stellung Rußlands auf dem Balkan zu ei
erschütterlichen gemacht hätte. Wir jedenfalls tragen
Schuld, wenn es nicht geschehen ist." Es hatte also seine
keit mit der fröhlichen Einladung: „Nehmt Constanti

Der Fürst fährt fort zu betheuern, daß er au
Berliner Congreß sich gleich geblieben sei: „Ich sage
aufrichtig, daß ich damals den lebhaften Wunsch hat
auf das Engste mit Rußland zu verbinden; auf de
liner Congreß war ich russisch, soweit ein Deutscher
seyn kann; es gab keinen russischen Wunsch, auf

1) Diese „Blätter" nicht also! S. Band 101, Heft vom
1888: „Der deutsch-österreichische Bündnißvertrag und die
rede vom 6. Februar", und Heft vom 16. März 1888:
reich und der Orient in der Kanzlerrede vom 6. Febru

llung ich nicht gedrungen hätte". „Während der ganzen r des Congresses habe ich mich als in russischen Diensten d betrachtet, habe ich alle Wünsche der russischen Be- ächtigten erfüllt, alle ihre Forderungen durchgesetzt; t nicht meine Schuld, wenn diese Forderungen nicht entsprachen, was gefordert werden mußte". „Ich muß als auf das Bestimmteste wiederholen, daß ich damals r geneigt war, in russischem Interesse zu arbeiten, daß, Euere Slavophilen damals am Ruder gewesen wären, ch meine Politik keine Aenderung erlitten hätte. Ihre sche wären ebenso erfüllt worden"!!

Es ist offenbar der Schmerz seines Lebens, daß es ihm gelang, Rußland in seine Pläne hineinzuziehen. „In ser Erregung, so daß die Pfeife knirschte", wie der erzählt, hat er herausgestoßen: „Weshalb hat dann and gleich darauf (nach dem Congreß) mir sein Vertrauen gen und mir den Fußtritt gegeben?" Es ist auch jetzt nicht klar, was es mit den unannehmbaren Bedingungen wie er sagt, ihm angebotenen russischen Bündnisses für Bewandtniß hatte; aber der Fürst versichert den russischen wiederholt, daß Rußland 1879 mit Krieg gedroht habe, er so gezwungen an Oesterreich sich gewendet habe. „Sie n, daß nur Rußland und Deutschland eine Zukunft haben. darin liegt viel Wahres; es war wenigstens auch mein nke bis zum Berliner Congreß; seither habe ich aber sehen, daß wir in dieser Hinsicht schlecht zusammen- n, und ich mußte wider Willen mich anderweitig um- en, denn Ihr begannt, uns zu behandeln wie eigentliche saken, wie ein Ungeziefer."

Der junge Kaiser hat in seiner ersten Thronrede gesagt, Bündniß mit Oesterreich sei „ein Vermächtniß der deutschen ichte". Was sagt dagegen sein ehemaliger Kanzler auf frage des Russen? „Sie fragen, was uns die Existenz rreichs nützt; ich antworte: gerade das, was für Euch Bestehen Frankreichs bedeutet." Dem Franzosen gegen-

über bemerkt er: „es gebe Leute, die ihn anklagten, O
reich zertrümmern zu wollen, um die dortigen neun
zehn Millionen Deutsche zu nehmen: das sei Unsinn.“
Russen beruhigt er, Oesterreich sei dem Zerfall noch ni
nahe, wie man meine: „Das ganze Unglück liegt in
Schwäche des monarchischen Princips und in einer vierhun
jährigen Mißregierung; mit dem Kampf der einzelnen V
schaften um die Hegemonie oder mit der Erhebung
Stammes gegen den andern hat es nicht viel auf si
etwas vergißt sich, und hintennach erinnert man si
Vergnügen an die einander versetzten Hiebe.“ Dageg
schöpft sich der Fürst in Bezeugungen seines Respe
der Kriegstüchtigkeit und Unangreifbarkeit Rußlands:
bin völlig außer Fassung, wenn ich von der Möglichkeit
deutsch-russischen Krieges reden höre.“

Schon deshalb hält er einen solchen Krieg für unm
weil nicht abzusehen wäre, was für den Einen ode
Andern dabei herauskommen sollte; es wäre „ein Kri
des Kaisers Bart.“ Darum haben auch die russischen Rüs
den Fürsten sehr ruhig gelassen. „Wenn man mir die ru
Truppenconcentrirungen an der Grenze vorhielt, sa
stets, daß es sehr natürlich sei, wenn Rußland bereit z
wünschte, in voller Ausrüstung zu stehen, wenn es f
die künftige Entscheidung der orientalischen Frage h
Niemals aber habe ich in dem Vorschieben der Truppe
Bedrohung Deutschlands gesehen. Ich glaube so we
die Wahrscheinlichkeit eines deutsch-russischen Kriegs, d
sogar die Nichteinmischung Rußlands in unsern franzö
Krieg für denkbar halte!“ Alles darum, weil nicht abz
sei, „was wir von Rußland brauchen könnten, un
Rußland von uns“. Es ist interessant, wie der Für
nachweist.

„Milliarden kann keines vom anderen holen, sel
glänzendem Erfolge wird man froh sein, die nothwendige
ungeheurer Kriegskosten wiederzuerlangen, und ich we

n meinem Worte lassen, daß eine Erwerbung jenseits Memels
Verbrechen ist nicht gegen euch, sondern gegen Deutschland;
nn ist die Erwerbung der Ostseeprovinzen als platonischer
unsch unsrerseits begreiflich, so ist sie doch ohne Polen un-
kbar. Dann aber hätten wir 9 Millionen Polen, in Summa
r wäre halb Deutschland katholisch. Deutschland würde sich
bst den Untergang bereiten: sein geschlossener Geist, seine
tionalität, sein Lutherthum und seine Stärke wären hin, und
n so weise würdet ihr handeln, wenn ihr uns Ostpreußen
hmen wolltet, dessen Besitz euer sicheres Verderben wäre.
in, das wäre höchst leichtsinnig und verderblich in seinen
lgen, nicht davon zu reden, daß es nicht so leicht ist, Rußland
n Meere zu verdrängen, wenn man ihm nicht gestattet, auf
em anderen zu walten: alle diese Dinge sind für uns ‚bon
prendre et mal à garder'. Das ist so richtig, daß, wenn
Constantinopel nehmt, wir dennoch die Ostseeprovinzen nicht
hmen würden, selbst wenn ihr sie uns anbietet und Polen
endrein!" ¹)

Also: das deutsche Reich und Rußland sind als Ver-
ndete wie geschaffen, weil das Reich von Rußland nichts
auchen kann, das aber, was Rußland brauchen könnte und
ben will, im Besitze Anderer ist, nämlich der Türkei und
esterreichs, beziehungsweise in der Sphäre der „vitalen
nteressen" des letzteren liegt. Daraus ergibt sich von selbst
r Schluß, welche Allianz für das Reich die „natürliche"
d welche, um nicht zu sagen die unnatürliche, der einst-
eilige Nothbehelf vom Standpunkt des ehemaligen Kanzlers
yn muß.

Alle diese Offenherzigkeiten sind, wenn auch von allen
hig Denkenden bedauert, doch ziemlich gelassen hingenommen
rden, bis die „Hamburger Nachrichten" denselben die Krone
ffetzten. Logisch konnte bisher schon Jedermann verstehen,

¹) S. die Berichte Wiener „Neue Freie Presse" vom 29. Mai und Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 21. Mai und 2. August d. Js.

aber mit dürren Worten war es doch nicht gesagt,
Oesterreich-Ungarn im Zwei- und beziehungsweise im D
bunde nicht ebenbürtig sei, daß das Reich seine „Superio
Oesterreich gegenüber" wahren müsse, und daß es
Stellung als „leitende Macht im Dreibund" verlieren wü
wenn es sich durch „Verfechtung der österreichischen Bal
Interessen" mit Rußland verfeinden ließ. Das war
doch zu deutlich, und jetzt brach der Sturm los im ga
Donaureiche und darüber hinaus.

Die czechischen und verwandte slavischen Kreise la
hell auf über das schöne Wasser, das da auf ihre M
lief. Die Magyaren, welche sich von jeher als die Mitsch
des Bündnisses von 1879 gebrüstet hatten, waren wüt
als wenn sie von dem Bismarck'schen Wort über den
Wohlgemuth mit getroffen wären: „Das sind Dumm
die nicht wissen, wie es gemacht wird." Selbst die gesam
Officiösen waren sehr verschnupft. In Pesth meinten si
hätte es ja „niemals eine unehrlichere Gemeinschaft, ni
eine unwirksamere Verbindung zur Abwehr gegeben"
Wien: möge es Deutschland auch gleichgültig seyn, ob
Alexander oder Eugen in Sophia regiere", das sei abe
nicht zu glauben, daß „es einer Großmacht von dem he
ersten Range Deutschlands ganz gleichgültig seyn könnt
Constantinopel besitzt, und ob die Machtsphäre Ru
direkt oder indirekt bis nach Salonichi oder gar bis
Adria reicht".[1]) In St. Petersburg lachte man laut au
alle die verdutzten und ergrimmten Gesichter.

Nichts ist natürlicher, als daß die russische Press
mehr die Frage aufwarf, warum denn Oesterreich,
in solcher Weise sich von Berlin aus bevormunde
schließlich verrathen zu lassen, nicht unmittelbar mit R
behufs einer Verständigung über die Balkanländer verh

1) Sammlung der Preßstimmen im Wiener „Vaterland
21. Juli d. Js.

Eine gefährliche Einladung! Denn gerade das sollte die leitende Macht im Dreibunde verhindert werden, Rußland sich „mit Oesterreich über ihre Köpfe hinweg ndigen könne." Der Bund hätte dann überhaupt keinen mehr. Solche Gedanken wachgerufen zu haben, nahm auch das große jüdische Organ in Wien der Hamburger barung sehr übel. Das Blatt ließ zwar die Abläugnung, der Artikel auf Friedrichsruh zurückzuführen sei, für Münze gelten, und schlimmsten Falls, wenn Fürst arck wirklich solche Hintergedanken gehabt habe, sei er mehr im Amte. Aber im Interesse der bundesfreundlichen hungen wäre es doch zu wünschen gewesen, daß das burger Sprachrohr seine Weisheit für sich behalten . Schließlich meinte das sonst stets in Ehrfurcht vor alten Kanzler ersterbende Blatt: noch gelegener, als Abläugnung, komme „die aus bester Quelle stammende heilung der Berliner Nationalzeitung, daß der bewußte kel mit der Auffassung der maßgebenden deutschen Kreise die Tripel-Allianz in vollkommenem Widerspruche stehe."[1])

An demselben Tage wurde von Berlin aus einem anderen te geschrieben: Deutschland sei durch den Bündnißvertrag flichtet, einen Angriff Rußlands auf Oesterreich-Ungarn gegen sich selbst gerichtet zu betrachten, aber die Möglichkeit, Deutschland durch Parteinahme gegen Rußland in den arischen Dingen letzteres provociren könnte, sei nach wie völlig ausgeschlossen; ebenso sei thatsächlich auch eine dem e des Vertrags mit Oesterreich widersprechende Anrung an Rußland ausgeschlossen. „Eine solche Annäherung Rußland würde nothwendiger Weise ihre Spitze gegen rreich-Ungarn kehren und die gesammten europäischen ältnisse auf den Kopf stellen."[2]) Darauf hin wäre nun

Wiener „Neue Freie Presse" vom 24. u. 25. Juli d. Js.

Aus dem „Hamburger Correspondent" in der Berliner „Germania" vom 25. Juli d. Js.

zwar dem jungen Kaiser Glück zu wünschen zu der ne
russischen Reise. In der Sache aber dreht sich doch n
wie vor Alles im verhexten Kreise, und steht das Hambur
Leibblatt fest auf der Bismarck'schen Schaukel.

Wie lange das noch so fortgehen kann? Augenschein
kriselt es im Abendland, und im europäischen Wetterwi
bis in den Bereich des Cypern-Vertrags hinein zuden
Blitze wieder heftiger in unsere politische Nacht. Den V
tretern des Capitalismus in Wien und Berlin mag es w
dabei seyn, denn der wird täglich dicker und fetter bei die
Bismarck'schen „Frieden." Aber das Volk? Kaiser Wilh
hat selbst bei der Bewirthung des Reichstags auf
Pfauen-Insel gesagt: er begreife, daß sich gegenüber
fortwährenden Steigerung der Militärlasten eine tiefe Nied
geschlagenheit aller europäischen Völker bemächtigen müss
Bei uns beginnen sie sogar schon zu fragen: was wer
wir morgen essen?

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 24. Juli d. Js.

seinem Worte lassen, daß eine Erwerbung jenseits Memels Verbrechen ist nicht gegen euch, sondern gegen Deutschland; ist die Erwerbung der Ostseeprovinzen als platonischer unsrerseits begreiflich, so ist sie doch ohne Polen un-. Dann aber hätten wir 9 Millionen Polen, in Summa wäre halb Deutschland katholisch. Deutschland würde sich den Untergang bereiten: sein geschlossener Geist, seine nalität, sein Lutherthum und seine Stärke wären hin, und so weise würdet ihr handeln, wenn ihr uns Ostpreußen wolltet, dessen Besitz euer sicheres Verderben wäre. das wäre höchst leichtsinnig und verderblich in seinen nicht davon zu reden, daß es nicht so leicht ist, Rußland Meere zu verdrängen, wenn man ihm nicht gestattet, auf anderen zu walten: alle diese Dinge sind für uns ‚bon prendre et mal à garder'. Das ist so richtig, daß, wenn Constantinopel nehmt, wir dennoch die Ostseeprovinzen nicht würden, selbst wenn ihr sie uns anbietet und Polen drein!" [1])

Also: das deutsche Reich und Rußland sind als Ver- wie geschaffen, weil das Reich von Rußland nichts kann, das aber, was Rußland brauchen könnte und will, im Besitze Anderer ist, nämlich der Türkei und reichs, beziehungsweise in der Sphäre der „vitalen essen" des letzteren liegt. Daraus ergibt sich von selbst Schluß, welche Allianz für das Reich die „natürliche" welche, um nicht zu sagen die unnatürliche, der einst- Nothbehelf vom Standpunkt des ehemaligen Kanzlers muß.

Alle diese Offenherzigkeiten sind, wenn auch von allen Denkenden bedauert, doch ziemlich gelassen hingenommen den, bis die „Hamburger Nachrichten" denselben die Krone setzten. Logisch konnte bisher schon Jedermann verstehen,

---

[1]) S. die Berichte Wiener „Neue Freie Presse" vom 29. Mai und Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 21. Mai und 2. August d. Js.

und die sog. Acta s. canones synodi Ratisponensis; Urkunden, Schenkungsbriefe rc.; die Salzburger-Matrikeln: den Indiculus Arnonis und die Breves Notitiae „de constructione ecclesiae sive sedis episcopatus in loco qui dicitur Juvavo . . .“ Kapitel 2 (S. 77—106) enthält „die Rechtsbildung in Bayern unter den Karolingern“: die fränkische Rechtsgesetzgebung, a) Capitularia mundana, b) Capitularia ecclesiastica; die particulären Kirchen-Satzungen. Kapitel 3 umfaßt „die Rechtsbildung in Bayern unter den Herzogen aus wechselnden Fürstenhäusern“: (S. 115—202) Landtagsbeschlüsse, Landfrieden, kirchliche Rechtsquellen.

Wir haben noch selten ein Buch gesehen, in welchem die völlige Beherrschung des zu behandelnden Stoffes so markant hervortritt. Die Einrichtung des Buches erscheint uns als das Ideal einer kurzen und doch den weitgehendsten Anforderungen vollauf genügenden Darstellung. In den einzelnen Paragraphen werden nur die Hauptergebnisse der Durchforschung der einzelnen Erscheinungen im Quellenbereiche kurz zusammengefaßt; alles Uebrige dagegen, sachliche und sprachliche Erklärungen und Excurse, Textauszüge, bibliographische Notizen, wird in „Anmerkungen“, die an die einzelnen Paragraphen sich anschließen, ausführlich gegeben. In diesen Anmerkungen finden sich Erörterungen, die wiederum vollendete Abhandlungen für sich bilden, z. B. rechtshistorische: Testes per aures tracti, S. 15; das Königthum der Baiwaren, S. 20; Eideshilfe, S. 28 u. s. w.; rein historische: die bayerischen Gaue, S. 69; die Scheyern-Wittelsbacher, S. 135; die Entstehung Münchens, S. 151; kirchenhistorische: die Gründung des Bisthums Passau, S. 54; die Stiftshörigkeit bei Sanct Emmeran, S. 221.

Die einschlägige Literatur ist mit einer geradezu skrupulösen Gewissenhaftigkeit und bis ins Einzelnste gehenden Genauigkeit angegeben. Ein solches Buch ist nur die reife Frucht langer, anstrengender Geistesarbeit und braucht kein fremdes Lob zu seiner Empfehlung, sondern hier lobt das Werk den Meister. K. W.

XXV.

Gregor der Große.[1])

Schon letztes Frühjahr ist in diesen Blättern[2]) mit begei-
rten Worten auf die dreizehnte Säkularfeier der Thron-
steigung Gregor's des Großen (3. September) hingewiesen
orden. Heute sind wir in der erfreulichen Lage, eine aus
nlaß des Gregor-Jubiläums erschienene Schrift zur Anzeige
u bringen. Der sehr verdiente Herr P. C. Wolfsgruber,
. S. B., hat auf Anregung des Verlegers seine langjährigen
tudien über Gregor den Großen, von welchen 1886 „Die
orpäpstliche Periode" als Programm erschienen ist, der Oeffent-
chkeit übergeben.[3]) Der Verfasser hat in seinem schönen Buche
it glücklichem Erfolge sich bemüht, uns neben der Schilderung
er großartigen Wirksamkeit des Papstes, an der Hand der
chriften des Kirchenlehrers einen Einblick zu verschaffen in den
hen Geist und die tiefe Seele Gregor's. Ohne Anspruch
arauf zu machen, neue kritische Forschungen an das Tageslicht

---

1) Von Dr. C. Wolfsgruber, Benediktiner zu den Schotten in Wien und f.-e. geistlicher Rath. Mit 2 Bildern. XIV u. 610 S. Saulgau (Württ.), Kitz.

2) Bd. 105, 5, S. 329—341.

3) Sonstige Arbeiten aus neuester Zeit über Gregor: Maaßen, Wiener Akademie der W., phil.-hist. Abh. 1871, LXXXV; Ewald, „Histor. Zeitschr." 1878, 154 ff., „Studien", Jena 1878, „älteste Biographie Gregor's I.", histor. Aufs., Hannover 1886; Grisar, Zeitschr. für kath. Theol., III.; Maggio, Prolegomeni al storia di Greg. Prato, 1880.

gefördert zu haben, illustrirt er also das Leben und W
Gregor's als Papst, seine Bedeutung als Kirchenlehrer und
Geisteslehrer in der anziehendsten Weise.

In den fünf ersten Abschnitten (S. 1—50) wird
Abstammung und Jugend Gregor's, seine Wirksamkeit als S
präfekt von Rom, sein Eintritt ins Kloster, seine Thätigkei
Apokrisiar in Constantinopel und als Abt zu Rom darge
sodann seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl und
Privatleben (S. 51—78). Sehr treffend, klar und übersi
ist in dem Abschnitt „die allgemeine Kirche" (S. 81—11
in alle Gebiete und Verhältnisse des kirchlichen Lebens e
fende, kraftvolle Kirchenregierung Gregor's geschildert, n
abstrakter Ausführung, sondern mit den Worten des P
selbst. Ein ansehnlicher Raum ist den politischen Verhält
des byzantinischen Kaiserreichs gewidmet (S. 114—210).
eifrig war Gregor bestrebt, gute Beziehungen zum kaiser
Hof im Interesse der Kirche zu unterhalten. Mißlich gest
sich das Verhältniß zu Constantinopel wegen des Titels
menischer Bischof", den sich der Patriarch Johannes, mi
Beinamen „der Faster", angemaßt hatte, namentlich seitde
Kaiser Mauritius sich in die Sache eingemischt hatte.
führlich werden die Briefe Gregor's an den Usurpator, M
und Wüstling Phokas und seine Gemahlin Leontia besp
(S. 153 ff.). Wichtig für die Geschichte der Kirche un
Papstthums sind die Verhältnisse, wie sie sich im Abend
gestalten. Rom, von Byzanz vernachlässigt und verlassen
furchtbar unter der Invasion der Longobarden. Wa
schon lange vorbereitet hatte, wurde durch diese Verhä
der Verwirklichung entgegengeführt: der Papst wird Her
von Rom, das thatsächlich nur im Lateran Schutz und
findet. Darum gewinnen wir in den folgenden Abschn
„Illyrien" (S. 210—226), „das kaiserliche Afrika" (S
bis 251), „das longobardische Italien" (S. 251—279)
der Schilderung der kirchlichen Thätigkeit Gregor's und
Erfolge namentlich auch ein Bild des weltlich-politischen
flusses des Papstthums, der sich bereits ausdehnt über I
Sicilien, Sardinien, Corsika, Afrika, Illyrien. Ein Ab
dazwischen (S. 251—261) ist den Verhältnissen des „kaiser

XXV.

Gregor der Große.[1])

Schon letztes Frühjahr ist in diesen Blättern[2]) mit begei- … Worten auf die dreizehnte Säkularfeier der Thron- …eigung Gregor's des Großen (3. September) hingewiesen …den. Heute sind wir in der erfreulichen Lage, eine aus … des Gregor-Jubiläums erschienene Schrift zur Anzeige …ingen. Der sehr verdiente Herr P. C. Wolfsgruber, … B., hat auf Anregung des Verlegers seine langjährigen … über Gregor den Großen, von welchen 1886 „Die …liche Periode" als Programm erschienen ist, der Oeffent- … übergeben.[3]) Der Verfasser hat in seinem schönen Buche … glücklichem Erfolge sich bemüht, uns neben der Schilderung … großartigen Wirksamkeit des Papstes, an der Hand der …ften des Kirchenlehrers einen Einblick zu verschaffen in den … Geist und die tiefe Seele Gregor's. Ohne Anspruch … zu machen, neue kritische Forschungen an das Tageslicht

---

1) Von Dr. C. Wolfsgruber, Benediktiner zu den Schotten in Wien und f.-e. geistlicher Rath. Mit 2 Bildern. XIV u. 610 S. Saulgau (Württ.), Kitz.

Bd. 105, 5, S. 329—341.

Sonstige Arbeiten aus neuester Zeit über Gregor: Maaßen, Wiener Akademie der W., phil.-hist. Abh. 1871, LXXXV; Ewald, „Histor. Zeitschr." 1878, 154 ff., „Studien", Jena 1878, „älteste Biographie Gregor's I.", histor. Auff., Hannover 1886; Grisar, Zeitschr. für kath. Theol., III.; Maggio, Prolegomeni al storia di Greg. Prato, 1880.

A. R." herausgegeben, „zum Besten des Spitals Tegern
Um der Gefahr vorzubeugen, daß das Publikum etwa
einen Herrn Verfasser denke, dürfte es erlaubt seyn, das
heimniß der Chiffre aufzudecken. Sie deutet auf Freiin A
sine Reichlin von Meldegg, Hofdame Ihrer k. Hoheit
Prinzessin Louise, Herzogin-Wittwe in Bayern. Die Schri
auch dem jungen Prinzen des herzoglichen Hauses gewi
welcher unter andern Taufnamen den des hl. Quirin führt
den Namen Ottokars, des Einen der beiden Agilolfing
Brüder, welche die Reliquien St. Quirins in Rom erh
das Kloster Tegernsee gründeten und selbst darin das Or
kleid trugen.

Die Verfasserin hat mitunter „für die Jugend" geschr
und sie verläugnet bei vorliegender mannhaften Arbe
Uebrigen den herzlich lieben Ton so wenig, daß auch der
beißigste Kritiker sich entwaffnet fühlen müßte. Indeß gibt
auch nichts zu kritisiren; denn die Dame in ihrer Bescheid
bietet nur das, was sie gefunden hat; sie behauptet nur
sie gewiß weiß, und das Andere stellt sie dem Urtheil
Lesers anheim.

Gesucht und geforscht aber hat sie nach den hl. Q
und den Stätten ihrer Verehrung nicht nur in Baye
auch St. Quer bei Falkenstein ist nicht übersehen — in
in Italien, sondern auch in Niederösterreich, am Rhein,
Vogesen, in Luxemburg, in Ulm mit unermüdetem Fl
handschriftlichem und gedrucktem Material, durch persö
Augenschein und Erkundigungen aus der Ferne. Au
Geschichte des Klosters Tegernsee mit seinen Denkmäler
wunderbaren Sagen hat viel gewonnen, und die Abbil
St. Quirins, des Kronenträgers, sowie der Stätten sein
ehrung aus verschiedenen Jahrhunderten rahmen den Te
Geschichte und Legende anmuthig ein. Es ist das Muste
Büchleins aus pietätsvoller Frauenhand.

XXVII.

Die Beuroner Malerschule.

Fernab von den hohen Schulen und vom großen Markt odernen Kunst läßt seit stark zwei Decennien eine kleine ar von Mönchen in klösterlicher Stille und Verborgenheit die Pflege der christlichen Malerei angelegen sein. Nach lles großem Vorbild streben auch sie dahin, Zeichnen Betrachten, Malen und Beten immer mehr in einander n zu lassen, ihre Kunst möglichst mit dem Geist der cht und des Gebetes zu imprägniren, damit sie Andacht Gebetsgeist auszuhauchen vermöge und so ihren religiösen k erfülle. In unverdrossenem, stetigem Fortarbeiten n sie bis jetzt eine stattliche Reihe von Werken vollendet sich mit denselben in Deutschland, Oesterreich, Belgien Italien bekannt gemacht. Die meisten Leser dieser Blätter n wohl schon das eine oder andere ihrer Werke gesehen haben damit eine Vorstellung gewonnen von der eigenen nd dem Stil dieser Schule — der Beuroner Malerschule.

Noch mehr setzt sich der vielzüngigen, scharfäugigen k aus, wer auf den Plan der schaffenden Kunst sich , als wer das Gebiet der Wissenschaft betritt. Gibt es auf letzterem Kritiker ohne Beruf, so ist deren Zahl rsterem Legion. Nur sehr zäh und allmählig will das rtheil weichen, als ob auf dem Kunstgebiet eigentlich r competenter Richter sei, weil ja zum Urtheilen über

Kunst blos „Geschmack und Gefühl" gehöre; es ist ja doch schließlich kein Mensch ohne allen Geschmack, ohne alles Gefühl. Wie viele sonst recht gebildete Leute glauben das Recht, in Kunstsachen nicht blos mitzusprechen, sondern Stuhlsprüche zu thun, wenn nicht schon von Geburt, als nothwendiges Angebinde besseren Talents überkommen, so doch jedenfalls durch den Besuch zweier Gemäldesammlungen und einer Ausstellung und etwa noch durch eine Reise nach Nürnberg redlich und unverlierbar erworben und erkauft zu haben; sind sie aber vollends in Rom gewesen, so dünken sie sich geradezu Autoritäten. Auch jene klösterliche Kunst konnte der Kritik, der berufenen und unberufenen, nicht entgehen und es mochte der in der Klostereinsamkeit aufgewachsenen Jungfrau anfangs seltsam genug zu Muth sein bei dieser Begegnung mit den Kritikern. Sie war ja gewiß bescheiden und lernbegierig, aber was mußte sie schließlich denken, wenn der eine just an ihr tadelte, was der andere lobte, wenn von drei wohlmeinenden Mentoren der eine sie eindringlich auf den Weg nach Osten wies, der andere energisch verlangte, daß sie nach Süden gehe, während der dritte ihr stringent bewies, daß blos im Norden sie ihr Heil suchen könne. Glücklicherweise hatte sie eine zu gute Erziehung von Anfang an genossen und war sie zu charakterfest, als daß sie dadurch außer Fassung gebracht worden wäre; sie erkannte bald, was für sie das Rechte sei, und ihre Erfahrung sagte ihr, daß sie der anstürmenden Menge von Rathschlägen, Ermahnungen, Ausstellungen und Tadelsvoten gegenüber am klügsten thue, ein Ohr, oft beide zu verschließen und ihres Weges weiter zu schreiten; da sie nicht allen folgen konnte, folgte sie, was ihre tiefsten Lebensgrundsätze anlangt, keinem und blieb sich selbst getreu; so hat sie ihre ursprüngliche feste Art bewahrt und sie nur immer feiner und möglichst allseitig ausgebildet.

Die Urtheile über die Beuroner Malerschule sind in der That sehr getheilt. Die moderne Kunst und ihre Paladine

sie natürlich und hängen ihr den weißen Spott-
n; sie verachten sie, wie sie jede andere Kunstrichtung
ders jede religiöse verachten und wie einer den
rachtet. Was religiöse Malerei anlangt, werden
lich als competente Richter ablehnen dürfen. Seitens
elche ernsten Kunstbestrebungen obliegen und noch
ff einer religiösen Kunst festhalten und an heilige
re Aufgaben der Malerei glauben, werden ihr viele
en entgegengebracht; die Vertreter der eigentlichen
Kunst haben ihr ihre Achtung nicht versagt. Rück-
nerkennung aber fand sie auch in den letztgenannten
enig, und vielfach spricht man sich über die Stil-
er Schule offen ungünstig aus. Das kommt vor
her, daß wir in Vertretung der Interessen der
Kunst seit den fünfziger Jahren in einen gewissen
en Stilrigorismus hineingerathen sind, der so stark
cht wenige nur einen einzigen Stil, den romanischen
hischen, andere höchstens zwei, den romanischen und
als kirchlich, als berechtigt und erlaubt anerkennen.
o also das Urtheil über die Beuroner Malerei
Consequenz des ganzen Standpunktes zum voraus
ist nicht romanisch, sie ist nicht gothisch, ergo . . . .
nte sie nicht dekliniren, nicht classificiren, und unter
tänden gehört sie nicht in die Klasse, auf welche
für allemal seinen Eid abgelegt hatte. Ich darf
unbefangen hievon reden, denn ich hatte selbst
de, wo die Beuroner Malerei mich ärgerte, weil
ponirte und doch nicht gothisch war. Lange Zeit
mich ihr gegenüber in dem unbehaglichen Schwebe-
wischen Abstoßung und Anziehung; ich konnte ihr
nnen und mochte mich ihr nicht ergeben. Seit
nien habe ich sie nicht aus dem Auge verloren,
t und erforscht und mit ihren Meistern auch
n Verkehr gepflogen. So bin ich mehr und mehr
's Klare gekommen und es scheint mir, ich könnte

Einiges zu sagen haben, was vielleicht dazu dienen könnte, in weiteren Kreisen das Urtheil über sie zu klären.

Soll dieses Urtheil ein gerechtes bleiben, so wird es immer fest im Auge behalten müssen die Tendenz und den innersten Charakter dieser Malerschule. Sie wollte und sollte eine Klosterschule im strengsten Sinn sein und bleiben. Wie nun das Ideal des Klosterlebens zwar in seinen Endpunkten, aber nicht auf allen Punkten sich deckt mit dem Ideal des christlichen Lebens in der Welt, so muß man es auch begreiflich finden, daß eine specifisch klösterliche religiöse Kunst etwas andere Art haben wird, als die religiöse Kunst, welche außerhalb des Klosters gepflegt wird — nicht bezüglich der Hauptziele, der Objekte und Aufgaben, sondern bezüglich der Form und des Aeußeren. Es gibt erlaubte und mit dem Christenleben vereinbare Freuden, in deren Versagung aber eben die klösterliche Ascese besteht; so gibt es auch Reize der Kunst, welche die religiöse Kunst sich aneignen darf, auf welche aber der klösterlichen Kunst Verzicht zu üben sich ziemt. Es gibt eine Freiheit der Bewegung, welche jeder Christ sich gestatten mag, der Ordensmann hat die Pflicht, sie sich zu versagen; so gibt es auch eine Freiheit der künstlerischen Darstellung, der Formenwahl, welche mit religiöser Kunst sich ganz wohl verträgt, — eine klösterliche Kunst wird dennoch keinen Gebrauch von ihr machen. Wenn an die religiöse Kunst zur Unterscheidung von der profanen unbedingt die Anforderung höheren Ernstes, größerer Würde und Getragenheit, der Feierlichkeit und Majestät gestellt werden muß, so wird gewiß diese Forderung für eine klösterliche religiöse Kunst noch viel strenger bindend erklärt werden. Religiöser Kunst ist es an sich nicht zuwider, mitunter, namentlich in Werken für den Privatgebrauch, sich eines leichter geschürzten Stils zu bedienen, soweit nur Hoheit und Heiligkeit des Thema's nicht beleidigt wird, ihre Aufgaben mitunter lyrisch durchzuführen, sich einem gewissen frommen Spiel der Phantasie zu ergeben, Nebenzüge einzuschalten, Beiwerk

fügen, blos um die Anmuth zu erhöhen, ein gewisses
von äußerem Prunk zu verwenden, sich behaglich der
am Schönen etwas zu überlassen, es auf das Zierliche
Liebliche abzusehen; von klösterlicher Kunst begreifen
es, wenn sie in all dem fastet und wenn sie ihr volles
hen richtet auf beugenden Ernst, auf Ruhe, auf Majestät,
das Nothwendige, auf Wucht und Kraft, auf jene
nheit, die im Wesen, nicht im Beiwerk liegt. Wenn
nd aus allen Kirchen jeden polyphonen Gesang und
Instrumentalmusik ausschließen wollte zu Gunsten der
nherrschaft des Chorals, so würden wir darin mit Recht
fugten Rigorismus erkennen; wenn aber in einem Männer-
er blos die strengste Form kirchlicher Musik gepflegt
, so finden wir das ganz am Platze. Ebenso, meine ich,
man es begreifen, wenn eine klösterliche Malerei nicht
alle profanen Themate ausschließt, sondern auch aus
für religiöse Themate zur Verfügung stehenden Formen-
nur das Geläutertste und Gemessenste auswählt.

Folgt nun aber hieraus nicht, daß eine solche monastische
st zwar von Mönchen und Religiosen geübt und geliebt
verstanden werden kann, daß sie aber anzuweisen wäre,
ge Clausur zu halten und die Schwelle der Klosterpforte
zu überschreiten? Wird sie nicht im gleichen Maße,
elchem sie monastischen Geist eingesogen hat, dem Volk,
Laien unverständlich werden? So wenig, als das klö-
iche Leben, als die evangelischen Räthe dem Volke unver-
lich sind; so wenig, als das Volk der klösterlichen Liturgie
dem klösterlichen Choralgesang fremd gegenübersteht.
strenge Scheidung zwischen Klosterleben und christlichem
n in der Welt, zwischen dem Vollkommenheitsstreben des
ensmannes und des Gläubigen in der Welt liegt nicht
Sinne der Kirche noch der katholischen Moral. Die
bungen, Uebungen, Pflichten, Tugenden beider haben
starken Einigungspunkt: die Nachfolge Christi. Zum
Christus führen beide Wege, nur daß der eine mehr

ein ansteigender Thalweg, der andere ein Höhenweg ist; aber zwischen diesen beiden Wegen herrscht reger Verkehr; die unten Wandelnden schauen zu denen auf dem obern Weg empor, lassen sich von ihnen leiten und spornen, ahmen sie nach Kräften nach. So wird auch die auf dem Höhenweg wandelnde Kunst dem christlichen Volk nicht fremd sein; sie wird von ihm verstanden, geliebt, ehrfurchtsvoll betrachtet werden; der Geist, den sie ausathmet, wird offene Seelenporen, ihre Predigt offene Ohren finden.

Diese Erwägungen werden da keinem Verständniß begegnen, wo man von klösterlichem Geist und von religiöser Malerei sich keine Vorstellung machen kann; auf katholischer Seite sollten sie doch wohl verständlich sein. Es ist aber noch ein zweiter wichtiger Punkt ins Auge zu fassen. Da die Beuroner Malerschule sich vor allem die Aufgabe gesetzt hatte, der Wandmalerei, näherhin der Frescomalerei obzuliegen, so mußte sie es auf einen monumentalen Stil absehen. Für den Kundigen bedarf es nicht erst eines umständlichen Nachweises, daß die monumentale Malerei nach andern Gesetzen zu leben hat als die Tafelmalerei. Wegen ihrer engen, schwesterlichen Verbindung mit der Architektur und weil sie mit derselben sozusagen auf Einem Grund und Boden zusammenzuleben hat, ziemt ihr auch eine gewisse architektonische Haltung. Sie ist nothwendig Flachmalerei, denn sie würde die Architektur schädigen, wollte sie die Flächen derselben (ideell) durchlöchern, negiren, gleichsam ab- und durchbrechen durch eine Perspektive mit starken Vertiefungen, mit landschaftlichen Hintergründen, mit umständlicher architektonischer Staffage. Darum bleibt ein unumstößlicher Canon für die Wandmalerei, daß sie von Linien- und Luftperspektive den sparsamsten Gebrauch zu machen habe, daß sie es auf Schattiren, Modelliren, Rundmalen gerade nur soweit absehen dürfe, als für Klarheit und Richtigkeit der Darstellung unumgänglich nothwendig ist, als unentbehrlich ist, um die Körperwelt malerisch-plastisch zu gestalten,

.. um sie mit der Plastik der Skulptur hervortreten zu ...en.

Man behalte diese beiden Gesichtspunkte im Auge, und .. letztere wird schon viel besser disponirt sein, die Werke .. Beuroner Maler richtig anzuschauen. Mag das Auge ..ächst, etwas verwöhnt namentlich durch die moderne ..nst, sich fremd und hart berührt fühlen durch den hier ihm ..gegentretenden strengen Ernst, durch den Verzicht auf alles ..namentale Beiwerk, durch den Mangel an Körperlichkeit .. an Staffage, durch den Geist der Sparsamkeit und der ..erse, durch die manchmal fast herbe Strenge der Con..uktion und Composition — es wird allmählig damit aus..öhnt werden und das Eine unumwunden anerkennen, daß .. Kunst einen wahrhaft klösterlichen und einen wahrhaft ..numentalen Charakter habe. Mit diesem Lob ist sie zunächst ..funden: es ist ein Beweis, daß sie ihren obersten Zweck ..reicht hat.

Doch wir müssen noch tiefer in ihre Geheimnisse einzu..ringen suchen. Wie kommen die Beuroner Künstler in dem ..nannten Bestreben gerade zu dieser Formenwelt und Kunst..eise? Welchen Namen soll man ihrem Stil geben, wo .. einreihen? Er ist nicht gothisch und nicht romanisch; ..ch viel weniger freilich könnte man ihn antigothisch oder ..tiromanisch nennen, oder behaupten wollen, daß er sich .. romanischer oder gothischer Architektur nicht vertrage. ..n möchte versucht sein, ihn antik-klassisch zu nennen, wenn .. sofort unverkennbare Unterschiede, vor allem ein un..blich reiner und keuscher Zug gegen diese Benennung remon..iren würden. Man fühlte sich an Egypten erinnert, und .. der That ein Blick in die merkwürdige Kunstwelt des ..haraonenlandes glaubt manche Fäden des Zusammenhangs .. eine gewisse Verwandtschaft zu entdecken, namentlich im ..unkte des reinen, klaren Ebenmaßes, der strengen Logik, der ..mmarischen Ruhe, der großartigen Ordnung, der wuchtigen ..aft und Majestät, der imponirenden Strengheit. Und doch

kann man den Stil mit dem egyptischen nicht identificiren dazu ist er zu natürlich und zu belebt. Er berührt sich m der edelsten Renaissance, insoweit als diese sich mit der ä klassischen Kunst berührt. Er participirt an der großartig Würde und der liturgischen Feierlichkeit des byzantinisch Stils und am Realismus der modernen Kunst; aber v beiden ist er wieder streng geschieden. Er erscheint als vollendete Gegensatz und als energischer Protest gegen al Launenhafte, Willkürliche, Regellose, Unklare, Taumelnde u Trunkene, gegen alle Sinnlichkeit und allen Naturalismus der Kunst, und vom byzantinischen Stil scheidet ihn s Naturwahrheit und tiefinnere Schönheit.

Soviel ist also unleugbar richtig, daß diese Kunstric sich keinem historischen Stil und keiner bestimmten Sch völlig angeschlossen hat. Wenn sie trotzdem mit den ehrw digsten und tüchtigsten Stilen, so verschieden sie unter einan sind, etwas gemein hat, so können diese Beziehungen u nur die Frucht einer Verwandtschaft bezüglich der tie Principien, der fundamentalsten Lebensfragen sein. werden daher stammen, daß die Beuroner Kunst, ohne Specifische und Individuelle eines einzelnen Stils sich a eignen, ohne die Manier irgend einer Schule und Zeit zunehmen, sich an das allgemein Giltige, an das im We der Stile und Wandel der Zeiten constant Bleibende, die obersten Principien und Grundbedingungen aller wa Kunst zu halten suchte und ihre Formenwelt im Einz nach den oben dargelegten Rücksichten ausbildete.

Das Princip der Wahrheit und Schönheit beher jede Kunst, die diesen Namen verdient, jeden Stil, der Geltung Anspruch erheben kann. Selbstverständlich i auch das oberste Princip des Beuroner-Stils, und zwar consequentester Voranstellung der Wahrheit und mit U ordnung, aber bei aller Unterordnung sorgsamer und lieb Pflege der Schönheit. Naturwahrheit strebt auch dieser an, aber er bleibt sich wohl bewußt, daß Naturwahrheit

rch photographische Nachbildung der Natur zu erreichen ist,
ch nicht durch ärmliche Nachbildung von Modellen. Die
ahrheit ist das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen.
ch: dieser oder jener Mensch, mehr oder weniger auch kör-
rlich mit dem Sündenelend behaftet, repräsentirt die Wahrheit
der menschlichen Körperwelt; wenn ich ihn Zug für Zug
chbilde, habe ich noch nicht die Wahrheit, höchstens die
rklichkeit erreicht. Nicht jede Erscheinung in der Natur,
der in den Wehen liegenden Natur, ist schon Naturwahr-
t. Der Künstler muß diese Erscheinungen wahrnehmen,
nn sie liefern ihm seine Formenwelt, aber er muß sich
ten, sie ohne weiteres für die Wahrheit zu nehmen,
muß sie beobachten und studiren, um durch sie hindurch
dem zu gelangen, was ihnen als Wahrheit zu Grunde
gt. Naturwahrheit ist das, was den Untergrund und das
esen aller Einzelerscheinungen bildet, das Gesetz, die Regel,
Norm, die göttliche Idee, durch welche sie beseelt und
lebt sind. Darum muß auch jeder Kunststil, welcher
ahrhaft sich die Wahrheit zum Princip gesetzt hat,
al sein; Realismus und Idealismus schließen sich bloß
nn aus, wenn der Idealismus ein nebelhaft verschwom-
ner, oder wenn der Realismus ein gemein äußerlicher und
aterialistischer ist. Schönheit strebt dieser Stil an, aber
chönheit in Unterordnung unter die Wahrheit; bei ihm
bt es also kein Tändeln und Spielen mit anmuthigen
rmen und Linien; er sucht jene Schönheit, welche bei der
ahrheit wohnt und selbst wahr ist, nicht die verwehenden,
ränderlichen, verunreinigten, von der Sünde berührten,
n der Leidenschaft durchglühten ephemeren Erscheinungen
r Schönheit, sondern die ideale, wesenhafte, reine und sünde-
e Schönheit. In der altegyptischen, altgriechischen, alt
ssischen Kunst hatten sich, wie Reminiscenzen aus dem vor-
ndlichen Leben der Menschheit, ideale Kunstformen erhalten,
Idealstil sich aufgebaut nicht auf Reproduktion vergäng-
cher Gebilde und Erscheinungen der Natur, sondern auf

Grundgesetzen der Harmonie und der Schönheit, welch
der Natur walten, eine Kunst, welche nicht Körper
Modellen nachbildete, sondern noch eine gewisse Kenntniß
menschlichen Idealkörpers, seiner Maße und Formen
es lag kein Grund vor, an dieser Kunst achtlos vorüb
gehen. Noch mehr empfahl sich natürlich das Studium
die Benützung der specifisch christlichen Stile, die er
mit heiliger Begeisterung sich an die von der Kirche ge
Aufgaben machten und Typen von zum Theil universale
tigkeit schufen. Was aber die Aneignung ihrer For
welt anlangte, so war sie geregelt durch das mit
Strenge festgehaltene Princip der Wahrheit und Sch
sowie durch die oben betonten Rücksichten der Strenge,
fachheit, Sparsamkeit. Verbot sich ein allzu enger A
an den byzantinischen und romanischen Stil deßwegen
beide in der Malerei weder das Interesse der Wahrhei
das der Schönheit voll befriedigen, so war eine
Reserve gegenüber dem gothischen und Renaissances
gezeigt wegen ihrer für die Bedürfnisse unserer Sch
schon zu weit gehenden Freiheit besonders im Orn
Gleichwohl wurde das Gute und Brauchbare nach M
keit diesen Stilformen entliehen, vom romanischen Stil
ders die würdevolle, majestätische Haltung, vom got
die kühne und geniale Kraft der Composition.

So glauben wir uns die Entstehung dieses Stiles
zu sollen. Freilich wird man nun alsbald ein gewisse
flüstern, mit welchem man in der That die Beuroner
gekennzeichnet, nach der Meinung mancher gerichtet hat
Wort heißt: Eklekticismus. Aber es ist wahrlich hie
am Platz. Von Eklekticismus kann doch blos da di
sein, wo principlos Disparates aus verschiedenen Stile
Schulen zum Amalgam verbunden wird, das eine org
Einheit nicht darstellen kann, eben weil das einigende
fehlt. Der Beuroner Stil ist eine festgeschlossene
ein Organismus, welchen eine Seele von innen hera

nd welcher sich vollends ausgestaltete durch Aneignung
ssimilirung dessen, was ihm wesensconform ist. Die
näßigkeit und strenge Regel der alten Kunst, die ideale
vahrheit und Schönheit der hellenischen, der ächt christ-
rnst der Kunst der Katakomben und des romanischen
die schöpferische Compositionskraft der Gothik sind
r wirklichen Einheit eines Stils verbunden, den man
klektisch, höchstens im gewissen Sinne universal nennen
Man muß aufhören, diesen Stil und seine Produkte
n romanischen oder gothischen Richtscheit zu messen;
uß seine Principien prüfen und untersuchen, inwieweit
lemente und Formen mit diesen Principien stimmen,
it sein Schaffen und Bilden mit seinem Wollen sich
nd darnach das Urtheil sprechen. Wenn jene Prin-
als berechtigt anzuerkennen sind, so muß man in ihnen
as einzige Normalmaß erkennen, wornach die einzelnen
gen zu messen und zu werthen sind.

Wahrheit und Schönheit, Würde und Hoheit, Ernst und
e, Einfachheit und Sparsamkeit — das sind die Grund-
ien der Beuroner Kunstschule; die Berechtigung jedes
en für sich und ihrer Verbindung zu Einem Programm
ach dem oben Gesagten nicht anfechtbar sein. Die ein-
rage ist also die, ob ihre Stilformen diesen Principien
chen. Sind dieselben wahr und ermöglichen sie eine
Darstellung der Themate? Vielleicht sind manche
eneigt, diese Frage zu bejahen. Wer Naturwahrheit sucht
n gestreiften, heutzutag herrschenden Sinne, wornach sie
h durch Herübernahme und photographische Nachbildung
rscheinungen der Wirklichkeit erstrebt und erreicht werden
wird von diesen Bildern enttäuscht sein und sie
ht als unnatürlich bezeichnen. Wer noch an die Mög-
und Berechtigung einer Idealisirung der Natur, einer
Körperform und Gesichtsbildung unbeschadet der
dualisirung und Charakterisirung glaubt, der wird sich
Körperwelt dieser Schule zurechtfinden. Die Gesichter

sind nicht von der Gasse und dem Markt des Lebens u
ändert übertragen, die Körper nicht vom Modell abgeze
aber beide sind deshalb nicht unnatürlich, naturw
sondern sie stellen sich dar als idealisirte Natur. I
Stellung und Haltung möchte man vielleicht mit
manches steif finden, dem Moment, dem Affekt nich
gemessen. Es wird auch in der That zuzugeben sein, d
manchen Compositionen namentlich der ersten Zeit das P
des Ernstes und der Ruhe mitunter übermächtig wurd
das Princip der Wahrheit und Natürlichkeit. Wenn
letzteres absichtlich nie soweit zur Geltung gebracht
daß durch die Unruhe des Affektes, durch den Tumult
licher Leidenschaften, durch die Hast menschlichen Thu
beabsichtigte Haupteffekt des Bildes beeinträchtigt
müßte, wenn dem Affekt und der Leidenschaft die Zü
insoweit freigelassen werden, als für deutliche Schi
erforderlich ist, so ist das nur zu billigen. Zur
Schilderung gehört vor allem scharfe, tüchtige Cha
sirung der Köpfe; ohne sie versteift sich die Kunstspra
rein Typische; eine Virtuosität in der Individualisiru
Charakterisirung der Gesichter ist der Beuroner Schu
abzusprechen. In ihren Bildern wird auch niemand
Schönheit vermissen, eine geistige, verklärte, herzerf
mehr im Wohlklang der ganzen Composition und im s
Ausdruck der Gesichter liegende Schönheit. Was den C
des Ernstes, der Strenge, der Einfachheit und Spa
anlangt, so wird hierin auch eher ein Zuviel als ein Z
gefunden werden wollen. Der malerische Stil zeigt sich
an die Lebensgesetze des Relief angeschmiegt; die Com
beschränkt sich auf die nothwendigen Figuren, rech
einem geringen Maß von Raumvertiefung, setzt na
Princip des altgriechischen Basreliefs nicht mehr a
Personen hinter einander, wählt in der Gewandung d
fachsten Motive, verzichtet auf Alles, was an Mode
Schattirung, Perspektive, Hintergrund entbehrlich is

tet überhaupt immer mit den denkbar einfachsten Mitteln.
Vorzug aber und eine wahrlich nicht nebensächliche Eigen-
ist den Beuroner Bildern allgemein zuerkannt worden:
d religiöse Bilder im Vollsinn des Wortes, geweiht und
t mit dem Geist wahrer Andacht und Frömmigkeit; sie
en unmittelbar und fast unwiderstehlich den religiösen
an, und wie sie aus der Welt des Gebetes kommen,
hren sie in diese Welt ein.

Noch muß ein Wort gesagt werden über die Farben-
ng der Schule, welche manchem Auge nicht weniger fremd
inen will als ihre Formenwelt. Auch die coloristischen
e sind zum Theil Ausfluß jener Grundideen. Auch
das Streben nach möglichst monumentalem Charakter;
eine Vorliebe für die Erdfarben, wegen ihrer Wesens-
andtschaft mit dem Stein der Architektur, wegen des
Bundes, den sie mit dem Mauerwerk eingehen, wegen
gedämpften, ruhigen Stimmung; nur subsidiär werden
zogen die Mineralfarben, welche dem Metall näher
n. Auch hier ferner entsagende Beschränkung auf Flach-
rei. Daher werden die einzelnen Farben mehr in Lokal-
t angelegt und bloß soweit nöthig durch die Gegensätze
Licht und Schatten zersetzt und zertheilt. Dadurch bleibt
Farbe eine machtvolle Wirkung gesichert; ihre ursprüng-
Kraft und Schönheit wird weniger beeinträchtigt, kommt
bundener zu freier Entfaltung. Aber freilich die colori-
e Aufgabe ist damit nicht vereinfacht, sondern sie wird eine
diskrete und delikate; hier können nicht Farbendissonanzen
lich und nachträglich mit dem Pinsel ausgeglichen und
eistert werden — eine Hauptvirtuosität der modernen
er; hier muß der Künstler sich im Punkt der Farben-
onie, der richtigen Stimmung der Farben zu einander
g klar sein. Daß darin Beurons Künstler Meister sind,
indet jedes normale Auge angesichts ihrer Bilder. Da
Hintergrund principiell auf Staffage verzichtet, wo sie
nothwendig ist, so sehen wir ihn meist in Einem dunklen

Ton gestrichen und lediglich mit der Aufgabe betraut,
Wohlklang der Farben sozusagen einen Resonanzboden
schaffen, ihnen Kraft und Wirkung in die Ferne zu verle

Könnten die vorstehenden Bemerkungen etwas dazu
tragen, ein klareres Verständniß des künstlerischen Schaf
dieser Schule anzubahnen und die landläufigen, doch
recht widerspruchsvollen Meinungs-Aeußerungen über
selbe durch verständige Urtheile zu ersetzen, so wäre
viel gewonnen. Selbstverständlich soll bezüglich der Ein
heiten das Recht der Kritik nicht eingeschränkt werden.
Schule selbst ist weit entfernt, ihre Werke als gleich
kommen anzusehen; sie strebt und lernt weiter und
offenes Ohr für Ausstellungen und Rathschläge; nur bez
der Principien wahrt sie unbedingte Treue, und dar
sie Recht, denn sie kann sich nicht selbst aufgeben.

Die ersten schüchternen, doch schon von Selbstbew
und Zielbewußtsein zeugenden Schritte sehen wir diese M
thun im Wiegenkloster der Congregation, in Beuron
und in dem nahen Kapellchen St. Maurus. Dann
die Conraduskapelle in Constanz mit Gemälden ausge
Die gewaltigsten Arbeiten der Schule aber sind die i
Kloster Montecassino in Italien und im K
Emaus in Prag. Daneben ist, um von kleineren Ar
abzusehen, noch die Bemalung der Seminarskapelle in Kö
grätz zu nennen. Gegenwärtig ist ein weiteres großes
seinem Abschluß nahe, und gerade mit diesem möchte
uns etwas eingehender befassen.

Als es sich darum handelte, die von Hofbaudirekto
Egle erbaute, imposante gothische Hallenkirche zu St.
in Stuttgart mit Stationenbildern zu versehen, ging
mit Recht von der Anschauung aus, daß die Anbrin
von eingerahmten Gemälden und Reliefbildern nothw
den Eindruck der Innenarchitektur schädigen würde un
man daher, der Mehrkosten nicht achtend, sein Absehe
Wandmalerei zu richten habe. Man konnte dem Pr

er treten, als der unter dem Ehrenpräsidium des Prinzen
mann zu Sachsen=Weimar stehende Verein für Förderung
Kunst in Stuttgart in höchst dankenswerther Weise der
rienkirche die Summe von 5000 ℳ für malerische Aus=
ung zur Verfügung stellte. Die maßgebenden Persönlich=
n richteten alsbald das Auge auf die Beuroner Kunst=
le, und es gelang ihnen, dieselbe für die große und
re Aufgabe zu gewinnen. Diese war in der Weise zu
n, daß je sieben Stationen auf zwei unter den Fenstern
Langhauses an der Süd= und Nordwand sich hinziehende
e Wandstreifen in beinahe lebensgroßen Bildern aufzumalen
en, so daß also die ganze Stationenreihe einen über beide
nde des Langhauses ununterbrochen sich hinziehenden
erfries darstellten; die einzelnen Compositionen sind blos
h gemalte Bordüren geschieden. Die gewählte Technik
icht die des eigentlichen Fresco, sondern das Keim'sche
fahren, bei welchem Wasserfarben benützt und mit Wasser=
brause nachträglich fixirt werden; der Untergrund aus
stem Marmorsand wurde durch Recknagel aus München
parirt. Die Mönche nahmen im Mai 1889 ihre Arbeit
Angriff; um Allerheiligen waren die ersten sieben Stationen
g. Am 8. November 1889 fand sich der Verwaltungsrath
oben genannten Vereins in der Marienkirche ein, um den
n Theil des Kreuzweges zu begutachten und zu über=
nen; das Urtheil der sehr competenten Kunstrichter war
überaus günstiges und im Jahresbericht des Vereins
hervorgehoben, daß die Ausführung der genehmigten
würfe durchaus den Erwartungen entsprochen habe.
enwärtig arbeiten die Mönche an der zweiten Bilderreihe
es ist alle Aussicht, daß bis zum Spätherbst das ganze
utende Werk vollendet sein wird.

(Schluß folgt.)

XXVIII.

Pastor's Papstgeschichte des 15. Jahrhunderts.[1]

In der Vorrede zu dem gerade drei Jahre v erschienenen ersten Bande seines großen Werkes sag Herr Verfasser von dem Zeitalter der Renaissance: volles Verständniß des sechszehnten Jahrhunderts ist genaue Kenntniß gerade dieser Periode nicht zu errei Damit war nicht nur der Einfluß des Humanismus, so überhaupt die Gestaltung der politischen Lage bis a Schwelle des Reformations-Zeitalters gemeint, und de liegende neue Band bestätigt den Satz vollauf.

Wer das Buch ernst durchliest, der wird sich von C zu Capitel sagen: Ja, es mußte eine gründliche Erschütt und eine Erneuerung über die aus dem Mittelalter h getretene Gesellschaft kommen. Nur hätte es zum U nicht gerade diese seyn müssen, die überall zum Vo desselben Elements ausgefallen ist, welches in Itali unheilbare Lage verschuldet hat. Der Herr Verfasser nicht als Apologet des heiligen Stuhles auf; als unb licher Historiker zeigt er bei jedem seiner Päpste Licht Schattenseiten auf, wo er letztere erblickt. Aber unwill

1) Zweiter Band: „Geschichte der Päpste im Zeitalter der sance bis zum Tode Sixtus' IV." Freiburg i. B., Herder S. XLVII, 687. Mit Nachwort S. 38.

man sich doch immer wieder: was hätten die Männer Petri Stuhl für die Christenheit und die Menschheit n können, wenn diese verdorbene Feudalherrschaft nicht sen wäre, und wenn mit Hülfe des weltlichen Haupts Christenheit jenseits der Alpen die unaufhörlichen Trei- en der größeren und kleineren Dynasten in ihre Schranken n zurückgewiesen werden können?

Unsere Zeit seufzt ja unter schweren Leiden, doch legt man das Buch Pastor's mit dem Eindrucke aus der Hand, es damals noch schlimmer war. Die größeren und klei- Potentaten bekannten sich alle noch zur Kirche, aber d deren Oberhaupt der ungezügelten Selbstsucht des oder andern nicht zu Willen seyn konnte, so appellirten n ein Concil und verlangten dessen Berufung. Es war tets bereit gehaltene bequeme Vorwand der Auflehnung; sie wußten selbst am besten, daß nichteinmal mehr über Ort der Versammlung eine Einigung hätte erzielt werden en.

Schon der erste der drei Päpste, welche der vorliegende e Band behandelt, Pius II., der vormals berühmte omat und Humanist Aeneas Sylvius Piccolomini, mußte im Verlaufe der Händel mit Tyrol und Kurmainz von cher und französischer Seite den Trotz bieten lassen. hatte selbst einst in seiner einflußreichen Stellung am il zu Basel das Recht dieser Appellation vertheidigt, Papst aber wiederholt und feierlich widerrufen. Gegen n Nachfolger suchte Frankreich sogar die Fürsten der näischen Halbinsel zur Theilnahme am Concilsplan auf- zen, und im Interesse des Florentiners trat es mit dem bten Schreckmittel auch an Sixtus IV. heran. „Ein all- ines Concil", erklärte der Papst, „sei ihm ganz erwünscht, es möglich wäre." Mit demselben Seufzer hatte Pius II. umfassenden Arbeiten zu einer durchgreifenden kirchlichen rm fallen lassen. Selbst Königin Isabella von Spanien wegen einer ihr nicht genehmen Ernennung eines Bischofs

durch Papst Sixtus den Verkehr mit Rom ab und „droh
mit einem Concil".

Das Cardinals-Collegium bildete gewissermaßen ein
constitutionellen Faktor neben dem Papat, wenigstens suchte
es sich wiederholt durch Wahlcapitulationen als solchen gelten
zu machen. Die Charakteristik der Cardinäle und ihrer Aus-
wahl bildet umsomehr ein scharfes Augenmerk des Verfassers
und insbesondere im vorliegenden Bande spielt der sogenannte
„Nepotismus" eine große Rolle. Schon Pius II. war in
diesem Punkte nicht vorwurfsfrei, obwohl er durch seine Er-
nennungen wenigstens keinen Schaden anrichtete, und über-
haupt von der Geschichte als „der ehrenwertheste aller Päpste
des 15. Jahrhunderts, neben Nikolaus V.", bezeichnet wird.
Aber anders war es bei Sixtus IV. Der Verfasser nimmt
ihn zwar gegen die Bemackelungen, die von malcontenten
Humanisten namentlich auch ihm angehängt sind, ener-
in Schutz, aber über seine letzte Ergänzung des Collegiums
wobei ein Sforza sich einzudrängen vermochte, urtheil
sehr scharf. „Wenn man bedenkt, daß gerade dieser M
sowie die gleichfalls von Sixtus in den Senat der K
aufgenommenen Cardinäle Riario, Orsini, Colonna, S
senatus und Savelli es waren, welche 1492 die Wahl
Roderigo Borgia durchsetzten, so ergibt sich damit von
ein ungünstiges Urtheil über den Rovere-Papst, an d
Erhebung man so große Hoffnungen geknüpft h
(S. 553).

Indeß wird doch selbst von gegnerischer Seite anerk
daß für das fortwuchernde Uebel der Familienrücksichte
Päpste keineswegs die ausschließliche Verantwortung tr
sondern dasselbe in dem Drang der Umstände wurzelte,
welchen der heilige Stuhl bald mehr, bald weniger zu l
hatte. Die römischen Geschlechter, unter sich selbst verf
bis zum offenen Krieg, die italienischen Dynasten und
publiken, ebenfalls auf ewigem Kriegsfuß gegeneinander
fremden Mächte, namentlich die romanischen: sie alle

um die Einschiebung ihrer Leute in's Cardinalat. Rein ische, politische Gründe der Ernennung drängten sich r wieder auf, und dem gegenüber war die Leibgarde Blutsverwandten sozusagen eine Nothwehr. Es gilt nur für Sixtus IV., wenn selbst Gregorovius sagt: Nepotismus habe für den Papst eine Regierungspartei affen und auch einen Damm gegen die Opposition des inalats." Noch ein anderer neuerer Geschichtschreiber 5. Jahrhunderts erklärt: Sixtus' erste Cardinalscreation llerdings sogar ein Uebergriff gegen die Wahlcapitulation sen, aber der Schritt sei mit Hülfe Bessarions, des heilig- gen griechischen Cardinals, durchgesetzt worden zum tz des neuen Papstes, damit er nicht ein Werkzeug der süchtigen Pläne erbgesessener Prälaten werde. „Sixtus rfte der Stützen, wenn er nicht abhängig bleiben wollte, rlässiger Träger seines Willens, deren Macht durchaus eigen war" (S. 427).

Das ganze Elend der Zeit erhellt aber aus den Er- ungen, welche die drei von dem Verfasser beschriebenen tifikate mit ihren unermüdeten Bestrebungen zur Abwehr Türkengefahr machen mußten. Fünf Jahre vor dem ritt des ersten der drei Päpste war Constantinopel ge- n. Das ganze Abendland war binnen kurzer Zeit von siegreichen Waffen des Halbmonds bedroht, von zwei en stürmte der Islam auf die Christenheit los: aus a über Granada nach Spanien, aus Asien über das örte byzantinische Reich in die Donauländer. Die Ret- des christlichen Abendlandes vor der Ueberfluthung durch Islam hatte schon das Papat Calixt's III. beherrscht, aß er sogar seine Mitra und sein Tafelgeschirr verkaufte, eine Kriegsflotte zu schaffen; aber „kein Fürst und keine on löste das verpfändete Wort ein." Pius II. trat ge- ich in die Fußtapfen des Vorfahrers; aber es blieb dabei, vor der Eröffnung des Conclaves Bischof de Domenichi rlich beklagt hatte: „Die weltlichen Fürsten liegen unter-

einander im Streit, und tragen die Waffen, die sie gegen die Türken führen sollten, gegen ihr eigenes Fleisch."

Der Halbmond mußte erst erobernd in Italien selbst vordringen, ehe es dem zweiten Nachfolger Piccolomini's gelang, vor Otranto einen vorübergehenden Erfolg zu erringen. Die weltlichen Machthaber waren keinen Schritt weiter zu bringen. Niemals zuvor ist ein so genauer Einblick in den Abgrund der Verdorbenheit, wie ihn Herr Pastor hier aufgedeckt hat, möglich gewesen. In den schauerlichen Krisen jenseits der Adria halfen sich die Venetianer, deren Krämergeist stets die erbärmlichste Rolle spielte, damit, daß sie mit dem Sultan Verträge abschlossen. Nicht ohne Herzweh kann man alle diese Nachweise lesen; und so wird Herr Pastor fortzufahren haben, fast noch durch ein Jahrhundert lang, bis zu dem glorreichen Tage von Lepanto. Aber in jeder dieser Schilderungen strahlt der Ruhmesglanz des heiligen Stuhles höher auf, wo das einzige treue Auge über dem Schicksal der Christenheit wachte.

Unmittelbar nach seiner Wahl berief Pius II. einen Türken-Congreß nach Mantua, wo der kränkelnde Greis am 27. Mai 1459 selber eintraf. Vorliegendes Werk beschreibt fast von Tag zu Tag, wie er auf die Geladenen wartete, die nicht erschienen oder gleich wieder verschwanden. Der Herbst kam heran; „achtzig Tage lang habe er nun gewartet" sagte der Papst in seiner letzten Aufforderung. Erst nach vier Monaten konnte die erste Sitzung abgehalten werden; aber sofort drängten sich wieder einheimische Händel ein, und ohne feste Vereinbarung verließ der Papst am 19. Januar 1460 Mantua. Es war vorbedeutend für alle ferneren Schritte. Fast nach Art eines Tagebuches sind dieselben auch hier beschrieben. Als bereits das bosnische Reich in die Gewalt der Osmanen gefallen war und christliche Notabeln aus den unterjochten Ländern mehr und mehr als Flüchtlinge in Rom ihre Unterkunft suchten, da faßte der Papst den Entschluß, sich selbst an die Spitze eines Kreuzzugs zu stellen. „B

‚, meinte er, „würden die christlichen Fürsten, wenn Stellvertreter Christi, einen kranken und hinfälligen in den Krieg ziehen sehen, sich schämen, zu Hause zu en." Aber sie schämten sich nicht; nur niederes Volk e zu Tausenden zum Kreuzzug herbei, den Pius von a aus antreten wollte. Dort starb er Angesichts der ammelnden päpstlichen Kriegsflotte am 16. Aug. 1464, mit ihm ging das Unternehmen zu Grunde.

Auch sein Nachfolger Paul II. nahm dann die Türken- wieder auf, namentlich brachte er aus eigenen Mitteln Opfer für die hartbedrängten Ungarn. Aber im Streit dem heiligen Stuhl drohte der König von Neapel offen, mit dem Sultan verbinden zu wollen, und weder die ische Liga von Lodi, noch der Reichstag zu Regensburg 1471 führten zu einer thätigen „Türkenhülfe". Auch diesem „großen Christentag" war der Papst durch einen hervorragendsten Cardinäle vertreten; außer den vielen altungskosten für die fürstlichen Flüchtlinge aus dem t, hatte er sich bereit erklärt, den vierten Theil seiner ste jährlich für den Türkenkrieg zu entrichten, ja, er noch kurz vor seinem Tode (in demselben Jahre 1471) el höheres Angebot, „wenn die christlichen Fürsten Zug gegen die Feinde des Glaubens veranstalten wollten".

In dem Momente seines Todes dehnten die Osmanen wilden Streifzüge bereits in die Grenzländer des deutschen es, durch Croatien bis nach Steyermark aus. Sixtus IV. sofort auf die Idee eines großen Congresses und eines mmtbündnisses der europäischen Mächte gegen die Türken . Alles vergebens; fast theilnahmslos standen die en, blos auf ihre Sonderinteressen bedacht, der großen r im Osten gegenüber. Mit dem Aufgebot aller Mittel der Papst eine Türkenflotte aus, und im Jahre 1472 es im Bunde mit Venedig und Neapel zu einem Zuge der Südküste Kleinasiens. Aber hier schon ging das niß wieder auseinander; zuerst separirte sich Neapel,

dann Venedig. Noch einmal bot der Papst Alles a
die Türken, die inzwischen Otranto erobert hatte
Apulien zu vertreiben. Er veräußerte sein eigenes
geschirr und schickte eine große Menge von Kirchen
in die Münze, um die Kosten des Kreuzzuges zu
Aber als der nächste Zweck erreicht war, war weder
der Tod des gefürchteten Sultans Mohamed im Sta
Fortsetzung des Kreuzzugs zu erwirken. Im Jah
sah sich der Papst selber in einen Krieg zwischen
einerseits, Neapel und Ferrara andererseits hinein
und kurz darauf wendete sich das Blatt wieder der
nunmehr die Venetianer dem Papst drohten: wenn
Kirchenstrafen gegen sie vorgehen würde, so hätten
bereits mit allen christlichen Fürsten in Verbindun
und seien entschlossen, sogar die Türken herbeizuruf

Ueberblickt man allen den Jammer der 26 J
muß man sich nur wundern, wie auch noch von ein
entwicklung der ewigen Stadt auf dem Gebiet der Wi
und Kunst die Rede seyn konnte. Der Hr. Verfas
sagt auf der ersten Seite des Buches im Hinblick
Katastrophe im Orient: „Es galt nun wichtigere
zu lösen, als die friedliche Pflege literarischer und kün
Bestrebungen". Und doch weiß er von seinen drei
Vieles davon zu berichten, selbst den „praktischen Ve
und Nicht-Humanisten Paul II. in seiner Art ke
ausgenommen. Von dem geistvollen Sienesen ver
dieß von selbst; aber auch Sixtus IV. erfreut sich der b
Anerkennung des Verfassers, nicht nur als Grün
vatikanischen Bibliothek, des päpstlichen Geheimarc
Schöpfer der sixtinischen Kapelle. „Ein Ruhmestite
ist unbestritten: sein rastloser Eifer für die Förder
Wissenschaft und Kunst. In der Armuth eines Fra
klosters aufgewachsen und ausschließlich streng phil
theologischen Studien hingegeben, entwickelte France
Rovere gleich nach seiner Erhebung auf den St

m wahren Feuereifer, Rom mit den kostbarsten und igfaltigsten Werken der Kunst und Wissenschaft zu schmücken, Hauptstadt der christlichen Welt auch zum Centrum der lerischen und literarischen Renaissance zu erheben" 564).

Für die Leistungen seiner Helden auf diesem Gebiet Hr. Pastor immer einen besonderen Blick und ein tiefes ständniß. Uebrigens soll hier nicht eine literarische An- e gegeben werden. Alle seit einem halben Jahre erschienenen rechungen[1]) vermochten doch nicht ein vollständiges Bild dem erstaunlichen Umfang des gedruckten und hand- ftlichen Materials zu geben, welches der Verfasser, noch i in angenehm lesbarer Form, wie selten, zu bearbeiten anden hat. Schon die erste ausgiebige Benützung des päpst- n Geheimarchivs macht das Werk zu einer Erscheinung von ergänglichem Werth. Mag er auch einzelne Quellen ge- t und nicht gefunden haben: wer immer vom 15. Jahr- dert reden will, muß nach Pastor sehen, wie der Liebhaber 16. und 17. nach Janssen.

1) So „Kölnische Volkszeitung" vom 29. December 1889 und „Literarischer Handweiser" vom 24. Mai 1890.

XXIX.

Der allmähliche Verfall der katholischen Kirche in Dä mark (Schweden und Norwegen) — durch die Verschuld der Könige und des Adels.

„In principibus viris fides desider
frequentius quam invenitur.“
Chron. Skibyense ad ann. 1

I. Die Könige Christian I., Johann und Christian (1448—1523.)

1. Als König Christian I. (1448—1481) von D mark im Jahre 1474 seine Romreise machte, erbat er vom Papst Sixtus IV. gewisse Privilegien in Bezug auf Besetzung wichtiger geistlicher Aemter. Sixtus IV. gewä ihm seine Bitte durch Bulle vom 22. April 1474.[1] selbe übertrug dem König Christian I. und seinen Nachfolg das Patronats- und Präsentationsrecht in Bezug auf 16 h geistliche Aemter in Dänemark und Schweden.[2] „Da gar gerne“, heißt es unter anderm, „unser Ohr und un Sinn vor dem demüthigen Ansuchen des Königs beugen,

1) Diplomatarium Christierni Primi No. 204, p. 300.

2) C. Paludan-Müller, De förste Konger af den Oldenbor Slaegt (= die ersten Könige aus dem Hause Oldenburg). Kjö havn 1874. S. 122. Dieses Werk ist gemeint, so oft in dieser handlung „Paludan-Müller“ ohne weitere Angabe genannt

…rn, concediren und assigniren wir mit apostolischer …vollkommenheit durch dieses gegenwärtige offene Schreiben … König und seinen Nachfolgern das Patronatsrecht mit … Rechte, geeignete Personen zu folgenden Dignitäten zu …ntiren, nämlich zu den Propsteien in **Lund**, Upsala, …leswig, Aabo, Linköping, Aaros und zum Dekanat in …skilde, auch zum Erzdiakonat in **Aarhus**, **Ribe** und …mgnäs, welche in diesen Kirchen die größeren nächstbischöflichen Dignitäten sind; ferner zum Erzdiakonat in …ala, zu den Dekanaten in **Lund**, Aabo und Linköping, … zur Propstei in **Roskilde**[1]) — in diesen Kirchen aber … die größeren nächstbischöflichen; endlich auch zum Dekanat …er Liebfrauenkirche in **Kopenhagen** — welches in dieser …e die höchste Dignität ist: so oft in Zukunft Vakanz in … einer dieser Dignitäten stattfindet… Doch wollen wir, … die für genannte Dignitäten bestimmten Personen inner… vier Monate nach Erledigung des Amtes dem Papste …gestellt werden, und daß der Präsentirte, falls die Dignität … auf andere Weise reservirt wäre, innerhalb derselben Zeit … einer Präsentation und Anstellung an bei uns oder unsern …folgern um eine neue Präsentation nachsuche; sonst soll …erste Präsentation und Einsetzung ungiltig und bedeutungs… sein."[2])

Diese Bewilligung sollte, wie die Motive sagen, die …llung des Königs kräftigen und ihm Mittel an die Hand …en, treue Diener zu belohnen.

Ob ihm auch Zugeständnisse in Bezug auf Besetzung … Bischofsstühlen gemacht wurden, steht weder in der Bulle, … kennt man eine dahin lautende Urkunde. Sicher ist aber,

---

1) Die gesperrt gedruckten Städte waren in Dänemark, die übrigen in Schweden (Aabo in Finnland).

2) C. Paludan-Müller, Kong Christiern den Förstes Reiser i Tyskland og Italien i Aarene 1474 og 1475. S. 58, 59 (oder im Historisk Tidsskrift 5. Raekke. II, S. 298, 299).

daß er und seine Nachfolger größeren Einfluß auf die Ernennung der Bischöfe ausübten,[1]) als ältere dänische Könige. Dieses Vergeben der Prälaturen nach des Königs[2]) Gunst, also in den meisten Fällen ohne Rücksicht auf die Tauglichkeit des Auserkorenen, mußte die Verweltlichung der Kirche beschleunigen. Das Bestreben der Krone, zu ihrem Vortheil die Freiheit der Kirche einzuschränken, ohne beim hl. Stuhl energischen Protest und Widerstand zu finden, theilweise sogar mit dessen freilich gut gemeinter Beihilfe, wurde daher eine der Ursachen für die Rathlosigkeit und geistige Ohnmacht der Bischöfe in der Reformationszeit.

2. 1506 erhielt Oslo in Norwegen infolge Vereinbarung des Königs Johann mit dem Papste nicht den vom Domkapitel gewählten Norweger Terkel Jonsen, sondern den dänischen Propst Anders Mus zum Bischof.[3]) — Im nämlichen Jahre begann Herzog Christian, der spätere dänische König Christian II., als Statthalter seines Vaters in Norwegen seine Willkürherrschaft über die Kirche. Den schuldig oder unschuldig als Haupturheber eines 1507—8 ausgebrochenen und in Blut unterdrückten Bauernaufstandes angeklagten Bischof Karl von Hammer ließ er ins Gefängniß werfen und setzte sich selbst in den Besitz der bischöflichen Güter (Februar 1508). Die Verwendung der andern Bischöfe zu Gunsten des Gefangenen nützte nichts, bis Christian nach dem Tode des Erzbischofs Gaute von Drontheim (1510) im Einvernehmen mit dem Papste seinen Kanzler Erik Valkendorf auf den erzbischöflichen Stuhl von Nidaros (Drontheim)

1) Die sog. skibysche Chronik erzählt z. B. zum Jahre 1500 den Tod des trefflichen Bischofs Nikolaus Schaffue von Roskilde, mit der Bemerkung, daß er mehr durch das königliche Ansehen, als durch die Wahl des Kapitels das Bisthum erlangt hatte.

2) Paludan-Müller (S. 123) fügt hinzu „und des Papstes"; vielleicht nicht ganz mit Unrecht.

3) Paludan-Müller S. 240.

...cht hatte. Diesem sollte der gefangene Bischof zur Ver-...ung anvertraut werden, starb aber auf der Reise dahin ...Oslo 1511. — Mit Erik Valkendorfs Erhebung wurde ...ie Propstei an der Domkirche von Roskilde vakant, und ...ig Johann ließ daher im Einklang mit dem Christian I. ...lienen Privilegium einen ihm angenehmen Mann beim ...ste vorschlagen und ihm zugleich dafür danken, daß er ...s des Königs Wünsche erfüllt habe. — Paludan-Müller ...t (S. 246) hervor, daß diese Handlungsweise des Königs ...gen seine Wahlcapitulation (Handfeste), wie er sie für ...änemark, Schweden und Norwegen 1503 beschworen hatte, ...stieß. Denn darin hatte er vollständig auf alle Ein-...chung in das Wahlrecht der Kapitel verzichtet; versprochen, ...solchen Angelegenheiten keine Briefe oder Boten nach Rom ...senden; ja etwaige trotzdem von Rom zu Ungunsten des ...en Wahlrechtes zugestandene Privilegien für vollständig ...ültig und kraftlos erklärt.

3. Der entsprechende Artikel (5) in der am 22. Juli 1513 ...on Christian II. beschworenen Wahlcapitulation (Hand-...feste) entbehrt einer solchen Klarheit, und räumt somit dem Könige (staatsrechtlich?) größere Freiheit ein. Der König ...spricht nur, daß er niemals die Wahl des Kapitels oder ...lsters hindern oder hindern lassen, auch nie einen Prä-...ten oder Obern den Betreffenden mit Unrecht aufdrängen ...lle gegen den Willen oder die Einwilligung des Kapitels ...er Conventes.[1]) Damit war eigentlich nur die Wahlform ...wahrt und dem Kapitel im höchsten Falle ein Veto gegen ...e ihnen vom Könige aufgenöthigte Persönlichkeit ein-...geräumt. Daß überhaupt Grund vorlag, für die Selbstän-...digkeit der Kirche zu fürchten, ersieht man aus drei andern ...tikeln (7, 8, 18) derselben Handfeste. Durch dieselben ließ ...ch nämlich die Geistlichkeit die bischöfliche Jurisdiktion, den ...esitz der nach und nach von der Kirche erworbenen Bauern-

1) Pal.-Müller S. 289.

XXIX.

Der allmähliche Verfall der katholischen Kirche in Dä mark (Schweden und Norwegen) — durch die Verschuld der Könige und des Adels.

„In principibus viris fides desider
frequentius quam invenitur."
Chron. Skibyense ad ann.

I. Die Könige Christian I., Johann und Christian (1448—1523.)

1. Als König Christian I. (1448—1481) von D mark im Jahre 1474 seine Romreise machte, erbat er vom Papst Sixtus IV. gewisse Privilegien in Bezug au Besetzung wichtiger geistlicher Aemter. Sixtus IV. gew ihm seine Bitte durch Bulle vom 22. April 1474.[1] selbe übertrug dem König Christian I. und seinen Nachfo das Patronats- und Präsentationsrecht in Bezug auf 16 geistliche Aemter in Dänemark und Schweden.[2] „D gar gerne", heißt es unter anderm, „unser Ohr und u Sinn vor dem demüthigen Ansuchen des Königs beuge

1) Diplomatarium Christierni Primi No. 204, p. 300.

2) C. Paludan-Müller, De förste Konger af den Oldenb Slaegt (= die ersten Könige aus dem Hause Oldenburg). K havn 1874. S. 122. Dieses Werk ist gemeint, so oft in die handlung „Paludan-Müller" ohne weitere Angabe genann

erviren, concediren und assigniren wir mit apostolischer achtvollkommenheit durch dieses gegenwärtige offene Schreiben n König und seinen Nachfolgern das Patronatsrecht mit n Rechte, geeignete Personen zu folgenden Dignitäten zu isentiren, nämlich zu den Propsteien in Lund, Upsala, hleswig, Aabo, Linköping, Aaros und zum Dekanat in s skilde, auch zum Erzdiakonat in Aarhus, Ribe und erngnäs, welche in diesen Kirchen die größeren nächst- höflichen Dignitäten sind; ferner zum Erzdiakonat in sala, zu den Dekanaten in Lund, Aabo und Linköping, d zur Propstei in Roskilde[1]) — in diesen Kirchen aber ht die größeren nächstbischöflichen; endlich auch zum Dekanat der Liebfrauenkirche in Kopenhagen — welches in dieser rche die höchste Dignität ist: so oft in Zukunft Vakanz in end einer dieser Dignitäten stattfindet... Doch wollen wir, s die für genannte Dignitäten bestimmten Personen inner- lb vier Monate nach Erledigung des Amtes dem Papste rgestellt werden, und daß der Präsentirte, falls die Dignität va auf andere Weise reservirt wäre, innerhalb derselben Zeit n seiner Präsentation und Anstellung an bei uns oder unsern achfolgern um eine neue Präsentation nachsuche; sonst soll e erste Präsentation und Einsetzung ungiltig und bedeutungs- s sein."[2])

Diese Bewilligung sollte, wie die Motive sagen, die tellung des Königs kräftigen und ihm Mittel an die Hand ben, treue Diener zu belohnen.

Ob ihm auch Zugeständnisse in Bezug auf Besetzung n Bischofsstühlen gemacht wurden, steht weder in der Bulle, ch kennt man eine dahin lautende Urkunde. Sicher ist aber,

---

1) Die gesperrt gedruckten Städte waren in Dänemark, die übrigen in Schweden (Aabo in Finnland).

2) C. Paludan-Müller, Kong Christiern den Förstes Reiser i Tyskland og Italien i Aarene 1474 og 1475. S. 58, 59 (oder in Historisk Tidsskrift 5. Raekke. II, S. 298, 299).

güter und das Recht garantiren, daß die Prälaten n
den ihnen zuständigen Richtern im Lande, d. h. vor
Standesgenossen in Dänemark und Norwegen gerichtet
sollten.[1])

Als der päpstliche Legat Joh. Angelus Arcembo
1516 nach Dänemark kam, um den Ablaß zu verkünde
auch, um Frieden zwischen Dänemark und Schweden
mitteln), ließ Christian II. sich durch ihn vorerst 1120
von den Ablaßeinkünften zusichern als Honorar für
laubniß der Verkündigung des Ablasses.[2]) Und als
bald aus Schweden, wo er den Ablaß verkündet, 15
Lund kam, befahl ihm der König durch dessen frühere
Dietrich Slaghäk, in Schonen zu bleiben, bis seine
keit in Schweden — das mit Dänemark verfeindet
untersucht sei. Inzwischen wurden alle die Kisten und
die er aus Schweden gesandt oder von früherher
Dänemark liegen hatte, vom König mit Beschlag bel
ihm nie zurückgegeben, sein Bruder Antonellus aber
und mehrere Jahre in Gefangenschaft gehalten. Weder
noch Bitten halfen etwas: der päpstliche Gesandte mu
Schweden zurückflüchten, um später bei günstiger Gel
mit leeren Händen nach Lübeck zu entkommen.[3]) Da
er noch die traurige Erfahrung zu machen, daß Chr
ihn in Rom durch Dietrich Slaghäk ränkevoller Han
weise und des Verrathes gegen ihn (den König) anklage

Im stockholmschen Blutbad, 8. und 9. Novemb
ließ Christian II. ohne richterliche Untersuchung, ohne
und gegen sein königliches Wort, das allen Compro
Verzeihung gewährt hatte, ungefähr 100 Männer
höchsten Ständen und Aemtern enthaupten; sie erhiel

1) Pal.-Müller S. 290.
2) Pal.-Müller S. 327.
3) Pal.-Müller S. 327, 335.
4) Pal.-Müller S. 336—338.

mal die Vergünstigung, vorher zu beichten. Unter den gerichteten waren zwei tüchtige Bischöfe: Matthias von rengnäs und Vinzenz von Skara. Und den Mann, der den Rath und den Vorwand (Anklage wegen Ketzerei) diesem Massenmord gegeben, den verschmitzten Kleriker etrich Slaghäk, der sich durch Verrath an seinem ersten rrn, Arcembold, den Weg zum Dienste des Königs gebahnt te, ernannte Christian II. gleich nach dem Blutbad zum chfolger des gemordeten Bischofs Vinzenz von Skara![1]) lch ein Hohn auf weltliches und geistliches Recht! Denen Unmenschen ernannte er 1521 auch noch zum Erzhof von Lund, ließ ihn aber trotzdem schon am 24. Jan. 22 als Hauptanstifter des Stockholmer Blutbades auf dem markt (Gammeltoro) in Kopenhagen durch den Tod auf n Scheiterhaufen ein verdientes Ende finden.[2])

Doch der König wollte nicht bloß faktisch, sondern auch setzlich die Kirche und ihre Diener beherrschen. Deshalb b er in dem von ihm neu ausgearbeiteten Landesgesetz[3]) e Menge Bestimmungen, die den Privilegien der Geistlicht, bezw. dem Kirchenrechte widersprachen: herrenloses, geandetes Gut, das bisher dem Strandbesitzer (dies waren hrere Bischöfe) gehörte, nahm er für die Krone in Anruch, verbot den Geistlichen Landbesitz anzukaufen, wofern nicht nach der Lehre des hl. Paulus (! I. Tim.) heirathen d in der Ehe leben wollten, erklärte die Ordensregeln für vereinbar mit der hl. Schrift, nahm den Geistlichen ihre richtsbarkeit, zog alle ihre Streitigkeiten vor das von ihm stiftende Kammergericht, von welchem nur an den König, ht aber an den Papst appellirt werden durfte, und legte

1) Pal.-Müller S. 375.
2) Pal.-Müller S. 405, 406.
3) Durch dasselbe suchte er die unteren Stände, Bürger, Bauern, Hörige zu heben — was zu loben —, allein er that dies auf ungerechte, gewaltsame Weise, was nicht nur tadelnswerth ist, sondern auch ihm selbst verderblich wurde. Pal.-Müller S. 379 f.

Oben haben wir von Dietrich Slaghäk, seiner Ern
zum Erzbischof von Lund und seinem tragischen Ende ges
Nach des Königs Absicht hätte dieser gefügige Erzbis
Insel Bornholm und das Schloß Hammershus —
Besitzungen des Erzstiftes Lund — dem König a
sollen. Nach Slaghäks Hinrichtung erzwang Christia
Uebergabe vom Domkapitel, indem er fünf Mitglie
selben gefangen nahm und ihnen mit Anwendun
Waffengewalt drohte. Gleich darauf ernannte er
deutschen Sekretär, den päpstlichen Protonotar Jo
Weze (Vesalius) zum Nachfolger Slaghäk's und l
23. Februar 1522 in die erzbischöfliche Residenz (Lund
einführen. Doch konnte dieser weder die päpstliche Bestä
noch die Bischofsweihe erhalten. Mit Christian II.
er fliehen; und der vom Lunder Domkapitel zuerst g
Aage Jepsen Sparre ward zum Erzbischof gewählt u
von König Friedrich I. anerkannt.[1])

„Im letzten Regierungsjahre König Christian II
Paludan-Müller, „war die katholische Kirche im Nord
Verfall nahe. Der König hatte sich die gesetzgebende
in der Kirche angemaßt, mehrer Bischöfe Eigenthum
gerissen und einen guten Griff in den Landbesitz der B
stühle gethan. Das dänische Erzbisthum (Lund) h
2¹/₄ Jahren vier Männer[2]) auf seinem Stuhle gesch

---

1) Pal.-Müller S. 410. Aage Jepsen Sparre ward in
vom römischen Stuhl als Erzbischof bestätigt, er
nicht die bischöfliche Weihe.

2) Eigentlich fünf: 1. den Cardinaldiakon Paolo Emilio
(welchen Leo X. zum Administrator des Erzbisthums
hatte), 2. den Dekan Aage Jepsen Sparre, 3. den kgl.
Jörgen Skodborg (der später die päpstliche Bestätigung un
liche Weihe, aber nie das Erzbisthum erhielt), 4. Dietrich
5. den päpstlichen Protonotar, dann königl. Sekretär J
Weze oder Vesalius. Der zuerstgenannte Cardinaldia
indes nie nach Lund gekommen. (Pal.-Müller 404, 4

keinen Bischof erhalten; der Bischof von Fünen war
ngen und alle Güter seines Stuhles in der Gewalt des
ngs; der Erzbischof von Schweden (Upsala) durch die
de Christians aus seinem Stift und Vaterland verdrängt;
Bischöfe von Strengnäs und Skara hingerichtet, das
Skara vom Papst in den letzten Tagen König Christians
Nuntius Johannes Franziskus de Potentia verliehen;
wegens Erzbischof als Flüchtling in Rom gestorben; der
hof von Bergen todt, bevor der König sich an ihm
reifen konnte; ins Stift Oslo ein weltlich-geistlicher
ner des Königs eingedrungen. So hatte König Christian
er Kirche gehaust und war jetzt auf gutem Wege, dieselbe
ständig seiner Herrschaft zu unterwerfen. Von einem craß
testantischen Gesichtspunkt kann das wohl mit einer gewissen
friedenheit gesehen werden; von einem historischen aber
ß das Vorgehen des Königs ein revolutionärer Bruch
gesetzlich bestehenden Rechtes genannt werden, der weder
ch das Ergebniß, noch durch den Durchbruch der siegenden
hrheit (?) gerechtfertigt, sondern einzig und allein durch
Mißstände und Mißbräuche, die am Alten klebten, ent-
uldigt werden kann. Uebrigens muß Papst und Curie
hl gut die Hälfte[1]) der Schuld tragen; nie hätte Christian
zu Werke gehen können, hätte der Papst seine Schuldigkeit
en die Kirche gethan, — ich denke nicht einmal an seine
licht, den offenen und schreienden Mißbräuchen in der
che entgegenzuarbeiten, sondern nur an seine Pflicht, die
che gegen weltliche Willkürherrschaft zu vertheidigen. Hätte
X. sich um Anderes als um seine Machtstellung, die
rschaft seiner Familie in Florenz, seine italienische Politik
d die schönen Künste und Wissenschaften bekümmert, hätte
andere als politische und ästhetische Interessen gehabt, so
rde er sich mit Ernst den frühesten Uebergriffen des Königs

1) Nach unserer Meinung genügte es zu sagen: „einen Theil der Schuld“.

widersetzt und seinen gewaltsamen Sturmschritt na
Ziele gehemmt haben. Nun aber mußte Christian
daß man in Rom mit Geld alles ausrichten und vert
könne. Die ironische Buße für die Mißhandlung des
Karl,[1]) die vollkommene Gleichgiltigkeit gegen die des
Jens Andersen zeigte ihm, daß die Bischöfe seiner
herrschaft schutzlos gegenüberstanden; sonst würde er
zweimal bedacht haben, bevor er das Blut der sch
Bischöfe verspritzte und die übrigen Gewaltthaten de
1521 verübte".

Recht belehrend über König Christians II. Willkü
Aktenstück vom 21. Dezember 1522, welches wir
in deutscher Uebersetzung folgen lassen:

„Wir Bischöfe: Niels Stygge von Börglum,
Clausen von Silkeborg, Ivar Munk von Ribe, Styge
von Börglum, Ove Bilde von Aarhaus und Jörgen
Viborg; ich Mogens Göje, Ritter und Reichsmarsc
Dänemark; wir, Ritter und Reichsräthe Dänemarks:
Podbusk, Niels Högh, Jochim Lykke, Tyge Krabb
Lykke; wir Mogens Munk, Niels Ludwigsen, Otto
Erik Eriksen, Erik Stygge und Oluf Nielsen, der
(Væbner) ist, erklären mit diesem unserm offenen B
wir nun schon lange Zeit hindurch den Schaden und
Verderben der hl. Kirche und der Einwohner des ganz
Dänemark beobachtet, beherzigt und erwogen haben, wi
die hl. Kirche und ihre Diener allem christlichen Gla
Recht zuwider bedrückt und ihrer Freiheit, Privilegie

1) Von Hammer in Norwegen (s. oben S. 346). Leo X. li
den König durch Bischof Lage Urne von Roskilde
absolviren, unter der Bedingung, daß er sich eidlich v
sich dem in dieser Sache zu fällenden Urtheil der Ki
werfen zu wollen (Pal.-Müller S. 245).

2) Dieser hatte resignirt und sein Bisthum an Styge
abgetreten. Ebenso war Niels Clausen, der jetzt in
wohnte, früher Bischof in Aarhus gewesen: sein
war Ove Bilde.

Kleinodien beraubt, ihre Prälaten gegen Recht und Gerechtigkeit und christlichen Glauben am Leben gestraft, abgesetzt und nie mals ihres Rechtes froh werden; wie Messe, Gottesdienst und Alles, was Gott zugehört, der Zerstörung geweiht wird; die Ketzer, die vom hl. christlichen Glauben abgefallen sind, mit ihren luthrischen Künsten und mit Hinterlist vom heil. Glauben weglocken, indem sie Alles, was Gott zugehört, verachten. Wir sehen leider täglich mit eigenen Augen, daß in den drei Reichen Dänemark, Schweden und Norwegen kein Erzbischof ist, der nächst unserm hl. Vater, dem Papst, das Oberhaupt für den hl. christlichen Glauben sein sollte; ebenso ist Fünen, Oslo, Bergen, Westeraas, Skara und Aabo ohne Bischof; die kirchlichen Schlösser, Höfe, Güter, Kirchen und Klöster in den genannten Stiftern werden von anderen: Tyrannen, Schreibern und Laien regiert; ob all dem hat Gott, wie wir in Wahrheit einsehen können, diese drei Reiche sieben Jahre lang gar hart mit Pest, Krankheit, Armuth, Fehde, Krieg, Aufruhr und unmenschlicher Herrschaft gestraft. Ferner werden dänische, schwedische und norwegische Reichsräthe zu freundlichster Zusammenkunft einberufen, dann aber beim Halse gepackt und ohne Gerichtsverfahren und Schuld hingerichtet; ebenso auch Bürger, Kaufleute, Bauern und gewöhnliches Volk; ihr Erbgut wandert unter die Krone; sie selbst aber sollen nie zu Worte kommen, sondern todt geschlagen werden wie Hunde und andere unvernünftige Creaturen; ihr Leben, ihre Ehre und Güter müssen sie einbüßen, ohne leider auch nur zu Beicht und Sakrament zugelassen zu werden, was bisher von Seite solcher, die christlich regieren sollen, niemals erhört worden ist. Tyrannen, ...rken, Hexen[1]) und andere schlechte Leute werden über alle Geistlichen und Weltlichen gesetzt und erhoben, um uns alle zu verderben. Die Freiheit, die unsern Eltern und uns beschworen und besiegelt ist, wird uns mit Gewalt genommen. Die Ritterschaft wird ihrer Freiheit zuwider, wie die Bauern, geschatzt.

1) Damit ist hauptsächlich die alte Holländerin Sigbrit gemeint, die Hauptrathgeberin Christians II., und sozusagen die Ministerpräsidentin des Reiches. Sie regierte in Wirklichkeit Alles, auch den König.

Ungerechter Zoll, Accise und andere unnütze Gebräuche werden eingeführt, ganz gegen den Rath und die Zustimmung des Reiches Dänemark, was bisher nie geschehen ist. Neue Verord- nungen und Bestimmungen ergehen, so daß wir nicht wissen, wie wir uns verhalten sollen, uns und dem Reiche Dänemark zu ewigem Schaden, ewiger Knechtschaft und ewigem Verderben.

Diese genannten traurigen Verhältnisse, dieser Schaden und dieses Verderben dürfen wir vor Gott und den Menschen nicht länger ertragen; vielmehr sind wir es, wie unser ... es enthält, unserer Ehre und Redlichkeit schuldig, ... Schaden und ewiges Verderben mit Leben, Leib und ... abzuwehren. Im Namen der hl. Dreifaltigkeit haben wir ... die Gemeinde uns da bei unserer Ehre, bei unserem ... Leib und Gut verpflichtet, und dieses offene Schreiben ... unseren eigenen Händen unterschrieben, daß wir das abwehr... und uns, unser Leben und Gut vertheidigen und nie ... solches ertragen wollen, so lange ein Mann in Dänemark, Schweden und Norwegen lebt. Dazu wollen wir den ... gebornen Fürsten Herrn Friedrich, durch Gottes Gnade Herz... u. s. w., gebrauchen, der aus dänischem Blute geboren ist ... sich bis auf den heutigen Tag gegen Gott und Menschen ... christlichen Fürsten bewiesen hat.

Magnus Munk, Landrichter in Nordjütland, der die... Brief vorweisen wird, haben wir einmüthig beauftragt, dar... mit Sr. fürstlichen Gnaden in unserm Namen zu verhand... wie wir alle zugegen waren. Sollte da, was Gott verh... einer aus uns, geistlich oder weltlich, uns gegen diesen B... und Bund verlassen, so sollen wir alle ihn dafür an Le... Leib und Gut strafen wie einen, der auf Schaden und ... derben von uns allen und des Reiches Dänemark ausgeht. Gegeben zu Viborg, am Tage des hl. Apostels Thomas, ... Jahre 1522, unter unser aller Siegel und Unterschrift.

Niels Stygge, Bischof. Ivar Munk, Bischof in ... Styge Krumpen, Episcopus. Jörgen Friis, Episcopus. Pr... Podbusk, Ritter. Jochim Lykke, Ritter. Tyghe Krabbe, Ri...

---

1) Herzog von Südjütland und Holstein.

...der Lykke, Eig. Hd. — Mons Munk." Darunter hängen ...gel.[1])

Es liegt uns fern, den Abfall von König Christian II.[2]) ...rtigen zu wollen. Zu Gunsten des Abfalles sprachen ... Gründe, wie das Dokument hervorhebt; zu Ungunsten ...den die Stelle der Wahlkapitulation Christians II.: ...ndeln wir (der König) gegen obgenannten Receß, und ...llen wir uns in keiner Weise vom Reichsrath ...hren lassen, so sollen alle Einwohner des Reiches ... ihrer Ehre das getreu abwehren helfen und dadurch kein ...rechen begehen gegen den Eid und die Huldigung, ... sie uns leisten sollen."[3]) Paludan-Müller hebt mit ... hervor, daß der König sich belehren lassen wollte und ... geneigt zeigte, berechtigten Klagen sein Ohr zu leihen ... Mißstände abzuschaffen. Zur Vertheidigung des Abfalls ... sich darauf höchstens entgegnen, daß Christian II. sein ...gliches Wort oft gebrochen, solche, die ihm vertrauensvoll ...naht, gefangen genommen und hingerichtet, überhaupt in ... tyrannischer Weise gehaust hat, daß man berechtigt war, ... Anerbieten und Versprechen für nicht aufrichtig zu halten, ... sich deßhalb die Befugniß zusprach, ihm den Treueid ...zukündigen.

So viel jedenfalls ergibt sich aus dem Gesagten: die ...olische Kirche war durch Christian II. auf unerhörte ...ise geschädigt worden.

1) Pal.-Müller S. 443.

2) Als dem Könige Christian II. vom jütischen Rathe (den in der Urkunde Genannten) der Gehorsam aufgekündigt war, schiffte er sich in seiner Rathlosigkeit („vom bösen Gewissen getrieben" sagt ein Chronist) ein und segelte 13. April 1523 von Kopenhagen nach Holland, um beim Kaiser Hilfe zu suchen. Er sollte indes nie mehr auf den Thron seiner Väter kommen. Kopenhagen sah er im Jahre 1532 nur wieder, um von seinem Onkel Friedrich I. in die traurige langwierige Gefangenschaft zu Sonderburg geschickt zu werden.

3) Pal.-Müller S. 443.

XXX.

Cardinal Bellarmin in altkatholischer Beleuchtung

IV.

(Schluß.)

Ueber seine Thätigkeit während der Regieru[ng] Pauls V. berichtet uns Bellarmin: Zeit Pauls V. [...] wendete er für die Fabrik seiner Titelkirche (zuerst S. M[...] in via, dann S. Praxedes) ..; ferner schenkte er dem Colleg[ium] der Gesellschaft Jesu zu Monte Pulciano für immer [...] Einkommen von 50 Scudi; dem Collegium zu Capua wün[schte] er eine Abtei zu Capua zuzuwenden, die mehr als tau[send] Scudi eintrug, aber der Papst wollte dieses nicht, wo[rauf] Bellarmin erwirkte, daß dem Collegium die Kirche, das H[aus] und der Garten dieser Abtei geschenkt wurde.

Zu derselben Zeit veröffentlichte Bellarmin den Comme[ntar] zu den Psalmen (Explanatio in Psalmos, 1611), zwei [...] drei italienische Schriften gegen die Theologen der Veneti[aner] (namentlich gegen Sarpi und Giovanni Marsilio), eine [Ver]theidigung gegen den König von England, ein Buch g[egen] Wilhelm Barclay, ein Buch gegen Roger Widdrington, en[dlich] das Buch über die Kirchenschriftsteller mit einer Chronol[ogie] (De scriptoribus ecclesiasticis liber unus, 1612).

Es ist unmöglich, Inhalt und Veranlassung der [...] genannten Schriften Bellarmins auch nur zu skizziren. Eine Stelle, welche die Ermordung Heinrichs [...]

ſt und ſich im Buche gegen Barclay findet, fordert
t Aufmerkſamkeit um deßwillen heraus, weil Döllinger
211 in der Anmerkung) an ſie einige charakteriſtiſche
rkungen reiht.

„Merkwürdig iſt die Antwort Bellarmins auf die Angabe
s I., Sixtus V. habe nach dem Tode Heinrichs III. in
im Conſiſtorium (im September 1589) gehaltenen Rede
Mörder gelobt (Opp. VII, 670). ‚Die Rede‘, ſagt er,
rt nur bei den Feinden der Kirche, die den Antiſixtus
sgegeben haben. Sixtus hat die Rede im geheimen
ſtorium gehalten, und ſie iſt von niemand aufgezeichnet
weder von ihm ſelbſt noch von einem andern in ſeinem
age veröffentlicht worden. Aber angenommen, Sixtus
ſo geſprochen, wie im Antiſixtus angegeben wird, was
t du in der Rede anderes als eine Lobpreiſung und
nderung der Weisheit und Vorſehung Gottes? Nur dieſes
ndert Sixtus und erhebt er mit Lobſprüchen in den
nel, daß zu einem mächtigen, inmitten ſeines Heeres wei-
n, von Wachen umgebenen Könige ein einfacher Mönch
Verkleidung, ohne Schwert und Schild eingedrungen ſei,
ihn mit einem einzigen Meſſerſtich getödtet habe. Damit
e Sixtus die Könige daran erinnern, daß derjenige, der
t: Rühret meine Geſalbten nicht an, oft durch unerwar-
Vorfälle diejenigen ſtrafe, die unzugänglich und unverletzlich
in ſcheinen. Jener König hatte einen geweihten, mit der
ofs- und Cardinalswürde geſchmückten Mann hinſchlachten
. Gott hat alſo ſeinen Geſalbten gerächt, indem er durch
andern geweihten, ſonſt des Kriegshandwerks unkundigen
unbewaffneten Mann denſelben König nicht ohne ein
ſcheinliches Wunder der göttlichen Vorſehung tödtete.
hat Papſt Sixtus weder die Ermordung des Königs
len, noch den Mord als von jenem Privatmann verübt
igt, ſondern das Gericht und die Vorſehung Gottes
ſen. Denn ob jener Mönch recht gehandelt oder nicht,
bei Gott Strafe oder Lohn verdient habe, hat der Papſt
ner Rede nicht definirt, weil er das Werk Gottes, nicht
Werk des Menſchen preiſen wollte, Gott aber die guten

und schlechten Entschlüsse und Thaten der Menschen in der gerechtesten und weisesten Weise zur Vollbringung seiner We gebrauchen kann . . . Das Leiden Christi war ein Werk der göttlichen Hand und des göttlichen Rathschlusses und doch wu es durch die gottlosen Hände und Entschlüsse verbrecherisch Menschen vollbracht. Dagegen hat derselbe Gott durch die Ha der Judith, einer heiligen und sehr frommen Frau, den Ko des Holofernes abgeschlagen und durch die Hand des Pin zu dessen großem Lobe die Tochter des Fürsten von Mid sammt dem mit ihr Unzucht treibenden Juden getödtet. Die Aeußerungen über Gottes Gerechtigkeit und Vorsehung wer von denjenigen bezeugt, welche Papst Sixtus reden gehört u die Verhandlungen des Consistoriums kurz aufgezeichnet hab Wenn aber der Verfasser der Apologie beifügt, Papst Sixt würde vielleicht jenen Mönch in das Album der Heilig aufgenommen haben, wenn ihn nicht einige verständig Cardinäle davon zurückgehalten hätten, so wird das, weil ke Zeuge dafür angeführt wird und weil es aller Wahrscheinlich entbehrt, in das Album der Lügen aufzunehmen sein'. Na einer bei einem liguistischen Buchhändler in Paris mit Appro bation von drei Doctoren der Sorbonne gedruckten Brosch (Harangue etc.) hätte Sixtus die That Clements mit d Thaten Eleazars und Judiths verglichen und beigefügt: ‚W Gott in dieser Weise in seiner Barmherzigkeit begonnen, wi er in seiner Güte fortführen'; ferner habe er erklärt: m Rücksicht auf die Beweise für die Unbußfertigkeit des Kön habe er angeordnet, daß keine Exequien für ihn zu halten se (Annales de la Soc. des Jés. II, 497). Die Apologeten d Papstes erkennen nur die letzte Aeußerung als beglaubigt (H. de l'Epinois, La Ligue et les papes p. 347). Für d anderen Aeußerungen sind allerdings die Pamphlete jener Z keine genügenden Belege; sie sehen aber Sixtus V. sch ähnlich und nach der mitgetheilten Stelle Bellarmins hat jedenfalls mehr gesagt, als zu verantworten ist".

So verdächtigt Döllinger den Papst, ohne daß, wie selbst sagt, „genügende Belege" dafür vorhanden sind, d der Papst jene Aeußerung gethan hat. In den Nachträgen

n Anmerkungen treibt er es bis zur förmlichen Verläumdung
Papstes. „Es ist sehr bemerkenswerth", sagt er S. 307,
daß Bellarmin von der Rede Sixtus' V. sehr ausführlich
richt, von den Mordanschlägen gegen die Königin
lisabeth aber kein Wort sagt. Er hat offenbar gewußt,
der (1672 von Clemens X. selig, 1712 von Clemens XI.
ig gesprochene) Papst Pius V. in diesem Punkte nicht
n war".

Auf den Beweis, den Döllinger für diese Behauptung
bringt, war ich mehr als gespannt. Döllinger beruft sich
nächst auf die (1586 und) 1587 zu Rom erschienene Vita
gloriosissimo Papa Pio quinto, scritta da Girolamo
atena. Aus dieser Biographie ergibt sich jedoch nur, daß
Papst mit dem Sturze der Königin einverstanden war
d denselben zu fördern suchte. Er sorgte dafür, sagt
atena, daß Roberto Ridolfi, ein Edelmann aus Florenz,
Gemüther zu einem Aufstande zum Sturze der Elisabeth
ufregte (muovesse gli animi al sollevamento per distrut-
one d'Elisabetta). Am 25. Febr. 1570 erklärte der Papst
lisabeth der Häresie schuldig und der Regierung verlustig,
ie Unterthanen von dem Eide der Treue und jeder anderen
erpflichtung entbunden und excommunicirte zugleich diejenigen,
welche ihr fortan gehorchen würden, „womit er gestattete"
— so fügt Catena bei! — „daß jeder gegen sie auftreten
nne". Die Verschworenen ließen dem Papste durch Ridolfi
gen, ihrerseits sei alles vorbereitet, um im Namen des
apstes das Unternehmen zu Gunsten der Religion zu
ginnen, die Königin von Schottland auf den Thron zu
tzen und mit dem Herzog von Norfolk zu vermählen; er
öge den katholischen König (von Spanien) bewegen, sie zu
nterstützen. Pius lobte den Plan . . . und sandte Ridolfi
nter dem Vorwande von Verhandlungen über ein Bündniß
n den katholischen König. In dem Breve vom 5. Mai
571, welches Ridolfi dem Könige von Spanien überreichte,
heißt es: „Dieses Schreiben wird unser geliebter Sohn

Roberto Ridolfi überreichen, welcher Ew. Majestät zuglei Einiges mündlich mittheilen wird, was für die Ehre d allmächtigen Gottes und den Nutzen des christlichen Gemei wesens von nicht geringer Bedeutung ist und bezüglich dess wir Ew. Majestät dringend bitten, ihm ohne Bedenk Glauben zu schenken, indem Wir zugleich Ew. Majest ersuchen, die Ausführung der Sache, worüber er mit Ihm verhandeln wird, in der Weise zu unterstützen, wie es Ew Majestät für geeignet halten werden".

Als Pius V. dieses Breve verfaßte, war lediglich de *Sturz* der Königin in der Absicht der Verschworenen ge legen. Der Papst bittet den spanischen König, er mög einigen mündlichen Mittheilungen Ridolfi's „Glauben schenken" diese Mittheilungen bezogen sich also auf bereits vollzogen Thatsachen, nicht aber auf die Pläne der Verschworenen; de Papst überließ es vielmehr dem König, mit Ridolfi über di Ausführung des Planes erst zu verhandeln, d. h. mit ih sich darüber zu berathen, und bat ihn zugleich, die Aus führung der Sache selbst nach geschehener Berathung z unterstützen. Daß es sich *vorerst* lediglich um den Stur Elisabeths handelte, erhellt auch aus dem Schreiben Alba' an den König vom 7. Mai 1571, worin gesagt ist, „ma wolle sich der Person der Königin von England und de Towers von London bemächtigen und gleichzeitig die Königin von Schottland befreien." Allerdings spricht Alba in dem selben Briefe auch von *dem* Falle, daß die Königin vo England „eines natürlichen *oder andern* Todes sterbe", und sogar dreimal; allein dieses beweist nicht, daß es damals schon in der Absicht der Verschworenen lag, die Königin zu *tödten*; der Tod der Königin konnte auch zufällig erfolgen, im Falle der Ergreifung derselben ein bewaffneter Widerstand entgegengesetzt werden sollte, wie letzteres sehr wahrscheinlich war.

Daß Pius V. bei den Mordplänen gegen Elisabeth „nicht ganz rein" war, will Döllinger besonders aus dem

Philipp's II. selbst an Alba schließen, datirt 14. Juli Hier berichtet der König: Ridolfi sei am 28. Juni rid eingetroffen und habe ihm die Briefe und In-nen, die er in Händen gehabt, übergeben. Er habe nzelnheiten über den Plan der Verschworenen und ttel zur Ausführung desselben mitgetheilt und gesagt, ftigste Augenblick zur Ausführung des Unternehmens er August oder September sein; die Königin verlasse r Zeit London, um auf ihre Landhäuser zu gehen, se Gelegenheit könne man benützen, sich ihrer Person chtigen und sie zu tödten. Der hl. Vater, dem Ridolfi es berichtet habe, habe ihm geschrieben und ihm durch Nuntius, den Erzbischof von Rossano, sagen lassen, die Sache als sehr wichtig für den Dienst Gottes Wohl seiner Kirche ansehe, und ihn ermahnt, sie zu zen. Er habe sich mit seinen Räthen, die er darüber habe, entschlossen, die Sache baldigst zur Ausführung en. Das Ziel, um dessen Erreichung es sich handle, der Herzog von Norfolk und seine Anhänger ver- die Königin Elisabeth zu tödten oder gefangen zu um die Königin von Schottland zu befreien und igin von England zu machen. Der Papst habe dem urch den Nuntius vorschlagen lassen, das Unternehmen seinem Namen und als Ausführung der Sentenz, egen die Königin von England ausgesprochen, statt- dieser Vorschlag sei aber verworfen worden, einmal unzweckmäßig erscheine, dann auch um die Ansprüche stolischen Stuhles auf die Kronen von England und fernzuhalten.

sdrücklich werden in diesem Briefe die Handlungen stes und die Absichten der Verschworenen auseinander-. Der König theilt Alba mit, der Papst habe ihm en (er sandte dem König durch Ridolfi das Breve Mai 1571) und ihm auch durch seinen Nuntius sagen daß er die Sache als sehr wichtig für die Kirche an-

Roberto Ridolfi überreichen, welcher Ew. Majestät zu
Einiges mündlich mittheilen wird, was für die Ehr
allmächtigen Gottes und den Nutzen des christlichen Ge
wesens von nicht geringer Bedeutung ist und bezüglich
wir Ew. Majestät dringend bitten, ihm ohne Be
Glauben zu schenken, indem Wir zugleich Ew. Ma
ersuchen, die Ausführung der Sache, worüber er mit
verhandeln wird, in der Weise zu unterstützen, wie e
Majestät für geeignet halten werden".

Als Pius V. dieses Breve verfaßte, war lediglich
Sturz der Königin in der Absicht der Verschworen
legen. Der Papst bittet den spanischen König, er
einigen mündlichen Mittheilungen Ridolfi's „Glauben sche
diese Mittheilungen bezogen sich also auf bereits voll
Thatsachen, nicht aber auf die Pläne der Verschworene
Papst überließ es vielmehr dem König, mit Ridolfi üb
Ausführung des Planes erst zu verhandeln, d. h. m
sich darüber zu berathen, und bat ihn zugleich, die
führung der Sache selbst nach geschehener Berathu
unterstützen. Daß es sich vorerst lediglich um den
Elisabeths handelte, erhellt auch aus dem Schreiben
an den König vom 7. Mai 1571, worin gesagt ist,
wolle sich der Person der Königin von England un
Towers von London bemächtigen und gleichzeitig die K
von Schottland befreien." Allerdings spricht Alba i
selben Briefe auch von dem Falle, daß die Königi
England „eines natürlichen oder andern Todes s
und sogar dreimal; allein dieses beweist nicht, daß es d
schon in der Absicht der Verschworenen lag, die Köni
tödten; der Tod der Königin konnte auch zufällig er
im Falle der Ergreifung derselben ein bewaffneter Wid
entgegengesetzt werden sollte, wie letzteres sehr wahr
lich war.

Daß Pius V. bei den Mordplänen gegen El
„nicht ganz rein" war, will Döllinger besonders au

[Brie]fe Philipp's II. selbst an Alba schließen, datirt 14. Juli
[157]1. Hier berichtet der König: Ridolfi sei am 28. Juni
[in] Madrid eingetroffen und habe ihm die Briefe und In-
[stru]ktionen, die er in Händen gehabt, übergeben. Er habe
[die] Einzelnheiten über den Plan der Verschworenen und
[die] Mittel zur Ausführung desselben mitgetheilt und gesagt,
[der] günstigste Augenblick zur Ausführung des Unternehmens
[wer]de der August oder September sein; die Königin verlasse
[um] dieser Zeit London, um auf ihre Landhäuser zu gehen,
[und] diese Gelegenheit könne man benützen, sich ihrer Person
[zu b]emächtigen und sie zu tödten. Der hl. Vater, dem Ridolfi
[zuer]st Alles berichtet habe, habe ihm geschrieben und ihm durch
[sein]en Nuntius, den Erzbischof von Rossano, sagen lassen,
[daß] er die Sache als sehr wichtig für den Dienst Gottes
[und] das Wohl seiner Kirche ansehe, und ihn ermahnt, sie zu
[unt]erstützen. Er habe sich mit seinen Räthen, die er darüber
[bef]ragt habe, entschlossen, die Sache baldigst zur Ausführung
[zu] bringen. Das Ziel, um dessen Erreichung es sich handle,
[sei,] daß der Herzog von Norfolk und seine Anhänger ver-
[such]ten, die Königin Elisabeth zu tödten oder gefangen zu
[neh]men, um die Königin von Schottland zu befreien und
[zur] Königin von England zu machen. Der Papst habe dem
[Kön]ig durch den Nuntius vorschlagen lassen, das Unternehmen
[solle] in seinem Namen und als Ausführung der Sentenz,
[die] er gegen die Königin von England ausgesprochen, statt-
[find]en; dieser Vorschlag sei aber verworfen worden, einmal
[wei]l er unzweckmäßig erscheine, dann auch um die Ansprüche
[des] apostolischen Stuhles auf die Kronen von England und
[Irl]and fernzuhalten.

Ausdrücklich werden in diesem Briefe die Handlungen
[des] Papstes und die Absichten der Verschworenen auseinander-
[geh]alten. Der König theilt Alba mit, der Papst habe ihm
[gesc]hrieben (er sandte dem König durch Ridolfi das Breve
[vom 1]5. Mai 1571) und ihm auch durch seinen Nuntius sagen
[lass]en, daß er die Sache als sehr wichtig für die Kirche an-

sehe, und ihn ermahnt, sie zu unterstützen. Der Papst wü
sogar, die ganze Aktion gegen die englische Königin
in seinem Namen stattfinden, was jedoch nicht die Zustim
des katholischen Königs und seiner Räthe fand. Ueb
Ausführung des Planes und die Art und Weise der
gegen Elisabeth sprach sich der Papst nicht aus. Rid
es, der dem König Einzelnheiten über den Plan de
schworenen und die Mittel zur Ausführung desselbe
theilt. Daß der Papst von diesen Einzelnheiten Ke
hatte, ist nicht anzunehmen, noch weniger, daß er m
selben einverstanden gewesen; andernfalls würde dieses
betont sein. Ridolfi erklärte dem König, der günstigste
blick zur Ausführung des Unternehmens werde der
oder September sein; die Königin gehe um diese Z
ihre Villen und diese Gelegenheit könne man benütze
ihrer Person zu bemächtigen und sie zu tödten. Was
dem Könige erklärt, ist *seine* Absicht; *er* hält die
und Gelegenheit für am geeignetsten. Die Verschw
sind möglicher Weise der gleichen Ansicht gewesen; d
von Ridolfi ist es gesagt. Letzterer bezeichnet zugle
Ziel des Unternehmens, die Königin gefangen zu
und zu tödten; der König sagt: das Ziel, um des
reichung es sich handle, sei, die Königin gefangen zu
oder zu tödten. Zweifelsohne dachte der König m
Alba (in seinem Schreiben vom 7. Mai) an die Mö
einer *zufälligen* Tödtung gelegentlich der Gefangenne
Daß die englischen Katholiken oder mindestens d
schworenen und mit ihnen Ridolfi mittlerweile ihren
Entschluß, den Sturz der Königin herbeizuführen, den
hinzugefügt, sie auch zu tödten, ist erklärlich; man
nur an das schauderhafte Verfolgungssystem zu denk
die Königin, nachdem sie der Papst der Regierung
lustig erklärt hatte, gegen die Katholiken in Scen
woran Döllinger jedoch mit keinem Worte erinner
Verschworenen mußten gegen die Regentin, welche die

...che Franziskaner Fulgentio Manfredi als rückfälliger ...ler dem weltlichen Arme übergeben wurde: er wurde ...5. Juli gehängt und dann verbrannt. „Dieses sind ohne ...fel nicht die einzigen Todesurtheile, bei denen Bellarmin ...wirkt hat", fährt Döllinger (S. 232) fort, und dieses ... richtig sein. Die nächsten zehn Seiten füllt er sodann ...nem Exkurse über die Inquisition: die zu Rom von ...ten der Inquisition vollstreckten Todesurtheile werden ...geführt[1]) und dazu bemerkt: „Die vorstehenden Berichte ...en einen eigenthümlichen Commentar zu den Worten ...de Maistre's: Nie hat der Priester das Schaffot auf...ichtet. Er besteigt es nur als Martyrer oder als Tröster. ...predigt nur Barmherzigkeit und Gnade, und auf allen ...ften des Erdkreises hat er kein anderes Blut vergossen ...das seinige." Wäre es Döllinger daran gelegen, mit ...chtigkeit zu verfahren und nicht gegen die römischen ...ester und die römische Kirche Stimmung zu machen, hätte ...ich an all die Umstände erinnern müssen, welche die ...quisition entschuldigen, wo nicht rechtfertigen: an die Ein...heit des Glaubens, welche damals noch in den Ländern ...schte, in welchen die Inquisition eingeführt wurde, an ...allgemein geltende Anschauung, daß ein Angriff auf die ...heit der Religion zugleich ein Attentat auf den Staat ...selbst sei, auf die früher übliche größere Härte aller Gerichte, ...oft mit der Häresie verbundenen gemeinen Verbrechen ...w.

Bellarmin schließt seine Selbstbiographie mit den Worten: ...llarmin lebt noch und steht jetzt im 71. Lebensjahre; und

---

1) Irrthümlich liest man zuweilen auch in katholischen Religions- und Geschichtsbüchern, z. B. S. 37 des „Lehrbuches der katholischen Religion zunächst für die Gymnasien in Bayern": in Rom selbst sei nie über einen Häretiker ein Todesurtheil gefällt worden. Diese Bemerkung sollte in einer späteren Auflage rektificirt werden; zu Rom wurden im Verhältniß sehr wenige Todesurtheile gefällt.

alljährlich, meist im Monat September, zieht er sich
um sich mit Beiseitelassung anderer Beschäftigungen d
bete und dem Stillschweigen zu widmen, um, wo m
den Staub, mit dem er sich in Folge verschiedener Ge
bedeckt, abzuwischen und sich vorzubereiten, um Gott R
schaft zu geben von seinem Haushalt. Betet für ihn!
hat Bellarmin auf Ersuchen eines Freundes und B
geschrieben im Jahre 1613 im Monat Juni. Von Tu
hat er nichts gesagt, weil er nicht weiß, ob er in W
irgend eine hat. Ueber die Fehler hat er geschwiegen,
sie es nicht verdienen, aufgetischt zu werden; möchten s
in dem Buche Gottes ausgemerzt gefunden werden an
des Gerichtes. Amen."

Der Selbstbiographie ist ein Anhang beige
worin Bellarmin u. a. auf die Controverse in L
zwischen dem P. Leonard Lossius und den Löwenern,
auf Molina zu reden kommt, ferner mittheilt, daß
für die Seligsprechung des hl. Ignatius von Loyola,
des hl. Aloysius, der sein Beichtkind war, bemüht
Zu den Füßen des letzteren wollte Bellarmin auch be
werden. Die Bemerkungen, welche Döllinger an die
theilungen knüpft, verrathen zur Genüge, daß er
Canonisirung der beiden, insbesondere aber des hl. Ig
seines Namenspatrons, nichts weniger als einverstan

Prüft man unbefangen Bellarmin's Selbstbiog
wie sie Döllinger und Reusch der Welt verrathen ha
muß man sagen: Vergeblich sucht man nach einem
oder einem Wörtchen, wegen dessen man die Veröffent
zu scheuen gebraucht hätte, oder welches den Jesuit
und sein Mitglied, den Cardinal Bellarmin, beflecken
Man findet auch keinen Grund, weßhalb die Jesuiten
absichtlich aus der Welt zu schaffen versucht haben
wie H. Thiersch in der Realencyklopädie für protest
Theologie (2. Aufl. II, 239) glauben machen will.
Bellarmin's Selbstbiographie mittheilt, war fast Alles

; was nicht bekannt war, ist unbedeutend. Dasselbe
uch bezüglich der noch ungedruckten Briefe Bellarmin's
ll sein, von denen Döllinger (S. 294) sagt, „die
n werden ihre Gründe haben, warum sie nicht gedruckt
".

s ist unmöglich, auf jede Notiz Döllinger's, die eine
irung bedürfte, hier eigens zu repliciren. Man müßte
zes Buch schreiben, wollte man dieses unternehmen,
herlich war es auch dieser Umstand, neben dem
gs erwähnten Grunde, weßhalb das hier besprochene
isher in keiner katholischen Zeitschrift recensirt wurde.
öllinger gegen die Kirche, den Papst und die Jesuiten
m Buche Belastendes vorzubringen vermeint, hätte er
nz unabhängig von Bellarmin's Selbstbiographie vor-
können; Bellarmin selbst ist durch jene Mittheilungen,
meist nur in einem ganz losen oder selbst erzwungenen
enhang zu ihm stehen, wie bemerkt, nicht im min-
ompromittirt.

st sind wir versucht, ein Wort, welches Bischof v. Hefele
angewendet hat, welche Bellarmin's Andenken be-
wollten, auch hier anzuführen... Wir wollen es nicht
lber so schnell als die Kränze auf Döllinger's Grab
n, werden auch die Lobsprüche seiner „Freunde und
r" verstummen. Lange jedoch wird der Cardinal
in im Andenken der Menschheit fortleben und auch,
nonisirt zu sein, jedem Katholiken in hohem Grade
gswürdig erscheinen.

XXXI.

Allerhand aus dem deutschen Reich.

Rückblick und Ausblick.

Selten ist in einem großen Lande ohne vorhergegang
gewaltsame Umwälzung in wenig Monaten eine solche Wa
lung vor sich gegangen wie im deutschen Reiche seit d
Rücktritt oder vielmehr seit dem Sturze des Fürsten B
marck. Nicht als wenn dieses Ereigniß irgend welche
schütterungen im Gefolge gehabt hätte; im Gegentheil,
ruhige Gang der Staatsmaschine ist nicht einen Augen
gestört worden, dank der starken monarchischen Einrichtun
deren Deutschland noch sich erfreut. Aber es macht sich
eine tiefgehende Aenderung in den politischen Verhältni
und insbesondere in den politischen Sitten bemerkbar.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Wechsel in dem höch
Reichsamte sich vollzogen hat, ist wohl Niemanden ü
raschender gewesen als dem bisherigen Inhaber dieses Am
Fürst Bismarck war Jahrzehnte hindurch der Atlas, wel
das deutsche Reich auf seinen Schultern trug, und er
sich dessen voll bewußt. Es ist daher durchaus begrei
daß er in die Außerdienststellung sich nicht recht zu fi
wußte. Während er an der Gewalt war, hatte man ihn
oft seine Unentbehrlichkeit versichert, daß er selber d
glaubte. Und nun sah er sich von der leitenden Stelle
fernt, ohne daß das deutsche Reich aus den Angeln
ja, ohne daß es auch nur in den Angeln knarrte!

Seit Fürst Bismarck widerwillig sich nach Friedrichsruh
ückgezogen hat, ist viel bittere Kritik an demselben geübt
rden. Alles, was von ihm gewaltsam niedergehalten
rden war und auch manche von denen, welche sich frei-
lig in unwürdige Dienstbarkeit begeben hatten, erholten
jetzt an dem Staatsmanne, der keine Strafformulare
hr unterzeichnete und den Welfenfonds nicht mehr ver-
ltete. Selten hat allerdings auch ein abgetretener Minister
Kritik in solchem Maße herausgefordert. Sein Auftreten
Friedrichsruh war ein förmliches Wüthen gegen sich selber
d gegen seinen Nachruhm. Namentlich mußte das rück-
htslose Auftreten gegen den Träger der Krone den pein-
hsten Eindruck machen im Hinblick auf die Art und Weise,
e Fürst Bismarck im Kampfe mit den Parteien seine Vasallen-
eue gegenüber dem kaiserlichen Herrn zu rühmen wußte.

Aber wenn man diese weltgeschichtliche Persönlichkeit
recht beurtheilen will, so muß man zugeben, daß Alles
nach angethan gewesen ist, sein Macht- und Selbstbewußt-
n bis zu ungemessener Höhe zu steigern: Unerhörte eigene
folge und scrupellose Erfolganbetung seitens der großen
hrheit des deutschen Volkes, mehr noch vielleicht seine
llung zur Krone, wie sie thatsächlich sich entwickelt hatte.
im Jahre 1866 die entscheidende Wendung in den deutschen
gen erfolgte, stand König Wilhelm I. von Preußen bereits
siebzigsten Lebensjahr; nur widerstrebend ließ er die
itik von Blut und Eisen zu. Fürst Bismarck hat seitdem
Monarchen gegenüber eine so selbstherrliche Stellung ein-
ommen, wie kaum jemals ein herrschgewaltiger Minister
ihm. Das „Niemals!“ des Kaisers auf wiederholten
hiedsgesuchen war lediglich eine ausdrückliche Bestätigung
historisch gewordenen Verhältnisses, an welchem die kurze
ierungszeit Friedrich's III. aus genugsam bekannten Grün-
nichts zu ändern vermochte. Am wenigsten aber ließen
ersten Kundgebungen Kaiser Wilhelm's II. erkennen, daß
o bald schon von dem ersten Rathgeber seiner Vorgänger

sich trennen werde. Begeisterter hat den Fürsten Bismarck Niemand gefeiert, als der jugendliche Herrscher, welcher immer wieder an die Ueberlieferungen des Großvaters anknüpfte. Erst als der Reichskanzler bei den zu Tage getretenen Gegensätzen der Anschauung namentlich in der socialpolitischen Frage alle und jede Fähigkeit sich anzubequemen vermissen ließ, mußte der Bruch erfolgen, dessen Deutung seitdem so viele Federn in Bewegung gesetzt hat.

Wie sich in der socialpolitischen Frage zunächst die Wege des Kaisers und des Kanzlers geschieden haben, so ist hier auch die Wandlung am ersten in die Erscheinung getreten. Die Arbeiterschutzgesetzgebung, von welcher Fürst Bismarck nichts wissen wollte und nichts wissen will, ist daheim in Angriff genommen und für die europäischen Industriestaaten international angeregt; anderseits wird das Socialistengesetz, mit welchem Fürst Bismarck die Geister bannen zu können glaubte, demnächst ohne Sang und Klang erlöschen. Die positive Reformarbeit soll beginnen, die Politik des gewaltsamen Niederhaltens durch Ausnahmebestimmungen ist verlassen.

Hier befindet sich die öffentliche Meinung durchaus auf Seiten des Kaisers. Eine Ausnahme machen einerseits diejenigen Kreise unserer Großindustrie, welche in ihrer Selbstsucht kein Verständniß für die socialen Erfordernisse der Gegenwart haben, und anderseits die Führer der Socialdemokratie, deren Cirkel eine einschneidende Reformgesetzgebung am wirksamsten stören würde. Gerade die Haltung dieser beiden Interessengruppen muß die Nothwendigkeit einer Arbeiterschutzgesetzgebung und zwar auf internationaler Grundlage klar erkennen lassen. Wo immer in einem Lande Socialpolitiker zusammenkommen, sollten dieselben die Regierungen auffordern, in der Richtung der Berliner Conferenz vorzugehen. Der Anfangs September in Lüttich tagende sociale Congreß wird hoffentlich in dieser Beziehung das Beispiel geben.

in Stück der unabweisbaren Socialreform ist auch die
rreform, welche in dem großen deutschen Bundesstaate
holt angekündet, das letzte Mal an dem Widerstande
ürsten Bismarck gescheitert ist. Die Vertheilung der
rlast in Preußen ist eine ganz und gar ungerechte.
man zu der deutschen Zollgesetzgebung im Uebrigen
wie man will, das ist eine unbestreitbare Thatsache,
ie breite Masse der Bevölkerung von den indirekten
rn, wie sie seit dem Jahre 1879 ausgebildet worden
ungleich empfindlicher getroffen wird. Hier müßte das
Steuersystem ausgleichend wirken, indem es eine nie-
e Skala nach unten einführte. Bisher ist der Ruf nach
hrung einer Progressiv-Einkommensteuer in Preußen
ört verhallt und demgemäß hat auch bei den Com-
l-Zuschlägen eine Progression nach oben nicht eingeführt
n können. Dazu kommt, daß ungeheure Beträge des
en Capitals bisher jeder Besteuerung sich entzogen haben.
jetzt gehen Mittheilungen durch die Blätter, wonach
rragende westfälische Großindustrielle nur einen ver-
ßmäßig geringen Theil ihres Einkommens versteuert
. In einer kleinen Stadt der Rheinprovinz, welche
Inzahl sehr reicher Familien zählt, hat sich wiederholt
rbgang die gleiche Thatsache ergeben. In der größten
chen Stadt wurde vor einigen Jahren die Wittwe eines
ndustriellen nach dem Tode des Geschäftsinhabers gleich
2 Stufen in der Einkommensteuer erhöht, ohne daß sie
r Lage gewesen wäre, dagegen Einspruch zu erheben,
hnliche Vorgänge haben sich auch in allerjüngster Zeit
holt. Die nächste Session des preußischen Landtages
rgeben, was der neue Finanzminister Dr. Miquel auf
Gebiete durchzusetzen vermag.

Im wenigsten hat bis jetzt der Kanzlerwechsel auf dem
e der Kirchenpolitik sich bemerkbar gemacht. In etwa
ngs im Reiche. Das Priester-Ausweisungsgesetz,
s die Aera Bismarck trotz der schließlich einstimmigen

Stellungnahme des Reichstages gegen dasselbe als Wa
dem Fechtboden nicht aufgeben wollte, ist endlich aufg
worden, und für die katholische Missionsthätigkeit wurd
das deutsch-englische Abkommen in allen afrikanischen
nien freie Bahn geschaffen. In den Einzelstaaten
sich dagegen die Kirchenpolitik in dem alten bureaukra
Geleise, wie insbesondere die Verhandlung des preu
Abgeordnetenhauses über die Sperrgeldervorlage dar
hat. Diese Vorlage selbst trug das Gepräge der dis
nären Gewalt-Politik und sie wurde mit Mitteln ve
wie sie den Gepflogenheiten dieser Politik entsprachen.

Wie anscheinend geflissentlich verlautbart word
war die Sperrfondsvorlage noch unter dem Ministeriu
marck ausgearbeitet worden und eine bessere Vorlage
die nächste Tagung des preußischen Abgeordnetenhau
Aussicht gestellt. Die Stellung des Herrn von Goßl
als erschüttert. Auch wir halten dafür, daß der
wärtige Cultusminister nicht lange mehr im Amte
wird, und zwar dürfte er über die Frage der Schul
stolpern, welche in der Reform des Lehrplanes f
Kadettenanstalten bereits ihre Schatten vorausgeworf
Der frühere Lehrer des Kaisers und „unverantwortlich
geber" desselben — um mit den unzufriedenen rheinis
fälischen Großindustriellen zu reden — ist, wie es
eifrig mit dieser Frage beschäftigt, bezüglich welcher der
gleichfalls seine sehr bestimmten Ansichten haben sol
aller Schmiegsamkeit wird Herr von Goßler auch au
gelisch-kirchlichem Gebiete schwerlich der mehr und mehr
Vordergrund tretenden orthodoxen Richtung genügen

Während in dem letzten Jahrzehnt der Regieru
Kaiser Wilhelm's I. die Geltendmachung der positiv
vielmehr positiver gewordenen Richtung dieses Mo
durch das Gegengewicht des Bismarck'schen Einflusses
dert wurde, und die kurze Regierungszeit Kaiser Friedri
dessen ausgeprägt liberal-kirchliche Anschauungen im

den nicht zur Geltung kommen ließ, ist die heutige Richtung
s preußischen Hofes eine zweifellos hochkirchliche. Prinz
nd Prinzessin Wilhelm haben das z. B. schon durch die viel
merkte und viel erörterte Theilnahme an der sogen. Waldersee-
ersammlung bekundet, welche der Förderung der inneren
ission gewidmet war. Kaiser Wilhelm II. hat nach seinem
egierungsantritt keinen Zweifel darüber gelassen, daß er auf
nst christlichem Boden steht: die Kaiserin bezeugt bei jeder
elegenheit reges Interesse für die evangelisch-kirchlichen Be-
rebungen im Sinne Stöcker's und der demselben näher
ehenden Theologen.

Was die Katholiken als solche von dem Regierungswechsel
u hoffen oder zu befürchten haben, läßt sich mit Sicherheit
och nicht erkennen. Von der Kaiserin muß man annehmen,
aß sie nach Geburt und Erziehung dem Katholicismus wenig
mpathisch gegenüber steht. Wenn irgendwo im deutschen
eich für katholische Lehre und katholisches Leben wenig
Sinn und Verständniß herrscht, so ist dies in Schleswig-
Holstein der Fall. Ein bäuerlicher Abgeordneter aus den
Herzogthümern hat mir z. B. drastisch geschildert, wie groß
ein Erstaunen gewesen, als er erfahren, daß eine sehr gebil-
dete und liebenswürdige Dame, mit welcher er an der table
d'hôte sich unterhalten, eine — Katholikin war. In der nächsten
Umgebung der deutschen Kaiserin haben gegenwärtig Theo-
logen den größten Einfluß, deren Gegensätzlichkeit gegen alles
Katholische notorisch ist.

Was den Kaiser anlangt, so ist keinerlei Thatsache
kannt, welche darauf schließen ließe, daß er seinen katho-
ischen Unterthanen nicht wohlgesinnt ist. Er hat eine
gemein sorgfältige Erziehung genossen und diejenige Persön-
chkeit, welche den größten Einfluß auf seine geistige Entwick-
ng gehabt hat, gilt als in kirchenpolitischen Dingen gerecht
 unbefangen urtheilend. Während seines Aufenthaltes
der Bonner Hochschule trat der damalige Prinz Wilhelm
 zu rheinischen katholischen Familien in freundliche Bezieh-

ungen. Nach seinem Regierungsantritte hat er wiede
hervorragende Katholiken ausgezeichnet. Kundgebungen
sisch protestantischer Kreise, welche eine Spitze gegen
katholische Kirche enthielten, fanden eine taktvolle B
wortung, welche hie und da die Kritik durchblicken ließ.

Sieht man von den Stimmungen an den hö
Stellen, soweit dieselben bisher erkennbar geworden sind
so läßt sich nicht verkennen, daß die kirchenpolitische La
deutschen Reiche zu ernsten Bedenken Anlaß gibt. In
protestantischen Kreisen zeigt sich wachsende Gereiztheit
Unduldsamkeit und zwar ist es die Predigerschaft, von
Hofpredigerschaft angefangen, welche hier den Ton a
Eine Zusammenstellung der gehässigsten Kundgebungen wä
der letzten vier Jahre würde ein wahrhaft erschreckendes
geben. Und zwar sind es bezeichnender Weise die ortho
Richtungen, welche sich in dem „Kampfe gegen Rom"
wärtig nicht genug thun können, während dieselbe
Katholiken in dem Kampfe gegen die Falk'sche Kirchen
vielfach zur Seite gestanden haben. Woher diese Erschei
Da auf katholischer Seite nichts geschehen ist, wa
Wandelung der Gesinnung hätte hervorrufen könne
bleibt nur die Annahme übrig, daß die Abneigung geg
Kirchenpolitik der 70er Jahre, soweit sie auf Bekän
der katholischen Kirche gerichtet war, mehr den Mitte
dem Zwecke galt. Am auffallendsten ist die veränderte H
seit dem Jahre 1886, welches die letzte kirchenpolitische
brachte, wohl bei dem „Reichsboten" hervorgetreten,
bis zur Herstellung des modus vivendi zwischen dem
und der katholischen Kirche in Preußen als Organ d
„Culturkampfe" abgeneigten Altconservativen sich bet
seitdem aber mehr und mehr in eine verbissen antikat
Anschauungsweise sich hineingearbeitet hat. Wie es
hat namentlich der Einfluß, welchen die Centrumsp
im öffentlichen Leben Deutschlands erlangt hat, da
Zerstörung der landläufigen Reformations-Legende

n's „Geschichte des deutschen Volkes", und anderer-
der geringe Erfolg der auf größere Selbständigkeit der
elischen Kirche gerichteten Bestrebungen im protestantisch-
boxen Lager ein Unbehagen erzeugt, welches sich in
setzten Angriffen auf die katholische Kirche Luft macht.
den Wirkungen ihrer Verhetzung beginnt den Blättern
Schlage des „Reichsboten" neuerdings selbst zu
n. So hat das Blatt im Hinblick auf die hochgradige
immung, welche die seitens des Reichscommissars
ann den katholischen Missionen in Ostafrika gespendete
ennung bei den protestantischen „Missionsmethodikern"
te, vor einer Unterschätzung der Schäden des protestan-
Missionswesens warnen zu müssen geglaubt und in
letzten Tagen sogar die „einseitige Frontstellung gegen
" als bedenklich bezeichnet, da dieselbe in vielen evan-
hen Köpfen Verwirrung anrichte und von den positiven
ufgaben des Evangeliums ablenke. Man könne sein
gelisches Wirken nur einengen, wenn man ihm immer
r den Einen Gesichtswinkel nach St. Peters Dom gebe.
Daß der „Reichsbote" genügenden Eifer für die positiven
ufgaben des Protestantismus vermißt, ist schon mit
icht auf die Berliner Verhältnisse verständlich. Die
iche Verwahrlosung der Reichshauptstadt hat einen wahr-
besorgnißerregenden Umfang angenommen. Wiederholte
uche, aus dem allgemeinen Staatssäckel Mittel bereit zu
n, sind im Abgeordnetenhause gescheitert. Nunmehr hat
Kaiserin selbst die Initiative zu Beschaffung ganz neuer
stantisch-kirchlicher Gebäude ergriffen und von den
liedern des königlichen Hauses ist auf ihr Betreiben zu
n Zwecke die Summe von 740000 M. zur Verfügung
lt worden. Wie ein kürzlich veröffentlichter Rechenschafts-
t ausweist, haben die privaten Sammlungen auch außer-
Berlins kaum den gleichen Betrag erreicht — ein mit
icht auf die in der Hauptstadt angehäuften ungeheuren
thümer nichts weniger als imponirendes Ergebniß.

Bei dieser Gelegenheit ist aber auch, namentlich
„Kölnischen Volkszeitung“, auf die Nothlage des Kathol
in Berlin wieder eindringlich hingewiesen worden.
zählt mindestens 150,000 Katholiken, besitzt also di
größte katholische Gemeinde in Preußen. Die Za
katholischen Volksschüler müßte ein Zehntel der Ge
schülerzahl betragen; in Wirklichkeit sind unter 184 Ge
schulen nur 10 katholische. Zu Tausenden gehen jäh
aus allen Theilen Deutschlands und namentlich P
nach der Hauptstadt strömenden Katholiken ihrer
verloren; nur eine Minderheit steht mit der Kirche
losesten Zusammenhange. Von einer geordneten S
kann bei der geringen Zahl der Kirchen und namen
Geistlichen nicht mehr die Rede sein. Hier stehen die
sten Interessen auf dem Spiele, zu deren Schutz
notorischen Unvermögen der Berliner Katholiken zur
hilfe alle Deutschen und insbesonders die preußischen
liken zusammenwirken müssen. Seit der Anregung
vorjährigen Generalversammlung in Bochum sind die
beständig geflossen. Die bevorstehende Coblenzer G
versammlung wird hoffentlich einen neuen Appell
lassen. So dringlich auch an anderen Orten die ki
Anforderungen sein mögen, eine so schreiende Nothl
in Berlin besteht nirgends.

Nach dieser Abschweifung komme ich auf die
politische Lage im Allgemeinen zurück. Kein ein
Beobachter kann sich der Wahrnehmung entziehen,
Elemente eines neuen „Culturkampfes“ reichlich vor
sind. Ob ein solcher thatsächlich ausbricht, wird vo
Reihe von Umständen abhängen. Ein großer euro
Krieg würde sicherlich auch nach dieser Richtung
haben, wie nach den Erfahrungen im Jahre 1866 un
anzunehmen ist. Ganz besonders aber dürfte die Ge
unserer socialpolitischen Verhältnisse hier von Bedeutung
lange die socialdemokratische Bewegung alle lebendigen

christlichen Volkslebens zur Abwehr in Anspruch nimmt, man jeden Versuch, die katholische Kirche lahm zu legen, ausgeschlossen erachten. Unter welchem Gesichtspunkte auch man die Dinge betrachten mag, so viel ist gewiß, die Katholiken im Reich keinerlei Vertrauensseligkeit und keinem Optimismus sich hingeben dürfen, sondern auf die Vertretung ihrer Rechte und die Wahrnehmung ihrer Interessen vor wie nach sorgsam bedacht sein müssen, speciell in ihrem Verhältniß zu der protestantischen Mehrheit der Volksgenossen nach dem Worte Hermann von Mallinckrodt's: „Nie angreifend, immer vertheidigend, aber mit Energie vertheidigend".

Vom Rhein, Mitte August.

XXXII.

Lorenz und Conrad von Bibra, Fürstbischöfe von Würzburg.

Der nachfolgenden Abhandlung dient zur Führerin eine Arbeit, welche anziehende Darstellung mit großer Gründlichkeit und ächt deutschem Fleiße verbindet.[1]) Nachdem wir vorerst über die Geschichte des Adelsgeschlechtes der von Bibra im Allgemeinen einige orientirende Bemerkungen werden vorausgeschickt haben, wollen wir das Leben und Wirken der in der Ueberschrift genannten Kirchenfürsten zum Gegenstande einer eingehenden Besprechung machen.

1) Beiträge zur Familiengeschichte der Reichsfreiherren von Bibra. Auf Grund urkundlicher Nachrichten bearbeitet von Wilhelm Freiherrn von Bibra, k. Oberlandesgerichtsrath. München, Kaiser. I. Band 1880; II. Band 1882; III. Band (erste Hälfte) 1888.

Der Name Bibra (Bybera, Biberach u. ä.) wird b
im 11. und 12. Jahrhundert von gegenseitig wohl
verwandten und an verschiedenen Orten (so in Schwaben,
Mainz, Erfurt, Worms ꝛc.) seßhaften Personen geführt. Na
und Wappen=Gemeinschaft bezw. Aehnlichkeit erfordert
keineswegs die nothwendige Annahme einer Abstammun
einem gemeinschaftlichen Stammvater; Namen und W
können vielmehr gleichzeitig an ganz verschiedenen Orten
nationalen Beschäftigung jener Zeit — in unserem Fal
Biberjagd — entnommen sein.

Als zuverlässiger Stammsitz der jetzigen Famili
Namens muß das im Herzogthum Sachsen=Meiningen g
Schloß Bibra (einige Stunden südlich von Meiningen, w
des Bauernkrieges 1525 zerstört) bezeichnet werden.
1207 wird hier ein Pfarrdorf Bibra genannt, und da
anzunehmen ist, daß zuerst die Veste Bibra erbaut un
unter deren schützenden Mauern die Ortschaft entstanden
wird wohl der Ursprung dieses Geschlechtes weit früher
setzen sein. Beim Uebergange in das 15. Jahrhundert
sich von dem weit verzweigten Geschlechte folgende H
linien unterscheiden: 1) die Adolfische Linie, st
von Berthold, genannt zu Schwarza (Band I, 153), V
Henneberg, gestorben um 1381; 2) die Berthold'sche;
Friedrich'sche; 4) die Anton'sche Linie; diese drei
stammen sämmtlich von Johann, dem Vertrauten und Hof
d. h. ersten Rath und Minister des Grafen Heinrich von
berg=Schleusingen (reg. von 1340—1347); 5) die Con
Linie, stammend von Berthold dem Aelteren, dem am 13.
1426 Bischof Friedrich von Amberg Schloß und Amt
tenberg (nächst Hirschaid bei Bamberg) mit seinen Zugehö
für 8455 Gulden gegen Wiederlösung sowie unter Vo
des Oeffnungsrechtes verliehen hat.

Aus den beiden letztgenannten Linien stammen jene
lichkeiten ab, mit denen wir uns nunmehr befassen woll

Die Anton'sche Linie wurde als solche von dem u
verstorbenen Anton von Bibra begründet; von dessen
Söhnen war der älteste, Hans von Bibra, dreimal v
Der ersten Ehe entstammten zwei, der dritten sechs

stgeborene aus dieser letzteren mit Agnes von Schenken= 5. November 1458 geschlossenen Ehe, Lorenz, ist n Lebensbild im Folgenden in großen, aber, wie wir dennoch nicht unklaren Zügen entworfen werden soll. s Geburtsjahr dieses um Kirche und Staat hochver= Mannes läßt sich nicht genau bestimmen, der Verfasser iliengeschichte nimmt 1459 oder 1460 an; der Ort der ist wahrscheinlich Mellerstadt. Bereits 1472 erscheint e Lorenz in Heidelberg immatrikulirt, und kaum zwanzig lt wird er zu Mainz und Bonn als Domherr genannt; August 1490 erläßt er als Syndicus des Erzstiftes einen Schiedsspruch in einer zwischen Verwandten seines tes ausgebrochenen Streitsache. 1491 tritt uns Lorenz Bürgschaftsurkunde als Domherr von Köln und Worms , wird aber in diesem Dokumente gleichzeitig bereits anonicus Herbipolensis" angeführt. Sein Aufenthalt wird nicht lange gewährt haben, da er nach dem am uar 1494 erfolgten Tode des Dompropstes Dr. Kilian bra zu Würzburg als dessen Nachfolger gewählt wurde. ie sehr nun aber der junge geistliche Würdenträger durch keit des Charakters und Wissens die Aufmerksamkeit und weiterer Kreise auf sich gezogen, beweist seine am ai 1495 einstimmig erfolgte Wahl zum Fürstbischof zburg und damit zum Herzog in Franken.

Nach Absterben Bischoff Rudolfs", schreibt Lorenz Fries r „Historie etc. der gewesenen Bischoffen zu Wirtzburg", eten die Capittelsherren einen tag zu bischofflicher wahl, May 1495 und auf gemelten tag erwehlten sie ihren obst Herrn Lorentzen von Bibra, als er gleich nicht ls 6 und ein halbjahr Dom=herr gewesen. Und auf bans=tag Montags den 25. May nahm er huldung von burgern zu Wirtzburg, zum Katzenwicker, vormittag 7 und 8 uhren, und auf denselben tag Urbani schickt Rom um päbstliche Bestätigung Herrn Micheln Truch= Doctor, Herr Görgen Fuchß und Herr Hanßen Voit, Domherren. Herr Michel Truchseß ward auf dem wege arb zu Rom, die andern 2 Dom=herren kamen mit der tion wieder heraus. Darnach uf Dienstag den 26. May

ritt der neu-erwehlte Fürst aus, das Land einzunehmen, n… den ersten und nechsten Weg uf Arnstein und zog das Biß… also herum, bis uf Dienstag nach Viti kam er wieder … Wirtzburg. Sontag nach Dionysii den 11. Oktober hielt … seinen auffgang und empfing seine bischöffliche Weyh … consecration".

Das Ceremoniell eines solchen „Auffgangs", das … dem Bischofe Erhold († 1172) festgesetzt wurde, schildern … bei Ludewig mehrere Chronisten; einer derselben schreibt … „Nachdem aber nun Kayser Friedrich Bischoff Erholden … seinem Stifft das Hertzogthum zu Franken . . . wieder … bate Bischoff Erhold die Graven, Herren, Ritter und … des Stiffts, daß sie zusammen sitzen, sich fleißig mit … unterreden und ihme ihren getreuen rath mitteilen wolten. Das thäten sie und fasseten derwegen ihren rath und gutdün… in etliche kurtze articul, die übergaben sie Bischoff Erholden … seinem Dom-capitul ohngefährlich uf diese meinung ge… . . . . . daß hinfüro so offt ein neuer Bischoff erwehlet w… derselbig nach empfangung seiner weihe uf einen benannte… barfuß und barhaupt, in einem grauen rock mit einem … umgürtet von dem brückenthor am Mayn den marck … herauf biß an die grethen durch die gemeldten vier Amt-G… (Marschalck, Truchseßen, Schenken und Cammerer) ge… da er von dem Domb-dechant, so mit der gantzen Clerisey … der grethen erschienen, um das erb des heiligen St. Kili… als ein demüthiger Bischoff ansuchen und bitten, und so … das zugesagt worden, alsdann wieder mit kleidern, wie … Bischoff geziemet, angelegt, in den Dombstifft des Salva… gehen, dem allmächtigen Gott lob und dank sagen, und … vollbrachtem göttlichen amt, als ein Hertzog zu Roß sitzen; … dann im auffsitzen der Marschall ihme den stegreiff halten, … seine gewöhnliche Behausung oder saal reiten, und mit … Fürsten, so ihme zu ehren erschienen, auch des Stiffts Gra… Freyen und Adel zum morgen-mahl niedersitzen und die … Erb-graven obgenannt, ihr amt verwesen sollen."

Unter den obersten Rathgebern, welche dem jugendli… Kirchenfürsten zur Seite standen (5 Dompröpste, 5 Dombech… 3 Weihbischöfe, 4 Generalvikare und 3 Kanzler), ist beson…

rzuheben Franz Eustachius Piccolomini, Cardinal von s, auch Dompropst zu Regensburg, am 22. September 3 unter dem Namen Pius III. zum Papste erwählt.

Wenn wir nun im Folgenden die vielseitige Thätigkeit des renz von Bibra, der den fürstbischöflichen Stuhl von zburg fast ein Vierteljahrhundert lang inne hatte, etwas ehender betrachten, so dürfen wir nicht vergessen, daß gerade Wirkenszeit dieses Mannes in eine Epoche fiel, die über- ch war an weltbewegenden Ereignissen: wir erinnern nur die Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst, den Constantinopels als bisherigen Bollwerkes der abendlän- en Christenheit, die Entdeckung einer neuen Welt, das reten Luthers. „Der Verlauf der Ereignisse hat gezeigt, Bischof Lorenz den Anforderungen, welche seine Zeit an als den Regenten eines nicht ganz unbedeutenden geistlichen tes, gestellt hat, gewachsen war, sowie daß derselbe das rauen des Domstiftes Würzburg, welches ihn trotz seiner Jugend zu seinem Bischof erwählte, auch verdient und namentlich der beginnenden religiösen Bewegung die für das Stift chtigen Wege zu finden gewußt hat“.

Des Fürstbischofs politischer Einsicht und Gewandtheit dienten sich nicht blos die Reichsfürsten, sondern selbst Kaiser ximilian und besonders auch der Kurfürst Friedrich von Sachsen. Schon im Jahre 1495 wohnte Lorenz von Bibra Dompropst dem Reichstage zu Worms bei, 1496 dem zu rdlingen; ferner nahm der Kirchenfürst persönlich noch Theil den Reichstagen von Augsburg (1500), Köln (1505), stanz (1507), Mainz (1508), Worms (1509) und Augsburg 510); der letzte Reichstag, welchem Lorenz persönlich beiwohnte, jener zu Augsburg 1518, wo bereits die religiösen Streitig- ten Gegenstand der Berathung waren und ein neuer Türkenzug chlossen wurde. Obgleich Kriege und Fehden im Vergleich den vorausgegangenen und nachfolgenden Zeiten weniger lreich waren, wurde der Bischof dennoch in den berüchtigten, der größten Barbarei geführten Landshuter Erbfolgekrieg, wie in die Streitigkeiten unter Götz von Berlichingen und die Händel mit dem gewaltthätigen Herzog Ulrich von Württemberg rwickelt. Auf das entschiedenste trat in dem erstgenannten

Kriege Bischof Lorenz auf die Seite der Söhne Ruprecht
der Pfalzgräfin Elisabeth, deren Tod in Folge des Sch
über die bei Schönberg (unweit von Regensburg) am 12. Sept
1504 erlittene Niederlage erfolgt sein soll.

Als Götz von Berlichingen durch Beraubung von sch
rischen Kaufleuten, die eben von der Leipziger Messe
Nürnberg nach der Heimath zurückkehren wollten, den
frieden gebrochen hatte, wurde die Verfolgung der Räube
schwäbischen Bunde, der den Bischof nebst dem ganzen
burger Stift gerne zu den seinigen gezählt hätte, aufge
Es erfolgte von Seite des Bundes ein „Aufgebot“, un
energisch dasselbe alle Kräfte zusammenzuraffen wußte,
daraus, daß u. a. die Stadt Straßburg ganze zwei Reis
stellen hatte! Götz und seine Helfershelfer wurden au
Tage zu Augsburg (1513) zu 14,000 Gulden Entschä
an die Beraubten verurtheilt (die den Kaufleuten von
Strauchrittern entrissene Baarschaft selbst belief sich auf 88
und der Vollzug der vom Reichskammergericht zu Fra
über die Ruhestörer verhängten Reichsacht dem Stifte Wür
übertragen; auf Vorstellung des Fürstbischofs wurde di
jedoch im nächsten Jahre wieder aufgehoben und Lorenz
die Ermächtigung, die Güter der Raubritter gegen Entri
von 12,000 fl. an die kaiserliche Kammer in Besitz zu ne
Die milde Art, mit welcher der Bischof in dieser
Angelegenheit gegen den auch beim Kaiser nicht unbel
Berlichingen vorging, brachte ihn übrigens beim schwä
Bunde in einen gewissen Mißkredit.

In den Händeln wegen des Herzogs Ulrich von Wü
berg stand der Herr von Würzburg auffallender Weise
auf Seite dieses Mannes als der zahlreichen Feinde des
seine Bemühungen, den rücksichtslosen Ulrich mit dem
völlig auszusöhnen, scheiterten indeß an dem wilden Vo
des Herzogs, dessen sich derselbe neuerdings schuldig
Bekanntlich verlor Ulrich zum zweitenmale den Herzogsh

Des Bischofs Beistand gegen die Türken beschränk
wie es in der Natur der damaligen Verhältnisse lag, l
auf eine Aufforderung an die fränkische Ritterschaft, we
im Auftrage des Kaisers Maximilian ergehen ließ, daß

ahlung der Reichssteuer gemäß der auf dem Wormser
tage gefaßten Beschlüsse geleistet werden solle.
Da es dem Sohne des Kaisers Friedrich III. bei aller
lichen Tüchtigkeit nicht gelang, das besonders durch die
se Regierung seines Vaters außerordentlich geschwächte
iche Ansehen nur einigermaßen wieder herzustellen, so
die einzelnen Glieder des regierenden Körpers im heil.
hen Reiche deutscher Nation geradezu darauf angewiesen,
eitig Anschluß und Bundesgenossenschaft zu suchen. So
der Fürstbischof von Würzburg „zur Abwendung muthwil-
Fehden, eingebrochener täglicher Raubereien und der
waltigung des Adels" verschiedene Verträge und Bünd-
worin man sich gegenseitig in Zeiten der Noth und des
s durch Fußvolk und Reiter zu unterstützen versprach;
ge Vereinigungen kamen u. a. zu Stande mit den
fen von Bamberg und Eichstätt, sowie dem Markgrafen
ich von Brandenburg-Ansbach, ferner mit dem Kurfürsten
ich von Sachsen, dann mit der Stadt Nürnberg, endlich
m schon erwähnten Herzog Ulrich von Württemberg und
heinischen Pfalzgrafen. Merkwürdig ist und bleibt bei
Umständen, daß Bischof Lorenz sich den Anschlußbestreb-
des schwäbischen Bundes gegenüber ablehnend verhielt;
m aber auch der Verfasser unseres Werkes, der zur Lösung
Frage wohl am competentesten erscheinen dürfte, keine
n Aufschlüsse zu geben weiß, bleibt diese Frage eine
; vielleicht ließe sie sich durch nähere Erforschung der
ungen des Bischofs zu dem mehrgenannten Württemberger
ge lösen.
Dank der guten Verwaltung seines Vorgängers, des
fs Rudolf, sowie der relativ friedlichen Verhältnisse im
konnte der Kirchenfürst verschiedene Erwerbungen, bezw.
nd Einlösungen vollziehen, umsomehr als seine friedliche
nung Streitigkeiten mit Ritter und Bürgerschaft möglichst
meiden trachtete. Von kleineren Differenzen sind einige
rwähnung werth. 1496 war ein Baderknecht von einem
des Stiftes bei einer Arretirung erschlagen worden; aus
dieses Vorfalles ließ der Bürgermeister von Würzburg
r bischöflichen Behörde Vorstellungen machen mit der

Bitte, es möge solches in Zukunft nicht wieder vorko
Dieses Promemoria fand indeß beim Bischof eine ung
Aufnahme, er ließ der städtischen Behörde eine Rüge er
und die Erklärung zugehen, er werde künftig nicht mehr
Stadt herabkommen, sondern ausschließlich auf dem Frauen
verbleiben; darüber gerieth die Bürgerschaft in nicht g
Besorgniß, sie ließ alsbald um Entschuldigung und W
zuwendung der fürstlichen Gnade bitten. Dieses von
unter Anführung der Quellen erzählte Vorkommniß ist
und für sich ganz unbedeutend, jedoch nicht ohne culturhis
Bedeutung, und zeigt auch die Energie des Kirchenfürst
Wahrung seiner landesherrlichen Autorität; wir wissen, w
und in welchem Grade dieselbe bereits sechs Jahre nach
Hingange des Bischofs Lorenz unter seinem Nach
(Conrad III., 1519—1540) Einbuße erlitten hat.

Verhängnißvoller gestaltete sich ein Vorfall, bei de
Priester ermordet wurde; der Thäter konnte nicht er
werden und der Bischof verhängte über die Stadt Wü
das Interdikt, eine für jene Zeiten geradezu vernic
Strafe; Taufe und Trauung wurden versagt, die Verstor
ohne kirchliches Geleit der Erde übergeben, kein Sa
gespendet. Endlich als das Volk Miene zu einem A
machte, entschloß sich der Fürstbischof, das schreckliche
zurückzunehmen.

Daß ein Mann von der Stellung und Bedeutung
auch zu manchem schiedsrichterlichen Amte berufen wur
leicht erklärlich, ebenso, daß der Bischof der gesetzgebe
Thätigkeit im Gebiete seiner Unterthanen große Aufmerk
zuwandte. So wurde in letzterer Beziehung im Jahre
eine „Newe Reformation des Landtgerichtes des Herzogt
zu Franken“ vorgenommen. Diese neue Gerichtsordnung
sich, wie W. v. Bibra bemerkt, als ein gesetzgeberisches
von großer Bedeutung dar, welches auch jetzt noch von
juristischen Interesse ist, weil dasselbe für das 16. Jahrh
den Civilproceß in erster und zweiter Instanz vollkommen

1506 erschien eine neue Jagdordnung. Das folgend
brachte eine Verordnung, „wie man auf der Gassen sol
Darin wird „allen Personen, geistlichen wie werntlichen

[...]n und Burgerssöhnen, Handwerks- und Heckersknechten" [...]n, des Nachts mit Waffen und ohne Licht auszugehen, [...]em sich viel unfug in unserer Stat mit tod slahen, [...]dung, aufstossung der Häuser und sonnst in mancherlei [...]egeben". Fünf Jahre nach dieser Verwarnung muß der [...] schon wieder eine solche ergehen lassen, „daß Niemand, [...] geistlich oder werntlich, bei nächtlicher weyl niemants [...]thüre aufstoß bei Vermeidung von gefänkniß und hertig- [...]Leibesstraf". In gleicher Art sollen Strafe erleiden alle, [...]e nächtlicher weile auf den gassen mit paucken (!) schlagen, [...] geistlich oder werntlich". — Für die Stadt Ochsenfurt [...]509 eine neue Polizei-Ordnung erlassen, für das gesammte [...]gebiet bezüglich des Messe- und Fremdenverkehrs verordnet, [...]an den Thoren überall stattliche dapfere personen stehen [...]ie kommenden examiniren, die Bettler aber nicht einlassen [...]"; die Wirthe sollen die Fremden anzeigen u. s. w.

[...]ußer dem Erlasse einer „Fischordnung" und einer „Feuer- [...]ng" erging 1508 das „Gebott der Juden", welches alle [...], deren Wucher bereits Bischof Rudolf (1466—1495) [...]gengetreten war, aus dem Gebiete des Stiftes auswies, [...]etretungsfalle deren Verhaftung gebot und nur gestattete, [...]man einzelnen durchreisenden Juden eine Nacht lang [...]rg, Speise, Trank und gewöhnliches Geleite gebe.

[...]Auch der Verbesserung der Münzverhältnisse wandte der [...]of große Sorgfalt zu; bereits ein Jahr nach seiner [...]kration erließ er ein neues Münzedikt, in welchem „um [...]Mangel einer redlichen, beständigen, gankhaften und gemeinen [...] vorzubeugen", die Ausprägung von Schillingern (damals [...]. 17 Pf. unserer jetzigen Geldwährung), Pfennigen und [...]n angeordnet wurde. Die Schillinger trugen (vergl. [...] II, 306 ff.) auf der einen Seite das Bild eines Bischofs [...]Meßgewand und Inful, sowie mit Schwert und Bischofs- [...]sodann die Umschrift: Sanctus Kilianus, auf der Kehr- [...]aber einen Schild mit dem Rechen und der Umschrift: [...]ntius Episcopus herbip. Franciae dux. 1496. Die [...]ige zeigten ein Kreuz, das Würzburger Monogramm, [...]s auf der östlichen Seite des Domes angebracht ist, [...] die Heller ein Panierlein. — Der erst in die Welt getre-

tenen Buchdruckerkunst wendete Bischof Lorenz, von dem leb Wunsche beseelt, unter seinem Klerus die oft sehr lücke Bildung zu erweitern, große Sorgfalt zu; Meß= und G bücher wurden zahlreich gedruckt, und 1518 dem Buchd Johann Lobmayer ein Privilegium auf sechs Jahre er „auch was uns im druck zu geben notturftig wirdet, deßhalb zu drucken“. Lobmayer war hienach, schreibt Verfasser unseres Werkes, der erste Hofbuchdrucker in W burg und erhielt in dieser Eigenschaft, wie andere Hofd die „Hoffpeiß uff unnserem schloß frawenberg“.

Haben wir bisher den Fürstbischof mehr als welt Regenten betrachtet, so wollen wir nun seine ebenso um als schwierige Thätigkeit auf geistlichem Gebiete einer Würd unterziehen.

Es darf und soll nicht geleugnet werden, daß bei e nicht unbeträchtlichen Theile der damaligen Geistlichkeit in B auf ihre Lebensführung bedenkliche Erscheinungen zu Tage tr hier die Axt anzusetzen, so manchen dürren Ast abzuhauen manche Wucherung am Lebensbaume der Kirche auszuschn diese Aufgabe war schwer, schwerer wohl, als wir heut beurtheilen können. Der Kirchenfürst, in seinem Priv mustergiltig, suchte, soviel in seiner Macht lag, Excessen v beugen, und war ihm solches unmöglich gewesen, durch ene Bestrafung wenigstens eine Wiederholung derselben zu verhin

Mehrere Kirchen, in erster Linie aber den Dom zu W burg, stattete der Bischof reichlich aus; so ließ er durch bekannten Bildhauer Dill Riemenschneider (vgl. diese Bl. Bd. S. 670 ff.) am Tabernakel des Hochaltars der Domkirch Würzburg ein vergoldetes Standbild des Heilandes, ferne 70 Mark Silbers schweres, mit Edelsteinen reich besetztes frauen=Standbild mit dem Jesuskinde, ein Jahr vor s Tode die Statue des hl. Kilian im Werthe von 2000 fl. und eine solche der hl. Jungfrau anfertigen. Auch die Liebf kapelle und das Schottenkloster in Würzburg wurden vo freigebigen und kunstsinnigen Oberhirten bedacht. Der genannte Dill Riemenschneider, dem der Bischof sehr viele zur Ausführung übertrug, fand in ihm einen hohen G und Beschützer seiner Kunst.

der Reform der Klöster widmete sich der Fürstbischof mit
kräften. Insbesondere war er bestrebt, das 1134 von
of Embriko gestiftete Schottenkloster in Würzburg wieder
en und würdigeren Verhältnissen zuzuführen. Dasselbe
theils durch die schlimme Zeitlage, theils auch durch un-
igende Wirthschaft seiner Aebte derart in Verfall gerathen,
nur mehr die nackten Wände übrig waren. Nachdem Bischof
renz auf seine Kosten die Klosterkirche vollständig restauriren
in einen würdigen Zustand hatte versetzen lassen, fügte es
glückliches Ereigniß, daß für das neuerstandene Kloster ein
gewonnen wurde, dessen Name bereits damals den besten
ng besaß: es war Johannes Trithemius, der als Abt des
sters Sponheim bei Kreuznach in Folge der Wirren, die
früher besprochene Landshuter Erbfolgekrieg mit sich brachte,
seinen Mönchen zerfallen war und deßhalb gerne die ihm
dem Würzburger Bischof angebotene Würde eines Abtes
Schottenkloster annahm (1506). Er hat dieselbe bis zu
em am 13. Dezember 1516 erfolgten Tode auch rühmlich
hauptet.

Einen weiteren, ziemlich umfangreichen Abschnitt widmet
er Verfasser unseres Werkes einer Schilderung und Besprechung
er reformatorischen Bestrebungen Luther's und der Beziehungen,
welche hierbei der Fürstbischof von Würzburg entweder that-
sächlich äußerlich getreten ist oder innerlich getreten sein mochte.

Um gleich diese letztere, sicher nicht uninteressante Frage
beantworten, so schreibt hierüber v. Bibra (S. 323): „Es
eine oft gestellte Frage: welche Stellung hätte wohl Bischof
renz zu der gewaltigen Reformationsbewegung des Dr. Martin
ther genommen, wenn er, als es zur großen Trennung kam,
h am Leben gewesen wäre? Der Verfasser dieser Blätter
mmt kein Anstand, die zuweilen aufgestellte Annahme, auch
schof Lorenz wäre wohl in der Folgezeit zur evangelischen
che übergetreten, geradezu als irrig zu bezeichnen. Erzogen
d ergraut in ächt katholischem Sinne, zusammenlebend mit
em Kapitel, welches in der alleraufgeregtesten Zeit (aus welchen
ünden, ist hier gleichgiltig) in seiner ganz entschiedenen Majo-
ät der katholischen Kirche treu geblieben ist, wird man bei
schof Lorenz in seinen späteren Lebensjahren eine Aenderung

seiner religiösen Ueberzeugung um so weniger annehmen und dürfen, als derselbe wiederholt thatsächlich gezeigt ha er mit aller Zähigkeit an den Einrichtungen seiner Kirch wandelbar bis an sein Lebensende festhielt."

Wir sind mit dieser Darlegung vollkommen einverst ja wir möchten es bei einer gerechten Würdigung alles was uns über den Lebensgang, Charakter und das Wirk Bischofs vorliegt, ganz unverständlich bezeichnen, wie übe jene oben erwähnte Frage gestellt und noch mehr, wie d könnte in positivem Sinne beantwortet werden. Daß B Lorenz gleich vielen andern seiner Amtsbrüder, wäre ih längeres und auch von Krankheit minder gestörtes Dase schieden gewesen, mit allen Kräften dahin gewirkt hätte, damals faktisch bestehenden und durch die religiöse Bew zu einer förmlichen Tagesfrage gewordenen Unzukömmlichk ja selbst Mißbräuche abzustellen: dies bei Lorenz v. Bibra zunehmen, erfordert die gerechte Beurtheilung der Reinheit Lebens und der Würde seines Amtes. Nie und nimmer hätte sich der überhaupt mehr zur Milde und Versöh neigende Charakter dieses Mannes verleiten lassen, in hohen, so verantwortungsvollen Stellung ein Beispiel zu g das von geradezu unberechenbaren Folgen und der schw Schädigung des Wesens der katholischen Kirche wäre be gewesen.

Was des Bischofs äußere Beziehungen zur Reform anbelangt, so beschränken sich diese auf eine, allerdings pe liche, Begegnung mit Martin Luther in Würzburg im 1518. Luther reiste nämlich zu einer in jenem Monate findenden allgemeinen Versammlung des Augustinerorde Heidelberg mit seinem Prior Dr. Staupitz, und nahm bei Reise durch Würzburg Veranlassung, sich hier auch dem Bi vorzustellen und demselben seine Empfehlungsbriefe pers zu überreichen. Bischof Lorenz nahm den jungen Dokto Theologie, der durch sein Vorgehen in Wittenberg schon so g Aufsehen erregt hatte, freundlich auf und erbot sich, ihn sichere Führer nach Heidelberg geleiten zu lassen; Luther lehnte das Anerbieten dankend ab und setzte seine Re Wagen fort.

erübrigt uns noch, das Privatleben und den Tod des
Lorenz mit einigen Worten zu berühren; außerordentlich
t uns hierüber erhalten. Mit Recht stellt indessen der
h seines edlen Ahnherrn aus der Thatsache, daß ein
on Hutten sowohl wie ein Geiler von Kaisersberg, die
ft Alles aufspürten, was Anlaß zu Tadel und Satire
Bischofs Lorenz niemals Erwähnung thun, die gewiß
begründete Behauptung auf, daß eben des Kirchenfürsten
n untadelhaftes, seiner hohen kirchlichen Würde durch=
prechendes gewesen sein muß. Abhold allen rauschenden
nd Vergnügungen brachte er seine Tage, soweit es die
en Zeiten erlaubten, ruhig dahin, doch wahrscheinlich
oßen Theil seines Lebens durch Krankheit gequält, was
ch die sämmtlichen erhaltenen Porträts insofern bestätigt
s dieselben einen gewissen leidenden, fast wehmüthigen
usdruck aufweisen.

renz Frieß von Mergetheim hält dem Bischofe den fol=
Nachruf, wobei wir zugleich die näheren Umstände seines
nd Begräbnisses erfahren:

ischoff Lorentz ist beym Kayser Maximilian und allen
sten des Reichs in großem ansehen und achtung ge=
Es haben auch auf seinen rath alle Stände des Reichs
Reichs=tage ein aufsehen gehabt. Er hat den Stifft
g nicht weniger denn sein vorfahr Bischoff Rudolph
und gereichert, in städten und schlössern viel gewaltige
d kellereyen vom neuen gebauet, hat aber in seiner
g nicht viel gesunde tage gehabt. Die Frantzosen (so
man damals einen häufig vorkommenden bösartigen
g) haben ihn wohl gepeinigt und das eine aug zer=
ß er dasselbe mit niedergesenktem pareth verdecken mußte.
er viel krankheit erlitten, fast krank und schwach war,
nerckt, daß seines lebens und krankheit halber der Stifft
hl versehen wäre: schrieb er uf S. Blasii-tag anno 1519
om=herren, zeiget ihnen an seine krankheit und unver=
it, und daß er dem Stifft nicht mehr vorstehen. Bath
die Capittels=herren, ihme Herr Conraden von Thüngen
djutor zu geben und zu bewilligen, und unterschrieb
rieff mit eigener hand. Die subscription aber war

seiner vorigen hand ungleich, denn er fast krank und sch
und nicht mehr schreiben kunt. Derselbe brieff wurde
Capitel überantwortet und verlesen, aber die Capittels-h
schlugen ihm sein begehren ab, wollten in die Coadjutorey
willigen, sondern wo es zum Fall käme, eine freye wahl
behalten. Also über 3 tage hernach, nehmlich auff S.
theen-tag den 6. Febr. anno 1519 auff den abend um
starb Bischoff Lorentz uf unser Frauen-berg, da er au
nacht stehen blieben. Uf Montag nach mittag ward e
herrlicher procession auf einem stuhl zun Schotten get
auf Dienstag hernach von Schotten in Dom-stifft, allda e
über nacht stehen blieb. Mitwochen hernach früh trug
ihn ins neue Münster, allda wurde ihm vigil und seel-
gesungen, darnach begraben und ihm ein herrlicher stein[1]
dem obengenannten Dill Riemenschneider, den aber Frieß
würdiger Weise ‚Dalo Alpino Schneider' nennt] auffg
worden."

Wie Eingangs bemerkt, stammt die Conrad'sche Li
von Kunz von Senftenberg; dessen dritter Sohn (Hartung
aus der Ehe mit Margaretha, einer Tochter des Lampre
Seckendorf-Rynhofen, vier Söhne: Lamprecht, Martin, Co
und Georg.

Der dritte Sohn aus dieser Ehe, mit dem wir uns
mehr etwas näher befassen wollen, ist nach Bibra's A
der für die Conrad'sche Linie zumeist die Urkunden und C
bücher des k. Archives zu Bamberg benützt hat, im Jahre
geboren. Es ist uns zwar das Jahr der Geburt nicht
überliefert, doch stützt sich der Autor hiebei auf die Erb
gungsakten des Hochstiftes Würzburg, zufolge deren
Conrad z. Z. seines Ablebens 54 Jahre alt war.

Frühe schon entschloß sich der junge Conrad für den
lichen Stand; bereits 1504 wird er im November sowo
dem Domstifte Bamberg als Würzburg aufgeschworen, w
sich dann als can. herbip. theologischen Studien zu Ingo
Im Jahre 1524 wird ihm gestattet, in Würzburg m
Pfründen zu besitzen, doch verzichtet er bald wieder a
eine derselben zu Gunsten seines Vetters Moritz von
Auch in Bamberg erwarb sich Conrad eine Pfründe, ver
aber wieder auf dieselbe, doch nur, um sich später wiede
solche zu erwerben. Mit Recht stellt der Verfasser de

---

1) Eine nähere Beschreibung dieses schönen Grabdenkmal
der Leser im 102. Bande dieser Blätter S. 675.

hte des Bibra'schen Geschlechtes die Frage: „Was gab wohl
ß zu dem so häufigen Verzichte und Wiedererwerbe der
herrnpfründen?"

Nachdem Conrad auch lange Zeit die Stelle eines Stifts-
n zu Neumünster bekleidet hatte, wurde er am 28. April
0 zum Stiftspropste daselbst ernannt, vertauschte diese Würde
bereits nach zwei Monaten mit der eines Nachfolgers des
hofs Conrad von Thüngen.

Die Zahl der auf den 1. Juli zur Bischofswahl nach
rzburg zusammengerufenen Kapitelherren war diesesmal ge-
er als sonst; die Stelle des erst jüngst verstorbenen Domherrn
trich von Thüngen war noch unbesetzt, ein zweiter Domherr,
an von Fuchs, wagte dagegen nicht nach Würzburg zurück-
hren aus Furcht vor einer Verhaftung, wozu er allerdings
en eines gegen den Domherrn Dietrich Wolf von Schaumberg
ntlich ausgeführten blutigen Ueberfalls begründete Ursache hatte.

Nachdem Conrad, wie bereits oben bemerkt, am 1. Juli
40 (das bei Bibra a. a. O. S. 440 angegebene Jahr 1544
uht wohl auf einem Versehen des Setzers) zum Bischof in
rzburg und damit zum Herzog in Franken einstimmig er-
hlt worden war, „begaben sich die Domherren von da unter
n Vortritte des Gewählten in feierlichem Zuge in die nahe
mkirche, von welcher derselbe, indem er selbst nach alter Sitte
s Henlein, auch Heinlein genannt (eine Glocke, vgl. ‚Freund
in') zog und sich auf den Hochaltar setzte, förmlich Besitz nahm."

Sobald dann der neue Fürstbischof vom 3. Juli an bis
m 14. November sein Stiftsgebiet zum Zwecke der Huldigung
reist und damit eine für seine Gesundheitsverhältnisse sehr
strengende Aufgabe beendet hatte, auch mittlerweile die am
. Juli an Papst Paul III. behufs der Bestätigung der Wahl
sandte Deputation am 5. November wieder in Würzburg mit
r päpstlichen Bestätigungsbulle eingetroffen war, konnte Bischof
onrad wohl daran denken, die eigentlichen Zügel der Regie-
ng, geistlicher wie weltlicher, kräftig in die Hand zu nehmen.
och des Bischofs Gesundheit war bereits vor seiner Erhebung
f den Würzburger fürstbischöflichen Stuhl gebrochen, und diese
aurige Thatsache läßt uns wohl so manche Umstände in der
rzen, kaum vierjährigen Regierungszeit des Bischofs erklären,
e außerdem leicht geeignet sein könnten, das Bild seines Lebens
d Charakters etwas undeutlich und unsicher zu gestalten.

Ein Hauptzug seines Wesens war, wie es scheint, über-
oße Nachsicht und oft an unrechter Stelle geübtes Wohlwollen,
genschaften, die je nach der Zeit und den Verhältnissen eher
Fehlern als zu Tugenden sich entwickeln können. (Vgl. Bibra
a. O. S. 446.)

Unaufgeklärt bleibt auch besonders das Verhältniß, in welchem

der Bischof zu dem später mehr berüchtigt als berühmt gewo
Ritter Wilhelm von Grumbach gestanden ist. „Bald gesch
Stifte Würzburg nichts ohne den Willen Grumbachs; die
lichen Räthe waren ihm gegenüber machtlos.“ (S. 447

Zu Ostern des Jahres 1542 brach in Würzbur
schlimme Krankheit aus. Der schon oft citirte Frieß
(bei Ludewig S. 929 ff.), daß um Ostern „in allen Pfar
anfing zu sterben und regiert pestis, doch gnädiglich, bis
im sommer; da nahm es gewaltig über hand, also daß
zog wer mochte. Auff Montag Timothei ritt Bischoff
weg gen Ascha; die Dom-herren machten Absenz von Ba
mäi bis uf Cathedra, und flohen alle hinweg jung un

Bischof Conrad hatte, wie derselbe Chronist bericht
Anwesen selten zu Hof auf unser Frauenberg, sondern
Stadt in seinem Hof Röttelsee. „Und als er am stein
kommen und schwach worden, sich seine krankheit täglich
schickt er nach einem artzt gen Nürnberg“ (als Leibarzt in
burg hatte Bischof Conrad einen gewissen Jakob Ju
Bibra a. a. O. S. 447), „der auch eylends herabgeritt
artzneyen seinen Fleiß zu thun.“ Als aber die Heilkuns
würckt, „ließ er sich Mittwochen Sixti den 6. August mi
lichen sacramenten bewahren, im obbemeldten hof Röttels
nach den 8. Aug. Cyriaci zwischen 8 und 9 uhren,
Procession um die stadt gehalten, verschieden.“

Am Tage vor seinem Ableben hatte er noch le
über seinen Nachlaß testirt, nachdem ihm das Domkap
Erlaubniß ertheilt hatte, über 5000 fl. aus der Stifts
zu verfügen, weil er „durch nicht Präsenz auf den Reic
dem Stifte viel Geld erspart habe.“ Thatsächlich hatte
Conrad während der Zeit seiner Regierung keinem
Reichstage beigewohnt, ein Verhalten, das wohl in ers
auf seine schwer erschütterte Gesundheit zurückzuführen sein
Eigenthümlich muß einen jeden Leser das bei Ludewig (
über die Beerdigung des verstorbenen Fürstbischofs Mit
berühren: „Man legte ihn in ein Truhen mit schwartze
wand überzogen und zu ihm eine schlechte inful, stab und s
Er hatte nicht bischöfliche Ornamente an, sondern ein
und Manipel, auf dem Kopfe ein schwarzes Baret,
Händen Stab und Schwert.“

Ein im Dome zu Würzburg errichtetes, von Mich
zu Forchtenberg gefertigtes großes Grabmonument aus
zeigt die Gestalt eines vor einem hohen Crucifixe k
Bischofs, zu dessen Knieen Mitra und Krummstab liege
einem das Ganze krönenden Aufsatze ist wieder (gleich
einer ebenfalls in dieser Kirche befindlichen, in Bibra's
abgebildeten, den Bischof in aufrechter, mit dem Herzog

beten Figur darstellenden Metallplatte) das Wappen des s und das der Herzoge von Franken, vereinigt mit dem 'schen, angebracht. An den Seiten dieses großen Wappens zwei geharnischte Männer die Wappen des Hochstiftes burg und des Herzogthums Franken, während zwei unter ben auf Säulen angebrachte Löwen die Wappen der Familien und Seckendorf, sowie zwei weitere, am Fuße des Grab- befindliche Löwen die Inschrift und die Wappen Aufseß lonia von Aufseß dürfte nach Bibra's Vermuthung die Stief- r des Bischofs Conrad gewesen sein) und Bestenberg halten.

Die Inschrift auf dem Monumente lautet in ihrem An- Conrado a Bibra IIII. eius nominis, Wirceburg. Eccle- electo et confirmato Praesuli Franciaeque orientalis in- Duci, viro magnanimo, miti, sereno, pacis et com- is tranquillitatis praecipuo amatori.

Am Schluß des Epigramms stehen die Distichen:

Gloria, nomen, opes, applausus, forma, potestas,
Ob quae ego non paucis ante beatus eram,
Quaeris, nunc ubi sint? Brevibus capis: invida mecum
Cuncta sub hunc tristem fata tulere rogum.
Sola manet terris non constans fama superstes,
Incertis votis his probor, his reprobor:
Iudicium at multo magis est coeleste verendum,
Pro meritis cuiquam praemia digna ferens.

Zu der „Berichtigung" aus Reinickendorf.

Eine wohllöbliche Redaktion der „Historisch-politischen ter" ersucht der Unterzeichnete zur Klarlegung des wirk- Thatbestandes der katholischen Schulangelegenheiten in ickendorf das Nachstehende in dem nächsten Hefte veröffent- zu wollen.

Die Berichtigung des Herrn Pfarrers Schelck im 3. Heft: ht ein einziges katholisches Kind wird zur Theilnahme am gelischen Religionsunterricht gezwungen ꝛc." ist richtig, so- die jetzige Lage in Betracht kommt, bedarf aber einer Er- ung dahin, daß der katholische Religionsunterricht erst am pril 1889 nach langen Kämpfen eingerichtet worden ist, ferner bis etwa September 1888 alle die hiesigen Schulen henden katholischen Kinder zum protestantischen Reli- sunterrichte gezwungen wurden und zwar von swegen. Zum Beweise diene, daß der Eigenthümer Marohn auf wiederholte Zuschriften von dem Stellver- des Herrn Lokalschulinspektors Schelck, Herrn Prediger g in Pankow, unterm 14. August 1888 die wörtliche Er-

klärung erhielt: „Wenn Sie katholisch sind, so können Kinder auf Ihren Antrag von der Theilnahme am Relig unterrichte dispensirt werden. In Vertretung. Rettig. diger.“ Eine Dispense setzt unbestritten ein Gebot, eine pflichtung bezw. Zwang voraus.

Der Herr Lokalschulinspektor Schelck stellt sich in öffentlichen Entgegnung (Neue Vorort-Zeitung Nr. 162 Jahres) auf denselben Standpunkt, indem er sich auf ein Kan gerichtserkenntniß beruft, dessen Existenz er nebenbei b bisher noch nicht nachgewiesen hat, mit der Erklärung: Erkenntniß des Kammergerichts, einer gewiß rechtskundige stanz, muß, wenn andersgläubige Eltern Befreiung Kinder von dem confessionellen Religionsunterricht der wünschen, ein dahin zielender Antrag bei der Schulauf behörde gestellt werden 2c.“

Also Befreiung erst auf Antrag, das nenne ich Verpfli und Zwang.

Schließlich bemerke ich, daß diese Art und Weise, die lischen Kinder zur Theilnahme am protestantischen Relig unterrichte zu veranlassen, mit den gesetzlichen Bestimmung direktem Widerspruche stand. Vergl. 1. D. Allg. Land Thl. II, Tit. 12, § 11, wonach Kinder, die einer an Religion angehören, als welche in der öffentlichen Schule g wird, nach den Gesetzen des Staates erzogen werden sollen, betreffenden Religionsunterrichte in derselben beizuwohnen angehalten werden können.[1] 2. Ein Ministerialrescript 3. März 1847, in welchem ausgeführt ist, daß die Theil andersgläubiger Kinder am Unterricht in der Religion u der biblischen Geschichte nur dann gestattet ist, wenn die oder Vormünder dieses ausdrücklich verlangen. 3. Minis Erlaß vom 18. Mai 1886 (abgedruckt in Dr. Schneide Dr. Brehm, das Volksschulwesen im Preußischen Staate B Seite 444), wonach Religionsunterricht für die Kinder con neller Minderheiten da einzurichten ist, wo die Zahl der nicht unter 12 herabgeht.

Die Einrichtung des katholischen Religionsunter erfolgte erst nach wiederholten Vorstellungen und Ein beim Ministerium des Innern, obwohl damals über 50 nachgewiesen wurden. Endlich constatire ich, daß die katho Kinder thatsächlich erst nach gestelltem Antrage dispensirt w sind, bezw. von dem Zwange befreit wurden.

Reinickendorf, den 13. August 1890.

Joh. Leop. Bans
Curatus.

---

1) Damit stimmt überein die präcise Erklärung des Minist Goßler am 7. März 1889 im Abgeordnetenhause.

XXXIII.

Dom Mabillon und die Maurinercongregation.

Die monastischen Studien.

(Schluß-Artikel.)

Armand Le Bouthillier de Rancé entstammte einer alten, [illegible]n französischen Hof hochangesehenen Adelsfamilie. Kör[illegible]lich und geistig mit den gesuchtesten Gaben geschmückt, [illegible] gebildet, liebenswürdig und geweckt, wurde der heran[illegible]chsende Jüngling bald das Idol der Pariser Gesellschaft. [illegible]st noch als Knabe hatte er eine Ausgabe der Gedichte des [illegible]akreon mit Commentar besorgt. Nach Einigen hätte ihn [illegible] ehrgeizige Verlangen, Coadjutor seines Oheims, des [illegible]schofs von Tours, zu werden, zum Eintritt in den geist[illegible]chen Stand veranlaßt; nach Andern das stolze Bewußtsein [illegible]ner Würde als „Commendatarabt" mehrerer Klöster, deren [illegible]künfte ihm schon von frühester Jugend an zuflossen. Wie dem [illegible] sei, de Rancé wurde Priester und stürzte sich als solcher, [illegible]rch Schmeicheleien, angeborne Eitelkeit und den unwider[illegible]hlichen Hang zum Vergnügen bethört, in den verhängniß[illegible]llen Strudel der Welt, aus dem ihn nur ein außer[illegible]wöhnlicher Akt der göttlichen Barmherzigkeit rettete. Seine [illegible]kehr war plötzlich und sein Bußeifer so gründlich, daß [illegible] gesellschaftlichen Kreise, in denen er so lange die Rolle [illegible] lebensfrohen Weltmannes gespielt, wie vor einem un[illegible]baren Räthsel standen. Ob die Ursachen dieser plötzlichen

Umwandlung im Ueberdruß seines edlen Geistes
Leere und Eitelkeit der Weltfreuden, in Gewissens
oder im fruchtbaren Wort gotterleuchteter Bischö
Priester zu suchen, läßt sich mit Sicherheit nicht en
jedenfalls ist die dramatische Geschichte, welche di
mit der Todtenbahre der ihm von Jugend an so
Herzogin von Montbazon in Verbindung bringt, in
der Fabel zu verweisen. [1])

De Rancé verzichtete auf seine Pfründen mit Au
der Cisterzienserabtei La Trappe,[2]) wo er längere
weilend, sich auf der betretenen Bahn des Guten
festigen suchte. Er stellte das durch das comme
äbtliche Aussaugesystem ruinirte Kloster wieder he
sionirte die wenigen ihm abholden Religiosen und
regeltreue Mönche, mit denen er, in Betreff seines be
Berufes vorerst Gottes Wink abwartend, Gebet und
theilte. — 38 Jahre alt trat er am 13. Juni 1
Perseigne in's Noviziat, legte im folgenden Jahre die
Gelübde ab und erhielt unmittelbar darauf die Ab
Nach La Trappe zurückgekehrt, begann er, dem
seines Bußeifers folgend, die goldene Discretion de
St. Benedikt's unterschätzend, eine so strenge Lebensweis
führen, daß ihm in wenigen Jahren an die dreißig
starben und er selber gefährlich erkrankte. Sein auf
Bossuets[3]) im Jahre 1683 veröffentlichter Traité de
teté et des devoirs de la vie monastique (2 Bänd
sollte seine Principien rechtfertigen und in weiter
tragen.

---

1) Vgl. Dubois, Hist. de l'abbé de Rancé. Paris 1869.
120—125.

2) In der Diöcese Seez, Grafschaft Perche, an der G
Normandie, unweit Mortagne, gegründet 1120, 1148
Cisterzienserorden vereinigt.

3) Vgl. Dubois II, 16.

In diesem Werke versucht der gestrenge Ascet mit unverkennbarem Talent dem klösterlichen Leben neue Fundamente zu unterschieben, läßt sich aber von seinem Eifer zu Behauptungen fortreißen, die in ihrer Schärfe und Allgemeinheit sowohl der kirchlichen wie monastischen Tradition und Praxis widersprechen. Nach seinem Princip ist die einzig erlaubte Beschäftigung des Mönches Gebet, Psalmengesang und Handarbeit bei strengem Fasten und ewigem Stillschweigen; Studium, Unterricht, Predigt, Missions- und seelsorgerliche Thätigkeit sind als unvereinbar mit dem wahren Geiste des Mönchthums ihm verboten.[1] Kein Wunder, daß bei der feurigen Sprache und dem eindringlichen Appell an das Gewissen diese neuen und kühnen Ideen Aufsehen erregten und viele Geister blendend und betäubend mit sich fortrissen. Glaubte man doch die Stimme eines jener alten Anachoreten zu vernehmen, wie sie einst im 4. und 5. Jahrhundert aus der Thebais oder der syrischen Wüste in die volkreichen Städte hinabstiegen, um der erstaunten Welt die Eitelkeit und Nichtigkeit der glanzvollen heidnischen Civilisation zu verkünden. Bossuet triumphirte. „Ihr Buch bringt die Wirkung hervor", schreibt er dem Verfasser, „die ich mir zum voraus davon versprochen. Freilich sind einige Querköpfe nicht damit einverstanden, und bereiten sich, wie verlautet, zum Angriff. Hoffentlich wird ihre Verblendung sie nicht zu weit fortreißen. Danken Sie Gott, der Sie so trefflich inspirirt hat. Ihre Doktrin entstammt derjenigen, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen, weil sie auf den Fels gegründet ist".[2] Aehnliche Lobsprüche erntete de Rancé von den Jansenisten,[3] die seinem Rigorismus natürlich à priori Beifall zollten.

---

1) Broglie II. 104.

2) Oeuvres de Bossuet publiés p. F. Lachat. Paris. 1864, t. 26 p. 317.

3) Dubois, Hist. de Rancé, II. 26 ff.

Weniger Begeisterung fand das neue Werk im
Schon auf das Gesuch des Abtes von La Trappe,
Generalversammlung für den gesammten Cisterzienser
zu erlangen, hatte der sonst so milde und nachgiebige Ca
Bona den merkwürdigen Ausspruch gethan: fervor
abbatis furor videtur.[1]) So dachte man auch jetzt;
der Zeitpunkt, wo den Priestern und Mönchen nur z
von protestantischer Seite Unwissenheit und Versumpfung
Vorwurf gemacht wurde, und wo der wachsende Ung
mehr denn je die Vereinigung aller Kräfte zur Verthei
der Wahrheit gebot, schien in der That wenig geeign
Pflege der Wissenschaft in den Klöstern, die sich durch
hunderte als die vorzüglichsten Stützen der Kirche er
hatten, zu verdammen und die Feder mit dem
vertauschen zu lassen.

Den Klöstern selber lag das Ungereimte des Ranc
Princips zu klar auf der Hand, um nicht energischen Ein
dagegen zu erheben. Schien es sich ja mit unerklär
Kühnheit über die Thatsache hinwegzusetzen, daß gera
berühmtesten Schriftsteller und hervorragendsten Verthe
der Wahrheit aus dem Ordensstande vielfach Heilige ge
daß die Abnahme der Wissenschaft in den Klöstern ste
sicherer Vorbote ihres Verfalles gegolten; daß im f
Mittelalter wie zur Zeit der Barbarenfluth den Klöster
providenzielle Mission geworden, der vom Untergang bedr
Wissenschaft ein Asyl zu bieten; daß seine Doktrin im g
Widerspruche stehe mit der Praxis des apostolischen St
der in den letzten Jahrhunderten die klösterlichen S
ganz besonders begünstigt und gefördert hat.[2])

---

1) Broglie II, 106.

2) Die letztere Reflexion erhält in unsern Tagen ein neue
durch die Breven Leo's XIII. Zur Förderung der Stud
Benediktinerorden errichtete derselbe Papst bekanntlich au
Collegium Anselmianum in Rom. Ganz besonders lo
hl. Vater an den wahren Benediktinern der guten alten

Zu den ersten, die Einspruch erhoben, zählte der General des Karthäuserordens. Die von Rancé vertheidigten Sätze, sagt er, entspringen einem überspannten Eifer und sind geeignet, die Geister zu verwirren und die Seelen vom Wege der Berufspflichten abzulenken. Die Karthäuser nahmen dann auch eine Erklärung in ihre Statuten auf, die ihre Spitze vorzüglich gegen La Trappe richtet.[1])

Am empfindlichsten fühlten natürlich den von de Rancé geführten Schlag die den Studien so warm ergebenen Mauriner. De Rancé, der sich nicht verheimlichen konnte, daß sich in St. Germain eine drohende Gewitterwolke sammle, vermuthete eine Zeit lang, Mabillon, eben in Rom anwesend, werde bei der Indexcongregation Schritte thun, um eine Censur gegen sein Buch zu erwirken. Doch Mabillon war nicht der Mann, der zu solchen Waffen seine Zuflucht nahm, wenn es galt, einen Gegner zu bekämpfen. Er schrieb dem Abte selbst, welche Bedenken er gegen sein Buch hege.[2]) Im Sommer des Jahres 1684 erfolgte eine Antwort de Rancé's auf diesen Brief in der Schrift: „Eclaircissements de quelques difficultés que l'on a formées sur le livre: ‚De la sainteté etc.' — eine Schrift, welche die beanstandeten Sätze nur in eine neue, bestechende Form hüllte, sie ihrem Inhalt nach aber vollständig beibehielt. Damit war der Kampf eröffnet. Der bescheidene Mauriner suchte sich ihm zwar zu entziehen, wurde aber von allen Seiten in die Arena gedrängt; bot doch sein solides Wissen, seine unverwüstliche Sanftmuth und seine freundschaftlichen Beziehungen zum Abte

---

tot monumenta doctrinae sacrae externaeque insignia ab ipsis edita, tot promerita in litteras artesque elegantiores etc. Leo XIII. Breve „Quae diligenter", 4. Januar. 1887.

1) Masson, Annales Ord. Carthus. Correriae 1867, t. I. praef. apud Dubois l. c. II. 39.

2) Réflexions de Dom Mabillon sur les devoirs monastiques avec les réponses de l'auteur de ce livre. Manuscr. autograph. inédit dans la bibliothèque nat. Portef. Corbie. Nr. 41, bei Dubois II. 32.

von La Trappe[1]) die beste Garantie, daß er bei gründ-
Widerlegung die Grenzen einer besonnenen Apologie
christlichen Kampfweise nicht überschreitend den allge-
geachteten „Convertiten“ gebührend schonen werde. In
und Ausland erwartete man mit Spannung die Antwort
großen Benediktiners.

Im Jahr 1691 veröffentlichte Mabillon seinen
des études monastiques.[2]) Im ersten Theil liefert
vermeidend, die Thesen seines Gegners direkt anzugreif-
der Hand der kirchlichen und monastischen Tradition
Beweis, daß die Studien weit davon entfernt, die
der Klöster, die vor allem in der Pflege der Tugend
des vollkommenen Lebens bestehe, zu hemmen, sie im Ge-
theil fördern. St. Benedikt selber habe Studien in
Klöstern angeordnet. Die berühmten Männer, die aus
Ordensstand hervorgegangen, die herrlichen Klosterbiblioth-
die verschiedenen Reformen, die Verordnungen der Päpste
Concilien, die monastische Tradition im Orient und Occi-
bewiesen, daß die wissenschaftlichen Studien zu allen
in den Klöstern als unentbehrlich erachtet und in emi-
Weise betrieben worden seien. Der zweite Theil gibt
Beantwortung der Frage, welche Studien sich vorzüglich
den Mönch eignen, Methode und Hilfsmittel zum erfolgrei-
Studium für Anfänger. Der dritte Theil beleuchtet
Zweck der Studien, sowie die nothwendigen Hilfsmittel,
Aufzählung einer Reihe von Werken, die einer Klosterbiblio-
thek unerläßlich seien.

---

1) De Rancé wußte das Talent Mabillons wohl zu schätzen.
wandte sich um Aufschluß über schwierige Punkte der Re-
St. Benedikts an ihn und spendete ihm bei dieser Gelegenheit n-
wenig Lob. Vgl. Brief des Abtes de Rancé vom 11. Septem-
ber 1679. II. 113.

2) Divisé en trois parties, Paris, Robustel 1691 in 4°;
zweite Ausgabe ebenda 1692, besteht aus zwei Duodezbänden.

Vergleicht man dieses Werk mit jenem de Rancé's, so
t sich nicht läugnen, Mabillon ist an Feuer und Kraft-
altung, Fluß und Eleganz hinter seinem Gegner zurück-
eben, übertrifft denselben dagegen an tiefem Wissen,
t, Ruhe und wohlthuender Natürlichkeit. „Der meinen
rn schuldige Gehorsam und das Drängen meiner Freunde“,
t er in der Vorrede, wie um durch bescheidene Zurück-
tung den ungestümen Gegner von vornherein zu entwaffnen,
ranlassen mich zum Schreiben. Ich weiß wohl, daß man
r diesen Punkt verschieden denkt, und daß es nicht an
phisten fehlt, die glauben, für das Publikum hätten Mönche
monastische Dinge nur in soweit Interesse, als sie ihnen
off zur Kritik und Satire bieten. Doch nicht Jedermann
so einseitig; im Gegentheil sind die richtig Denkenden der
sicht, es sei nur nützlich, wenn man Aufklärung über den
önchsstand gebe, nachdem der beredteste unter den griech-
hen Vätern denselben so warm vertheidigt. Indeß bangt
r weniger vor solchen Vorurtheilen als vor der Schwierig-
t des Gegenstandes und dem Umfang, den ein solches Werk
ch meiner Ansicht erfordert. Noch mehr Bedenken flößt
r der Umstand ein, daß ein großer Mönch und Diener
ottes unserer Tage bereits über denselben Gegenstand mit
cher Tiefe und Gewandtheit geschrieben hat, daß es schwer
n dürfte, ihn zu überbieten. Adoptirt man nämlich seine
sicht, so läßt sich derselben kaum etwas Neues beifügen;
wirft man sie, so setzt man sich der Gefahr aus, Mißbillig-
g und Verurtheilung zu ernten. Vielleicht läßt sich aber
f discrete Weise ein Mittelweg finden, der uns beide
ließlich an dasselbe Ziel führt. Immerhin hoffe ich, die
uldige Ehrfurcht gegen den besagten Diener Gottes nicht
verletzen, wenn ich mir erlaube, die bereits von ihm
andelte Frage einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen“.

Mabillon täuschte sich in dieser Hoffnung nicht; denn
de kamen schließlich darin überein, sie hätten auf verschie-
en Wegen dasselbe Ziel verfolgt, indem der eine gegen

den Mißbrauch eitler Gelehrsamkeit, der andere zur Förderung der wahren christlichen Wissenschaft geschrieben habe.

Der Beifall, den „die Abhandlung über die monastischen Studien" allerorts in der Gelehrtenwelt erntete, war größer, als de Rancé und sein Anhang vermuthen mochten. Sofort wurde dieselbe in's Lateinische und Italienische übersetzt. „Ich bin überaus erfreut", schrieb der gelehrte Bischof Huet von Avranches mit sarkastischer Laune an den Verfasser, „daß Sie es unternommen haben, jene, denen man seit einigen Jahren gepredigt hat, die Unwissenheit sei dem guten Ordensmann unerläßlich, des Irrthums zu überführen. Ich befinde mich in einer Gegend, wo diese, dem Faulenzerthum so zusagende Maxime bereits Wurzeln geschlagen; man bedenkt aber nicht, daß Gleichgültigkeit in diesem Punkte nothwendig eine Erschlaffung der klösterlichen Disciplin nach sich ziehen muß. Umsonst habe ich auf Sie und Ihre Mitbrüder als würdige Träger des monastischen Gewandes und Namens hingewiesen. Mancher wird sich nun, falls ich ihn dazu bringe, Ihr Werk zu lesen, eines Bessern belehren lassen. Doch wer das Uebel liebt, scheut nur zu oft die Heilmittel".[1]) Selbst die Herren von Port Royal, große Bewunderer der neuen Aera von La Trappe, konnten nicht umhin, Mabillon zu seinem Erfolg Glück zu wünschen. Die Cardinäle Aguirre, Casanata, Colloredo, der Großherzog von Toskana, die Päpste Innocenz XI. und Clemens XI. spendeten dem Verfasser Lob.

Höchst empfindlich waren die Schläge, welche de Rancé durch den allseitigen Erfolg des Mabillon'schen Werkes erleiden mußte, das bald zum vierten Mal aufgelegt wurde; aber es schmerzte ihn noch weit mehr der Umstand, daß in die offizielle Approbation desselben Werkes eine Stelle des heil. Gregor von Nazianz mit aufgenommen war, worin der heil.

---

1) Der Brief steht in Vincent Thuillier's Ausgabe der Ouvrages posthumes de D. Jean Mabillon et de Thierry Ruinart. Paris 1724, tom. 1, pag. 392.

rer sich scharf gegen die Widersacher der profanen Studien
spricht (Approb. D. Phil. Dubois, 29. Mai 1691) und
Rancé'schen Grundsätze des Irrthums zeiht. Indeß lag
nichts ferner als der Gedanke, seinem Gegner die Palme
zuerkennen. Besaß er doch in hohem Grad jene Zähigkeit
Charakters, jene bis zum Jähzorn sich steigernde Leiden-
schaftlichkeit, wie sie sich zuweilen neben den erhabensten
Tugenden bei Männern findet, denen die Mission geworden,
hieden Großes zu vollbringen, und die nur vermöge dieses
ereifers, vermöge dieser allen Hindernissen Trotz bietenden
ewaltthätigkeit zu jener Höhe gelangen, vor der die mensch-
che Schwäche zurückbebt. Unter den Eindrücken seiner plötz-
chen Bekehrung von einem laxen Leben zu ungewöhnlicher
ußstrenge, erschien es de Rancé kaum begreiflich, warum
icht Jedermann den Weg von La Trappe einschlage, und
arum insbesondere die Ordensleute, statt auf halber Berges-
öhe stehen zu bleiben, nicht sofort, selbst auf die Gefahr
in Athem und Leben zu verlieren, nach dem von ihm
ntdeckten Gipfel der Vollkommenheit eilten.

Mabillon, der von der Absicht seines Gegners Kenntniß
rhalten, schreibt an Estiennot: „Der Herr von La Trappe
denkt auf unser Buch zu antworten — wahrhaft zu viel
Ehre für mich!“ In einem andern Briefe sucht er den Abt,
dem man geflissentliche Uebertreibung und Entstellung von
Thatsachen vorgeworfen, zu rechtfertigen (Broglie II, 130).

Die erwartete Schrift, „Réponse au Traité des études
monastiques“, die acht Monate nach der Publikation des
Traité erschien, war ein direkter Angriff auf die Thesen des
Letztern. Nie hatte der Verfasser mit so viel Talent, Kraft
und leidenschaftlichem Feuer geschrieben, aber auch nie so
klar durch die That bewiesen, daß die von ihm verpönte
Pflege der Wissenschaft allerdings nöthig sei, um einen Gegner
mit Erfolg aus dem Felde zu schlagen. Das Buch erfreute
sich so günstiger Aufnahme, daß Rancé schon die Palme
schwang und die Debatte für geschlossen erachtete. Indeß

waren selbst Männer, die der Sache des Abtes Vo
geleistet, sehr vorsichtig in der Beurtheilung desselben; B
zählte zu ihnen; hatte er ja schon bezüglich des Tra
la sainteté etc. sich geäußert, es folge aus seiner A
bation nicht, daß er alle Gedanken des Buches bi
billige. Einen schlimmen Eindruck machte am Hofe die
Behandlung, die Mabillon von seinem Gegner erfuhr.
Abt von La Trappe hat mit Steinen nach dem besch
Gelehrten geworfen, nachdem dieser ihm Rosen geboten",
der Staatsrath Pussort in Gegenwart des Hofes zum K
Bei dieser Gelegenheit bezeichnete Ludwig XIV. den Ma
als den gelehrtesten und demüthigsten Ordensmann
Reiches.[1])

Mabillon hatte sich kaum von einer schweren Kra
erholt, als ihm de Rancé's Erwiderung zukam. Nach
Gewohnheit kümmerte er sich wenig um die gegen seine P
geschleuderten Schmähungen; dagegen erachtete er e
eine heilige Pflicht, für das Interesse der Wahrheit, fü
Ehre des Ordens und seiner gekränkten Mitbrüder
neue zu den Waffen der Vertheidigung zu greifen.

Diese Kunde kam de Rancé höchst ungelegen; er e
seine Freunde, bei Mabillon und den erbitterten Mau
zu vermitteln. Mit besonderem Eifer widmete sich
Aufgabe die originelle Herzogin von Guise, eine E
Ludwigs XIII., die nach verschiedenen Schicksalsschläg
Abte von La Trappe einen geistlichen Rathgeber und w
Freund gefunden. Indeß all ihre Versuche, den Gegner
Stillschweigen oder wenigstens zu einer vorläufigen Bespre
mit dem Abte zu bewegen, scheiterten an der Festigkeit
Entschlusses, seine Congregation, die öffentlich geschmäht w

---

1) Vergl. Histoire de la contestation sur les études monas
lettres et écrits sur les études monastiques par D. T
in den Ouvrages posthumes de D. Jean Mabillon.
1724. t. I. p. 374.

öffentlich zu vertheidigen. Darüber war de Rancé sehr [...]halten und schrieb an die Herzogin: „Wenn man mich [...]lich beschimpft, so werde ich dazu schweigen; versucht [...] aber, die von mir vertheidigte Wahrheit mit neuen, der [...] vielleicht plausibel und imponirend erscheinenden Gründen [...]greifen, so werde auch ich meine Thesen mit neuen, den [...]ern noch unangenehmern Gründen zu stützen wissen, als [...] bisher geschehen." [1])

Eine Unterredung des Abtes mit dem Mauriner [...] Lamy, den die Herzogin nach vielen Bitten schließlich [...] La Trappe gebracht, hatte kaum ein anderes Resultat, [...] daß sie dem Mauriner Gelegenheit bot, den Abt im [...]traulichen Gespräch auf die Invektiven aufmerksam zu [...]chen, die er gegen die Congregation von St. Maurus [...]schleudert. De Rancé, der wohl fühlte, daß manche Sätze [...]es Buches, wie z. B. dieser: „Ich wollte lieber Gemeiner [...] einem Garderegiment sein, als einer Congregation an[...]hören wie jene der Benediktiner von St. Maurus", schlecht [...] der christlichen Vollkommenheit in Einklang zu bringen [...], die er anstrebte, bereute seinen Fehler, indem er er[...]hend sagte, er habe in diesem Punkte um so übereilter [...]handelt, da er die Mauriner im Gegentheil sehr hoch [...]schätze und in vielen Stücken mit ihnen übereinstimme.

Inzwischen arbeitete Mabillon muthig an seiner Erwi[...]rung weiter. „Ich stelle soeben die zweite Ausgabe über [...] monastischen Studien fertig", schreibt er an Magliabecchi, [...]wei Duodezbände, denen ich noch einen dritten zur Wider[...]gung der Erwiderung des Abtes von La Trappe beifüge".

Die ungefähr um dieselbe Zeit in Holland veröffent[...]lichte anonyme Satire: „Vier Briefe an den Herrn von [...] Trappe — zur Prüfung seiner Antwort auf die mona[...]stischen Studien und einiger Stellen seines Commentars zur [...]egel St. Benedikts" (Amsterdam und Tours, 1692) war

1) Lettres de Rancé. S. 360. Broglie II, 142.

wenig geeignet, den Abt versöhnlich zu stimmen. Indeß würdigte er bei seiner hohen Auffassung von der wissenschaftlichen Controverse das Pamphlet weder eines Blickes, noch gestattete er seinen Freunden, auf dasselbe zu erwidern. Nachdem der Streit beigelegt war, bereute der inzwischen bekannt gewordene Verfasser, Dom Dionysius de Sainte-Marthe, seinen Fehler und erhielt die Verzeihung des Abtes.[1])

Im September 1692 hatte Mabillon seine Arbeit vollendet. Die Behauptung D. Thuillier's,[2]) die Anhänger de Rancé's hätten beim Erzbischof von Paris und beim Kanzler Schritte gethan, um das Imprimatur zu hintertreiben, ist nicht hinlänglich bewiesen. Die Schrift führt den Titel: „Réflexions sur la réponse de M. l'abbé de la Trappe au Traité des études monastiques. Paris, Robustel. 1692. Nach sehr schöner Einleitung behandelt der Verfasser in dreißig Artikeln die controvertirten Punkte, wornach er drei Principien aufstellt, nach welchen die Streitfrage entschieden werde: 1) die Regeln der alten Mönche; 2) die Tradition in den mustergültigen Klöstern vom 4. bis 17. Jahrhundert; 3) das Wesen und die Aufgabe des Mönchthums. — Er stützt seine Sätze durch Beispiele und Aussprüche der Heiligen, durch Verordnungen der Päpste und Concilien, und schließt mit der Frage ab, ob ernste Studien jemals in den Klöstern Uebelstände, Verfall oder Häresien erzeugt hätten.

---

1) D. Dionysius de Sainte-Marthe oder Sammarthanus war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Studien, daher sein heftiger Angriff. Er ist der Verfasser der Lebensbeschreibungen des Cassiodor (Paris 1694), des heil. Gregor des Großen (Paris 1697), der ersten Bände der umfangreichen Gallia christiana (13 vol. in fol. Paris 1714 ff.) und der Herausgeber der Opera omnia S. Gregorii Magni, 4 vol. in fol. Paris 1705. Wegen seiner hohen Tugenden und seines umfangreichen Wissens gelangte er schließlich auch bei der Herzogin von Guise wieder zu Gnaden und erhielt hohe Vertrauensposten.

2) Histoire des contestations. Oeuvres posthumes de Mabill. S. 379.

Das Buch weist neben dem Vorzug schlagender Logik und der seltenen Gewandtheit, die schwachen Seiten und Zugeständnisse des Gegners vortheilhaft zu benützen, so viel Leben, Fluß und Eleganz des Stiles auf, daß Mabillon nach dem allgemeinen Urtheil der Kritiker sich darin selbst übertroffen. Was ihm aber die Sympathien Aller, selbst der Gegner gewann, war der das Ganze durchwehende Geist der Demuth, christlichen Liebe und Versöhnlichkeit. Citiren wir nur eine Stelle: „Ich bitte in Gottes Namen, bleiben wir innerhalb der Grenzen einer streng wissenschaftlichen Discussion und verlieren wir uns nicht in Dinge, die statt unsern Gegenstand zu beleuchten, nur dazu dienen zu erbittern und die Liebe zu verletzen. Möge Gott mir die Gnade verleihen, mich nie auf solche Abwege zu verirren; alle Einwendungen und Vorwürfe werde ich suchen dem Frieden und der christlichen Liebe zum Opfer zu bringen. Gegentheilige Bestrebungen widersprechen unserm Stande und führen nicht zur Versöhnung, sondern zur Fortsetzung des Streites, so daß uns die Laien, wie einst auf dem Concil von Chalcedon, mit Recht zurufen könnten: ‚Clamores isti nec episcopos nec monachos decent, nec partes juvant‘. — Verzeihen Sie mir, hochwürdiger Vater, diese offene Sprache; ich habe nicht die Absicht, Sie zu verletzen, sondern die Wahrheit, mich selber und meinen Orden zu vertheidigen. Sollte ich diese Grenze überschritten haben, so sage ich mit dem heiligen Augustinus: Da veniam si quid liberius dixi, non ad contumeliam tuam, sed ad defensionem meam. Praesumpsi enim de gravitate et prudentia tua: quia potes considerare quantam mihi respondendi necessitatem imposueris: aut si et hoc non recte feci, et hinc da veniam.“ [1])

Selbst Dubois, der sich sonst mit Vorliebe auf die Seite de Rancé's stellt, gibt zu, Mabillon, der wie Tertullian mit

---

1) S. August. epist. 28 no. 29. Tract. de stud. monast. ed. Venet. 1729. II. 223. Broglie II, 167.

seiner Toga alle Wissenschaft umschlossen, habe durch i Sanftmuth und Demuth den Sieg errungen.[1])

Hätte de Rancé auf die öffentliche Meinung gehör würde wenig Ermuthigung zur Fortsetzung des Kam gefunden haben. Selbst von Seiten seiner Freunde kam der Wink zu, er thäte besser daran, zu beten, als sich Bücherschreiben zu beschäftigen, das er ja im Princip v theile; Mabillon könnte sich dann, statt die Studien zu ve digen, denen schließlich doch keine Gefahr drohe, zum Vo der Kirche seinen historischen Werken widmen. Lei machte sich zum Interpreten der deutschen Gelehrten, er an Nicaise, einen Freund de Rancé's schreibt, es s unbegreiflich, wie der Abt so hartnäckig auf seiner Me bestehen könne, nachdem die Klöster nicht nur die Wissen vor dem Untergange bewahrt, sondern die größten M herangebildet hätten. In der Kirche müsse es versch Orden geben; de Rancé erneuere in löblicher Weise da Einsiedlerthum, täusche sich aber, wenn er glaube, Mönche müßten seinem Beispiel folgen. Man brau der That nicht zu fürchten, die Zahl der gelehrten M würde über Gebühr anwachsen, indem der Mensch von aus zur Trägheit geneigt sei. Die Wissenschaft s mächtiges Hülfsmittel zur Förderung ächter Frömmi ohne dieselbe liefen die Contemplativen Gefahr, dem närenthum oder dem falschen Mysticismus zu verfalle Aehnlich schrieb Leibniz an Tenzel.[2])

---

1) Dubois, Hist. de Rancé, II, 342. Il n'est pas possi lire quelque chose de plus beau et de plus touchant. - devraient être toujours le ton et l'esprit de la pol chrétienne. l. c. p. 343. C'est ainsi que discutaie Basile, les Grégoire, les Augustin, avec calme, dou modestie.

2) Lettre de Leibnitz ap. Cousin, fragments philos. 186 p. 82. Leibniz Werke V, S. 400. Broglie II, 174—17

De Rancé zögerte, doch bald riß ihn sein Feuereifer und die Furcht, die Makel des Irrthums möchte an ihm hangen bleiben, zu einer neuen Erwiderung fort, die schon in wenigen Monaten zum Drucke bereit lag, aber in Folge eines Zwischenfalls nicht zur Veröffentlichung gelangte. Das Generalkapitel der Mauriner, das um diese Zeit (1693) zu Marmoutiers tagte, gab dem Abte neue Beweise seiner Hochachtung und Versöhnlichkeit, indem es das obengenannte Pamphlet censurirte und den Verfasser derselben, D. Denys de Sainte-Marthe, seines Amtes als Prior entsetzte. Nicht bald hatte die Herzogin von Guise vernommen, Mabillon befände sich auf dem Kapitel, als sie ein dringendes Schreiben an ihn richtete, er möge es nicht unterlassen, die günstige Gelegenheit zu einem Besuche in La Trappe zu benützen. Mabillon fügte sich diesmal dem Wunsche und traf am 28. Mai desselben Jahres (1693) zur nicht geringen Freude der Herzogin von Guise in La Trappe ein, wo sie endlich die beiden Männer, die durch die Heftigkeit ihrer Polemik die Augen von ganz Frankreich, ja der ganzen Welt auf sich gelenkt hatten, in vertraulichem Gespräch einander gegenüber sah. Mabillon schildert uns die Zusammenkunft mit Worten, welche uns die Schönheit seiner kindlichen Seele bis auf ihren Grund enthüllen. „In der ersten Unterredung, so schreibt er, vermied ich jede Andeutung unseres Streites. Dagegen frug mich der Herr Abt in der zweiten, ob wir es nicht übel genommen hätten, daß er gegen mich geschrieben habe. Ich umarmte ihn sofort, und während wir beide vor einander niederknieten, sagte ich, daß meine alte Liebe und Verehrung gegen ihn in Folge seiner Schriften auch nicht die geringste Einbuße erlitten habe." „Ist man tief von einer Wahrheit überzeugt", entgegnete er, „so sucht man ihr nicht selten durch allzu große Lebhaftigkeit Ausdruck zu geben; indeß glauben Sie mir, daß ich stets eine hohe Achtung vor der Congregation von St. Maurus und insbesondere vor Ihnen bewahrt habe". Auch fügte er bei, daß er diese Erklärung in Gegenwart

eines Zeugen abzugeben wünsche. . . . Indeß kam
Jemand heran und so wurde unser Gespräch unterb
Mehrere Mönche von La Trappe unterhielten sich
in demselben Sinne; sie sagten, ich hätte der ganzen Co
tät durch meinen Besuch eine unaussprechliche Freude ber
De Rancé war von der Sanftmuth, christlichen Einfal
Liebe des großen Mauriners so erbaut, daß er nicht
sich mit ihm auszusöhnen und auf jede weitere Erwi
zu verzichten. Es meinten zwar Einige, die g
Erwiderung des Abtes würde nach dem Tode Mal
veröffentlicht werden. „Mag das sein", erwiderte de
riner; „jedenfalls werde ich nicht aus der andern Welt
kommen, um darauf zu antworten. Selbst wenn i
lebte, würde ich mich nicht mehr darauf einlassen; ein
schließlich nachgeben, sonst würde der Streit ja ewig d
Nos autem talem consuetudinem non habemus."[2]
Traktat de Rancé's gelangte indeß niemals zum
Dubois hatte das Manuskript in Händen und gibt i
oben citirten Werke (Bd. II. S. 380 ff.) Auszüg
demselben.

So groß der Ruhm war, den Mabillon bei
Streite erntete, seine Demuth erlitt dadurch nicht die g
Einbuße. „Wenn die Heiligkeit der Engel in Deiner
wart erzittert, Herr", schreibt er in einem in der
Nationalbibliothek aufbewahrten Autograph,[3]) „was
von mir denken, der ich Dich so oft beleidigt habe! Wie
ich auch nur die geringste Regung von Eitelkeit zulaf
ich niemals etwas Gutes, dagegen Böses ohne Zahl be
habe. Wie dürfte ich je die Achtung der Menschen
nachdem ich mich so oft der äußersten Schmach und

1) Brief vom 15. Juni 1693. Oeuvres posthumes de M
I. 417. Vergl. die Antwort Estiennot's bei Broglie II.
2) Corresp. de Mabill. Bibl. nat. fonds français 19649
ap. Broglie II. 187.
3) Broglie II. 195 nach dem oben citirten Manuskript.

…g schuldig gemacht? Was bin ich so vielen Menschen …über, die unvergleichlich besser sind als ich? Wenn der …stel sich für den größten aller Sünder hält, weil er kurze …t aus verkehrtem Eifer die Kirche Gottes verfolgt, was …ß ich dann von mir denken, der ich ständig Dich bekämpft …d von Kindheit an Deine Vorschriften und Gebote übertreten …be? Die heiligsten Seelen halten sich vor Deinem Angesicht …r nichts als Sünder und Verbrecher, während ich Armer …aube, etwas zu sein. Aber wenn ich in der That auch …was wäre, wie könnte ich genügend meine Unwürdigkeit …r Dir bekennen? O mein Gott, gib, daß ich nur einzig …ich achte und ehre, und nur darum mich kümmere, wie Du …n mir denken und urtheilen wirst, wenn ich vor Deinem …ichterstuhl erscheine."

Diese Zeilen allein hätten de Rancé überzeugen können, …ß selbst der gelehrteste Mönch ein demüthiger und darum …ch wahrer und heiliger Mönch sein könne. —

Mabillon zählte jetzt 60 Jahre; die Zeit des Friedens …d der Ruhe war indeß noch nicht gekommen; mühselige, …lbst bittere Stunden warteten seiner. Im Januar 1694 …rb P. Michael Germain, sein treuer Mitarbeiter und Ge…fährte. Ein heftiger Angriff des Jesuiten Germon auf die „Diplomatik" rief Mabillon aufs neue auf den Kampfplatz; …r besorgte eine neue Auflage seines großen Werkes mit einem Supplement (1704), worin die beanstandeten Sätze mit so …überzeugenden Argumenten gestützt werden, daß der Gegner …ach längerem Kampf und trotz verzweifelter Gegenwehr, …worin er immer wieder neue Schwierigkeiten vorbrachte, …schließlich in Aller Augen für besiegt galt. Dagegen wäre …die Schrift: Epistola de cultu Sanctorum ignotorum Eu…sebii Romani ad Theophilum Gallum beinahe auf den Index …gekommen.[1]) Weitere Angriffe erlitt er bezüglich seiner Vor-

1) Mabillon war in seinem Eifer gegen die mitunter in Frankreich unbesonnene Verehrung der aus den römischen Katakomben kom-

rede zum 7. Band der Werke des hl. Augustinus, auch wege
seines Gutachtens über eine die Familie des Cardinals vo
Bouillon betreffende alte Urkunde; ja selbst von der ge
hässigsten Verläumdung blieb er nicht verschont, indem eng
lische Protestanten ihn mit dem apostasirten Mönche Gabillo
aus einem ganz anderen Orden verwechselnd, das Gerüch
ausstreuten, er sei nach Holland geflohen und dort prote
stantisch geworden. In einer Erwiderung (1698) weist unse
Mauriner eine solche Zumuthung mit Entrüstung zurück. Di
Vertheidigung der römisch-katholischen Kirche, sagt er, sei seine
Lebensaufgabe gewesen; er bitte Gott, derselbe möge seine
Gegner mit dem Lichte des Glaubens erleuchten und in den
Schooß der Einen wahren Kirche zurückführen. Indeß schmä
lerte diese Verläumdung seine Achtung nicht in hohen und
höchsten Kreisen. Papst Innocenz XII. und Clemens XI.
bezeugten ihm ihre Verehrung; die königliche Akademie der
Inschriften ernannte ihn zum Ehrenmitglied; Fürsten, geist-
liche und weltliche Würdenträger suchten in ihm ihren geist-
lichen Lehrer und Führer, wie er denn auch mehrere ascetische
Schriften für dieselben verfaßte.[1])

Im Jahre 1701 besuchte Mabillon, hauptsächlich um
seine Andacht zu befriedigen, die zwei berühmten Klöster
St. Benoît sur Loire und Clairvaux. Wie Ruinart berichtet,

---

menden sancti ignoti etwas zu weit gegangen, obwohl er die katholische Lehre von der Reliquienverehrung durchaus richtig darstellte. Eine verbesserte Ausgabe derselben Schrift (1705) wurde von der Indexcongregation sofort approbirt und em-pfohlen. In neuerer Zeit regte der belgische Jesuit de Buck dieselbe Frage wieder an, war aber kaum glücklicher als der Mauriner. Indeß hat die römische Curie vor einigen Jahren die von Mabillon über die Reliquienverehrung aufgestellten Grund-sätze vielfach zu den ihrigen gemacht.

1) z. B. Instruction sur le renouvellement de la vie, und La mort chrétienne sur le modèle de celle de Notre Seigneur Jésus Christ.

er sich beim Anblick des letzteren Heiligthums zu Boden küßte mit großer Verehrung die Erde. Als er das Glück ., über den Reliquien dieser beiden großen Heiligen und r des Ordens das unblutige Opfer darzubringen, konnte iner Gefühle nicht mehr Herr werden. — Das Werk, er noch in vorgerücktem Alter unternahm, die Annales inis S. Benedicti, eine Arbeit, die selbst jüngeren Schul- keine leichte Bürde gewesen wäre, bildet ein Meisterwerk rischer Forschung, welches, wie Bischof Hefele sagt, „nicht über die Geschichte des Ordens, sondern auch über die hen- und Profangeschichte bedeutendes Licht verbreitet als historische Fundgrube für jeden späteren Geschicht- eiber des Mittelalters wichtig und ergiebig ist.“ (K.-L. VI[1] 702.) Vier Großfoliobände erschienen noch zu Lebzeiten Verfassers (1703—1707); der fünfte, den Mabillon nahezu endet hatte, ward nach seinem Tode mit einer Vorrede Dom Massuet, und der sechste 1739 nach dem Tode inart's und Massuet's von Dom Martene veröffentlicht.

Am 1. Dezember 1707 befand sich Mabillon geistlicher nktionen wegen zu Chelles, als er von einem gefähr- hen Blasenleiden erfaßt wurde. Mit banger Vorahnung e Ruinart an das Lager seines geliebten Lehrers, der ihm es Tages, als er das Leben des hl. Anselm für die An- len bearbeitete, plötzlich zugerufen: „Ich werde im Alter Anselm's sterben.“ In einer Sänfte nach St. Germain ückgebracht, suchte er die ihm noch beschiedenen Tage einzig das Heil seiner Seele zu verwenden. Seine Mitbrüder sten ihm aus den Briefen des hl. Paulus und aus seinem nen Büchlein vom christlichen Tode, worin er zahlreiche spiele der Heiligen zusammengestellt, vorlesen. Auch unter heftigsten Schmerzen wollte er nicht vom Breviergebet ssen; jeden Tag hörte er von seinem Lager aus mit An- die heilige Messe, welche im anstoßenden Gemache für gelesen wurde. Als P. Ruinart ihm Trost zusprach, ant- ete er: Non timeo mori, quia bonum Dominum habe-

mus. Mit innigem Glauben und glühender Liebe empfing er die heiligen Sterbesakramente und bat dringend um die Verleihung der Ablässe, die er in der Todesstunde als Ordensmann gewinnen könne. „Vater, wenn es möglich ist . . ." hörte man ihn oft im Uebermaß der Schmerzen sagen, „doch wie Du willst." Wenn Freunde aus der Stadt ihn besuchten und von Tagesneuigkeiten redeten, so sagte er mit dem Psalmisten: Narraverunt mihi fabulationes, sed non ut lex tua, um das Gespräch auf heilige Dinge zu lenken. Man verständigte alle Besucher, daß sie kein Wort des Lobes über seine Schriften und Arbeiten verlauten lassen dürften, falls sie ihm nicht Leid bereiten wollten. Mit großer Dankbarkeit erwiderte er alle Dienste der ihn pflegenden Brüder. Dem Tode nahe, rief er mit dem hl. Johannes: Veni Domine Jesu, und während Ruinart mit den Umstehenden die Sterbegebete verrichtete, hauchte er in der Umarmung des Gekreuzigten mit den Worten: Benedicite omnia opera Domini Domino seine große Seele aus am Feste des hl. Johannes, 27. Dezember 1707.

Nach Ordensbrauch wurde die Leiche öffentlich ausgestellt; zahlreich strömten seine Freunde und das Volk herbei, um noch einmal die ehrwürdigen Hände zu küssen. Ganz Paris schien den unersetzlichen Verlust zu fühlen. Als man dem König meldete: „Sire, der frömmste und gelehrteste Mann Ihres Reiches ist gestorben", versetzte er: „Wie, Mabillon todt?" In zahlreichen Kirchen Frankreichs veranstaltete man Trauerfeierlichkeiten. In der Sorbonne, auf den Akademien und Gymnasien erklang sein Lob in griechischer, lateinischer und französischer Sprache. Nicht weniger betrauerte man den großen Todten in anderen Ländern (Broglie II, 366). Unter den unzähligen Beileidsbriefen nennen wir nur den, welchen der Cardinal Colloredo im Auftrage des Papstes Clemens XI. schrieb. Der heilige Vater ordnete an, daß man die Hülle des um die Kirche und die katholische Wissenschaft so verdienten gottseligen Mönches an einem hervor-

[...]enden Orte bestatte, um, wenn der Augenblick es fordere, [...]e Gebeine erheben zu können.

Eine Inschrift in der Kirche von St. Germain zeigt uns [...] Ort seiner sterblichen Ueberreste. Ruinart, der uns die [un]vergleichlichen Tugenden dieses Mannes beschrieben, schließt [mi]t den Worten: „Er starb so, daß er sich nicht weigerte [zu] leben, und lebte so, daß er die letzte Stunde nicht fürchtete. [Sp]iritu magno vidit ultima.“

Maredsous. S. B.

XXXIV.

Die Beuroner Malerschule.

(Schluß.)

Wahrlich es ist eine schöne Aufgabe, vor welche hier die [ju]nge Schule gestellt wurde. Was ist mit diesen Thematen [de]s Kreuzweges zu vergleichen an großartigen und lieblichen [M]omenten, an tragischen Conflikten und dramatischen Con[tra]sten, an allbezwingendem Affekt und allgemeinstem Inter[ess]e! Die Schule hat aber auch zur Lösung dieser Aufgabe [ih]re ganze Kraft, all ihr Können, Glauben und Beten ein[ge]setzt. Die Bilder der Marienkirche sind unverkennbar das [Rei]fste, was die Schule geschaffen hat, und es dürfte nicht [un]willkommen sein, wenn wir gerade an ihnen die künstlerische [Ri]chtung derselben etwas näher darzuthun suchen.

Die erste Composition (Jesus wird zum Tod ver[ur]theilt) ist dadurch räumlich stark beeinflußt, daß das ihr zur [Ver]fügung stehende Feld durch eine stark hereingreifende spitz-

bogige Thürlünette entzwei getheilt wird. Damit war
eine Zweitheilung der Composition geboten und als
raum für sich war das geschlossene Bogenfeld der T
auszunützen. So sehen wir denn links von der Thüre
und im Folgenden immer vom Standpunkt des Beschau
aus gemeint) Pilatus auf dem Richterstuhl, eben die H
waschung vornehmend, das Antlitz merklich beschattet
Sorge, Bedenken, Unzufriedenheit mit sich selbst, was
verwunderten Blick des Lictors an seiner Seite nicht ent
Vor seinem Richterstuhl aber steht der Hohepriester mit
Vertretern des Synedriums; sie wenden sich mit flamme
Blick, mit erregter Geste des Abscheus und der Verwer
mit Worten der Wuth und Schmähung nach der a
Seite, gegen die Person Jesu hin. Sie scheinen das T
urtheil, das Pilatus ungern und zaghaft ausgesprochen
vollem Herzen, mit innerstem Affekt zu wiederholen und
zuzuschleudern; sie vollziehen den Bruch mit ihrem M
und überantworten ihn in den Tod. So kommt schön
Ausdruck, daß nicht so fast Pilatus als sie ihn in den
gebracht haben. Drüben aber auf der andern Seite
Er groß in stiller Majestät da, ganz dem Beschauer
gekehrt; die durch Schmerz und Schmach gedämpfte G
die Schönheit seiner Liebe und Geduld leuchtet mit
stärktem Glanze, da sein edles Antlitz rings umrahmt ist
einem Kreis gemeiner, roher Proletariergesichter. Sein
wand ist hier wie auf den folgenden Bildern der ei
rothe Leibrock ohne Mantel, dessen kräftige Farbe ihn ü
sofort als die Hauptperson erkennen läßt, dessen Einfa
seiner Armuth und Niedrigkeit entspricht. Die Scherge
greifen und binden ihn, um ihn nach der Dornenkr
zur Kreuzigung zu führen; einer schickt sich eben an,
von hinten den Dornenkranz wieder aufzusetzen. Die
bindung dieser Bildhälfte mit der andern stellt aber ein
scher Soldat her von edleren Gesichtszügen; er wend
Antlitz mitleidig dem Heiland zu und wendet die Ha

...end gegen die Hierarchen, unwillig über ihre Lästerung ... Verwerfung. Nach rechts aber bildet den Abschluß der ...zen Composition Judas, welcher von Jesus abgewendet ... Silberlinge in den Beutel zählt. Mittelst einer sehr ...ubten Aneinanderdrängung zeitlich nicht zusammenfallender ...mente ist nun in den beiden Theilen dieses Bildes der ... das Verständniß des ganzen folgenden Dramas unent...liche Vorunterricht gegeben, welcher in Worte gefaßt lautet: ..., dessen Todesgang und Todesleiden ihr nun schauen sollt, ...mt in solche Schmach und Noth verrathen durch seinen ...nger, verurtheilt durch den römischen Landpfleger, mehr ...h dem Tod überantwortet durch die Obern seines Volkes, ... allem aber — das besagt seine das ganze Bild beherr...nde Gestalt, die sich mit gesenktem Haupt, mit ausgebreiteten ...men selbst ausliefert und hingibt — vor allem aber hin...opfert durch seinen eigenen Willen und durch seine Liebe: ...latus est, quia ipse voluit, lautet mit Recht die Inschrift. ...m schließt aber das Bogenfeld der Thüre noch eine er...ifende Zwischenepisode ein, eine Commemoration der Geiße...ng und Dornenkrönung, welche an die altbeliebten Erbärmde...d Ruh-Christi-Bilder erinnert. Mit Purpurmantel, Dornen...ne und Schilfsscepter sitzt der Heiland auf einem Stein, ... müde Dulderhaupt mit der Hand stützend; links die ...ßelsäule und ein roher, spottender und schlagender Geselle, ...ts ein anbetender Engel, das Auge voll schauernder Liebe ... den Heiland heftend: drei mächtig wirksame Contraste, ... höhnende, mißhandelnde menschliche Verkommenheit, die ...ende Unschuld, die anbetende Liebe. Das ist das Pro...mm für alle andern Darstellungen und der anbetende ...gel schönster Typus für die christliche Seele.

In die zweite Composition (Jesus nimmt das schwere ...uz auf sich) schiebt sich, sie diagonal durchschneidend, die ...or infelix herein, das Holz des Fluches mit seinen harten ...en, mit seiner herben Form, die sich ansieht wie eine ...örperte Dissonanz, wie eine Durchschneidung und Auf...

einanderheftung von Schmerz und Schmach. Der He
aber schreitet erhobenen Hauptes, fast verklärt offenen
auf dasselbe zu, berührt es mit beiden Händen und
und heiligt es durch diese Berührung; man meint das
Holz unter seiner Hand erzittern zu sehen, wie durchsch
von der Berührung der Gottheit, wie durchbebt von
Ahnung seines hohen Berufs, als instrumentum salutis
großen Opfer zu dienen. Römische Soldaten richten e
und bemühen sich, es Jesu auf die Schultern zu legen.
sowohl als der Hauptmann, der mit einem Trompet
das Signal zum Aufbruch gibt, sind anders charak
als die Schergen des vorigen Bildes. Auf ihren Ges
ist etwas von römischer gravitas zu lesen; daneben ei
tiefen Unbehagens, eine gedrückte Stimmung, ein unhein
Gefühl, daß ein ungeheures Schicksal sich ihrer Hän
dient; der Hauptmann scheint es zu ahnen, daß er mit
Trompetenstoß einen weltgeschichtlichen Moment ank
Gewiß eine großartige Auffassung; dieser hochtragisch
wird auch durch die folgenden Compositionen hin festge
und bietet schöne Möglichkeit, die ganze Schilderung üb
Tiefen gemeiner Roheit zu erhalten. Haß und Wuth
die beiden abseits stehenden Hierarchen, von welchen d
mit erhobener Hand zum Aufbruch mahnt, während der
mit Grimm Zeuge der Freudigkeit ist, mit welcher Jes
Kreuz begrüßt.

Jesus fällt das erste Mal unter dem Kreu
Fuß ist gestrauchelt, sein ermatteter Körper sinkt auf ei
mit Mühe hat der Herr noch mit beiden Händen s
Kreuz einen Halt geben können, dessen Hauptbalken ei
Soldaten rasch mit der Schulter aufgefangen. Sein
stürzen ruft lebhafte Bewegung hervor; am ruhigsten
starkknochige Soldat, welcher rechts die Scene abschlie
welcher durch festes Halten des Kreuzes das völlige
stürzen zu Boden hat verhindern können; auf seinem
spielt ein Zug des Mitleids mit dem Erschöpften;

r ist rasch herbeigeeilt, das Kreuz in der Mitte zu stützen, er beugt sich auch nicht ohne Theilnahme über Jesus ab. Nur der, welcher Jesus an dem um den Leib gengenen Strick führt, ist ärgerlich über das Vorkommniß zieht nicht eben allzu sanft den Strick mit beiden Händen Der Hauptmann hat rasch nach dem obern Ende des rbalkens gegriffen, um das Umstürzen des Kreuzes zu indern; er ist hocherregt und indem er zu lautem Rufen Mund öffnet und seinen Stab erhebt, um den Befehl Aufrichtung Jesu und zum Weiterziehen zu ertheilen, r er sich abermals überwältigt von dem beängstigenden wußtsein, eine aktive Rolle spielen zu müssen bei dem chtbaren Verhängniß, das über diesen, wie er bereits ernt, schuldlosen Mann hereinbricht. Die Composition klingt d aus in den zwei Frauengestalten links; eine edle Matrone t ihrer Dienerin beklagen den Herrn, dessen Unschuld sie hlen, und sie fordern vom Beschauer das Mitleid für Jesus.

Nach der vorübergehenden Schwächeanwandlung, welche n ersten Fall verursachte, zeigt die vierte Station den eiland wieder aufrecht, stark, energisch vorwärts schreitend, e ein Riese seinen Weg laufend. Seine Liebe zu den enschen spornt seine Kräfte — und seine Liebe zur Mutter, e eben auf dem Kreuzweg einherwankt, ihm ihr Mitleid zu zeugen. Ihr Leid ist groß genug, es soll nicht durch den blick seiner Schwäche noch vermehrt werden. Er nimmt ichsam all seine Kraft zusammen, um die der Mutter durch n Beispiel zu stärken. Auch diese Auffassung ist sehr glückh und ächt christlich; keine Rührscene soll geschildert werden, welcher auf beiden Seiten die Weiche des Gefühls die ärke des Willens bedrohen würde. Diese Begegnung ischen Mutter und Kind dient beiden zur Kräftigung und ählung; aufrecht steht auch die Mutter da und breitet e Hände gegen den Sohn aus, der sie segnet; hinter ihr t Magdalena und steht Johannes. Die Haltung der ldaten ist eine durchaus würdige; keiner weist die Frauen

zurück, keiner hätte gewagt, störend einzugreifen: ü
hartes Gemüth kommt es wie zarte Rührung, wie Eh
vor dieser jungfräulichen Mutter; halb verlegen su
theils das Vorkommniß zu ignoriren, theils werfen s
die Gruppe umschreitend, neugierige Blicke auf die an
Scene oder flüstern sie sich ihre Eindrücke in staunenden
zu. Der Hauptmann steht voll Staunen da, zugleich
mit der einen Hand jede etwaige unbefugte Einmisch
zuwehren; er befestigt sich sichtlich beim Anblick der
im Bewußtsein der Unschuld des Sohnes.

Ganz anders der Haupteindruck der folgenden S
Simon von Cyrene hilft Jesus das Kreuz t
Jesus hat in der That um der Mutter willen jene a
standhafte Haltung seiner zusammenbrechenden Kr
gerungen; nach der Begegnung hält die Schwäche und
keit des Leibes der Energie des Geistes nicht länger
Er ist so unsäglich müde; die Last des Kreuzes be
die Knie und drückt sein Haupt tief herab; es ist nic
lich, er kann das Kreuz allein nicht weiter schleppen
Soldaten sehen es ein; einer ruft es laut aus der
heraus und fordert auf, eilig irgend jemand zur Hilfe
herbeizuholen; ein anderer hat schon den Simon erspä
nöthigt den bestürzten Mann Hand anzulegen. Das
Augenweide für die Synedristen, die mit vollem B
und Vergnügen es beobachten, wie der Heiland, der
geholfen, sich selber von einem Bauern helfen lasse
Ganz rathlos und verloren stehen aber zwei Büblein
draußen — Alexander und Rufus, die Mark. 15,
nannten Söhne des Simon, die eben so unerwar
ihrem Vater getrennt worden sind, von den Künstle
hier und im Folgenden recht sinnig in die Composition
genommen wurden.

Lieblich, einfach und rührend ist geschildert, wie Ve
hier wie bei Adam Krafft von einem dienenden Mägd
Kelch und Krug begleitet, dem Heiland das Schweiß

. Der Heiland hat es dankend angenommen und gibt
rschönt durch den Abdruck seines Antlitzes der knienden
zurück voll milden Dankes und sanfter Freundlichkeit.
m liegt mit Fleiß und Eifer seinem Amt als Kreuz=
r ob, nimmt aber zugleich bewegten Antheil am Liebes=
und hat staunend auch das Wunder auf dem Tuch
kt. Auch die Soldaten neigen zur Milde und Duldung;
bei Einem erwacht die Wildheit, er kann seinen Unwillen
die abermalige Störung nicht unterdrücken und schafft
Ausdruck durch drohendes Schwingen des Stricks, doch
ohne gleichzeitig hilfeleistend den Kreuzesbalken zu fassen.
s schließen wieder zwei ruhige Figuren die Scene ab,
ich wie in der Dürerschen Passion meist ein Landsknecht
er Haltung eines Statisten links oder rechts die Gruppe
schließt.

Die Darstellung des zweiten Falles zeigt den Heiland
beide Knie und auf beide Arme niedergesunken; nur die
Hand hält sich noch etwas am Kreuze, welches mit
m Querbalken hart auf dem Boden aufgestoßen ist; das
itz ist ergreifend müd, wie durch eine Ohnmacht verschleiert.
hier hält ein mitleidiger Soldat, schmerzlich ergriffen,
Hauptbalken, ein anderer aber, verdrossen über den stören=
Zwischenfall, holt eben mit seinem Lanzenschaft zum Stoß
Jesus aus. Simon von Cyrene hält das Kreuz in
Mitte und beugt sich tiefbekümmert über Jesus herab
neben ihm steht ein Büblein, die kleinen Augen mit Ent=
gefüllt, das Antlitz in Kummerfalten des Mitleids ge=
mit beiden Händchen am Kreuz haltend. Das Büblein
sicher bald der Liebling der ganzen Kinderwelt werden
sie durch sein Beispiel lehren, schon in jungen Jahren
htig den Heiland auf den Kreuzweg zu begleiten und
das Kreuz tragen zu helfen. Es bildet einen lieblich
men Contrast zu der ehernen Mauer des Hasses und
unversöhnlichen Feindschaft, die hinter ihm aufsteigt;
steht nämlich der Hohepriester mit zwei Synedristen;

sie nützen den Moment der Ohnmacht und Hilflosigkeit aus und überschütten ihn mit Verwünschungen; das sin Bluthunde, die ihn verfolgen und die am liebsten sich auf ihn stürzen würden.

Nicht so gelassen, wie die Begegnung der Mutter Veronika's, nehmen die Soldaten den dritten durch W durch *Frauen von Jerusalem* verursachten Aufen hin. Mit der Ungeduld erwacht die Wildheit und samkeit; indem der eine am Strick zerrt, der ander Strick schwingt, ein dritter ungeduldig den Stab bringt ihr Zusammenspiel in die rechte Hälfte des eine wahre Wildniß und Wirrniß von Linien. Davon sich majestätisch ab die Gestalt des Heilands, der an salems Frauen die letzte Bußpredigt richtet. Der H inhalt derselben ist schlicht und sprechend ins Bild genommen in der Gestalt eines erstorbenen und eines gr den Baumes.

Der dritte Fall unter dem Kreuz zeigt An an Adam Krafft's neunte Station: die Klimax ist künst berechnet und sehr wirkungsvoll: beim ersten Fall sin Heiland auf ein Knie, beim zweiten auf beide Knie Arme, beim dritten bieten weder Kniee noch Arme mehr Halt, die ganze Gestalt liegt am Boden, nur Haup Oberkörper vermag sich dadurch über der Erde zu erh daß er gerade noch sich mit beiden Händen auf dem eines hilfsbereit herbeigeeilten Soldaten aufstützen Die Schilderung wagt viel, aber nicht zuviel: noch Heiland trotz seiner jämmerlichen Lage der malerische geistigen Bedeutung nach die Hauptgestalt des Bildes. kleiner technischer Kunstgriff sichert ihm diese Superi in der richtigen Erwägung nämlich, daß eine liegende sich gegen stehende nur schwer zu behaupten vermög der Künstler das Körpermaß des Heilands hier etwas genommen. Psychologisch motivirt ist es, wenn bei Fall nicht bloß die Ohnmacht des Heilands, sondern a

heit unter den Soldaten den höchsten Grad erreicht; nur
ze Zeit vermag der Anblick von Schwäche und Hilflosig-
grobe Naturen in der Stimmung des Mitleids zu er-
ten, dann schlägt das Mitleid gern in die Lust um, zu
handeln und die Lage des Nebenmenschen roh auszu-
zen. Einer der Soldaten beugt sich herab und greift mit
ber Faust in die Haare und ins Kleid des Heilands, um
vom Boden aufzureißen. Doch nicht alle theilen diese
ath, und zur Versöhnung dienen die hier wieder auftretenden
ligen Frauen.

Die zehnte Station ist eine streng gebaute Central-
position. Die Hauptmasse der Figuren und die eigent-
che Handlung ist in die Mitte gerückt. Hier stehen vier
rsonen auf ziemlich gleicher Linie. Der Hauptmann be-
hlt, mit der Kreuzigung voranzumachen und das Opfer zu
tkleiden; zwei Soldaten legen Hand an das Gewand Jesu
haben bereits seine rechte Schulter entblößt; Er selbst
ht da, von Schmach übergossen, aber die Schmach vermag
ne reine Würde und Hoheit nicht zu trüben. Rechts sehen
wir einen in tiefes Sinnen versunkenen Soldaten am Boden
tzen, sichtlich damit beschäftigt, die gewaltigen Eindrücke der
ten Stunden zu verarbeiten. Links schließt eine parallele
eibliche knieende Figur die Composition ab, welche das Antlitz
it beiden Händen verhüllt. Man kann an Maria Magda-
na denken, aber die Figur soll eigentlich keine bestimmte
rson repräsentiren; sie stellt eine Büßerin vor, welche an-
sichts der Entblößung des Heilands Sünden der Unscham-
ftigkeit beweint und den Beschauer auffordert, dasselbe zu
un. Sie ist also die personificirte Moral des dargestellten
eheimnisses.

Wohl die schwierigste aller Kreuzweg-Scenen ist die
nnagelung ans Kreuz. Historisch richtig ist sie eigentlich
nur einmal, von Fiesole, dargestellt worden als Annagelung
an das schon im Boden befestigte Kreuz. Man mußte hier
davon absehen, da die Malfläche nicht die nöthige Raumhöhe

zur Verfügung stellte. Noch weniger konnte die Schule
dazu verstehen, die seit Bonaventura in Predigt und
übliche gewaltsame Schilderung des Hergangs sich anzuei
bei welcher das Reißen und Zerren nothwendig den Ein
hervorrufen muß, als wehre und sträube sich Jesus.
Körper aber platt auf das Kreuz hinzustrecken, ist des
unstatthaft, weil damit alle Möglichkeit benommen ist, i
Antlitz und die Gestalt die hier doppelt nothwendige
und geistige Majestät zu legen. Der Schwierigkeit i
dadurch begegnet, daß Jesus dargestellt ist, wie er a
Kreuze sitzt, seine beiden Arme ausbreitet und sie
Schergen ausliefert und eben im Begriff ist, auch den
körper auf's Holz zu legen, — eine schöne Betonun
freiwilligen Hingabe auch in diesem Momente. Der
dieser Composition ist dem der vorigen entgegengesetzt:
ist der Mittelraum nur zur Hälfte ausgefüllt, mit kn
oder liegenden Figuren, die stehenden Figuren sind a
linke und rechte Seite vertheilt; links stehen nämlich
Synedristen, deren Geberden Abscheu und Verwerfun
drücken, rechts mit in Liebe und Mitleid ausgebreiteten
Maria und Johannes.

Auch das **Kreuzesbild** der zwölften Station is
neu componirt und weist vor den verschiedenen frü
Kreuzesbildern der Schule manche Vorzüge auf. Wo
Raum nur geringe Höhenentwicklung erlaubte, ist das
ragende Ende des Kreuzes mit der Inschrift ganz weggel
Der Leib des Herrn zeigt die edle Durchbildung, sein
die Durchgeistigung und Verklärung durch Liebe und
sinn, wie dies nur noch Fiesole ähnlich vollkommen
stellen vermochte. Um's Kreuz, um den verscheidenden H
ist ein kleiner Hofstaat von Liebe, Anbetung, Mitlei
reuiger Abbitte versammelt; die Mutter steht groß un
da, mit ausgebreiteten Armen, ihre aktive Theilnahm
energisches Eingehen in's Kreuzesopfer bekundend; nicht
energisch weist auf der andern Seite Johannes mit

bden auf's Kreuz hin, Glauben bezeugend und Glauben igend. Es ist der große Moment, wo am Kreuz der aube und die Liebe triumphirt, wo Hohn und Spott schweigen ssen; auch die Soldaten ergreifen die Partei des Gekreuzigten der Hauptmann erhebt seine Rechte zur Betheuerung: hrlich, dieser war Gottes Sohn. Der Unglaube kann sich ht mehr halten, in seinem Sieg wird er vernichtet: der nedrist mit seiner Gesetzesrolle flieht eiligen Schrittes von nen.

Die dreizehnte Station zeigt den schon vom Kreuz genommenen Leichnam im Schooße der Mutter. Groß und recht sitzt sie vor dem Kreuz; den Schmerz über den zerssenen Leib ihres Sohnes überwiegt die Ehrfurcht vor der ülle der Gottheit, vor der Würde des geschlachteten Opferamms, vor den heiligen Wunden, den Zeichen der Erlösung. hannes stützt kniend den Oberkörper, was in jeder Hinht wohlthuend wirkt. Die übrigen Personen vereinigen sich einer stillen, zarten Todtenfeier. Die ganze Composition mahnt an Giotto.

Die letzte Station hat dieselben räumlichen Bedingungen und daher dieselbe Dreitheilung wie die erste. Der Raum der Portallünette stellt den Innenraum des Felsengrabes vor; hier steht der Sarkophag mit dem hl. Leichnam, der von Todesstarre gelähmt, von Todesfrieden gesalbt erscheint; hinter ihm sind bei der Berührung des Erdbodens it dem unverweslichen Leichnam Blumen aufgesproßt; zwei ngel mit Kreuzesscептern und Lämpchen halten Grabeswache; ier herrscht überirdische Ruhe und feierliche Stille; kein Erdenon stört diesen Grabesfrieden. Die linke Seite des Hauptfeldes stellt eine winterliche Gegend dar mit ganz erstorbenem Baumwerk; hier ist alles voll Schwermuth und Trauer; Johannes und die heiligen Frauen kehren wankenden Schrittes vom Grab heim; in ihren Herzen ist auch alle Freude abgestorben, selbst Glaube und Hoffnung haben ihre Blüthen bgestreift, wenn auch ihr Stamm nicht entwurzelt werden

konnte. Der Mutter droht bei diesem Weggehen das Herz zu brechen und es ist ihr, als sollte sie umkehren, die andern bemühen sich um sie und halten sie mit sanfter Gewalt zurück. Nur ein Paradiesvögelchen, das auf dem entlaubten Baum singt, schlägt einen froheren Ton an. Drüben aber auf der rechten Seite ist ein Paradiesesgarten; hier blühen die Bäume und grünen die Palmen; hier wehen schon Auferstehungslüfte; die beiden Marien sitzen dem Grab gegenüber; ihr Schmerz ist noch nicht von ihnen genommen, aber er ist ruhig und friedlich geworden; bald wird er sich in Jubel verwandeln, denn rechts oben sieht man schon den Auferstehungsengel herabschweben mit dem leuchtenden Siegesscepter des Kreuzes. So klingt das gewaltige Oratorium der Passion aus; es kann nicht mit frohlockendem Osterjubel schließen, aber noch weniger mit dumpfen Grabesmelodien, es verhaucht in leisen, hoffnungsfreudigen Allelujaklängen.

Wir haben versucht, in wenigen groben Strichen das letzte Monumentalwerk der Beuroner Kunstschule zu zeichnen und die obersten Gesichtspunkte jeder Composition kurz hervorzuheben. Schon unsre mangelhafte Beschreibung, noch mehr eine denkende Besichtigung dieser Stationen wird erkennen lassen, daß wir hier wahre Meisterwerke religiöser Kunst vor uns haben. Die religiöse und künstlerische Auffassung der Passion im Allgemeinen und jeder einzelnen Scene ist musterhaft zu nennen. Die blutige Seite der Passion ist nicht mehr hervorgehoben, als die Wahrheit der Schilderung es erfordert; der menschlichen Leidenschaft wird nicht mehr Freiheit gelassen, als sich mit der Andachtsstimmung des Bildes verträgt; überall waltet ein lobenswerthes Bestreben, nicht abschreckende Blutscenen darzustellen, sondern die innere Schönheit der Passion, die verhüllte, aber dem frommen Blick nicht verborgen bleibende milde Glorie des Mannes der Schmerzen zu betonen. Eine kraftvolle Schilderung gibt dem betrachtenden Gemüth die festen Haltpunkte; eine bis in's Mark gesunde Frömmigkeit, eine tief religiöse Grundstimmung gibt in

unwiderstehlicher Weise den Ton zum Beten an. Künstlerisch esehen sind die Compositionen, ganz entsprechend den n dargelegten Principien, fast architektonisch streng aufgebaut d die Formenwelt ist mehr nach den Gesetzen des Relief rchgebildet; daneben findet sich aber ein genügendes Maß n Naturwahrheit, von Lebendigkeit der Schilderung, von wechslung, Weichheit und Rundung; nirgends unnatürliche gungslosigkeit, byzantinische Starrheit, conventionelle Ver- fung, mechanisches Nachbilden traditioneller Typen.

Bald werden in der Residenz des Schwabenlandes diese erke mönchischer Kunst vollendet sein und enthüllt werden. elche Aufnahme werden sie finden? Voraussichtlich in den rschiedenen Kreisen eine verschiedene. Wenn man sie be- uschen könnte die Urtheile, welche vor diesen Bildern ge- llt und ausgesprochen werden! Doch vielleicht ist das zum heil möglich. Suchen wir uns ein verborgenes Plätzchen der Kirche und beobachten wir scharf die Kommenden. ir brauchen nicht lange zu warten. Schon geht die Thüre f und jugendlich eilende, selbstbewußt hallende Schritte hern sich. Ohne allen Zweifel zwei junge Künstler; das nstlerische Aeußere, der Blitz des Genies im Auge verräth Nun fliegen ihre Blicke über die Bilder hin, um aber d einander mit vielsagendem Lächeln zu begegnen; die den Gesichter überbieten sich gegenseitig in mimischer Dar- llung der Affekte der Enttäuschung und Geringschätzung; h der Mund beider öffnet sich jetzt, und wahrlich es sind e Weihrauchwolken, die ihm entströmen. Ein Verdikt lägt das andere. „So etwas in unserer Zeit! Welch' ein achronismus! Tausend Jahre zurück!" „Hier hat nicht r Pinsel, sondern der Meißel gemalt; die Malerei ist auf r Steinwand selbst versteinert; Statuen, nichts als Sta- en!" „Ueberall noch der mittelalterliche Irrthum, als habe e Malerei zum Geist und Herzen zu reden." „Und diese haistische Farbengebung! In die Nacht dieses Klosters der erlösende Schimmer des Freilichts noch nicht gedrungen;

hier wird aus Nacht herausgemalt.“ „Gefühllos Farbe an Farbe gereiht, jede in ihrer unverschämten, ungebildeten Naturkraft.“ „Tausend Jahre zurück! Welch ein Anachronismus! So etwas in unserer Zeit!“ ... Dröhnend schlägt die Thüre in's Schloß.

Sie öffnet sich wieder. Gereifte Männer treten herein, Männer der Wissenschaft, Meister rechter Kunst. Auch bei ihnen mögen die Eindrücke zuerst fremdartige sein. Aber man sieht es ihnen an, wie mehr und mehr ihr Auge vom flüchtigen Sehen zum gedankentiefen Schauen übergeht, wie ihr Interesse sich steigert, wie sich ihrer das Bewußtsein bemächtigt, vor einem bedeutenden Geistes- und Kunstwerk zu stehen. Und über das Antlitz derer, welche am Bestehen und der Blüthe einer religiösen und kirchlichen Kunst innern Antheil nehmen, sieht man einen Strahl freudiger Befriedigung gleiten darüber, daß auch im Moorgrund unserer Zeit doch diese reine Lilie nicht fehle.

Nach ihnen kommt schüchtern ein bleiches, schwarzgekleidetes Mädchen hereingeschritten; es hat in diesen Tagen seine Mutter verloren und fühlt sich unsäglich verlassen; es hat es von dem neuen Kreuzweg gehört und eine geheime Anziehungskraft hat es hieher geführt, eine Ahnung, daß hier am Ende auch für sein wundes Herz noch ein Trost sich finden werde. Nun richtet es sein kummerhaftes, abgehärmtes Gesicht empor zu den Bildern. Nicht lange schaut es hinauf, so falten sich seine Hände und seine Lippen bewegen sich im Gebet. Und wieder nicht lange steht es an, so umflort sich sein Blick und Thräne um Thräne tropft aus seinen Augen: es findet im Mitleid mit dem leidenden Heiland Heilung eigenen Leides, milde Lösung und Kühlung für seinen eigenen brennenden Schmerz.

Ich denke, das ist das competenteste Urtheil, das beste Lob, der schönste Lohn, den ein Meister der Kunst hienieden sich wünschen kann.

Tübingen. Prof. Keppler.

XXXV.

Der allmähliche Verfall der katholischen Kirche in Dänemark (Schweden und Norwegen) — durch die Verschuldung der Könige und des Adels.

II. König Friedrich I. (1523—1533).

Nicht gleich anfangs, wohl aber später, und dann noch viel gründlicher und wirksamer ward die Kirche geschädigt durch Christians II. Onkel und Nachfolger **Friedrich** I.; jedoch nicht ohne Schuld der höheren Geistlichkeit.

1. Was Friedrichs beschworne Verpflichtung hinsichtlich der Kirche war, ergibt sich aus den Artikeln 1, 2, 4—9 seiner Wahlkapitulation vom 3. August 1523, welche wir daher hier wiedergeben müssen[1]):

„1. Art. Item wollen wir zuerst über alles den himmlischen Gott und die heilige Kirche lieben und ihre Diener recht bestärken, vertheidigen und beschirmen; und alle ihre Privilegien, Freiheiten, Statuten und guten alten Gewohnheiten, welche ihnen von der heiligen römischen Kirche und heiligen abgeschiedenen Vätern, christlichen Königen, Fürsten, Fürstinen und Vorstehern freiest gewährt und gegeben sind, bestätigen wir ihnen so, daß sie dieselben unangefochten genießen, gebrauchen und behalten sollen.

2. Art. Item wollen oder sollen wir niemals einem Ketzer, Luthers Schülern oder andern erlauben, geheim oder öffentlich gegen den himmlischen Gott, den Glauben der heiligen

1) Pal.-Müller SS. 513, 514.

Kirche, den heiligsten Vater, den Papst, oder die r
Kirche zu predigen oder zu lehren; sondern wo sie in
Reiche gefunden werden, wollen und sollen wir sie an
Leben und Gut strafen lassen.

4. Art. Item wollen oder sollen wir niemals nach
Tage zugeben, daß jemand für irgend ein Bisthum h
diesem Reiche eligirt oder erwählt werde, es seien den
Dänemark eingeborene Ritter und Knappen, oder jeman
irgend eine Prälatur, es seien denn eingeborene Ritter
Knappen des Reiches oder auch Doktoren der heiligen S
oder des Kirchenrechts, oder andere würdige gelehrte Mä
die dazu geeignet und tauglich sind, die übrigens in Dän
geboren sein müssen, falls wir nicht mit Willen und Z
mung von Dänemarks Reichsrath zu Nutz und Frommen
Reiches anders verfügen.

5. Art. Item werden wir keine Ausländer zu i
einer Prälatur oder Kirche oder zu einem kirchlichen
in Dänemark nominiren, präsentiren oder zulassen, auch
so weit es in unserer Macht steht, zugeben, daß Curtisane
Andere vom Ausland dänische Männer molestiren, wie
oft geschehen ist.

6. Art. Item werden wir niemals die Elektion
Wahl irgend eines Kapitels hindern oder hindern lassen,
sie im Gehorsam gegen obgenannte Artikel eligiren; und
werden nie gegen die Zustimmung des Kapitels irgend
Prälaten oder Vorsteher aufdrängen; wir behalten uns n
Ernennung von zwei oder drei in dem Kapitel vor, aus w
der Bischof gestorben ist, oder auch ernennen wir mit
Rathe des dänischen Reichsraths denjenigen, welcher der
nützlich ist. Doch behalten wir das Patronatsrecht auf die
Lehen, welche unsere Ahnen, die früheren Könige in Dän
bisher gehabt haben.

7. Art. Item soll und muß jeder Bischof und
das Recht und die Jurisdiktion der heiligen Kirche s
gebrauchen und üben, wie sie dieselbe von jeher geübt
doch sollen die Angelegenheiten, die auf dem Landsthin
Herredsthing zu verhandeln sind, auf diesen Thing's vorgen
werden.

8. Art. Item werden wir mit der Hilfe und Unterstützung des Reichsraths nicht zulassen, daß irgend eine Sache, mag sie geistlich oder weltlich sein, nach Rom berufen oder gezogen wird, bevor sie zuerst den Reichsprivilegien gemäß vor den Prälaten des Reiches zur Verhandlung gekommen ist.

9. Art. Item werden wir die würdigen Väter, Bischöfe und Prälaten, die gestrengen Ritter und Knappen, den Adel des Reiches Dänemark bei Ehre und Ansehen erhalten und ihnen je nach unserm und ihrem Bedürfniß und Vermögen und nach ihrem willigen und treuen Dienste mit den Lehen der Krone helfen, so daß sie nicht mit eigenen Mitteln zum Herrentag zu kommen oder andere königliche Bürden zu tragen haben."

Artikel 1 und 2 dieser Wahlkapitulation lauten ja äußerst günstig für die katholische Kirche; einigermaßen auch noch 6, 7 und 9; 4, 5 und 8 dagegen zielen, wenn vielleicht auch nicht nach der Absicht der Verfasser und des Königs, so doch ihrem Inhalt und ihrer Tendenz nach direkt auf die Schädigung der katholischen Kirche hin. Art. 4 will nur dänische Adelige zu Bischöfen in Dänemark gewählt wissen; Art. 5 läßt keine Ausländer zu einer Prälatur zu, und hindert auch jeden Ausländer — also auch den Papst — gegen dänische Prälaten einzuschreiten; und Art. 8 gestattet nicht, daß irgend eine Angelegenheit unmittelbar vom Papste mit Umgehung der dänischen Prälaten entschieden werde.

2. Hat da nicht der gelehrte Geschichtsschreiber Paludan-Müller Recht, wenn er sagt: „Die Prälaten träumten also von einer dänisch-katholischen Nationalkirche ungefähr von der Art, wie die gallikanische. Sie träumten davon, sage ich, sowohl weil ihre Pläne sich ebenso luftig zeigten, wie die Bilder, die an der Phantasie des Schlafenden vorüberziehen, als auch weil die Grundlinien einer solchen Bischofskirche sicher ebenso unbestimmt und wellenförmig waren, wie diese Bilder" (S. 515).

Wie kann er aber diese Träumereien den Bischöfen zur Last legen? Weil die betreffenden Artikel eben von ihnen entweder verfaßt oder wenigstens inspirirt waren. Neben

dem Adel war die höhere Geistlichkeit der mächtigste Stand im Lande: beide zusammen schrieben dem Könige die in der Handfeste zu beschwörenden Punkte und Gesetze vor. Beide, zumeist aber die Geistlichkeit als berufener Wächter der kirchlichen Verfassung, trugen also dazu bei, die katholische Kirche in Dänemark mit und durch den König Friedrich I. gründlich zu schädigen. Doch nicht bloß in Dänemark. Auch Norwegen haben sie theilweise auf ihrem Gewissen. Die norwegische Handfeste ist auf die dänische aufgebaut und enthält Artikel 1, 2, 6, 7, 8 und 9. Artikel 4 und 5 sind zu Gunsten der Dänen ausgelassen, nicht aber der verderblichere Artikel 8, der dem Schisma die Bahn bricht.

Mit gewohntem Scharfblick kennzeichnet Paludan-Müller das Verfahren der dänischen Bischöfe mit folgenden Worten: „Das kirchenpolitische System, welches die dänischen Bischöfe auf diese Weise durch die Thronbesteigung König Friedrichs aufrecht halten zu können hofften, sollte von vier Hauptpfeilern im Lande selbst getragen werden, da sie nicht wie in älteren Zeiten auf der Macht des Papstes und der allgemeinen Kirche allein stehen konnten noch durften, obwohl es auch keine Losreißung von Rom sein sollte.

Diese vier Pfeiler waren:

1) die Verbindung der Bischöfe und Prälaten mit dem Adel;

2) der eingelebte Gehorsam des Volkes und der niederen Geistlichkeit gegen die Auktorität der Kirche;

3) das Gesetz der Handfeste;

4) die eigene Macht der Bischöfe und Prälaten, gegründet auf ihren Sitz im Reichsrath, ihre festen Burgen, ihr Kriegsgefolge, ihre großen Güter und Einkünfte“ (S. 515).

Unter Friedrich I. wurden alle vier Hauptpfeiler zum Wanken gebracht. Der erste Adelsmann des Landes, Reichshofmeister Mogens Gjöe, entpuppte sich bald als Lutheraner, Erik Eriksen Banner und andere folgten ihm; und wenn auch die Mehrzahl des Reichsraths zur Zeit König Fried-

als sich noch zur alten Kirche hielt, so bildete doch der Neid über die weltliche Herrlichkeit und die reichen Güter der Prälaten, die Begierde, daran Theil zu haben und in den Besitz der Klostergüter zu kommen, eine Kluft zwischen weltlich und geistlich, die von Tag zu Tag größer und tiefer wurde.

Diese Gesinnung legte auf dem Herrentag zu Kopenhagen im Juli 1525 der nicht zum Reichsrath gehörende weltliche Adel an den Tag, indem er 5 gegen die canonische Besetzung der Prälaturen und Canonikate und gegen das geistliche Besitzthum gerichtete Forderungen an König und Reichsrath stellte. Diesmal drangen sie noch nicht durch, Dank den Bemühungen der angesehenen Bischöfe Lage Urne von Roeskilde und Ove Bilde von Aarhus; aber aufgeschoben war nicht aufgehoben. Ein Stoß gegen den ersten Hauptpfeiler war bereits versucht und ausgeführt.

Kurz darauf ward auch am zweiten Hauptpfeiler gerüttelt. Im Spätsommer 1525 legte Johann Tausen in Viborg die Mönchskutte ab, warf sich der Bürgerschaft in die Arme und brach vollständig mit seinem Bischof. In der Franziskanerkirche, wo er sich mit seinen Anhängern festgesetzt hatte, predigte er das „reine Wort und Evangelium“, eiferte gegen Mißbräuche in der Kirche und gegen die heilige Messe, und verkündete Freiheit vom schweren Joche der Kirche. Unter seinen sich stets mehrenden Zuhörern verursachte er eine Gährung, von der wir uns nur schwer eine Vorstellung machen können.

Während er und Jörgen Jensen Sadolin sammt Gesinnungsgenossen von Viborg aus die katholische Kirche bekämpften, begann 1527 in Malmö eine selbständige von Deutschland und Südjütland her beeinflußte reformatorische Bewegung. Weder hier noch dort ging es ab ohne tumultuarische Auftritte und Zusammenstöße der streitenden Theile. Der katholische Gottesdienst in der Domkirche zu Viborg ward bisweilen plötzlich durch dänische Lieder unterbrochen und der Prediger

durch lauten Widerspruch zum Aufhören gezwungen. Nicht so sehr die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, sondern vielmehr der Hinweis auf die heilige Schrift als einziges wahres und geltendes Gotteswort, die Forderung der Communion unter beiden Gestalten und der Priesterehe übte in Dänemark Einfluß aus auf die allgemeine Bewegung. Natürlich ließen es die Verkünder der neuen Lehre nicht daran fehlen, dem gährenden Mißvergnügen des Volkes mit den herrschenden Ständen eine bestimmte Richtung gegen die Prälaten zu geben, wodurch das Volk nach und nach die ererbte Ehrfurcht vor der katholischen Kirche verlor und daher auch nicht mehr wie früher gehorchen wollte. Nach Paludan-Müllers Darstellung könnte man geneigt sein, diese Bewegung für eine allgemeine zu halten. Sie war aber in Wirklichkeit eine hauptsächlich auf Viborg, Malmö (weniger Kopenhagen) und nächste Umgebung beschränkte, obwohl nicht geläugnet werden kann, daß sie hin und wieder in einigen andern Gegenden ihre Anhänger und Beförderer fand.

Der dritte Hauptpfeiler der geträumten dänischen Nationalkirche waren König Friedrichs Versprechungen und Verpflichtungen, die er in der Handfeste beschworen hatte. Mit großer Schlauheit und anscheinender Unschuld wußte aber der König diejenigen, welche zu Gunsten der katholischen Kirche und Geistlichkeit sprachen, zu umgehen, ja sogar ganz das Gegentheil davon zu thun. Seitdem Johann Rantzau im Jahre 1520 Hofmeister für Christian, den Sohn des damaligen Herzogs Friedrich von Schleswig und Holstein, geworden, und sich mit seinem Schützling zu Worms (18. April 1521) für Luther begeistert hatte, begann die herzogliche Regierung Spuren von Zuneigung zum „reinen Gotteswort und Evangelium“[1]) zu zeigen. Der Pommeraner Peter

1) Sehr richtig nennt Pal.-Müller (ib. S. 520) diese Worte „einen unklaren Ausdruck, mit welchem die Anhänger der Reformation die lutherische Predigt so lang deckten, als sie ihn zu ihrer Fahne im Kampf gegen die katholische Kirche brauchen konnten“.

...se ward herbeigerufen und Hermann Tast konnte 1522
...g ungehindert in Husum als lutherischer Prediger auftreten.
...ürlich hütete Herzog Friedrich sich wohl, seine protestan-
...chen Sympathien hervorzukehren, als es sich um Erlangung
...r dänischen Krone handelte. Denn zu diesem Zwecke war
... der Bund mit der dänischen Geistlichkeit nothwendig und
...ßte so lange gekräftigt werden, als noch Gefahr von
...ite Christians II., von seinen Anhängern und Freunden zu
...ürchten war.

Als aber im Sommer 1526 die Gewitterwolken sich zu
...streuen begannen, der Reichstag von Speyer den deutschen
...ichsfürsten zugestand, bis zu einer allgemeinen Kirchen-
...rsammlung das Wormser Edikt so zu halten, „wie sie es
...r Gott und dem Kaiser verantworten könnten", der Kaiser
...it dem Papst in Fehde lag und Christians II. eifrigster An-
...änger Sören Norby vollständig geschlagen war, brauchte
...riedrich I. nicht mehr so viel Hehl aus seiner wahren Ge-
...nnung zu machen.

Im Juni 1526 war Herrentag in Kopenhagen. Der
König kam dahin und gab den Katholiken großes Aergerniß,
...dem er an Freitagen Fleisch aß.[1]) Nicht viel weniger,
...ahrscheinlich weit mehr Anstoß erregte die Vermählung
...iner Tochter mit dem abgefallenen Großmeister Albrecht
...on Preußen.

Von jetzt an kam eine Verletzung der Handfeste nach
...r andern. Den 19. August 1526 erging ein königliches
Schutzschreiben an Aage Jepsen Sparre, der das Erzstift
...und in seinem Besitz hatte: er sollte in diesem Besitze ver-
...leiben, bis König und Reichsrath zwischen ihm und
Jörgen Skodborg und über die Giltigkeit seiner Wahl gerichtet
...ätten; auch versprach der König, niemanden — also auch
...icht dem Papste — zu gestatten, ihn aus dem Stifte zu

1) Diese Nachricht ist ein klarer Beweis dafür, daß das Abstinenz-
gebot von den dänischen Katholiken (spez. in Kopenhagen) gut
beobachtet wurde.

verdrängen oder das Stift mit Bann und Interd
belegen.

Von Kopenhagen zog Friedrich nach Aalborg in
land. Von da aus warf er den dänischen Bischöfe
Handschuh hin, indem er durch Schreiben vom 23. Okt.
den lutherischen Prädikanten Magister Johann Tausen
seinen königlichen Schutz, Schirm und Frieden nahm, i
seinem Kaplan ernannte und ihm vorläufig in Vibo
bleiben befahl, um dort den Bürgern das Evangeliu
verkünden. Dies war ein Donnerschlag für die Prä
und ein offenbarer, flagranter Bruch mit den klaren B
der Handfeste (Art. 2). Es war ein Eingriff in das
der Bischöfe, in rein kirchliche Angelegenheiten.

Auf der eingeschlagenen schiefen Bahn ging es
weiter. Gegen Ende des Jahres 1526 versammelte
König in Odense den Reichsrath um sich zu einem Herre
auf dem auch die Angelegenheiten der Kirche behandelt w
sollten. Unter anderem schlug er vor, daß Confirmation
Provision zu Prälaturen in Dänemark fürderhin beim
bischof, also nicht mehr beim Papste nachzusuchen sein
Diesen Vorschlag fand der Reichsrath gut und nützlich
keine Spur von Einspruch dagegen seitens der Bischö
aufzufinden. Uebrigens stimmte dieser Vorschlag ja
überein mit der Handfeste (Art. 8). Ebenso wenig er
die Prälaten Einspruch gegen den ferneren Vorschla
Königs, daß die bisher für die Confirmation nach
gesendeten Gelder in Zukunft in den Reichsschatz g
werden sollten zu Gunsten des Vertheidigungswesens.

Dagegen sammelten die Prälaten ihre Kräfte zu
Angriff auf das persönliche Verhältniß des K
zur Kirche und suchten die weltlichen Reichsräthe au
Seite zu ziehen. Dies gelang ihnen aber nur dadurc
sie von den fünf früher zu Kopenhagen durch den Adel ge
Forderungen (oben S. 435) folgende zwei bewilligten: 1)
in Zukunft weder Prälaten noch andere kirchliche Pe

gend welches Land für Kirchen oder Klöster vom Adel kaufen oder in Pfand nehmen: was sie fürderhin kaufen, soll ihren Erben und Freunden vom Adel zufallen; 2) kauft ein Prälat, der nicht von adeliger Herkunft ist, Ländereien von Adelspersonen, so dürfen dessen Erben dieselben zurückverlangen.

Durch diese dem Kirchenrecht zuwiderlaufenden Zugeständnisse befriedigt, gaben die weltlichen Reichsräthe den Prälaten die feierliche Versicherung, auf ewige Zeiten sie unterstützen und ihre sowie der Kirche Privilegien zumal gegen die lutherische Ketzerei aufrecht erhalten zu wollen. Es erging nun vom gesammten Reichstag die Aufforderung an den König, er möge die „christliche Sitte“ hier im Reiche so einhalten, wie die vorhergehenden Könige, bis eine andere Bestimmung für die ganze Christenheit getroffen werde, d. h. bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung. Außerdem verlangten sie, der König solle niemanden seinen Schutzbrief oder den Befehl geben, öffentlich zu predigen; sondern wer predigen wolle, müsse sich an den Bischof wenden und von ihm Erlaubniß erhalten. Er möge überhaupt kein Schreiben erlassen gegen seine Handfeste und seinen geschwornen Eid.

Darauf gab der König die ausweichende Antwort, er habe im Reiche keinen anderen Schutzbrief ausgestellt, als um den Betreffenden gegen Gewalt zu sichern, wie er ja verpflichtet sei; auch habe er niemanden befohlen, etwas anderes zu predigen als das Wort Gottes und das Evangelium, wolle auch nie etwas anderes befehlen. — Dies konnte den Bischöfen nicht genügen; sie vermochten den Reichsrath, noch einmal in den König zu dringen, daß er die christliche Sitte im Lande aufrecht erhalte, und schärften ein, daß rücksichtlich des Predigens jeder Bischof seinem Amte gemäß es in seinem Stift so einrichten solle, wie er es vor Gott verantworten könne [ist auch zweideutig!], so daß der König nicht nöthig hätte, jemanden durch einen Schutzbrief damit zu betrauen. Was aber ob der König darauf geantwortet, ist unbekannt. Er verließ Odense den 7. Dezember.

Die Prälaten sahen, daß sie nur durch Zugeständnisse den Reichsrath zur Vertheidigung der Kirche bewegen könnten, und daß ihre geträumte Nationalkirche nach und nach alle ihre Stützen verlieren werde. An die Stelle des Papstes, von dem sie sich freier gemacht hatten, dessen Religion und Glauben sie aber doch bewahren wollten, drohte der jetzt offenbar ketzerische König treten zu wollen.

Da die Gährung besonders in Jütland zunahm, und die Leute an manchen Orten sich den Prälaten widersetzten und der Kirche nicht mehr den Zehnten hinterlegen wollten, verlangte der Reichsrath vom König, den erfolglos gebliebenen Herrentag auf's neue zu halten. Der König thats und war in Odense im August 1527. In seiner Mehrheit noch einig mit den Prälaten drang der Reichsrath energisch in den König, er solle seine königliche Macht gebrauchen, um die Bewegung zu unterdrücken und einige Rädelsführer zu bestrafen; auch solle er die Schutzbriefe widerrufen. Inzwischen hatten sie nämlich erfahren, daß Friedrich, weit entfernt seine Hand von Johann Tausen zurückzuziehen, auch dessen Mitarbeiter Jörgen Jensen Sadolin unter seinen Schutz und Schirm gestellt habe.

Der König versuchte den Angriff zu pariren und stellte sich als den unparteiischen Richter, der Armen und Reichen Recht schaffen müsse. Es seien ihm viele Klagen über unberechtigte Belastungen (Paalæg) von Seiten der Prälaten zu Ohren gekommen; nicht bloß das Volk, auch der Adel klage darüber, daß die Prälaten ihre Bauern verfolgten und ihnen Strafgelder abpreßten, während doch der König selbst die ihm von den Dienern der Adeligen gebührenden Geldbußen den adeligen Gutsherren abgetreten habe. Dieser vom Könige schlau unter die zwei herrschenden Stände geworfene Zankapfel bewirkte sofort eine Theilung des Reichsraths: die weltlichen Mitglieder vereinigten sich mit dem übrigen anwesenden Adel und erneuerten ihre Forderungen von 1525, besonders das Recht, von ihren eigenen Bauern die von der geistlichen

...gkeit festgesetzten Geldbußen eintreiben und behalten zu ...ten.

Nicht lange versuchten die Prälaten ihnen Widerstand ...leisten; sie erkannten, daß nur Nachgiebigkeit zu ihrem ...eil diene, und überließen dem Adel die Eintreibung dieser ...dbußen, verlangten dafür aber, daß König und Adel den ...meinen Mann zur Erlegung des Zehnten anhalten, die ...üter und Besitzungen der Kirche und kirchlichen Personen ...theidigen, ihre Personen gegen Gewalt beschützen, und daß ...der Reichsrath und die Ritterschaft sich beim König bemühen ...le, daß den luthrischen Priestern und verlaufenen Mönchen, ...elche den Schutzbrief Sr. Gnaden hätten, ein bestimmter Termin anberaumt werde, innerhalb dessen sie das Land ...rlassen oder in ihre Klöster zurückkehren müßten, und wo ...e sich nach diesen Terminen befänden, sollten die Prälaten ...e gebührend strafen. Auch solle Seine Gnaden fürderhin ...lchen Priestern oder verlaufenen Mönchen keinen Schutzbrief ...ehr ausstellen".

Für einige Zeit wurde so der Streit zwischen den zwei ...rrschenden Ständen zum Ruhen gebracht. Der Reichsrath ...rlangte vom König wirklich die Widerrufung der den Prä...laten ausgestellten Schutzbriefe, sowie auch, daß der König ...inen Bischof mehr hindern solle, gegen diejenigen vorzugehen, ...elche nach dem bestimmten Termin noch im Reiche sich ...nden, sowie gegen Priester und Mönche, welche heiratheten.

Der König trat einen Schritt zurück, behielt sich aber ...r, bei der Formulirung des Abschiedsrecesses die ihm ...angenehmsten Artikel zu übergehen oder umzuändern. So ...derrief er keineswegs die gewährten Schutzbriefe, sondern ...rsprach, keine neuen ausstellen zu wollen; auch ließ er sich ...in Dekret gegen ausgesprungene oder verheirathete Mönche ...nd Priester abnöthigen. Der Receß hielt wohl die Pflicht ...es Zehntengebens, gegen Abschaffung einiger geringeren ...Abgaben an die Geistlichkeit, aufrecht; doch gab er die Frei...heit, zwischen dem vollen Zehnten oder den alten Abgaben

zu wählen. Bischöfe und Prälaten sollten i
Jurisdiktion wie bisher behalten; geistliche
sonen sollten nicht vor weltliche Gerichtshöfe gestellt we
es sei denn, wenn es sich um Landbesitz handle. Die G
bußen dagegen, welche die Kirche den Dienern der K
oder des Adels auflege, sollte den Gutsherren, nicht
Prälaten zufallen. Dies waren die Zugeständnisse
Abschiedsrecesses in Odense vom 20. August 1527.

Die Bischöfe sahen, daß nichts Weiteres zu errei
war, und nahmen wenigstens das Angebotene entgegen.
war ihnen klar, daß der Reichsrath eine ganz unzuverlä
Stütze für die katholische Kirche sei und nichts that,
sich dafür bezahlen zu lassen und seine gierigen Hände
dem reichen Kirchengut und den Einkünften der Geistlic
auszustrecken.

Nur ein Mittel stand ihnen noch zu Gebote: es
der vierte Hauptpfeiler, auf den die Prälaten die geträ
Nationalkirche stützen zu können gewähnt hatten — i
eigene Macht. Wollten sie sich aber vom Gebrauche di
Mittels Erfolg versprechen, so mußte die ganze Geistlich
sich einmüthig gegen den ketzerischen König erheben. „
solche Erhebung“, meint Paludan-Müller (S. 526), „w
von ihrem Standpunkte aus mehr berechtigt gewesen, als
Aufstand gegen König Christian, denn jetzt handelte es
nicht nur um die herrschende Stellung der Kirche, sond
um ihre Existenz, ja um den katholischen Glauben, oder,
sie sagten und meinten, um das Christenthum selbst“.
fügen wir hinzu, Friedrich I. wollte sich ja in keiner W
bezüglich seiner Pflicht belehren lassen, sondern handelte
aller Ermahnung schnurstracks gegen seine beschworene H
feste (Art. 2). — Doch ein einmüthiges Auftreten
unmöglich. Die Prälaten hatten keinen Führer. Das
hatte keinen Erzbischof; der vom König in den Besitz
Erzstiftes Lund gesetzte Aage Jepsen Sparre war ja n
anderes als die Creatur Friedrichs I.! Bischof Jens And

Odense, der einzige nicht adelige Bischof, war ein alter Mann, der, von allen Seiten besonders vom Adel angefeindet, sich aus seiner unhaltbaren Stellung herauszuziehen suchte. Die beiden ehrenwerthen Bischöfe Lage Urne in Roeskilde und Ove Bilde in Aarhus hatten nur höchst ungern am Aufstand gegen Christian II. theilgenommen: sie konnte man ...lich nicht zu einer neuen Erhebung begeistern. Dazu kam, daß die Stimmung im Lande, die Prediger und ein großer Theil des Volkes gegen die Geistlichkeit und nicht die geringste Aussicht auf irgend welchen Beistand von Seiten des weltlichen Adels vorhanden war. Wohin sie endlich auch den Blick wenden mochten, an allen Ecken und Enden drohte ihnen der tyrannische König Christian II. mit dem blutigen Schwert in der Hand! Seine Gedanken über sie zeigte die ihnen von seinem Sekretär Cornelius Scepper gegebene wenig schmeichelhafte Benennung: „scortatores mitrati“. Nach allem zu urtheilen, wäre somit ein Versuch, ihre Macht gegen König und Volk zu wenden, der sichere Untergang gewesen.

Das Allerschlimmste bei der ganzen Sache war indeß der Umstand, daß der König sich zuletzt für berechtigt halten konnte, die betreffenden Artikel der Handfeste als aufgehoben zu betrachten. Da nämlich nach dem Wortlaut der Handfeste Reichsrath und König, wenn in einer Sache einig, über der Handfeste standen, mithin dieselbe ändern konnten — andererseits aber die Mehrheit des Reichsrathes (die weltlichen Mitglieder) sich zufrieden gab, daß der König sich von seiner Verpflichtung löste und den Glauben für eine freie Sache erklärte: so konnte er mit einem Schein von Recht und Wahrheit annehmen, durch den Reichsrath von seiner Verpflichtung in dieser Beziehung entbunden zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

XXXVI.

Die Frage von der Bevölkerungsabnahme in Frank

Die Entvölkerung oder vielmehr die immer ge
werdende natürliche Mehrung der Bevölkerung Frankrei
nachgerade zu einer europäischen Frage geworden. Die
zosen, wenigstens die ernstern Geister unter ihnen, beschä
sich vom internationalen Standpunkt aus mit dem Pro
Sie sehen darin, daß bei dem allseitigen Wettkampf der
das zahlreichste derselben eine entsprechende Ueberlegenheit b
besonders auch im Hinblick auf die jetzt um die Wette b
benen kriegerischen Rüstungen. Je bevölkerter ein Land,
mehr Soldaten kann es aufstellen.

Ein Franzose, Rouanet, hat ein anschauliches Bild
der durch die Bevölkerungszunahme oder -Abnahme he
gebrachten Machtverschiebung aufgestellt, das unter an
folgende Ziffern ergibt. Nach den großen Kriegen im
1815 war das Verhältniß: Frankreich 29½, England
Oesterreich 30, Preußen 10, Rußland 45 und deutscher
30 Millionen. Nach Abrechnung der zu letzterem gehö
Theile Oesterreichs und Preußens sind es zusammen
Millionen, wovon Frankreich schon nur mehr 20 Prozent
stellt, also halb so viel wie unter Ludwig XIV. Im
1880 zählen: Frankreich 37,200,000, England 34,800
Oesterreich 39,000,000, Deutsches Reich 45,600,000,
päisches Rußland 84,500,000 und Italien 28,600,000 Einw
zusammen 270 Millionen, wovon 13 Prozent auf Fra
kommen. Seither hat sich das Verhältniß noch wei
Ungunsten Frankreichs verschoben, welches vor zwei

ren etwa zwei Fünftel der Stärke aller Großmächte dar-
lte, heute nur mehr ein Achtel.

Die natürliche Mehrung nimmt fortwährend ab, da die
hl der Geburten sich vermindert. Unter Ludwig XIV. wurde
en Zahl von Moreau de Jonnès auf beiläufig Eine Million
gegeben. Seit 1801 liegen genauere Ausweise vor. Von
01 bis 1810 wurden 903,700 bis 919,000 Geburten im
hre gezählt oder 32,3 auf 1000 Einwohner; 1811 bis
20 sind es 883,950 bis 994,100 oder 31,6; 1821 bis
830 sind es 963,300 bis 992,300 oder 30,8. Mit jedem
genden Jahrzehnt fällt das Verhältniß um 1 von 1000; von
881 bis 1886 sind es nur mehr 24,6 Geburten auf 1000
nwohner oder 924,460 bis 937,450 das Jahr. Trotz der
ehrung der Bevölkerungszahl ist die Zahl der Geburten
ringer als der frühere Durchschnitt. Seither ist die Geburt-
ffer noch gesunken; 1886 waren es 912,000, 1887: 899,000
nd 1888: 882,639 oder nur noch 22,2 auf 1000 Einwohner.
Im Jahre 1881 betrug der Ueberschuß der Geburten über die
Todfälle noch 108,229, im Jahre 1888 waren es nur mehr
4,772, während die in Frankreich lebenden 1,115,000 Ausländer
,101 Geburten (gegen 17,971 Todfälle) aufweisen. Noch
kleiner Fortschritt in dieser Richtung und die natürliche
Mehrung ist gleich Null. Voraussichtlich werden im letzten
hntel dieses Jahrhunderts die Todfälle die Geburten über-
eigen. Seit 1885 verringert sich die Zahl der Geburten
hrlich um 12 bis 17,000!

Auch die Zahl der Heirathen verringert sich von Jahr zu
Jahr. Im Jahre 1888 wurden 276,848 Ehen geschlossen,
12 weniger als 1887 und 6360 weniger als 1886. Von
861 bis 1876 wurden jährlich 80 Ehen auf 10,000 Einwohner
schlossen; von 1881 bis 1885 waren es noch 75, jetzt sind
s nur mehr 72 auf 10,000 Seelen. Die Minderung beträgt
st ein Zehntel. Von 1801 bis 1810 kamen 4,2 Kinder auf
de Ehe; von 1851 bis 1870 sind es nur noch 3, im folgenden
Jahrfünft nur mehr 2,7; 1886 sind es nur mehr 2,2. Ende
1890 werden es wohl kaum noch 2 sein.

Im Jahre 1886 wurden 10,425,321 Familien gezählt,
on denen 2,073,205 gar keine Kinder und 2,512,611 je 1

hatten; 2,265,317 Familien zählten je 2, zusammen 4,630,
Kinder; 1,512,064 je 3, zusammen 4,536,162 Kinder; 936,
je 4, zusammen 3,759,412 Kinder; 549,698 je 5, zusam
2,748,465 Kinder; 313,400 je 6, zusammen 1,880,400 Ki
248,188 je 7 und mehr Kinder, zusammen 1,759,547.
vier letztern Gruppen, zusammen 2,048,134 Familien, z
zusammen 10,737,824 Kinder, die vier andern Gruppen,
Ganzen 8,363,187 Familien, zählen zusammen 11,579
Kinder. Ein Fünftel aller Familien hat also 10½ Milli
die vier andern Fünftel nur 11½ Millionen Kinder. H
hat fast ein volles Fünftel gar keine Kinder.

Die große Zahl unfruchtbarer Ehen gibt zu denken
scheint auf einer gewissen Erschöpfung des Stammes zu ber
Denn sie ist fast nie freiwillig; ein Kind wünscht doch
Ehepaar. Genaue Beobachtungen bestätigen, daß alle
Eheleute ohne Nachkommenschaft sich solche wünschten. Es
hier unzweifelhaft in den meisten Fällen eine natürliche U
vor. Dagegen ist ebenso unzweifelhaft, daß fast alle Fa
mit 1 bis 3 Kindern, zusammen 6,289,982, deshalb nur
Zahl aufweisen, weil sie nicht mehr wollten. Weit üb
Hälfte aller französischen Familien beschränkt also absichtlic
Nachkommenschaft auf eine Minderzahl von Kindern.
ist die unbestreitbare, sehr betrübende Thatsache, welch
den bloßen Ziffern hervorgeht, übrigens auch gar nic
hehlt wird.

Aber warum diese Scheu vor einer zahlreichen Na
menschaft? Frankreich ist doch ein wohlhabendes Land,
zudem den Vortheil besitzt, daß besonders der klein
bessere Mittelstand ungemein zahlreich ist. Aber gerade
Mittelstand ist es, der vor den Sorgen und Lasten
schreckt, welcher eine größere Kinderschaar mit sich zu
pflegt. Der Bauer gleicht in dieser Hinsicht ganz dem stä
Mittelstand. Er will sein Gütchen zusammenhalten, wel
mit so vieler Mühe abgerundet hat. Besonders der
Geschäftsmann, sei er Kaufmann oder Handwerkmeister
in den Kindern ein Hinderniß. Die städtischen Woh
sind klein, Haushof und Gasse sind den Kindern verbot
selben müssen daher in der Kostschule auferzogen werde

theuer ist. Die Frau ist im Geschäft thätig, führt die cher und die Kasse, verhandelt mit den Kunden, steht im den oder hilft sonstwie bei dem Betrieb des Gatten, dabei t sie stets die Haushaltung. Diese Thätigkeit der Frau ägt ungemein zum Wohlstand des Mittelstandes bei, aber sie hindert dieselbe, sich mit ihren Kindern zu beschäftigen. nder sind daher ein Hinderniß des Emporkommens und shalb will man derselben nur so wenig als möglich. Die ute wollen ein sorgenfreies Dasein ohne Ueberanstrengung, as ihnen bei vielen Kindern nicht so leicht zu erreichen däucht s bei wenigen. Bequemlichkeit, Wohlleben, Mangel an Muth nd Opferwilligkeit sind es, welche den Kindersegen als unwillkommen erscheinen lassen.

Es sind eine Menge Mittel in Vorschlag gebracht worden, n Kindersegen zu fördern. Rouanet verlangt, jede Erbschaft üsse mindestens in drei Theile getheilt werden. Sind weniger inder da, dann nimmt der Staat die Drittel der fehlenden inder; fehlen diese ganz, dann fällt ihm die gesammte Erbschaft u. Das käme einer Enteignung gleich, wäre jedenfalls ein eitgehender Eingriff in das Eigenthum. Angesichts der oben ngegebenen Zahlen würde der Staat bei 4,777,928 Familien on 10,425,321 als Miterbe auftreten, bei weiteren 2,073,205 er alleinige Erbe sein, überhaupt bei 6,861,233 Familien als rbe oder Miterbe auftreten. Jährlich würden ihm 6 bis 7 illiarden, wo nicht viel mehr, durch Erbschaften zufallen, denn ie kinderarmen und kinderlosen Familien sind durchgehends ohlhabend oder reich. Deshalb hat noch kein Blatt, kein bgeordneter es gewagt, für diesen Vorschlag einzutreten, der uch in anderer Hinsicht unstatthaft und unausführbar wäre. er Staat beschlagnahmt durch seine Steuern, seine Anleihen nd Unternehmungen heute schon einen ungemein großen Antheil es Volksvermögens; mittelst eines solchen Erbschaftgesetzes ürde er bald Alles verschlingen.

Der tiefblickendste Socialpolitiker Frankreichs, Le Play, ist urch fünfzigjährige Beobachtungen vielmehr zu dem Schlusse ekommen, die gesetzliche Gleichtheilung der Erbschaften müsse ufgehoben, den Familienhäuptern das Recht zurückgegeben erden, frei über ihre Hinterlassenschaft zu verfügen. Le Play

findet das Recht der Erstgeburt durchaus in der Natur begrün und der Blüthe der Familie zuträglich. Die katholischen Blä (besonders „Monde“ und „Univers“) haben diesen Standp stets vertreten, namentlich hat Coquille das römische Recht sc bekämpft und das Gewohnheitsrecht empfohlen. Le P Coquille und ihre Schule verlangen daher Beseitigung des römischen Rechtsanschauungen beruhenden Napoleon'schen Ge buches. Dieses gestattet keine Enterbung, die Eltern kön einem Kinde nur einen Theil (z. B. bei drei Kindern Viertel) des ihm zustehenden Antheils entziehen. Daraus fo daß die Kinder schon bei Lebzeiten Miteigenthümer sind, Schul auf ihre Erbschaft machen können, die ihnen ja nicht entz darf. Thatsächlich geschieht dies auch. Oft genug hat Sohn das Vermögen durch Wucheranleihen schon größtenth durchgebracht, wenn er es antritt, nachdem seine Eltern ihre Lebenszeit lang abgeplagt haben, dasselbe zusammen bringen.

Den Eltern kann es also nicht besonders angenehm viele Kinder, d. h. Miteigenthümer zu haben, welche auf Vermögen sündigen, jedenfalls das Verfügungsrecht derse wesentlich beschränken. Den Kindern aber benimmt die si Aussicht auf die Erbschaft gar oft die Spannkraft. Sie ha es nicht der Mühe werth, sich anzustrengen, sich selbst Stellung zu erkämpfen. Es fehlt ihnen der stählende Ka um's Dasein. Die jungen Leute wollen genießen, bleiben hi im Lande, wagen sich nicht hinaus. Daher auch die That daß das Vermögen gar oft den Herrn wechselt. Die E erwerben durch emsige Arbeit das Vermögen, aber das Mu söhnchen bringt es durch und geht selbst dabei unter. Nur geringer Theil des Mittelstandes besitzt ererbtes Vermögen; meisten haben sich durch eigene Kraft aus geringen Verhältn aus dem Arbeiterstande emporgearbeitet. Bei diesen geri und armen Leuten finden sich viele zahlreichen Familien. Kinder werden nicht verwöhnt, sondern müssen schon frü den Kampf um's Dasein eintreten, besitzen nur die unentb liche Schulbildung, kommen aber vorwärts, bringen es oft weit. Aber sie werden dann selber zu Bourgeois, welche n Kinder wollen, und die sie haben, verwöhnen. Der Krei

so weiter. Gerade diese stete Erneuerung des Mittel-
s aus den unteren Classen trägt aber auch dazu bei, von
den Socialismus fern zu halten. Warum nach „Theilung"
gen, wenn man durch Arbeit und Sparsamkeit zu Besitz
en kann?

Dr. Lagneau, welcher sich viel mit der Frage beschäftigt,
er Akademie der Heilkunde behufs Ueberweisung an einen
huß folgende Vorschläge gemacht: Erleichterung der Ehe-
ung, Gestattung des Nachweises der Vaterschaft behufs
hung zur Erhaltung der unehelichen Kinder, Steuer auf
gesellen, Bewahranstalten für Säuglinge, Schutz der jungen
r, Vermehrung und Hebung der Colonien, Naturalisation
,115,000 in Frankreich lebenden Ausländer.

Nicht alles davon ist statthaft. Das Völkerrecht gestattet
n Zwang der Naturalisation. Diese kann nur erleichtert,
Kostenlosigkeit und andere Vortheile gefördert werden.
trotzdem werden viele Ausländer nicht darauf eingehen
n. Denn die Naturalisation vermindert den Haß und den
neid nicht, der durch die beständige Fremdenhetze genährt wird.
Gegentheil, man ist vielfach noch neidischer und mißtrauischer
Naturalisirte. Zwar wird hauptsächlich nur gegen die
schen gehetzt, aber Oesterreicher, Schweizer, Luxemburger,
Holländer, Belgier, Engländer, Skandinaven leiden eben-
darunter, indem sie mit Reichsdeutschen verwechselt werden.
viele dieser unserer Vettern, ebenso die naturalisirten
schen, fanden es 1870 gerathen, Frankreich zu verlassen,
ie Behörden nicht vermochten, sie gegen die Volkswuth
hützen.

Daß eine Junggesellensteuer nichts zu ändern vermag, sich
nicht leicht rechtfertigen ließe, bleibt außer Zweifel.
tiger wäre schon die Erleichterung der Heirathen. Die
annte Civil- oder eigentlich Staatsehe erfordert so viele
ten, Zeitverlust und Umstände, daß sie unzweifelhaft viele
then verhindert. Allein in Paris ermöglichen die kirch-
Vereine jährlich dreitausend Ehen, indem sie den armen
n die nöthigen Urkunden verschaffen und die erforderlichen
tte thun. Die Eheschließung ist immer sehr erschwert,
die Brautleute aus verschiedenen Gegenden oder gar aus

anderen Staaten herstammen, und diese Schwierigkeiten versch
mit die zahllosen wilden Ehen, bei denen Sittlichkeit und
kommenschaft gleichmäßig Schaden leiden.

Die seit einigen Jahren eingetretene stärkere Abnahm
Eheschließungen trifft mit der Einführung der Ehesche
zusammen. Im Jahre 1888 fanden 4708 Scheidungen
oder 1072 mehr als 1887 und 1758 mehr als 1886.
Steigerung hält an, wird vielleicht noch größer werden,
wie beabsichtigt ist, das Verfahren bei den Scheidungen v
facht und billiger gemacht wird. Die Durchführung
allgemeinen Wehrpflicht, bei der nur die Schützlinge der
tigen des Tages Erleichterungen genießen, wirkt jedenfalls
nachtheilig auf die Eheschließung.

Hebung und Vermehrung der Colonien könnte n
soweit günstig auf Eheschließung und Kindersegen wirken,
dadurch der Unternehmungsgeist angeregt, eine größere Sch
kraft in das ganze Volk gebracht würde. Aber hiezu müßte
das entkräftende Erbrechtsgesetz abgeschafft werden. Ha
in dieser Hinsicht sogar das nahegelegene, dabei unzwei
fruchtbare Algier wenig Einfluß auf das Mutterland
Erst seit den Verwüstungen der Reblaus haben sich Sch
in größerer Zahl dort niedergelassen. In Tunis g
35 bis 40,000 Italiener vortrefflich, aber es sind kaum
7000 Franzosen dort. Dagegen leben in Südamerika, be
in Argentinien und Chili 2 bis 300,000 Franzosen. Im
1888 gingen allein 17,200 Franzosen nach Argentinien
waren es 25,000. Die Auswanderung, welche früh
4 bis 6000 Köpfe betrug, stieg 1888 auf 25,000 u
1889 sicher 35,000 erreicht. Die französischen Coloni
flößen den auswandernden Franzosen offenbar nur g
Vertrauen ein.

Die Einrichtung von Säuglingsanstalten und die F
für junge Kinder vermöchten schwerlich viel mehr, als ei
derung der Kindersterblichkeit zu bewirken, die besonders
ehelichen Kindern stark ist. Letztere betragen 8 Prozent,
indessen 2 Prozent durch nachträgliche Ehen anerkannt
In den Städten ist der Prozentsatz der viel höhere, i
mit seiner buntscheckigen, aus allen Himmelsstrichen zu

nten Bevölkerung, erreicht derselbe 28 Prozent, allerdings
sächlich wegen der Schwierigkeit der Eheschließung.
Ein Mittel zur Förderung der natürlichen Mehrung ist
angewendet worden. Der Arzt Javal erwirkte (1888)
Bewilligung von 50,000 Fr., um allen Familien, welche
Kinder besaßen, ein Kind abzunehmen, damit es mit
Fr. jährlicher Unkosten aus Staatsmitteln erzogen werde.
laubte offenbar, daß nur 50 solcher Familien in Frankreich
Die Zählung aber ergab 248,188 Familien mit 7 und
Kindern. Es wären daher 248,188,000 Fr. zur Durch-
ung des Gesetzes erforderlich gewesen. Diese Summe schreckte
rlich ab. Die Kammer beeilte sich, das Gesetz dahin ab-
dern, daß diese Familien von der Kopf- und Wohnsteuer
it wurden. In den 248,188 Familien haben jedoch nur
808 die Wohlthat des Gesetzes beansprucht. Von diesen
113,636 als wenig begütert bezeichnet, da sie durchschnitt-
nur 9 Fr. Kopf- und Miethsteuer zahlten. 29,697 waren
lhabend, zahlten durchschnittlich 22 Fr. Steuer; 5475 aber
den als reich bezeichnet, indem sie durchschnittlich 108 Fr.
hlten. Aber die Kopf- und Miethsteuer ist eine Umlage-
r: was diesen Familien erlassen wurde, mußten die übrigen
wohner der Gemeinden aufbringen. Die Gemeinden wehrten
kräftig, und deshalb änderte die Kammer das Gesetz wieder
n ab, daß die Kopf- und Miethsteuer nur denjenigen mit
n Kindern gesegneten Familien erlassen wird, welche unter
Fr. zu bezahlen haben. Daß ein Steuernachlaß von 10 Fr.
d eine Wirkung auf die Mehrung der Bevölkerung haben
e, hat gewiß Niemand je geglaubt. Trotzdem sieht
Bertillon, welcher als eine Autorität in allen die Bevölke-
betreffenden Fragen gilt, in diesem Javal'schen Gesetze das
ge Heil. Freilich, Dr. Bertillon war erbitterter Vorkämpfer
der Vertreibung der Schwestern aus den Pariser Kranken-
lten.

Die Ursachen des Schwindens der natürlichen Mehrung
französischen Volkes liegen jedenfalls tiefer; sie beruhen
den allgemeinen Verhältnissen und der Entwicklung des
es. Die von gewissen Gelehrten aufgestellte Lehre von
Aussterben der lateinischen Völker genügt nicht, sie könnte

sich auch nur auf Frankreich stützen. Im Allgemeinen herr die Regel, daß Völker mit alter Bildung einige Altersschwä zeigen, sich nicht so stark vermehren als jüngere Völker. A das italienische Volk ist jedenfalls noch älter als das französi und zeigt doch eine sehr starke natürliche Mehrung, indem jährlich um 200—250,000 Seelen zunimmt, dabei noch ü 100,000 Auswanderer über's Meer schickt. Auch in Spanien Portugal mehrt sich die Bevölkerung stark. In Merito Südamerika mehren sich die Nachkömmlinge der Spanier Portugiesen sehr schnell, während die Anglosachsen in den V einigten Staaten ohne den beständigen Nachschub aus Eu noch eher aussterben würden, als die Franzosen. Denn ächten Yankees mit ihren verwöhnten Frauen mögen keine Kin ihre Familien sterben oft aus. Nur die Eingewanderten h reichen Kindersegen. In Canada mehren sich die vor z hundert Jahren angesiedelten Franzosen viel schneller, als Engländer; sie haben sich seit einem Jahrhundert, ohne we lichen Nachschub, verzehnfacht und die Engländer in vielen zirken überwuchert und verdrängt. Ueberall zeigen die deut Stämme eine starke natürliche Mehrung. Nur eine einzige nahme ist vorhanden: die reichen protestantischen Sachs Siebenbürgen mehren sich fast gar nicht, sie halten lange gleichen Schritt mit Rumänen und Ungarn, unter dene wohnen.

Die Eingangs angegebenen Zahlen beweisen, daß F reich in früheren Jahrhunderten mindestens eine ebenso natürliche Mehrung gehabt haben muß, als Deutschland die anderen europäischen Länder, denn es hatte damals hältnißmäßig mehr Einwohner als diese. Die Mehrung i seither geringer geworden, der Rückgang beginnt mit der R lution. Die Urheber und Führer derselben hatten u. A. den Satz aufgestellt, Frankreich könne nicht mehr als 24 lionen Menschen ernähren, folglich müsse die Mehrung geh werden. Es gab Redner und Schriftsteller, welche die dam Metzeleien mit diesem Satz in Verbindung brachten und weitere Abschlachtungen empfahlen. Die Revolution hat auch durch ihre inneren und auswärtigen Kriege zwanzig lang Frankreich gehörig Blut abgezapft, einige Millionen

auf die Schlachtbank geführt. Trotzdem war 1815 die
lkerung zahlreicher als 1889: sie betrug 29 Millionen gegen
Millionen. Mit dem eingetretenen Frieden mehrten sich die
then und die Geburten, 1830 zählte Frankreich über
Millionen Einwohner.

Seither aber hat die natürliche Mehrung beständig ab=
mmen, ja die Abnahme hat sich immer mehr beschleunigt.
seit 1815 geführten Kriege Frankreichs haben wenig Be=
ng für die Volksmehrung, sie waren nur kurze Gewitter,
sie 1870 die Gesammtheit des Volkes in Mitleidenschaft
. Aber seither hat sich die Revolution eingelebt, sie
em Volk in Fleisch und Blut übergegangen, und die Re=
tion ist der Tod der Völker. Sie setzt die menschliche
unft an Stelle der Gottesordnung, löst die Völker in
viduen auf, welche gegeneinander mit allen möglichen
ten, aber möglichst wenig Pflichten ausgerüstet sind.
Revolution läßt sich in Einem Wort zusammenfassen: die
unft allein ist souverän, sie ist allein Gott. Nicht
nst hat die französische Revolution die Anbetung der Ver=
t eingeführt. Ganz folgerichtig errichtet die heutige Republik
ton Denkmale, während sie Robespierre verurtheilen.
erer war ein Rückschrittler, da er an dem höchsten Wesen
ielt, während Danton entschieden Gottesläugner, Ver=
tmensch ist.

Die Grundsätze von 1789, was sind sie Anderes als eine
g auf die Vernunft gebaute Rechts= und Sittenlehre? Seit
aber haben alle französischen Regierungen, gleichviel welchen
en sie führten, sich offen auf diese Grundsätze gestützt, sich
deren Wahrer erklärt, wenigstens dieselben bei ihren Ge=
und Einrichtungen zur Richtschnur genommen oder doch
ksichtigt. Deshalb ist im Grunde nur ein äußerer Unter=
zwischen Kaiserreich, Königthum und Republik. Die ein=
Verschiedenheit besteht darin, daß unter dieser oder jener
rung die Förderung des Vernunftcultus etwas schneller
rücksichtsloser vor sich geht, als bei der andern. So sind
789 diese Grundsätze immer tiefer eingedrungen, in allen
säußerungen des französischen Volkes, in allen Einrichtungen
Ausdruck gekommen. Das ganze Dasein des Franzosen ist

vom Rationalismus beherrscht, welcher gleichsam die Luf
tränkt, die er athmet.

In keinem Lande ist das Christenthum so ganz a
Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen verbannt, wie in
reich. Alle staatlichen Einrichtungen verfolgen den Zwe
Menschen außerhalb des Christenthums zu stellen. Es ist
ganz folgerichtig, wenn die dritte Republik die Zwangsschu
führt und die Religion ausdrücklich aus derselben verbannt,
sie eine bürgerliche Sittenlehre aufstellt, wenn sie die Sta
durch Ehescheidung vervollständigt, das Begräbniß zur S
sache macht und den Priester nur noch dabei duldet, we
Angehörigen es ausdrücklich verlangen. Die dritte Republ
offen erklärt: der Staat anerkennt keinen Gott.

Die Revolution muß voll durchgeführt werden, sich
leben, bevor eine Umkehr möglich ist Frankreich aber b
sich in der Zeit der Reife der Revolution. Diese hat ze
so viel sie gekonnt, die Familie aufgelöst, die väterliche G
vernichtet und unter staatliche Vormundschaft gestellt, den
zerkrümelt und in stetige Bewegung gebracht, den Ein
von seinen Pflichten, seinen natürlichen Banden losgelöst, S
sucht und Eigennutz zur Grundlage der Gesellschaft ge
die Individuen mit so vielen „Menschenrechten" ausge
daß der Krieg Aller gegen Alle zur Regel geworden ist.
hat die Revolution die Staatsgewalt mit solchen Macht
nissen ausgerüstet, daß der Einzelne sich vollständig in
Hand befindet, sogar störenden Behinderungen unterliegt.
dies gebärdet sich der Staat als Vorsehung, nimmt Viel
Möglichkeit, sich selbständig eine Stellung im Leben zu er
Er erzeugt daher jenen Kleinmuth und Unfähigkeit, die v
Pflichten zurückschrecken läßt, welche die Familie auferleg
sonders wenn sie zahlreich ist.

Der Revolution ist auch zuzuschreiben, daß Kunst, W
schaft und besonders auch die Literatur sich fast gänzli
dem Christenthum losgelöst, ja sich dessen Bekämpfung z
gabe gemacht haben. Eine so gottlose Tagespresse, w
französische, gibt es in keinem Lande; dabei besitzt diesel
ungeheuerliche Verbreitung. Die bildende Kunst und die
überbieten an Schamlosigkeit und Unfläthigkeit alles bish

[...]wesene. Die Bühnenlieferanten und die Romanschreiber suchen [si]ch nur in Erfindung neuer Lüsternheiten und noch nicht da[ge]wesener Wollustscenen zu übertreffen. Verführung und ge[w]öhnlicher Ehebruch sind verhältnißmäßig entschuldbare Ver[irr]ungen, läßliche Sünden, im Vergleich zu dem, was jetzt in [R]omanen und auf der Bühne geboten wird, und gar nicht näher [an]gedeutet werden kann. Der gewöhnliche, unschuldigere Roman [b]ehandelt lange und breit nicht etwa die Untreue einer Braut [o]der Gattin, sondern des Kebsweibes, der gemeinen Buhlerin! [K]unst, Presse, Bühne sind eine wahrhaft teuflische Schule des [V]erderbnisses geworden. Nichts aber wird lächerlicher gemacht [al]s eheliche Treue und Kindersegen, letzterer geradezu als Zeichen [d]er Dummheit hingestellt! Und dies sogar in Tagesblättern, [w]elche sonst als ernst und anständig gelten! Die Luft ist ver[p]estet, mit Verderbniß geschwängert, Fäulniß verbreitet sich [ü]berall. Man weiß nicht mehr, wie sich derselben zu erwehren. [W]as Wunder, wenn so viele christliche Seelen sich gänzlich von [d]er Welt abwenden!

Es wird eines kräftigen Gewitters bedürfen, um die Luft [zu] reinigen und einen gründlichen Umschwung herbeizuführen. Denn nur ein solcher kann die Umkehr bringen, die Sammlung [d]er noch gesunden Theile und Kräfte des Volkes ermöglichen, [u]m ein neues Leben zu begründen, wenn das revolutionäre Gift [ü]berhaupt noch überwunden werden kann.

Aus Paris.

XXXVII.

Zeitläufe.

Die bulgarisch-macedonische Kirchenfrage im Licht
gesammten Orientfrage. I

Den 12. September 18

Es ist nicht mehr richtig, von einer schismatisch-orthod
Kirche im Orient zu sprechen. Das ganze Schisma
allmählig und jetzt fast gänzlich in nationale Kirchlein zerfa
das ehemals allein herrschende griechisch-orthodoxe Patria
in Constantinopel ist nur mehr dem Namen nach „ökumeni
Jede kirchliche Frage ist eine Nationalitätenfrage, und jede
hat Rußland seine Wühlerhand mit im Spiele. Das
tritt jetzt wieder in dem Kampf, den die endliche Wi
besetzung der bulgarischen Bisthümer in Macedonien ange
hat, grell an's Licht. Insbesondere wäre die von Ruß
zur Sache eingenommene Stellung geradezu komisch,
sie nicht so ernst wäre. Was der russische Gesandte, Ge
Ignatiew vor 19 Jahren der Pforte selber anempfohlen
das bulgarische Exarchat mit seiner Ausdehnung auf
donien: das suchte man in St. Petersburg jetzt drohen
hintertreiben. Den Widerspruch mit sich selber machte
die Pforte bei dem Erlaß der Ernennungsdekrete fü
bulgarischen Bischöfe in Macedonien in einer Note
5. August geltend: „Diese nämlichen Berats seien ja

n Rußland selbst gefordert worden, und in dieser Erwägung ffe sie, daß ihre vortrefflichen Beziehungen zu Rußland ne Aenderung erfahren würden".

Aber der griechisch-orthodoxe Patriarch hat die Nach-bigkeit des Sultans gegen die bulgarischen Wünsche mit nem Rücktritt büßen müssen, und gleichzeitig haben die ssischen Umtriebe unter den orthodoxen Armeniern auch n Sturz dieses schismatischen Patriarchen herbeigeführt. ezüglich der Bewegungen und Beschwerden aus türkisch rmenien hat der englische Premier vor Jahr und Tag hon gesagt: „Er könne für nichts stehen, denn die Türkei s arm und schwach". In Macedonien aber droht nun wieder hr als je Alles drunter und drüber zu gehen, da die nennung der bulgarischen Bischöfe die wüthende Eifersucht r Serben und der Griechen erregt hat und der angeblasene turm die schwachen Regierungen in Belgrad und Athen it fortzureißen droht. In Macedonien blüht eben das hr, in dem Rußland seine Pfeifen schneidet. Schon seit hr als zwei Jahren wissen die Zeitungen an der Newa ner wieder von „beunruhigenden Vorgängen in Macedonien, der Zwist der Nationalitäten wachse", zu berichten, und h in London war man damals der Meinung, daß „die plosion, welcher Europa so lange entgegen gesehen habe, hrscheinlich weit eher in Macedonien ausbrechen werde, s in Bulgarien, Rumänien oder Serbien".[1]) Damals den „die lange und leidenschaftlich genährten Hoffnungen s hellenischen Königreichs" im Vordergrunde, jetzt ist es r großserbische Radikalismus und im Hinterhalt desselben ßland.

So oft von Macedonien die Rede ist, muß immer wieder s schmerzliche Bedauern über den Fehlschlag der Bestim-

1) Londoner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 4. Mai 1888, und Wiener Correspondenz derselben vom 7. Januar 1888.

mungen des Pariser Congresses vom Jahre 1855 sich
Er hatte den richtigen Standpunkt eingenommen: nicht
trümmerung der Türkei in kleine Nationalstaaten, s
Zusammenhalten derselben unter der Verpflichtung zu
nomistischer Reform. „Integrität und Souverainetät"
europäischer Vormundschaft: dazu haben sich die beiden
mächte und Oesterreich am 15. April 1856 noch eigens
Separatvertrag verbunden. Daß nichts daraus wurde
vor Allem der Fehler Oesterreichs. Diese „Blätter"
in allen jenen Jahren entschieden die Blindheit der
Diplomatie bekämpft, fast allein. Jetzt freilich rede
viele Leute anders, als sie damals unter dem Einfl
Bruck'schen Finanzpolitik geredet haben. „Hätte da
sagt das große liberale Wiener Blatt, „Oesterreich, st
halbem Wege und mit halben Mitteln zu halbem Z
streben und für eine Truppenaufstellung in Galizie
England nicht befriedigte und Rußland reizte, Uns
zwecklos auszugeben, sich entschieden auf die Seite der
mächte geschlagen, so gäbe es heute wohl keine orien
Frage. Es hat sich bitter gerächt, daß die österr
Politik ihre Aufgabe, ihren Vortheil im Jahre 1854 so
begriff, daß sie nicht rücksichtslos für die Türkei Partei
Auch dessen muß man heute gedenken".[1])

Ja, freilich! Denn „gäbe es heute keine orien
Frage", so gäbe es auch manches Andere nicht und
drohenden Weltkrieg. Eine Entschuldigung gab es al
für Oesterreich: die heimtückische Haltung Preußens
Seite Rußlands und die Gegnerschaft der deutschen
staaten. Die haben ihren thörichten Hochmuth bereits
gebüßt; aber indem seit 1859 der Umsturz aller euro
Machtverhältnisse seinen Fortgang nahm, und Bism
1870 die französische Republik zum stillen Partner Ru

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 17. September

gemacht hatte, war der Vertrag vom 15. April 1856 an und für sich hinfällig. Oesterreich war jetzt in der Nothlage, als es durch dem geheimen Vertrag vom 15. Januar 1877 sich gegen Rußland zu wohlwollender Neutralität in dessen Krieg gegen die Türkei verpflichtete, und dafür ein Vorrecht auf die zwei türkischen Nachbarprovinzen entgegennahm. Fürst Bismarck hätte den Russen, wie er ja selbst bekennt, beim Berliner Congreß nicht nur den ganzen Vertrag von San Stefano in den Schooß geworfen, sondern obendrein auch noch Constantinopel, wenn man sich an der Newa auf die Hinterfüße gestellt hätte.

Bei der Berathung über die bosnische Occupation in der ungarischen Delegation von 1879 hat Graf Szecsen geäußert: „Der große Irrthum der österreichisch-ungarischen Regierung bestand darin, daß nicht rechtzeitig erkannt wurde, wie jede Behandlung türkischer Einzelfragen, die sich von dem Boden der strengsten Beachtung der vertragsmäßigen Bestimmungen entfernte, der Aufrollung der orientalischen Frage in ihrer vollen Ausdehnung und Schwere mit ihren Gefahren und Schwierigkeiten die Wege ebnen mußte." [1]) Diese Wahrheit hat der Pariser Congreß noch erkannt, der Berliner nicht mehr. Er hat nur über türkische Einzelfragen entschieden. Macedonien hat er aus dem Großbulgarien des Vertrags von San Stefano ausgeschieden und, da ein Nationalstaat daraus nicht zu machen war, unter Empfehlung an die Gunst des selber rathlosen Sultans (Art. 23), hülflos stehen lassen, wie Armenien in der asiatischen Türkei.

Es ist unmöglich, ein klares Bild von der Lage in Macedonien zu geben, wenn man auch seit Jahren noch so aufmerksam das Material gesammelt hat. Vor ein paar Jahren hat der Abg. Dumba in der österreichischen Delegation gesagt: „Macedonien, eines der schönsten, reichsten und fruchtbarsten Länder

---

1) Neusser „Christlich-sociale Blätter". 1888. Heft 1. S. 8.

der Balkanhalbinsel, hat das allerdings zweifelhafte Glü
von sechs größeren Nationalitäten bewohnt zu werden. Vo
den Türken als der herrschenden Raçe abgesehen, wohne
bloß die Serben im Norden in einem ziemlich abgegrenzte
Gebiete in compakter Masse beisammen, ebenso die Griech
an den Gestaden des Meeres, während sonst Griechen, Bu
garen, Albanesen und die Macedonier oder Kutzowallach
abwechselnd über das ganze Land zerstreut oder vereinigt i
Gemeinden wohnen." Bis zu dem Tage von San Stef
hätten diese Nationalitäten in erträglichem Frieden miteinand
gelebt, fährt der Abgeordnete fort, seitdem aber sei „Ma
donien der Herd eines heftig entbrannten Nationalität
kampfes geblieben, und während der ‚kranke Mann' n
durchaus nicht Miene mache, zu sterben, werde dort s
um die Erbschaft in heftigster Weise gestritten."[1])

Nicht nur die slavische und die griechische Gruppe, l
tere im Bunde mit Albanesen und Wallachen, stehen geg
einander, sondern die Slaven theilen sich wieder in das gr
serbische und das großbulgarische Kriegslager. Die Septem
Revolution in Philippopel schüttete noch neues Oel in's Fe
Selbst die rumänisch-griechischen Studenten in Paris erli
damals, während Serbien zu den Waffen griff, einen Pro
gegen die „Vermengung ihrer Racen in eine panslavis
Masse". „Wir ziehen vor, Türken zu bleiben, wenn
uns nur manchmal in unseren Schulen die ruhmreiche
schichte und die Traditionen unserer Vergangenheit laut l
läßt!"[2]) Seitdem arbeiten auch die macedonischen Walla
mit Feuereifer von Bucharest aus gegen die bulgarischen N
barn und deren Uebergewicht, wetteifernd mit Griechen
Serben. Wir zählen, hat der ehemalige Ministerpräs
in Sophia, Karawelow, gesagt, in Macedonien 200,000 H

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 19. Juni 1888.

2) Aus Paris s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 23. Sept

ausschließlich von unserer Raçe bewohnt sind zu durchschnittlich sechs Seelen. „Hier ruht die Frage unserer Zukunft. Weder ich, noch Irgendjemand will, daß sie rasch gelöst werde. Wir haben die Zeit zum Bundesgenossen; die bulgarischen Schulen in Macedonien agitiren für uns, ihre Lehrer arbeiten unausgesetzt, mit jedem Tag stärkt sich ihr Einfluß; und wenn einmal eine Volksabstimmung entscheiden soll, dann wird unser der Löwenantheil seyn. Jede Karte wird unser Recht erweisen, und die Serben werden sich bequemen müssen, bis zur Csara-Planina vorzurücken."[1])

Um dieselbe Zeit zeigte sich Macedonien wieder als das Land, „das dem Schlauche des Aeolus zu vergleichen ist, nach dessen Oeffnung die Stürme entfesselt werden". Die Türkei ist nicht nur ohnmächtig gegenüber der steten Gährung zwischen den nationalen Parteien, sie vermag nicht einmal die öffentliche Sicherheit zu handhaben. Eben damals waren wieder neue Nachrichten über Gräuelthaten, welche durch Türken und Albanesen an bulgarischen Christen verübt waren, eingelaufen, und es war Gefahr, daß die Regierung in Sophia durch eine russische Intrigue in Constantinopel, wo die bulgarischen Flüchtlinge bereits den Exarchen auf ihre Seite gebracht hatten, zu folgenschweren Schritten gedrängt würde.[2]) Und schon nach Jahr und Tag mußte die Pforte wieder neue „Christenmassacres", selbst in der Residenz des Gouverneurs, ungestraft hingehen lassen. Ein Aufruf an die „öffentliche Meinung des christlichen Europa" aus Macedonien selbst schilderte damals die Lage wie folgt:

„Während die europäische Diplomatie eifrig bemüht ist, den Weltfrieden zu erhalten, während sie namentlich in Bulgarien und Serbien mit wachsamen Augen die Ereignisse verfolgt und besorgt, damit nicht irgend ein unliebsamer Zwischenfall die

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 31. Aug. 1888.
2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 22. Sept. 1888.

Orientfrage wieder aufrolle, scheint sie den Zuständen in Altserbien und Macedonien nicht jene Aufmerksamkeit zu schenken, welche diese beanspruchen können. Ist doch hier, wo bulgarische, serbische und griechische Interessen sich tangiren und seit Jahren in einem erbitterten Kampfe um die Hegemonie sich befinden, wo überdies die wilden, unbotmäßigen Albanesen nur zu leicht für jedes kriegerische Abenteuer zu gewinnen sind, Zündstoff in so reichem Maße vorhanden, daß eine plötzliche Explosion, leichter als in jeder anderen Provinz der Türkei, zu den nahen Möglichkeiten gehört. Diese Gefahr wird noch vermehrt durch die Anarchie, in welcher sich diese Provinz befindet, und welche nachgerade solche Verhältnisse angenommen hat, daß die zur Verzweiflung getriebene Bevölkerung sich bereitwillig Jedem in die Arme werfen wird, der sie aus dieser unerträglichen Lage befreit." [1])

Aber diese europäische Diplomatie hat in der Türkei eben ihre eigene Geschichte, in welcher sich die Umwälzungen im Abendlande seit dreißig Jahren widerspiegeln. Nicht nur, daß nach dem Beispiele hier die politische Vorherrschaft dort gewechselt hat, Rußland hat sogar die Basis seiner eigenen Orientpolitik vor mehr als zwanzig Jahren geändert im genauen Zusammenhang seines Fortschreitens vom „orthodoxen Glauben" zur „slavischen Idee". Bis dahin hatte man an der Newa seine Rechnung immer noch auf das ökumenische Patriarchat in Constantinopel gestellt, wenn man auch in dem Hellenismus sich verrechnet hatte und in dem neuen griechischen Staat allmählig den natürlichen Rivalen der

---

1) Wiener „Vaterland" vom 3. Novbr. 1889. — So geht es fort bis auf den heutigen Tag. Noch unter dem 19. Juni d. Js. ließ sich die „Allg. Zeitung" aus Sophia schreiben: „Aus Macedonien kommen fortdauernd Nachrichten von arnautischen Räuberbanden; und man hört nicht ohne Empörung von den Gräuelthaten, ohne daß die türkischen Behörden im Stande wären, dem Treiben ein Ziel zu setzen."

schen Pläne auf Constantinopel erkennen mußte. Aber
Patriarchat zu Stambul repräsentirte ein Griechenthum
er Art. So schien es wenigstens noch. Das durch den
nur vertretene griechische Element war in Macedonien,
in beiden Bulgarien thatsächlich das herrschende, die
chische Sprache war die Staatssprache und die des Gottes-
ftes, das Unterrichtswesen, soweit es Schulen überhaupt
lag in den Händen der Griechen. Man konnte aller-
s nicht übersehen, daß es, namentlich auch in Macedo-
, noch andere Raçen gebe; aber die Griechen waren von
r überlegenen Stellung so überzeugt, daß sie in keinem
anderen Elemente ein eigentlich fremdes erblickten, sondern
anderen Raçen nur gewissermaßen als Abarten der helle-
hen betrachteten; die Bulgaren insbesondere existirten für
hum. Das änderte sich nun allmählig von Seite der
rdrückten Raçen in Folge des Krimkriegs und des Pariser
ngresses.

Und zwar richtete sich die Bewegung zunächst nur mittel-
r gegen die Pforte, unmittelbar gegen das Patriarchat
d seine Sendlinge, genannt „Bischöfe“, aus dem Phanar.
en Druck und Mißregierung wurde noch härter empfunden,
die türkische Barbarei, wobei nicht zu übersehen ist, daß
Episkopaten in der Türkei auch ein großer Theil der
ilverwaltung anheimgegeben ist. Die Bewegung der Raçen,
besondere der bulgarischen, richtete nun ihre Augen, auch
ngeladen, nach auswärts, und zwar vor Allem auf die
nde Macht des Pariser Congresses und angestammten
utzherrn der katholischen Kirche in der Levante, auf Frank-
h. So entstand plötzlich die Lust zur Union mit der
holischen Kirche unter den schismatischen Bulgaren; sie
llten sich so des Schutzes der katholischen Mächte gegen
Phanarioten versichern. Rußland aber erkannte die Gefahr,
ß das Patriarchat im Stich, machte die Bulgaren zu den
ägern seiner Zukunftspläne am Balkan, sendete als Ver-

treter seiner neuen Politik im Jahre 1868 den G
Ignatiew nach Constantinopel, und am 28. Januar
(a. St.) erschien der Erlaß des Sultans, welcher das
garische Exarchat, die selbständige national-bulga
Kirche, begründete. Im September 1872 sprach der grie
Patriarch das Anathem über den bulgarischen Exarchen
das neue Schisma aus.

Vor zwanzig, dreißig und mehr Jahren[1]) ist übe
kirchliche Bewegung im Bulgarenvolke viel berichtet un
schrieben worden, und über die hohe Bedeutung der
war nur Eine Stimme. Aber ihr erster Anfang fiel bere
die Zeit der großen Krisen im Abendlande selbst; was k
die bulgarischen Christen nunmehr von den katholischen M
erlangen, die eben noch selber im Kriege gegen einand
legen waren. „Es bedarf", so schrieb zwanzig Jahre
der beste Kenner der Balkanhalbinsel, Herr Kanitz,[2]) „
keiner weitern Ausführung, welch wichtigen Faktor die
Realisirung des großen bulgarischen Unionsprojekts i
Lösung der orientalischen Frage gebildet hätte. Von F
reich und den katholischen Mächten nicht richtig und gen
unterstützt, mußte der interessante Versuch scheitern a
gemeinsamen heftigen Widerstande, welchen das grie
Patriarchat, Rußland und England entgegensetzten."
selbst England, aus Eifersucht gegen Frankreich und in
testantischer Befangenheit, trug damals zur Verläng
von Zuständen bei, welche derselbe Hr. Kanitz gleich
wie auch nach zehn Jahren noch, als thatsächlich bes

„Die Mißbräuche der griechischen Kirche sind auch

1) S. diese „Blätter" aus den Jahren 1854 u. 1856, die
34, 37, 38 u. 42.

2) „Die griechisch-bulgarische Kirchenfrage und ihre religiös-p
Bedeutung" in der Augsburger „Allgemeinen Zei
vom 5. Dezember 1871.

In alten Zeiten hatte die national-bulgarische
nicht zum Schisma gehört, und es war ihr stets e
wisse Zuneigung zum Sitze des katholischen Centrum
blieben. Hr. Kanitz beschreibt eingehend, wie das gri
Patriarchat bemüht war, nicht nur diese Keime zu zer
sondern überhaupt die fünf Millionen starke Bulgaren
zu gräcisiren. Es genügte nicht, daß die einhei
Elemente aus den höhern bulgarischen Kirchenämtern
drängt und durch Sendlinge aus dem Phanar ersetzt w
welche an Stelle der slavischen Sprache die griechi
den Gottesdienst einzuführen hatten; es galt namentlic
die Schule zu entnationalisiren. Sogar die türkische Regi
war der Schule mehr gewogen. Als Ende der Sech
Jahre eine Anordnung für Errichtung guter Schul
moslemischen, wie christlichen Gemeinden von ihr au
wehrten die griechischen Bischöfe ab: die Kinder würd
nur Ketzer werden! Die geistige Entwicklung des bulga
Volkes in seiner Muttersprache sollte unmöglich ge
werden; die historischen Erinnerungen an die einstige pol
und kirchliche Unabhängigkeit von Byzanz im Bulgare
zu vertilgen, war die Hauptaufgabe des phanariotischen K
Von diesem aber liefert Hr. Kanitz folgende Beschreibun

„Man denkt nicht entfernt im Fanar daran, zur Ausbi
des niederen bulgarischen Dorfklerus Seminarien zu begr
und doch ist er kaum befähigt, die Evangelien nothdürf
lesen, die Liturgie mechanisch abzusingen. Des Schr
größtentheils unkundig, verzeichnet er Taufen und derle
am Kerbholz. Er geht hinter dem Pflug und füttert
Schweine gleich dem geringsten Bauer, und nur Pope
und Vollbart unterscheiden ihn von diesem. Aber nic
die Nationalität und Bildung sucht der Fanar in dem ve
gepachteten Bulgarenvolke zu erdrücken, sondern auch d
liche Moral. Die Feder sträubt sich, die unglaublichen,
die Pfortencommissäre aber unwiderlegbar festgestellten
sachen niederzuschreiben, welche die Enquête vom Jahre

...davirte. Die Begünstigung abergläubischer Sitten, anti-...nonischer Eheschlüsse und Ehetrennungen lockender Sporteln ...gen, die Verführung von Frauen und Jungfrauen u. s. w., ...wurden dem Bischofe von Pirot und vielen seiner Collegen ...urch Tausende von Zeugen nachgewiesen! Einige dieser wür-...digen Kirchenhirten wurden abgesetzt, einige vertrieben, einige ...blieben! Man begreift aber, daß das bulgarische Volk mit ...allen Mitteln von der seine ganze politische und moralische ...Wiedergeburt arg bedrohenden Pestbeule aus dem Fanar — ...von dem griechischen Klerus — sich zu befreien sucht!" [1])

Im Abendlande hatte man kaum mehr eine Kenntniß ...von den unter dem Joche des griechischen Patriarchats ...schmachtenden Nichtgriechen, als der geistige Befreiungskampf ...der Bulgaren plötzlich in hellen Flammen aufloderte, und sich ...alsbald in der Form einer Union mit der katholischen Kirche ...über das gesammte Territorium bulgarischer Zunge aus-...breitete. Am 30. December 1860 erschienen zwei bulgarische ...Archimandriten und drei bulgarische Priester in Begleitung ...von 200 bulgarischen Häuptlingen in Constantinopel vor ...dem Erzbischof der katholischen Armenier und dem Erzbischof ...Mgr. Brunoni in der Heilig-Geistkirche, und übergaben ...ihnen eine Adresse an den Papst, die mit 2000 Unterschriften ...bedeckt war, und worin nach Aufzählung der bulgarischen ...Beschwerden gegen den griechischen Klerus folgende Stelle ...vorkam: „Gestützt auf die Dekrete der heiligen römischen ...Kirche über die Erhaltung der Riten der morgenländischen ...Kirche, und in der Erwartung, daß diese Riten unverletzt ...erhalten werden, wie es auf dem Florentiner Concil be-...schlossen worden, bittet die bulgarische Nation, vertreten durch ...die Unterzeichneten, Se. Heil. Papst Pius IX. möge unsere ...bulgarische Kirche in den Schooß der katholischen aufnehmen, ...und unsere getrennte und nationale Hierarchie als kanonisch

1) A. a. O. der Augsburger „Allg. Zeitung" vom 5. Decbr. 1871.

anerkennen.“ Gleichzeitig bitten die Bulgaren, der
möge den Kaiser der Franzosen ersuchen, daß er sich
Sultan um Anerkennung der bulgarischen Hierarchie
wende, und sie vor den Umtrieben der Griechen schütze
diesem Bittschreiben wurden noch Adressen aus 93 Di
Bulgariens überreicht, welche die Deputation ermächt
jenen Uebertritt im Namen der bulgarischen Nation
zusprechen. Papst Pius IX. drückte in seiner Antwort
22. Januar 1861 den bulgarischen Gemeinden seine
liche Freude über deren Rückkehr in den Schooß der h
römischen Kirche aus, und ertheilte ihnen die Zustim
zur Beibehaltung des orientalischen Ritus. Bald
empfing er den Grabower Archimandriten Joseph S
zu Rom, und consekrirte ihn in der Sixtina feierlich
unirten Bischof der Bulgaren.

Die Pforte ertheilte dem Bischof Berat und Inve
der türkische Generalissimus in Bosnien, Omer Pascha
einer katholischen Deputation gegenüber sogar geäußert h
„die Bekehrung der Bulgaren zum Katholicismus s
weit wichtigerer Sieg für das ottomanische Reich und E
als die Einnahme von Sebastopol“.[1]) Aber das wußt
auch in Rußland. Drei Wochen nach seiner Rückkehr
Rom war Bischof Sokolski, der präsumtive Patriarc
Bulgaren, plötzlich verschwunden. Auf einem Nachen
Constantinopel nach der asiatischen Küste übersetzend,
er durch ein russisches Boot angehalten und auf
russischen Dampfschiff nach Odessa gebracht; er soll zu
in einem orthodoxen Kloster bis an seinen Tod in
gewesen seyn. Die Pforte lavirte noch unentschlosse
und her; aber nach ein paar Jahren war sie schon s
gebracht, daß sie dem Phanar gegen zwei bulgarische Bi

1) „Kölnische Blätter“ vom 29. März 1862.

wegen Hinneigung zu den nationalen Bestrebungen zur Union vom Patriarchat verurtheilt waren, den welt- Arm zur Exilirung bot.[1]) So gewann der Phanar Luft, und die unionistische Bewegung gerieth all- in's Stocken. Im Abendlande hatte die politische Um- durch Preußen begonnen, und die beiden „katho- Mächte“ kamen außer Ansatz. Rußland hatte jetzt ganz Hand und Preußen im Orient hinter sich; schon in ersten Sechsziger Jahren hätte es, bei der vorherrschend Stimmung der Pforte für eine „autokephale Kirche“ Bulgaren, den starren Widerspruch des griechischen Pa- chats zu brechen vermögen. Aber vorerst galt es ihm die bulgarischen Unionsbestrebungen zu vereiteln. Warum mehr? Darüber hat sich wieder Herr Kanitz zu einer als in Petersburg der Umschlag bereits erfolgt war, verständig ausgesprochen:

„Wer möchte bezweifeln, daß Rußland aufrichtig die Be- der Christen vom Halbmond wünscht — betrachtet es doch als den natürlichen Erben desselben; aber gerade aus Grund unterstützt es die Ansprüche des Konstantinopler Patriarchats auf die ungeschmälerte oberste Ge- walt über die gesammte orthodoxe Christenheit, Unterschied der Nationalität, da nach der Tendenz des großen russisch-slavischen Zukunfts- reiches das russische Patriarchat an die Stelle griechisch-fanariotischen treten soll. Nichts würde aber diesen letzten am Bosporus zu erstrebenden Zielen moskowitischen Czaropapismus mehr im Wege stehen, als er auf seinem Marsche nach Byzanz und der Adria, statt eines riesigen in einzelne Atome aufgelösten Nationalitäten- kreises, statt eines das russische Ferment leicht durchlassenden Siebes, neben den ihre Stammeseigenart immer eifersüchtiger

1) Augsburger „Allg. Zeitung“ vom 27. Oktober 1864 und 11. December 1866.

hütenden und entwickelnden kleinen Staaten von Rum
Serbien und Griechenland, ein von der Pforte selbst geschaffe
wenn auch nur vorläufig mit kirchlicher Autonomie ausgestatte
‚Bulgarien‘ mit bestimmten territorialen Grenzen finden würde

Aber solch' ein selbständiges Bulgarien würde n
eintreten: glaubte man damals in St. Petersburg, und
ließ man das bulgarische Exarchat endlich doch in's Le
treten. Daß der Erfolg schließlich ein anderer war, das
der unüberwindliche Zorn Rußlands, und dieser ist die
drohende Gefahr für den Weltfrieden. Wäre Bulgarien
geplante Satrapie Rußlands geworden und geblieben, d
würde der Czar selber jedesmal für die Besetzung der
garischen Bisthümer in Macedonien pünktlich gesorgt ha
wie die Pforte dieselben auch nur mit der offenen oder st
Zustimmung Rußlands unbesetzt lassen konnte.

XXXVIII.

Literatur zur bayerischen Geschichte.

III. Rechts- und Verwaltungsgeschichte Bayerns.[2]

Rosenthal verfolgt durch mehr als vier Jahrhun
hindurch die innere Entwicklung des zweitgrößten deut
Staates, dessen damaliger Länderbestand noch heute den H

1) Augsburger „Allg. Zeitung" vom 13. December 1871.

2) Rosenthal, Ed., Gesch. d. Gerichtswesens und der Ve
ungsorganisation Bayerns. Bd. I. Vom Ende des 12. bi
Ende des 16. Jahrhunderts (1180—1598). Würzburg, S
1889. XV, 601.

Bestandtheil des Landes Bayern bildet. Er zeigt uns, wie am Ende des 16. Jahrhunderts sich der planvoll gegliederte Bau des bayerischen Behördenwesens in einer für diese Zeit staunenswerthen Vollkommenheit erhebt. So fest waren die Umrisse, so solid die Fundamente dieses kraftvoll gefügten Quaderbaues, daß auch die tief einschneidende Reformbewegung am Anfange unseres Jahrhunderts die Umfassungsmauern unberührt ließ und die Grundzüge der alten Verwaltungsorganisation trotz eindringender Reformen im Einzelnen durch die Stürme der vielbewegten Zeit dem modernen Verfassungsstaate überliefern und den Umbau auf der altbewährten Grundlage vollziehen konnte.

Den Inhalt des ersten Buches bildet die Geschichte des Gerichtswesens: die Entwicklung der herzoglichen Gerichtsherrlichkeit, die Gerichtsbarkeit über den Herzog, die Bedeutung der Vemgerichte für Bayern, die kirchliche Gerichtsbarkeit; sodann die Land-, Hof- und Stadtgerichte (Stadtrath und Zünfte), Patrimonialgerichtsbarkeit (Dorfgericht, Ehehafttaidinge), Lehengerichte, Bergwerksgerichtsbarkeit, akademische Gerichtsbarkeit, Gerichtsbarkeit des Hofmarschalls.

Bei der Besprechung der herzoglichen Gerichtsbarkeit hebt Rosenthal nachdrücklich hervor, daß die Landesherren aus den ehemaligen Reichsbeamten, die landesherrliche Gewalt aus der öffentlichen Gerichtsgewalt entsprossen sei, und bekennt sich hiemit als Gegner der von Lamprecht in seinem „Deutschen Wirthschaftsleben" vertretenen Anschauung, daß die Landesherrschaft aus der Grundherrschaft hervorgegangen sei. Das von Rosenthal Gesagte genügt aber bei der hohen Bedeutsamkeit der Frage wohl kaum, und wäre eine eingehende Erörtung wohl am Platze gewesen.¹)

Ueber das Vemgericht schreibt R. S. 24: „In jenen trübsten Tagen der deutschen Vergangenheit, in der Periode des Faustrechts, als ohnmächtige Könige ihrer schönsten Regenten-

1) Vergleiche hiezu v. Below in d. Gött. gelehrt. Anzeigen Nro. 8 (15. April 1890) S. 369.

pflicht, des höchsten Richteramtes, nicht zu walten vermochten, als die Territorialgerichte zu schwach waren, um mächtige Uebelthäter ihrer Gewalt zu unterwerfen, traten die Vemgerichte an ihrer statt auf als energische Hüter des Rechts. Die Volksgerichte auf rother Erde boten in jener trostlosen Zeit allgemeiner Rechtsunsicherheit, in welcher die gerechte Sache des Schwachen der Herrschaft roher Gewalt preisgegeben war, dem Wehrlosen eine Zuflucht, indem sie selbst den mächtigsten Uebelthäter ihrem Richterspruche unterwarfen und vom Meere bis zu den Alpen die Vollziehung desselben sicherten". Es dürfte dieses Urtheil denn doch etwas zu günstig ausgefallen sein. Lindner hat in seinem grundlegenden Werke über die Veme die „Mißstände und Mißbräuche" (S. 618) gebührend hervorgehoben. „Wollte man alle die schweren Beschuldigungen, welche im fünfzehnten Jahrhundert gegen die heimlichen Gerichte erhoben wurden, zusammentragen, so würde ein arges Sündenregister entstehen. Kaum daß hin und wieder ein Wort der Anerkennung ausgesprochen wird, wie etwa von Aeneas Sylvius, den das Romantische anzieht. Ueberall ertönen nur Klagen über das ungerechte Verfahren der Gerichte, die Untauglichkeit der Freigrafen, ihren Geiz, die Verachtung der Rechtsbestimmungen". Im Großen und Ganzen dürfte der Haupteffekt der Vemgerichte wohl darin bestanden haben, daß in Folge einer bei der Veme anhängig gemachten Klage auch vom heimischen Gerichte die Rechtshilfe gewährt wurde, was auch Rosenthal hervorhebt.[1])

Ueber die Schergenbezirke bringt Rosenthal fast so gut wie gar nichts (S. 52 u. S. 83). Im Vergleich zu dem, was Riezler darüber berichtet, in dessen Werk doch solche Dinge naturgemäß

---

1) Er schreibt S. 29: „Schon die Furcht vor den westfälischen Gerichten wirkte heilsam und schon allein die Thatsache der Vorladung bahnte dem Siege des Rechtes den Weg, da wo man auf gewöhnlichem Wege eine Rechtshilfe nicht erwarten konnte, auch wenn die Sache nicht auf rother Erde urtheilsmäßig erledigt wurde. . . Immer erreichte eine Klage beim Gerichte auf rother Erde den Zweck — Gewährung von Rechtshilfe".

mehr in den Hintergrund treten müssen,[1]) kann man von einem Spezialwerke doch mindestens das Gleiche verlangen. Was in § 4 „Die Landgerichte" über die Ernennung des Richters gesagt wird, ist uns nicht klar. S. 55 heißt es: „Der Richter wurde meist vom *Pfleger* selbst bestellt". S. 57 heißt es: „Seine Ernennung erfolgt durch den *Herzog*". Woran hat man sich nun zu halten?

Als im Laufe der Zeit zur Gerichts- und Kriegshoheit, die den Kern der alten herzoglichen Gewalt gebildet hatten, dem aufstrebenden Territorialfürstenthume neue Machtbefugnisse zuwuchsen, namentlich die Finanz- und Verwaltungshoheit, und als das Herzogthum auch in der auswärtigen Politik mehr und mehr mitzusprechen begann, sahen sich dessen Landesherren genöthigt, sich immer mehr Gehilfen beizugesellen, die sie in Bewältigung der verschiedenen Regierungsgeschäfte unterstützten oder ihnen dieselben ganz abnahmen. Diese Beamten wurden ganz nach dem Belieben des Fürsten berufen und waren in ihren Spitzen vorzugsweise Hofbeamte. Es wiederholte sich hier eine Erscheinung, die seit der Zeit der Merowinger in allen Staatswesen zu finden ist, die häufige Verwendung von Hofbeamten zu einzelnen staatlichen Funktionen und die dauernde Verbindung der angesehensten Hofchargen mit dem staatlichen Verwaltungsorganismus. „Der Charakter des Hofamts, schreibt Rosenthal S. 237, überwiegt derart, daß noch der Hofstaat (Verzeichniß aller Hofbeamten) Ende des 16. Jahrhunderts neben den reinen Hofchargen die Mitglieder der Centralbehörden neben einander aufführt."

Das zweite Buch ist der „*Geschichte der Verwaltungsorganisation*" gewidmet. Zunächst bespricht Rosenthal die Zweige der *Centralregierung*: die Hofbeamten und den Rath, den Kanzler, die Kanzlei und das Archiv. Hieran reihen sich die Mittel- und Unterbehörden: die Vitzthume und die Rentmeister, die Pfleger, Richter, Rentner und Kastner, endlich die Regalienverwaltung: die Forst-, Münz-, Berg- und

1) Riezler, Geschichte Bayerns 2, 178; 3, 684.

Zollbeamten, die Ungelter und die Organe der stän
Steuerverwaltung (S. 236—398).

„Der Kanzler und die Kanzlei“ werden etwas ra
gemacht. Das Verzeichniß der herzoglichen Schreiber (S
N. 1) „will kein erschöpfendes sein,“ sollte es aber doch,
man es einmal geben will, womöglich sein. Allerdings
Rosenthal dann das noch ungedruckte Urkundenmaterial
sehen müssen; lieber wäre auch uns ein chronologisches Verz
der Kanzler gewesen.

Mit dem Anbruch des 16. Jahrhunderts trat ein
Bayerns staatliche Entwicklung höchst segensreiche Ne
in's Leben, indem Albrecht IV. (1506) die Untheilbark
Herzogthums mit der Primogeniturordnung einführte.
hiedurch herbeigeführte Wiedervereinigung bisher get
Landestheile, wie die Umgestaltungen, welche der Ueb
vom Mittelalter zur Neuzeit im Gefolge hatte, bedingte
in Bayern eine umfassende Reorganisation des Behördenw
in erster Linie die Schaffung von Centralbehörden un
Durchführung eines gleichmäßigen Verwaltungssystemes.

Den Inhalt des dritten Buches bildet die Organis
der Central- und Mittelbehörden im 16. Jahrhu
der Hofrath und die Regierungen, die Anfänge des diploma
Dienstes, die Hofkammer, der geistliche Rath, die Anfän
Kriegs- und Geheimen-Raths, die Kanzleien, das Archi
die Bibliothek (S. 409—600). Wir möchten dieses Bu
die bestgelungene Partie der Rosenthal'schen Arbeit beze
und es berührt einen angenehm, wenn man die Wahrne
macht, daß Rosenthal sich bestrebt, in den hier stark
spielenden religiösen Fragen eine objektive Darstellung zu
wenn gleich manches, wie z. B. S. 514 das über
Wilhelm IV. und Albrecht V. Gesagte, zum mindesten über
ist. Den ersteren läßt er „mit Feuer und Schwert“[1]

---

1) „Feuer und Schwert“ ist bei Kluckhohn „Die Jesuiten in
mit besonderer Rücksicht auf ihre Lehrthätigkeit“ (Sybe
Zeitschr. Bd. 31, S. 343 ff.) stehendes Beiwort bei Wilh

gegen „mit schonungsloser Rigorosität“ vorgehen, „um seine Lande von der Ketzerei zu säubern.“

Eine Behörde wollen wir hier nicht unerwähnt lassen, deren geschichtlicher Entwicklung Rosenthal eine wenn auch etwas knappe Darlegung angedeihen läßt. Wir meinen das Archivwesen. „Reichthum und Bedeutung der heutigen bayrischen Archive, schreibt er S. 272, stützen sich auf eine vielhundertjährige eifrige Pflege des Archivwesens durch Landesfürsten, welche schon frühe den Werth der Urkunden für das Staats- und Rechtsleben ihres Landes und Volkes zu würdigen verstanden“; und S. 549 schließt er seine kurze Darlegung der Geschichte des bayerischen Archivwesens mit den Worten: „Aus diesen wenigen Bemerkungen läßt sich der erfreuliche Zustand des bayrischen Archivwesens entnehmen in einer Zeit, in welcher in anderen Ländern Archive noch nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Der historische Sinn des bajuvarischen Stammes zeigt sich in jener conservativen Fürsorge für die Urkunden, in welcher sich die Geschichte des bayrischen Staatswesens abspiegelte. Es war der Grund zur heutigen Blüthe der bayrischen Archive schon in früher Zeit gelegt durch die erfolgreiche Thätigkeit [illegible] Archivare und durch die Schaffung von Verwaltungsnormen, welche noch heute in ihren Grundzügen als höchst verständig und zweckentsprechend anerkannt werden müssen. Diese frühe vortreffliche Entwicklung muß aber um so höher geschätzt werden, wenn man erwägt, daß in Preußen des Archivs zum ersten Male in der Geheimraths-Ordnung von [1]613 Erwähnung geschah, und daß in einer Verfügung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm's von 1651 wegen Vertheilung der Geschäfte zum ersten Male ein archivarius vorkommt.“

So Rosenthal. Sein Werk, das großentheils auf bisher unbekanntem, bayerischen Archiven entnommenem Materiale fußt, ist der beste Beweis des von ihm oben Gesagten.

Auf S. 2 ff. gibt R. in aller Kürze ein Bild der verschiedenen Landestheilungen unter Anführung aller Herrscher der einzelnen Linien, und heißt es S. 4 ganz richtig bei Bayern-Landshut: Heinrich der Reiche † 1450; Ludwig der Reiche, † 1479; Georg der Reiche † 1503. Auf S. 593 aber schreibt

R.: „der Landshuter Heinrich d. R.[1]) ragt wieder hervor durch eine tiefgreifende segensreiche Fürsorge für die innere Verwaltung des Landes; durch die Landes-Ordnung 1474 ... hat er viele Gebrechen derselben beseitigt. Unvergänglichen Ruhm hat er sich durch die Gründung der Universität zu Ingolstadt errungen ... Heinrichs Sohn, Georg, wandelte die Wege seines Vaters". Der Vater Georgs, Ludwig der Reiche, wird also hier zu Georgs Großvater, und der Großvater, Heinrich der Reiche, zu Georgs Vater gemacht. In einem Buche, das mit so viel Mühe und Fleiß geschrieben ist, sollten derartige Ungenauigkeiten nicht vorkommen.

Wenn man bedenkt, wie gewaltig das gedruckte und ungedruckte Material war, das R. bei der Ausarbeitung des Buches zu bewältigen hatte, und wie erst seine Arbeiten über das Werden und allmählige Ausgestalten mancher Einrichtungen und Behörden klares Licht verbreitet, so wird jeder, der sich mit deutscher Rechts- und Verwaltungsgeschichte zu befassen hat, die vorliegende Monographie nach deren Lektüre nur mit dem Gefühle der Dankbarkeit und Anerkennung für das Gebotene aus der Hand legen.

Karl Werner.

---

1) In Anmerkung bemerkt er dazu: „Sein Vater Ludwig der Reiche soll sich durch gute Verwaltung .. ausgezeichnet haben.

XXXIX.

Luis Mendez de Quijada.

(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)

I.

Der Mann, dem diese Blätter gewidmet sind, hat sich m glänzenden Namen gemacht; er war kein Kriegsheld, n blutigen Lorbeeren ganze Völker zujauchzten, kein atsmann, vor dem die Fäden der Weltpolitik in ihren ten Geheimnissen offen lagen; er war kein Kirchenfürst, einen bedeutenden Einfluß ausübte, kein Ordensmann, durch flammende Predigten die Massen des Volkes zum en bewegte: und dennoch bietet das Leben dieses Mannes, die Weltgeschichte nicht kennt, so viel des Schönen und teressanten, daß es sich wohl lohnt, dasselbe etwas her zu betrachten. Wenn siebenunddreißigjährige treue enste bei Karl V. ihn an und für sich des Andenkens rth machen, so muß doch der Mann, dem dieser sein ßtes Vertrauen schenkte, der ihm seine schönsten Siege mpfen half, ihn bei seiner Abdankung begleitete und letzt seine Zurückgezogenheit in Yuste theilte, der Mann, m er die Erziehung Don Juan's de Austria[1]) anvertraute, d der einer der letzten Freunde seines unglücklichen Enkels

---

1) Ich habe durchgehends die spanische Schreibart „de Austria“ gebraucht. Die Form „d'“ kennt die spanische Sprache nicht.

war — wohl werth sein, besser und allgemeiner gekannt zu werden. Gar mühsam muß man in den Quellen suchen, um die einzelnen Notizen über diesen Edelmann, dessen Verdienste so wenig an die Oberfläche kamen, zu einem Bilde zusammen zu fügen. Aber hohe Achtung und Anerkennung sprechen deutlich aus allen Aeußerungen, sie mögen vom Manne auf dem Throne oder aus den Reihen der Armen, vom stolzen Granden oder dem venetianischen Gesandten, vom allmächtigen Günstling oder vom Helden von Lepanto, vom Bischof oder dem bescheidenen Ordenspriester herrühren.

Luis Mendez Quijada (Quixada) entstammte einer alten adeligen Familie Castiliens, deren Stammvater[1]) Ruy Arias Quijada um 1100 dem Könige Alfons VI. diente. Ein Quijada machte 1195 die unglückliche Schlacht von Alarcos mit, ein anderer kämpfte an der Seite des hl. Ferdinand bei der Eroberung Sevilla's, ihr Name ist zu allen Zeiten eng mit den Geschicken ihres Landes verwachsen gewesen, und erlosch mit dem edlen Manne, mit dessen Leben wir uns beschäftigen. Sein Vater war Guiterre Gonzalez Quijada, der im Gerichtssaale wie auf dem Schlachtfelde seinen Königen mit Auszeichnung diente, seine Mutter Maria Manuel, die der Familie die Besitzung Villamayor zubrachte. Da der älteste Sohn Pedro vor dem Vater starb, so war Luis, als der zweite, späterhin der Erbe der Eltern. Es gab noch eine Tochter, welche Aebtissin des Klosters de las Huelgas in Valladolid, und zwei Brüder, von denen einer Priester wurde, der andere aber seinem Könige und Kaiser mit den Waffen diente. Nach damaliger Sitte trat Luis schon als Kind in den Dienst seines Landesherrn, indem er

1) Villafañe, La Limosnera de Dios. Relacion historica de la vida y virtudes de la excelentisima señora D. Magdalena de Ulloa, mujer del excelentisimo señor Luis Mendez Quijada. Salamanca 1723. S. 15 ff.

1521[1]) in Tordesillas als Page bei der Königin Johanna der Tollen zusammen mit dem hl. Franz Borja seine Laufbahn begann, und später mit diesem dieselbe Stellung bei ihrem Sohne, Karl V., einnahm. Ueber seinen Bildungsgang ist uns nichts Näheres bekannt. Er muß aber tüchtigen Unterricht genossen haben, denn aus allen seinen in ausgezeichnetem Spanisch geschriebenen Briefen ist zu bemerken, daß man es mit einem sehr gebildeten Manne zu thun hat.

Ueber die ersten dreizehn Jahre seines Dienstes war nur so viel zu ergründen, daß er die verschiedenen Grade des burgundischen Hofes durchlief, dabei aber nach damaliger Sitte sich dem Kriegshandwerke widmete. Auf dem Felde der Ehre begegnet er uns das erste Mal 1534 in Sicilien, wo er unter Andrea Doria gegen den Seeräuber Barbarossa Krieg führte.[2]) Der genuesische Seeheld hatte gerade einen nicht vom Glück begünstigten Angriff unternommen, der aber doch Barbarossa zwang, sich etwas zurückzuziehen. Da gelang es diesem, zwei Schiffe in Brand zu stecken, die einige spanische Compagnien von Palermo nach Messina brachten. Quijada führte eine derselben noch als Lieutenant. Sie fielen glücklicherweise nicht in die Hände der Seeräuber, kamen aber mit großer Mühe wegen des geringen Windes bei Melazzo an's Land und zu Fuß nach Messina, wo sie auf Befehl des Vicekönigs eine Zeit lang verblieben, weil Sicilien in diesem Augenblicke sehr von Truppen entblößt war. Im September wurde Quijada, der unterdessen zum Hauptmann befördert war, nach Trapani geschickt. Im folgenden Frühjahr reiste er nach Barcelona, und schloß sich dort mit einer großen Anzahl Edelleuten dem Heere des Kaisers an, welches dieser in eigner Person gegen Tunis führte.

1) So gibt es Quijada selbst an, wenn er 1555 schreibt, er sei schon 34 Jahre im Dienste des Kaisers. Um 1525 wird er das erste Mal als Page genannt. Gachard, Retraite et mort de Charles Quint, I, XXIX.

2) Cerezada, Tratado de los campañas . . . del Emperador Carlos V. Madrid 1876. I, 460 ff.

Der Anfang der kriegerischen Operationen galt Gol
das der Kaiser mit seinem ganzen Heere belagerte. Qui
war nicht im Gefolge Karls, sondern führte als Hauptm
eine Compagnie, jedoch eine andere als in Sicilien.
Belagerung wurde hauptsächlich von italienischen und
spanischen Truppen geführt, indem jeder Nation ihre
stimmten Angriffspunkte zugewiesen waren. Einst bekl
sich bei Quijada ein Italiener über seinen Platz (es w
nämlich Jeder am gefährlichsten Punkte angreifen),
antwortete ihm dieser: „Weder gibt der Platz Muth,
nimmt er ihn; der uns vom Feldherrn angewiesene
ist gut; da sollen wir stürmen, und wir werden ihn
theidigen, so gut wir können, damit wir nicht wegen P
angelegenheiten dem Vaterlande schaden und Spanien s
guten Namen der Tapferkeit nehmen. Wir sind nicht hi
gekommen, um mit Freunden Streitigkeiten auszufe
sondern um ihnen zu helfen, im Kampfe gegen die F
zu sterben. Wenn ihr unsern Platz haben wollt, nehm
und gebt uns den euern, denn ich glaube, daß ü
Gelegenheit sein wird, sich auszuzeichnen.“ Schöne,
eigennützige Antwort, die den ganzen Mann charakte
Bald hatte aber wirklich Jeder Gelegenheit sich hervorzu
denn nach dreiwöchiger Belagerung befahl der Kaise
12. Juli den Sturm auf die Stadt, der mit ungem
Begeisterung ausgeführt wurde, zumal er persönlich
dem Rufe „España y Santiago," dem spanischen Feldge
in den Kampf eingriff. Gar manche aus den edelsten
schlechtern Spaniens ließen ihr Leben an den Wällen,
Pedro Quijada, viele auch wurden verwundet, unter
Luis Quijada. Es wird uns zwar keine Heldenthat
ihm berichtet, aber Sandoval nennt ihn unter den Tapf
dieses Tages [1]). Er scheint sich jedoch bald von seiner W

---

1) Sandoval, Historia de la vida y hechos del Emperador Carl
Amberes 1681. II., 159, 172, 190.

nicht zu haben, da er kurze Zeit darauf an dem heldenmüthigen Sturme auf Biserta Theil nahm und tüchtig mithalf, die Festung binnen einer Stunde einzunehmen.

Nach diesem Kriege kehrte er zu seiner früheren Compagnie zurück, die in Trapani geblieben war, und wurde im Januar 1536 mit ihr auf dem Schiffe „Aldama" nach Gaeta befördert, weil Karl damals in Rom weilte. Im Juni finden wir Quijada auf den Schlachtfeldern der Lombardei, wo er unter Antonio de Leiva die Schlacht von Savigliano (19. Juni) mitmachte. Das ganze Jahr blieb er in Italien und auch einen Theil des folgenden, wo er in den letzten Tagen des Juni, auf Befehl des Marquis von Basto, zusammen mit dem Hauptmann Ruiz, Asti besetzte. In den folgenden Jahren scheint er zum Kaiser zurückgekehrt zu sein, focht aber bereits wieder 1543 unter Basto in Italien. Er muß damals schon durch seine persönlichen und militärischen Eigenschaften sich in hohem Maße die Gunst Karl's V. erworben haben, da dieser ihn zu jener Zeit zu einem seiner Mayordome ernannte, während der Herzog von Alba Großmayordomo war.

Das Amt eines Mayordomo's bestand darin, die Vorbereitungen zur kaiserlichen Tafel zu überwachen, dem Kaiser zu melden, wenn Alles bereit war, bei Tisch mit dem Stab in der Hand in seiner Nähe zu stehen und ihn in sein Zimmer zurück zu begleiten. Die sechs Mayordome[1]) wechselten im Dienste ab, während der Großmayordomo nur zu Ostern, Pfingsten, Allerheiligen und Weihnachten Dienst hat. Der Mayordomo bekam täglich 48 Sous (etwa 96 Pf.) und monatlich 20 Pfund, außerdem täglich 2 Loth Wein und ein Brod, im Winter 6 Sous für Brennholz und ein Pfund Talglicht, im Sommer aber nur 4 Sous für Holz und ½ Pfund Lichter, im Winter monatlich sechs, im Sommer vier Fackeln. Trotz dieser Stellung blieb Quijada jedoch

[1]) De Ridder, La court de Charles-Quint. Bruges 1889. S. 50 ff. Die Zahl war unbestimmt, es waren ungefähr sechs.

nach wie vor Soldat und betheiligte sich mit Auszeichnung am Schmalkaldischen Kriege. Im Sommer 1546 war der Kaiser in Regensburg und machte die Vorbereitungen zum Kriege. Am 3. August marschirte er mit seinem ganzen Heere von da nach Landshut ab, Quijada als Fähnrich des kaiserlichen Hauptquartiers, in Vertretung des kaiserlichen Oberstallmeisters Bossou.[1]) Bei Landshut hatte Karl erst 5—6000 Mann Infanterie und 2000 Reiter beisammen, die sich aber durch täglich eintreffende deutsche Truppen vermehrten. Am 14. August kamen endlich die spanischen und italienischen Truppen an. Die spanischen Regimenter waren schöne „tercios"[2]) zu je 2—3000 Mann mit 10 Compagnien unter den Obersten Sande, Vives und Arce. Quijada übernahm trotz seiner Stellung als kaiserlicher Fähnrich die 9. Compagnie im 3. Regimente, das Arce commandirte. Es war ein schönes Heer, welches der Kaiser zur Verfügung hatte. Oberfeldherr war der Herzog von Alba, dem ein Kriegsrath zur Seite stand. Herzog Emmanuel Philibert von Savoyen stand dem kaiserlichen Hauptquartier vor und befehligte dessen Bedeckung, welche aus den niederländischen Gardeküraſſiren, bei denen die vornehmsten Edelleute, wie der unglückliche Lamoral von Egmont und Brederode, Dienst thaten, der neapolitanischen Leibgarde und je einer Abtheilung leichter Reiter und Reiterschützen gebildet war. Außerdem bestand das Heer noch aus fünf oberdeutschen, vier spanischen, sieben päpstlichen, einem italienischen, zwei niederdeutschen Infanterieregimentern, fünf schweren und einem leichten kaiserlichen Reiterregimente, neun päpstlichen, einem schweren und einem leichten unter Max von Egmont, Grafen von

1) Mameranus, Catalogus omnium generalium, tribunorum, ducum primorumque totius Exercitus Caroli V. Imp. Aug. et Ferdinandi regis Roman. anno 1546. Coloniae 1550. p. 8.

2) Regimenter, bei denen ein Drittel der Leute mit Feuerwaffen, zwei Drittel mit Piken bewaffnet waren. Regiment Arce war das stärkste, es hatte 3290 Mann. (Catalogus 42.)

...ern, zwei Compagnien Pionieren, im Ganzen 57,800 Mann Infanterie und 13,700 Cavallerie. In der Nacht vom 28. zum 29. August fochten die Regimenter Sande und Arce mit Glück bei Ingolstadt gegen die Schmalkaldner,[1]) welche Unternehmung Karl mit Alba vorher beredet hatte.[2]) Dagegen verbot er für die nächste Zeit den Italienern und Spaniern irgend ein Gefecht anzufangen, so daß auch Quijada's Degen ruhte. Im October jedoch bei Nördlingen, bei jenem Gefechte, das der Kaiser zu Pferde, mit dem Bein in einer Leinwandschlinge mitmachte, weil er sich vor Gichtschmerzen kaum im Sattel halten konnte, nahm der Herzog von Alba die gesammte spanische Infanterie als Avantgarde mit sich, so daß sie von neuem Gelegenheit hatten sich auszuzeichnen. Ein einziges Mal wird Quijada's Name besonders genannt. Es war in der zweiten Hälfte November, als das ganze Heer sich auf forcirten Märschen nach der obern Donau befand. Der Kaiser lag im Schloß Hellenstein bei Heidenheim und hatte schon einmal am Morgen selbst recognoscirt. Da unternahm Luis Quijada,[3]) der mit seiner Compagnie im Felde lag, in der Nacht noch eine Recognoscirung, wodurch er den Abmarsch des Feindes nach Giengen zu an den Herzog von Alba melden konnte. Dieser theilte es dem Kaiser mit, welcher sich daraufhin am andern Morgen mit dem ganzen Heere in Bewegung setzte. Wir hören nun weiter nichts von Quijada, noch von seinem Regimente bis zu jenem glorreichen Tage von Mühlberg, dem 24. April 1547. Die Truppen waren bei dieser Gelegenheit von früh 4 Uhr auf den Beinen, aber das Regiment Arce kam erst später in's Gefecht. Der Kaiser hielt mit seinem Stabe an der Elbe, spanische Arkebusiere beschossen von Flößen aus den Feind, der am andern Ufer war, und

1) De Avila, Historiadores I, 410.

2) Des Viglius von Zwichem Tagebuch, herausg. von A. von Druffel. München 1877. S. 57.

3) Historiadores I, 430.

weil auch die kaiserliche Artillerie energisch spielte, so machte sich bald ein Schwanken in den feindlichen Linien bemerkbar. Da befahl Karl, diesen Augenblick benutzend, das Vorgehen der 1000 Arkebusiere des Regiments Arce. Mit Begeisterung folgte das frische Tercio seinen Kameraden, stürzte sich vor den Augen seines Kriegsherrn in die reißende Fluth, gelangte mit sammt den Andern im Gefolge der ungarischen Cavallerie an das gegenüber liegende Ufer und eröffnete dort ein heftiges Feuer, um den Uebergang des Kaisers und des übrigen Heeres zu decken. Was Wunder, daß diese Truppe mit solcher Begeisterung vorging, da an der Spitze ihrer Compagnien Männer wie Luis Quijada und Juan Guevara fochten! Bald kamen der Kaiser und Alba den Regimentern nach, und der Herzog führte die ungarische Reiterei und die spanische Infanterie als Avantgarde vorwärts, indem er die Ungarn weit voraus schickte. Nachdem Karl alle Truppen über eine unterdessen geschlagene Brücke hatte herüberziehen lassen, blieb er eine Zeit lang bei ihnen, folgte aber dann in scharfem Trabe der Avantgardenreiterei. Als er diese erreicht hatte, hielt er an, und ließ diese und seine drei braven spanischen Regimenter zum zweiten Male an sich vorbeiziehen. Unaufhaltsam gingen sie vorwärts, und die Entscheidung des Tages war hauptsächlich der Avantgarde zu danken, welcher es auch gelang, den Kurfürsten von Sachsen gefangen zu nehmen. Das war wohl der schönste und größte Tag Karl's V., und doch gab er dabei Gott allein die Ehre, indem er sagte: Veni, vidi et Deus vicit! Im folgenden Jahre (1548) machte Quijada im Gefolge des Kaisers jenen Reichstag zu Augsburg mit, bei welchem Karl V. Moritz von Sachsen, zum Lohne seiner Hülfe im Kriege, mit der Kurwürde belehnte. Bei Gelegenheit dieses Reichstages ernannte der Kaiser seinen Mayordomo zum Kammerherrn, gentilhomme de la chambre.[1])

---

1) Catal. Familiae totius aulae Caesareae. Colon. 1550. p. 21.

Der Dienst des Kaisers hielt Quijada aber nicht so gefesselt, daß er darüber versäumt hätte, sich einen eigenen Hausstand zu gründen. Schon früher hatte er sich vergeblich um die Hand einer Tochter des Marquis von Mondejar beworben. Später versuchte er es mit Glück bei Juan de Ulloa, Alcalden von Toro, und heirathete 1549 durch Procuration dessen Tochter Magdalena. Diese stammte durch ihre Großmutter väterlicherseits von den Königen von Castilien ab, und ihre Mutter, eine Tochter aus dem Hause von Luna, Maria Toledo de Osorio, trug Namen, die sich der Abstammung von den kaiserlichen Paläologen rühmten. Sie war 1525 geboren, verlor mit zehn Jahren ihre Mutter, einige Jahre später ihren Vater und wurde von ihrem Großvater erzogen. Quijada hatte von ihr viel Gutes gehört und sah D. Maddalena zuerst als seine Frau, ohne sie vorher nur ein einziges Mal erblickt zu haben. Nachdem der Ehecontrakt abgeschlossen war, zu welchem auch der Kaiser seine Zustimmung[1]) geben mußte, weil ihr ältester Bruder ihre Dota von seinem Majorat auszahlen wollte, fand die Procurationstrauung im October 1549 statt, bei der Quijada durch seinen Bruder Alvaro, den Kaplan des Kaisers, vertreten wurde. Als der junge Ehemann in Brüssel erfuhr, daß seine Trauung vollzogen sei, ging er zu seinem kaiserlichen Herrn und bat um Urlaub, um seine Frau zu sehen, was dieser mit Freuden gestattete, da er seinem Mayordomo sehr zugeneigt war.

Obwohl D. Maddalena etwa 20 Jahre jünger als ihr Mann war, lebten die Beiden in einer sehr glücklichen Ehe.

---

1) „D. Carlos, von Gottes Gnaden römischer Kaiser, Augustus, deutscher König; D. Juana seine Mutter und derselbe D. Carlos, von derselben Gnade Könige von Castilien, Leon, Aragonien, Sicilien, Jerusalem, Navarra, Granada u. s. w.“, beginnt das Aktenstück d. d. Valladolid, 2. März 1549, contrasignirt vom Erzherzog Max und der Infantin D. Juana. Villafañe, l. c. 30 ff.

Sie hatten aber auch alle Eigenschaften, welche das eheliche Glück bedingen: er, ein Edelmann durch und durch, dem keine niedrige Eigenschaft anklebte, der Gott in wahrer Frömmigkeit und seinem Kaiser mit der Hingebung eines tapfern Soldaten diente; sie, eine fromme, reine Seele, gebildet, von liebenswürdigem Charakter und großer Schönheit, wie sie nur je eine edle Frau an Castiliens Hof geschmückt hat. Nur Eins hat ihnen der Himmel nie beschieden, Kinder! Wenn wir uns so eingehend mit D. Maddalena beschäftigen, so geschieht das nicht nur deßhalb, weil sie Quijada's treue Lebensgefährtin war, sondern auch bedeutenden Theil an seiner Lebensaufgabe nahm, indem in ihren Händen hauptsächlich die Erziehung des Siegers von Lepanto lag. In Valladolid verlebten sie die erste Zeit ihrer Ehe, und zogen dann nach Villagarcia, Quijada's Schlosse, wo sie mit großer Freude von der Bevölkerung empfangen wurden. Bald nachher begannen aber die Bauern, ihm Widerstand bei der Ausübung seiner herrschaftlichen Rechte zu leisten. Unrecht hatten seine Unterthanen nicht, sich zu beschweren, da ihnen Quijada's Vorfahren ungebührliche Lasten aufgelegt hatten. „Sie verlangten z. B. von ihnen, daß sie zu gewissen Zeiten Vögel für ihren Tisch lieferten; sie mußten für Unterhalt und Pflege ihrer Pferde sorgen und die Bauern mußten ihnen mit Maulthieren und Wagen dienen, wenn es den Herren beliebte zu fahren . . . . Kamen diese, mußten sie ihnen Quartier und Unterhalt schaffen, nicht nur für sie allein, sondern auch für die Diener.“ U. s. w. Die Leute hatten nun endlich die Bedrückung satt und „beklagten sich beim königlichen Rathe von Castilien über das Unrecht, das ihnen ihre Herren thaten, worin ihnen der oberste Gerichtshof Recht gab, und erlangten, ungeachtet des Widerstandes, der sich auf das Hergebrachte stützte, ihre volle Freiheit . . . .“[1]) Um diese Zeit (1550) machte ihm sein

1) Villafañe 39, 41.

Onkel, D. Pedro Manuel, Erzbischof von St. Jago, ein Bruder seiner Mutter, eine bedeutende Schenkung, indem er ihm die Einkünfte des Erzbisthums St. Jago wie auch des Bisthums Zanora überließ, die er, wie P. Villafañe mit Recht bemerkt, besser den Armen geschenkt hätte.[1]) Als nun der Erzbischof starb, hatte er viele Unannehmlichkeiten mit den kirchlichen Behörden, welche gegen ihn als gegen Einen vorgehen wollten, der Kirchenvermögen unterschlagen habe. Der größte Aerger aber, den ihm die Freigebigkeit seines Onkels bereitete, war, daß die Apostolische Kammer, wie immer so auch hier, auf die Gelder verstorbener Prälaten Ansprüche machte. Luis Quijada hatte infolge dessen viele Auseinandersetzungen mit Cardinal Poggio, Nuntius in Madrid, die mit einem Vergleich endeten, bei dem er allerdings sehr bedeutende Summen zahlen mußte.

Quijada blieb nie lange in Villagarcia, da ihn seine Pflicht an den Hof des Kaisers rief. Während seiner Abwesenheit gewann D. Maddalena die Herzen ihrer Bauern und sonstigen Untergebenen durch freundliches Wesen und liebevolle Hülfe in jeder Noth. Es lag ihr aber noch eine andere Beschäftigung, nämlich die Erziehung D. Juan's de Austria, ob. Diesen hatte der Kaiser 1546 Quijada anvertraut.

Eines Tages nämlich, gerade in jenen schwülen Tagen vor dem Ausbruch des schmalkaldischen Krieges, rief Karl V. seinen Vertrauten in sein Zimmer, versicherte sich, daß sie allein wären, und sprach, indem er wohl seiner Gewohnheit entsprechend im Zimmer auf und ab ging,[2]) lange mit ihm darüber, wie schlimm es sei, daß die Monarchen nicht frei von Leidenschaften wären, und äußerte u. A.: „Man sagt, daß meine Waffen die Welt beherrschen; was nützt das aber, wenn ich, der ich so Viele beherrsche, nicht einmal mich selbst bezwingen und einen Sieg erringen konnte, der zwar

1) Villafañe, 67.
2) Cartas de D. Garcia de Loaysa 23.

des Beifalls der Menschen entbehrt, den ich aber im Himmel gefeiert hätte." Und darauf gestand er ihm seinen Fehltritt, und daß er einen einjährigen Sohn habe, D. Juan de Austria. Er übergab das Kind in Quijada's Sorge, der es von da an bis 1550 stets in seiner Wohnung behielt und mit zärtlicher Liebe an ihm hing. Der Knabe galt unter dem Namen Hieronymus für das Kind eines Freundes Quijada's. Im Jahre 1550 ging Prinz Philipp nach Spanien, und Karl hielt es für gerathen, auch den Kleinen mit den Dienern seines Sohnes dahin zu schicken. Er besprach die Sache mit Quijada, aber mit großer Rücksicht, da er seine Liebe zum Kleinen kannte. Der Mayordom sah ebenfalls den Nutzen der Maßregel ein, und schlug dem Kaiser vor, ihn entweder seiner Frau nach Villagarcia oder zu Vela, dem Pfarrer von Leganes, in der Nähe von Madrid, zu schicken. Karl entschied sich für das Letztere, weil er dabei hoffte, in dem Kinde Liebe zum geistlichen Stande zu erwecken. Quijada schickte ihn mit einem kaiserlichen Geiger, Francisquin, und dessen Frau Anna de Medina aus Leganes, im Gefolge des Prinzen Philipp nach Spanien, wo unter der Aufsicht des Pfarrers Vela der Knabe von der Frau des Geigers gehütet wurde. Da aber die dortige Erziehung nicht geeignet schien, so befahl Karl seinem Mayordom, den kleinen „Hieronymus" seiner Frau anzuvertrauen. Lange berieth er mit Quijada, ob D. Maddalena erfahren sollte, wer der Knabe sei, da der Kaiser ihrer Discretion vollständiges Vertrauen schenkte. Auf der andern Seite erwogen sie die Möglichkeit, daß der Brief Quijada's verloren gehen oder geöffnet werden könne, und so schrieb dieser nur von Hieronymus, welcher das Kind eines hochgestellten Freundes sei. Obgleich Karl sich auf Quijada's Treue wie auf sich selbst verlassen konnte, so legte er ihm doch noch inständigst an's Herz, er möge doch der innigen Freundschaft gedenken, die sie Beide verbände, und das Kind wie sein eigenes erziehen, da Gott ihm keines geschenkt habe.

Quijada schrieb nun an seine Frau, wie er es mit Karl abgemacht hatte, und schickte einen Diener des Kaisers, Karl Pubest, erst nach Leganes, um den Knaben abzuholen und dann nach Villagarcia, um ihn mit sammt dem Briefe seiner Frau zu übergeben. Als diese den Brief gelesen und den Knaben mit blauen Augen und blonden Locken gesehen hatte, faßte sie sofort eine zärtliche Liebe zu ihm, daß sie, wie eine Quelle sagt,[1]) nur Eines bedauerte, nicht die Mutter dieses Engels zu sein. Sie wurde ihm in der That eine liebende Mutter, und sie nannten sich gegenseitig Mutter und Sohn. Sie lehrte ihm Lesen, Schreiben, Singen, Französisch und ein wenig Lateinisch theils selbst, theils verschaffte sie ihm tüchtige Lehrer dafür. Auch erzog sie ihn zu guten Manieren, und ließ ihm in allen ritterlichen Uebungen Unterricht ertheilen, so daß er mit 14 Jahren schon sehr geschickt sowohl in der Bahn als im Freien ritt und mit großer Gewandtheit die Lanze führte. Wenn Luis Quijada in Villagarcia war, unterwies er ihn selbst in diesen Dingen und ließ sich von ihm helfen, wenn er seine Waffen durchsah, was den künftigen Helden von Lepanto entzückte.[2]) Beim Spiele mit anderen Knaben ragte er durch außerordentliche Gewandtheit hervor, und war stets seines Sieges gewiß. „Des Morgens war seine erste Sorge, zu Pferde zu steigen, die Schaar der Knaben anzuführen, die Lanzen bis zum Griff zu brechen oder durch den Ring zu stoßen. Bei diesen Uebungen war er stets unter dem Beifall der andern Sieger; es war der Ehrgeiz der Knaben, auf gemeinschaftlichen Beschluß und ihre Kosten ihren Meister im Reiten, der sie die Pferde bändigen lehrte, in die Stadt zu führen, und diesen ihren Hauptkämpfer einmal zu besiegen. Und Luis als Soldat erfreute sich dieser Liebe zu den Waffen,

---

1) Van der Hammen y Leon, Don Juan de Austria. Madrid 1627. 11b.

2) Dichos y hechos del rey D. Felipe II. Bruselas 1666. p. 41.

und der Anfänge großer Thaten, wie er sagte." [1]) Der Kaiser hatte Quijada ermahnt, den Knaben zum geistlichen Stande vorzubereiten, da aber die Neigung D. Juans zu den Waffen so ausgesprochen war, gab er den Gedanken wieder auf.

Das Segensreichste für den Knaben jedoch war, daß er bei D. Maddalena in einer Atmosphäre der Frömmigkeit lebte, welche ihren Einfluß auf das jugendliche Gemüth nicht verfehlte. „Luis Quijada und seine Frau waren dem Dienste Gottes und der Uebung jeglicher Tugend ungewöhnlich ergeben. Sie benutzten alle ihre Einnahmen und was sie sonst besaßen, zum Baue großartiger Kirchen und Schulen, welche aller Welt den Eifer ihrer christlichen Herzen kund thun. [2]) D. Maddalena gewöhnte ihren Zögling frühzeitig an die Uebung der Barmherzigkeit. Sie beauftragte ihn aufzupassen, ob Arme kämen, und es ihr dann zu melden. Dieselben kamen meist zu Mittag, aber „der Knabe lief fast den ganzen Morgen im Hofe umher, um seiner Mutter Freude zu machen und ihr die Armen anzukündigen, indem er Jedermann nach der Zeit frug. Wenn er sah, daß sie vollzählig da waren, ging er hinein und rief: ‚Mutter, es sind so viele Arme da!' D. Maddalena gab ihm dann stets für einen Jeden einen halben Real. Und er gab mit ritterlichem Anstand zuerst dem Aeltesten, Bedürftigsten oder Kränksten, indem er ihn küßte, und dann den Uebrigen."

„Luis und Maddalena", sagt ein anderer Schriftsteller, [3]) „verbrachten ihr Leben in jenem Frieden und jener Einigkeit des Willens, welche so sehr bei denen geschätzt werden, die durch die Ehe verbunden sind, obgleich der Himmel ihnen keine Nachkommenschaft geschenkt hatte, welche sie sich doch so sehr wünschten. Luis ging den Geschäften des Hauses und den

1) Strada I. 613.
2) Von der Hammen, 12.
3) Villafañe, l. c. 42.

ritterlichen Uebungen der Edelleute nach; Magdalena, welche von Kindheit an sich in der Tugend geübt hatte, vervollkommnete sich immer mehr. Und die Barmherzigkeit, welche stets einen Platz in ihren Beschäftigungen eingenommen hatte, entwickelte sich von ihrer Heirath an fort und fort, so daß sie bei allen kranken, bedürftigen, traurigen und armen Unterthanen als Zuflucht bekannt war, zu der sie in Schmerzen, Kummer und Noth eilten. Sie sorgte auch mit dem größten Eifer für die Pflege und Erziehung Don Juan's, welcher, wie er an Körper und Schönheit wuchs, so auch unmerklich die klugen und heiligen Lehren dieser großen Frau in sich aufnahm. Als es ihr das Alter des Knaben gestattete, bemühte sie sich besonders, ihm unter anderen Andachten, die sie seiner Seele einprägte, eine große Liebe zu Maria, der Mutter der Gnade, einzuflößen, und ihn zum häufigen Empfange der Sacramente der Buße und des Altars zu veranlassen. Es gelang ihr auch vollständig, ihn zu all dem für sein ganzes Leben zu bestimmen."

Wie schon erzählt ist, sagte Quijada seiner Frau kein Wort von der wirklichen Herkunft ihres Pflegesohnes, und sie gewann es über sich, ihn nie darüber zu befragen. Eines Tages trat aber ein Ereigniß ein, welches sie ahnen ließ, daß die Erziehung des Kindes eine hohe Ehrenpflicht ihres Gemahles sei. Bei einem seiner Besuche in Villagarcia begann es Nachts in seinem Hause zu brennen. Quijada wurde durch das Rufen vieler Leute geweckt, welche das Feuer im Schloß gesehen hatten. Er stand eilends auf und wollte sich daran machen, zu retten, was noch möglich war. Da blieb er plötzlich unentschieden stehen: in seiner Seele kämpften Pflicht und Liebe; die Pflicht gegen den Kaiser, seinen Herrn und größten Wohlthäter, der ihm den Knaben als das theuerste Unterpfand seines Vertrauens übergeben hatte, die Liebe zu seiner Frau, die ihm theuerer als Alles auf der Welt, mit der er ein Herz und eine Seele war: lange konnte der edle Quijada nicht zaudern, er eilte, ohne

ſich weiter anzukleiden, in das Zimmer D. Juan's, deſſe
Thüre ſchon vom Feuer ergriffen war. Er fand den Knabe
im Hemd, weinend und erregt, nahm ihn in ſeine Arme un
brachte ihn an die Thüre der Mutter-Gottes-Kirche. Dan
aber ſtürzte er ſich ein zweites Mal in Rauch und Flamme
und rettete ſeine Frau, welche daraus erkannte, daß er mi
ſeiner ganzen Ehre für das Kind hafte, da er es ihr vor-
gezogen hatte.

Einen ſeiner ſeltenen Beſuche konnte Quijada ſeiner
Frau am Anfang 1552 abſtatten. Karl hatte ihm Urlaub
gegeben, und daher konnte ihm der treue Mayordom nich
zur Seite ſtehen, als er im April desſelben Jahres von
Innsbruck, wo er ſich gerade aufhielt, vor dem undankbare
Moritz von Sachſen nach Villach fliehen mußte. Auf die
erſchreckende Nachricht hin reiſte aber Quijada [1]) ſofort m
dem Herzoge von Alba von Spanien ab und landete i
Genua. Von da aus eilten beide in einem beſchleunigte
Ritte mit unterlegten Pferden nach Innsbruck, wohin ſi
Karl unterdeſſen zurückbegeben hatte. Was mag das für
ein Wiederſehen zwiſchen Karl und ſeinem treuen Diener
geweſen ſein! Luis Quijada hatte in den drei folgenden
Jahren zum letzten Male die Gelegenheit, ſich im Kampf
für ſeinen kaiſerlichen Herrn auszuzeichnen, als nämlich di
Franzoſen 1552 in die Niederlande einfielen und Tarvanne
und Hesdin beſetzten. Der Kaiſer lag in eigener Perſo
vor Tarvanne mit 30,000 Mann Fußtruppen unter de
Befehle des Juan Guevara und 700 Mann Reiterei, welch
Luis de Avila, [2]) Großkomthur von Alcantara, anführte
Auch Quijada, ſein Mayordom, der unterdeſſen zum Oberſte

1) Sepulveda, II. 430, 431.

2) Ein vertrauter Freund Karl's, der ihm ſowohl als Reiterführ
bei Tunis und im ſchmalkaldiſchen Kriege, als auch als Diplom
bei Pius IV. und Paul IV. und dem Concil von Trient
dient hat. Er verfaßte auch die von ihm dem Kaiſer gewidmet
„Commentarien des deutſchen Krieges“.

befördert war, begleitete ihn. Da kam plötzlich ein Nothschrei von den Belagerern von Hesdin, die nichts ausrichten konnten und zum Unglücke kurz vorher noch dem Kaiser hatten 250 Mann abgeben müssen. Karl sandte daher den Luis Quijada an seiner statt zu der dortigen Armee, um das Obercommando über die Infanterie zu übernehmen. Quijada eilte dahin und führte unter den größten Schwierigkeiten die Belagerung mit Geschick und Sachkenntniß fort, bis der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen ankam und das Obercommando übernahm. Quijada erlebte übrigens den Schmerz, daß beim Sturm auf Tarvannes sein Bruder Juan an seiner Seite fiel. 1555 machte er noch Karls letzten Feldzug mit, bei dem der Kaiser Metz vergeblich belagerte, und kehrte dann mit ihm nach Brüssel zurück, wo Karl geistig und körperlich gebrochen ankam.

Karl V. hatte unterdessen Alles vorbereitet, um einen Entschluß auszuführen, den er schon nach den glänzenden Tagen von Tunis in's Werk setzen wollte, wenn ihn die Umstände nicht bis 1555 daran verhindert hätten, nämlich abzudanken. Nur mit zwei Menschen besprach er diese Angelegenheit: mit dem h. Franz Borja,[1]) Grafen von Lombay, und Luis Quijada. Ersterer billigte den Plan des Kaisers vollständig, da er selbst zu jener Zeit schon anfing sich mit dem Gedanken zu tragen, der Welt zu entsagen. Quijada dagegen war weniger heilig und stellte seinem Herrn vor, daß seine Abdankung nur der gesammten Christenheit und seinen eigenen Ländern schaden könne, da er sich eine ungewöhnliche Achtung bei Türken und Christen erzwungen habe. Karl aber dachte größer als sein treuer Diener, er wollte, wie er an Andrea Doria schrieb,[2]) den Rest seines Lebens in der Einsamkeit verbringen, um Buße zu thun für einige Dinge, mit denen er Gott schwer beleidigt habe.

1) Ich habe die spanische Schreibart „Borja“ und nicht die gebräuchliche italienische „Borgia“ gebraucht.

2) Weiß, Weltgeschichte, IV. 744.

Für Karl begann nun eine Zeit der Ruhe, für Quijada jedoch eine Zeit der Arbeit und Aufopferung, denn der Kaiser nahm ihn als seinen Mayordom mit in die Abgeschiedenheit, wo diesem jedoch mehr Pflichten oblagen, als für den Tisch zu sorgen, indem er seinem Herrn nicht blos viel Gesellschaft leisten, sondern auch einen Theil seiner Correspondenz führen mußte, da die Hände des Kaisers damals kaum mehr einen Brief zu öffnen vermochten, die Hände, die doch einst den Degen so elegant und geschickt geführt hatten. Und Karl verlangte sehr viel von seinen Dienern, zumal von denen, die ihm besonders lieb und theuer waren, und nahm keine Rücksicht auf ihre persönlichen Wünsche.

Am 25. Oktober 1555 begleitete der treue Mayordom seinen kaiserlichen Herrn in den großen Saal des Palais zu Brüssel, um einer der ergreifendsten Scenen beizuwohnen, welche die Weltgeschichte kennt: wie der Mann, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, sich aller Ehren und Würden begab, um allein für sein Seelenheil zu leben. Mit einer von Thränen erstickten Stimme nahm er Abschied von seinen niederländischen Ständen, die auf seine rührende Rede mit lautem Schluchzen antworteten. Von dem Augenblicke an nahm Karl keine Regierungshandlung mehr vor, in seinem Herzen hatte er bereits auf Alles verzichtet, wenn er auch noch faktisch die herrlichste Krone der Welt trug. Für viele ist die goldene Kaiserkrone, die Corona aurea der Salier, der Staufen, der Habsburger eine schwere Dornenkrone gewesen, doch eine Krone voller Glanz; und wenn sie auch Manchem zu schwer wurde, er hielt sie doch mit sterbenden Händen fest, und hatte nicht die heroische Hochherzigkeit Karls V., sie im Gefühle unzureichender Körperkräfte stärkeren Händen zu übergeben.

Quijada war auch Zeuge in der Abdankungsurkunde vom 16. Januar 1556, in welcher Karl auf Spanien und dessen Nebenländer verzichtete. Und nun galt es auch für ihn, dem Boden des deutschen Reiches Valet zu sagen.

XL.

Der dritte katholisch-sociale Congreß in Lüttich.

(Von Einem, der dabei war.)

Die internationalen Congresse sind an der Tagesordnung. Im Laufe dieses Jahres hat besonders der in Berlin abgehaltene internationale medizinische Congreß von sich reden gemacht, nicht nur wegen seiner Bedeutung für die medizinische Wissenschaft, sondern auch deshalb, weil es gelungen ist, trotz des anfänglichen Widerstandes chauvinistischer französischer Elemente, die hervorragendsten Aerzte Frankreichs mit ihren Berufsgenossen aus allen Ländern zu gemeinsamer Arbeit zusammen zu führen.

Am nächsten liegt es, daß Versammlungen zur Erörterung der socialen Frage einen internationalen Charakter annehmen. Die socialdemokratische Bewegung ist längst international, aber auch diejenigen, welche die Heilung der großen socialen Schäden unserer Zeit auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung anstreben, können sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß ein gewisses Einvernehmen unter den verschiedenen Industrieländern in Sachen der Arbeiterschutzgesetzgebung unerläßlich ist, schon aus dem einfachen Grunde, weil die auf diesem Gebiete vorgeschrittenen Staaten unter Umständen einem ruinösen Wettbewerb der manchesterlichen, jede Fürsorge für die Arbeiter vernachlässigenden Staaten sich gegenüber sehen würden.

In Lüttich haben bereits in den Jahren 1886 und 1887

sociale Congresse getagt, welche einen internationalen Anstrich hatten; insbesondere waren schon damals deutsche Socialpolitiker verhältnißmäßig zahlreich vertreten. In diesem Jahre war der internationale Charakter des Congresses viel schärfer ausgeprägt. Außer Belgien hatten das Deutsche Reich, England, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Italien, Spanien und Holland eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten gesandt. Zehn Bischöfe verschiedener Länder, an der Spitze der Cardinal Primas Goossens von Mecheln, wohnten regelmäßig den Sitzungen bei. Nach Hunderten zählten die Mitglieder des Welt- und Ordens-Klerus in allen Stellungen. Von den belgischen Parlamentariern aus der Deputirtenkammer und aus dem Senate war mehr als die Hälfte erschienen, darunter der frühere Minister Woeste. Eine besondere Erwähnung verdient unter den Belgiern Graf Waldbott von Bassenheim, geborener Deutscher, aber schon lange bei Brügge ansässig, einer der entschlossensten Socialreformer. Aus der Centrumsfraktion des deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses sah man die Herren Hitze, Winterer, Jul. Bachem, von Grandry, Lingens, Cahensly, außerdem Bischof Korum von Trier, Weihbischof Fischer von Köln, Fürst Löwenstein, Baron Felix von Loë und Fabrikbesitzer Franz Brandts von M.-Gladbach, der verdiente Vorsitzende des Verbandes Arbeiterwohl, welcher seine socialpolitischen Grundsätze in mustergültigen Einrichtungen seiner großen Fabrik in die That übersetzt hat. Unter den englischen Mitgliedern wurde bemerkt der feingebildete Bischof von Salford, der Bischof von Nottingham aus der Manning'schen, nach festländischen Begriffen nahezu radikalen Schule, sowie Lord Ashburnham, Mitglied des englischen Oberhauses und Vorsitzender des englischen Home-Rule-Commitee's. Frankreich war zahlreich vertreten, u. a. durch den Bischof von Montpellier, den Großindustriellen Harmel (le bon père, wie er von seinen Arbeitern genannt wird), den Marquis de la Tour du Pin, einen Freund und Gesinnungs-

genossen des Grafen de Mun, der durch Unwohlsein verhindert war, den Abbé de Pascal, die Schriftsteller Guérin und Roussel (letzterer vom „Univers“), den Professor Théry von der katholischen Universität zu Lille, sowie eine Anzahl Ordensleute, namentlich die Jesuitenpatres Caudron und Forbes und den Kapuziner Ludovic de Besse. Als italienischer Vertreter, bezw. Theilnehmer ist zu nennen: Graf Meldolago Alboni, Enkel des Grafen de Maistre. Oesterreich-Ungarn hatte in der Person des Herrenhausmitgliedes Grafen Blome, frühern österreichischen Gesandten in Berlin, den ungemein gewandten Vorsitzenden der wichtigsten zweiten Sektion gestellt, außerdem das Herrenhausmitglied Graf Kuefstein und den Fürsten Sapieha. Unter den Spaniern machte sich der Professor des öffentlichen Rechtes an der Universität Valencia Rodriguez de Cepeda bemerkbar, unter den Holländern der Führer der Katholiken in der zweiten Kammer Dr. Schaepman. Diese lückenhafte Zusammenstellung — eine gedruckte Präsenzliste wurde nicht ausgegeben — zeigt, daß der Congreß nach der persönlichen Seite etwas zu bedeuten hatte.

Was das Programm des Congresses anbelangt, so war dasselbe entschieden zu reichhaltig: fast alle im Vordergrunde stehenden Einzelfragen waren zur Erörterung gestellt und, wenn auch diese Erörterung durch meist gedruckt vorliegende Referate gut vorbereitet war, so mußte dieselbe sich doch leicht in Allgemeinheiten verlieren und dadurch das unmittelbar praktische Ergebniß der Arbeiten beeinträchtigt werden.

In den Sektionsberathungen trat alsbald ein grundsätzlicher Gegensatz von großer Tragweite scharf hervor. Das doktrinäre Manchesterthum bot noch einmal Alles auf, um seine Anschauungen zur Geltung zu bringen. Während auf den ersten Lütticher Congressen namentlich belgische Parlamentarier und Industrielle in diesem Sinne thätig waren, hatten dieses Mal Franzosen, Anhänger der Freppel'schen

Schule, die Führung übernommen. Wie bestimmt verlautet, war eine Anzahl Geistlicher und Ordensleute von dem streitbaren Bischof von Angers eigens herübergesandt, um den Einfluß de Mun's in der Socialpolitik auf belgischem Boden energisch zu bekämpfen. An Energie und Zähigkeit haben es diese Herren, insbesondere die oben genannten Ordensleute, denn auch nicht fehlen lassen. Der Widerstand gegen die de Mun'schen Bestrebungen, welche denen der deutschen Centrumsfraktion nahe verwandt sind, wie denn auch Graf de Mun dieselben als Kriegsgefangener in Deutschland kennen gelernt hat, war planmäßig organisirt und wurde mit einer Lebhaftigkeit geleistet, welche nicht selten in eine an Fanatismus grenzende Leidenschaftlichkeit ausartete, so zwar, daß selbst die altfranzösische Höflichkeit dabei zu kurz kam. Die französischen Katholiken, welche der Fahne des Bischofs Freppel folgen, wollen von keinerlei Eingreifen des Staates in die Gestaltung der wirthschaftlichen Dinge wissen; für sie gilt das Wort, welches Woeste in der Eröffnungssitzung des Congresses sprach: „j'ai peur de l'état et je haïs le césarisme". Sie erwarten Alles von der durch die Kirche genährten freien Liebesthätigkeit des Einzelnen. Die berechtigte Abneigung gegen die jeweilige Regierung wird auf die Staatsgewalt als solche übertragen, Recht und Pflicht des Staates, auf die socialen Verhältnisse regelnd und bessernd durch Gesetzgebung und Verwaltung einzuwirken, geleugnet.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Standpunkt ebenso principiell falsch, wie praktisch undurchführbar ist. Der Staat hat als von Gott gesetzte Ordnung zu seinem Theil das moralische und materielle Wohl der Bevölkerung zu fördern, die entgegenstehenden Hindernisse hinwegzuräumen. Allerdings ist er zu dieser Aufgabe nicht allein berufen; seine Thätigkeit muß innerhalb der rechten Grenzen sich bewegen und namentlich die sociale Wirksamkeit der Kirche frei und ungehemmt sich entfalten lassen. Aber die

Kirche wird auch ihrerseits unter den gegebenen Verhältnissen den großen und immer wachsenden Erfordernissen auf socialem Gebiete allein nicht genügen können. Mag sie noch so viele ihrem Einflusse zugänglichen Katholiken zu den edelsten charitativen Anstrengungen begeistern — und die französischen Katholiken geben in dieser Beziehung ein glänzendes Beispiel — es bleiben weite Kreise, wo die Selbstsucht ausschließlich das Wort führt und das Verständniß und der gute Wille für unerläßliche Reformen nur erzwungen werden kann.

Man sollte meinen, solche Erwägungen müßten heute allgemein sich aufdrängen. Daß dies jedoch auch unter den Katholiken keineswegs der Fall ist, haben manche Erörterungen auf dem Lütticher Congreß bewiesen. Unverkennbar kam bei der ablehnenden Haltung eines Theiles der französischen Theilnehmer nationaler Chauvinismus mit in's Spiel. Das trat besonders deutlich zu Tage gegenüber dem von dem Abg. Bachem mit Unterstützung von Angehörigen verschiedener Nationen eingebrachten Antrage: „Der sociale Congreß zu Lüttich pflichtet der großmüthigen Anregung der Berliner Conferenz bei. Obschon die von dieser Conferenz verlautbarten Wünsche nur einen ersten Schritt auf dem Wege des internationalen Arteiterschutzes darstellen, ersucht der Congreß die Regierungen, die Gesetzgebung mit diesen Wünschen in Einklang zu bringen". In der Begründung wies der Antragsteller darauf hin, daß es nützlich sei, einerseits die Aktion der Conferenz gegenüber widerstrebenden Regierungen und widerstrebenden Interessengruppen in den einzelnen Ländern zu unterstützen und zum anderen zum Weiterschreiten in der betretenen Bahn die Regierungen aufzufordern, was der Stellungnahme des Congresses durchaus entspreche, da derselbe in mehreren wichtigen Fragen — namentlich bezüglich der Sonntagsruhe und des Schutzes der Frauen und Kinder — über die Wünsche der Conferenz erheblich hinausgehende Beschlüsse gefaßt habe.

Obwohl so der Antrag lediglich als eine Consequenz

der Gesammthaltung des Congresses erschien und der internationale Charakter des von dem leitenden Comité des Congresses ausdrücklich gebilligten Antrages in jeder Weise gewahrt war, erhob sich doch gegen denselben von französischer Seite ein förmlicher Sturm. Durch die alleinige Bezugnahme auf eine in Berlin auf Einladung des deutschen Kaisers zusammengetretene Conferenz fand sich die französische Empfindlichkeit gereizt und verletzt. In so krankhafter Weise trat dieses überspannte Nationalgefühl zu Tage, daß durch die Lütticher Vorgänge der Ausspruch: der Nationalismus sei die große Ketzerei unserer Zeit, eine neue drastische Begründung erhielt. Den französischen Chauvinisten erschien der Gedanke an eine zustimmende Kundgebung zu einer von deutscher Seite ausgegangenen Anregung unerträglich. Es ist eine hochbedauerliche Erscheinung, daß auf die von einem französischen Ordensmanne an den ausgezeichneten General-Vikar des um den Congreß besonders verdienten Bischofs von Lüttich gerichtete inquisitorische Frage: was ihn denn überhaupt veranlassen könne, einem in Frankreich so empfindlich berührenden Antrage zuzustimmen, erst noch die ausdrückliche Antwort ertheilt werden mußte: der Wunsch, das Gute zu unterstützen, woher es auch komme. Ja, wenn die Conferenz vom Papste oder von den Bischöfen einberufen wäre, lautete dann der Einwand. Selbst die Thatsache, daß die Einberufung der Berliner Conferenz die freudige Zustimmung des Oberhauptes der katholischen Kirche gefunden hat, vermochte diesen hyperkirchlichen Zelotismus und hypernationalen Chauvinismus nicht zu entwaffnen. Auch als der konkretere Bachem'sche Antrag durch die ganz allgemeine von dem Lütticher Advokaten Collinet vorgeschlagene Resolution ersetzt worden war: „der Congreß erkennt in der Berliner Conferenz ein für den socialen Frieden erfreuliches Ereigniß“, verhielten die Freppel'schen sich ablehnend, während anerkannt werden muß, daß die anwesenden hervorragenden Vertreter der de Mun'schen Richtung dem Gedanken des Antrages volle Sympathie bezeugten.

Verschieden von der Haltung der vorstehend gekennzeichneten französischen Gruppe war diejenige der belgischen Gruppe unter Führung von Woeste. Es läßt sich nicht verkennen, daß dieser hervorragende und wegen seiner großen Verdienste namentlich im Schulkampfe mit Recht volksthümliche und gefeierte Staatsmann einen Rückfall in die manchesterlichen Theorien erlitten hat. Auf dem zweiten Lüttlicher Congreß schien Woeste z. B. für eine gesetzliche Kranken- und Unfallversicherung der Arbeiter gewonnen; dieses Mal mußte in der von ihm geleiteten dritten Sektion auf's neue um das Princip gekämpft werden, ob hier der Staat eingreifen könne und solle, oder alles der privaten Initiative der Betheiligten zu überlassen sei, und wenn auch abermals im Sinne der deutschen Gesetzgebung entschieden wurde, so gehörte doch der frühere belgische Minister zu den Verneinenden.

Wir glauben Herrn Woeste richtig zu beurtheilen, wenn wir hinzufügen, daß für ihn weniger manchesterlicher Doktrinarismus als wahlpolitische Erwägungen maßgebend sind. Woeste ist der Vorsitzende der sämmtlichen Wahlvereine des Landes; ihm liegt vor allem die Erhaltung der Katholiken im Regiment am Herzen; er fühlt sich dafür in erster Linie verantwortlich und ist geneigt, bei der Billigung oder Verwerfung jeder gesetzgeberischen Maßregel sich zu fragen: wie wird das auf den Wahlkörper wirken? Bekanntlich ist in keinem europäischen Lande das Wahlrecht so beschränkt wie in Belgien. Obwohl die Katholiken gegenwärtig in den Kammern über eine größere Mehrheit verfügen, als jemals zuvor, genügt doch in einzelnen bedeutenden Städten wie Gent und Antwerpen eine verhältnißmäßig geringe Verschiebung, um dieselben den Liberalen und diesen in der Kammer wieder die Mehrheit zufallen zu lassen. Darum ist vor allem der manchesterliche Großindustrielle und der in Belgien besonders mächtige Kneipwirth bei guter Laune zu erhalten.

Man muß dabei zugestehen, daß es auch im social-

politischen Interesse dringend erwünscht ist, die Lib
vom Ruder fern zu halten; denn der belgische Liberal
ist durch und durch manchesterlich, manchesterlich bi
Brutalität, während das katholische Ministerium imm
einige, wenn auch völlig unzureichende Besserungsve
gemacht, auf dem Gebiete der Sonntagsruhe für die
bahnangestellten sogar wirklich segensreiche Einrichtunge
troffen hat. Ueberdieß würde auf allen anderen Ge
die Rückkehr der Liberalen zur Macht für die große kath
Majorität der Bevölkerung die schonungsloseste Bedrü
bedeuten.

Jene Betrachtungsweise ist aber, selbst wenn man
wahltaktischen und machtpolitischen Maßstab überall an
dürfte, verfehlt, wenigstens kurzsichtig. In Belgien s
die Katholiken keineswegs mehr ausschließlich den Libe
der verschiedenen Schattirungen gegenüber. Nova pot
crescit. Das gilt für alle europäischen Staaten und
am wenigsten für Belgien. Auch dort drängt die Arbei
bewegung mächtig voran. Nicht nur die revolutio
Socialdemokratie, welche in Belgien bis tief in das
ihre Wühlereien betreibt, auch die noch fest auf dem B
des Christenthums stehende Arbeiterbevölkerung ist unzufr
und erregt. Und es fehlt ihr nicht an Grund, so viel gr
lose Unzufriedenheit auch mit unterlaufen mag. Mit
Arbeiterschutz sieht es in dem industriellen Nachbarland
recht traurig aus. Die Zahl der Kinder, welche in de
gesundheitlicher und sittlicher Beziehung bedenklichsten Betr
beschäftigt wird, ist noch sehr groß und auf der Heim
sah ich nach wie vor Frauen in den Bergwerken beschä
wenn deren Zahl auch beträchtlich abgenommen haben
Die Sprache, welche auf der am Schlusse des Cong
und in Verbindung mit dem Congresse abgehaltenen Arb
versammlung geführt wurde, sollte für die katholischen S
politiker in Belgien eine Mahnung sein, daß die
Stunde da ist. Nicht „deus providebit“, wie mit

ßen christlichen Fatalismus Herr Woeste ausrief, sondern: ſ dir selbst und Gott wird dir helfen" muß angesichts riesengroß anwachsenden socialen Gefahr der Wahlspruch belgischen Katholiken lauten.

Bis jetzt hat die breite Masse der Bevölkerung in gien politisch nichts zu bedeuten. Das überaus beschränkte hlrecht legt die Macht ausschließlich in die Hände der m Zehntausend. Gegenwärtig ist eine stürmische Agitation Einführung des allgemeinen Wahlrechtes im Gange. Der tern möchten wir in keiner Weise das Wort reden. Das gemeine Wahlrecht ist das Unglück Frankreichs; es würde h für Belgien die größten Gefahren haben. Was soll eine leicht erregte, der Einwirkung des Augenblicks so sehr heim gegebene Bevölkerung wie die französische und die lemisch-belgische mit dem allgemeinen Stimmrecht machen? r die gegenwärtige Beschränkung des Wahlrechtes ist nso ungerecht wie unklug. Noch dürfen die belgischen tholiken eine beträchtliche Erweiterung des Wahlrechtes gen. Angesehene Führer, wie der junge Löwener Pro- or *Helleputte*, drängen denn auch in der Kammer auf, daß wenigstens mit einer Erweiterung des Wahlrechtes die Provinzialvertretungen und die Gemeinderäthe der fang gemacht werde. Letzteres ist ohne Aenderung der fassung möglich, während jede Erweiterung des Wahl- ts für die Deputirtenkammer und den Senat eine Ver- ungsänderung voraussetzt, welcher die Katholiken auf's erste widerstreben. Ueber die Art und Weise, wie das hlrecht zu erweitern sei, gehen unter ihnen die Ansichten weit auseinander; aber eine Lösung muß gefunden den und zwar *bald*.

Doch genug der specifisch belgischen Gesichtspunkte. Wenn der manchesterlich-chauvinistischen Opposition in Lüttich ngen ist, gewissermaßen die große Mehrheit der Con- mitglieder brüskirend, eine *Abschwächung* mancher Ein- schlüsse herbeizuführen, so bleibt das *Gesammtergebniß*

des Congresses nichtsdestoweniger ein erfreuliches. Mit Recht sagt die Frankfurter Zeitung: „Der Congreß hat die Ideen des Lütticher Bischofs, der völlig im Einklang ist mit den deutschen und anglikanischen Reformern, angenommen. Das ist ein großer Fortschritt, der diesmal erzielt wurde; der zweite ist das Unterliegen des französischen Chauvinismus unter die weiterschauenden internationalen Meinungen". Wenn das demokratische Blatt hinzufügt: „Merkwürdig war, daß die auf einem katholischen Congresse berufensten Autoritäten, die Bischöfe einig waren über die Principien der modernen Socialreform, während der niedere Klerus gegen diese anstürmte, geführt von einigen doktrinären Theoretikern", so ist dies doch nur in beschränktem Maße richtig, da die übergroße Mehrzahl der anwesenden Geistlichen durchaus auf Seiten der reformfreundlichen Richtung sich befand.

Im Großen und Ganzen hat sich, trotz aller Hemmnisse und Zwischenfälle der Congreß in der Richtung bewegt, welche das in der Eröffnungssitzung verlesene Schreiben des Cardinals Manning anzeigte. Diese bedeutungsvolle Kundgebung, welche auf dem Congresse selbst wie außerhalb das größte Aufsehen erregte, lautet in seinem programmatischen Theile wie folgt:

„Westminster 4. September 1890.

„Die Oekonomie der Industrie steht unter dem höchsten Sittengesetz, welches alle ihre Operationen bestimmt, einschränkt und controlirt. Ausgehend von dieser sittlichen Controle kann ich sagen, daß für die Arbeiten der in den Bergwerken beschäftigten Arbeiter und für alle andern schweren Arbeiten der Achtstundentag gerecht und vernünftig ist. Für die weniger mühsamen Arbeiten kann verständigerweise der Zehnstundentag angenommen werden. Es ist nicht verständig, ein und dasselbe Maß für die harten und für die weniger anstrengenden Arbeiten festzusetzen. Man kann es kaum verstehen, daß eine Familienmutter, welche an der Spitze ihrer Haushaltung steht, fern von ihren Kindern arbeitet. Der ältere und geheiligte Vertrag der Ehe steht jedem neuen Interessen-

Vertrag entgegen, welcher eine Verletzung des erstern sein würde. Hinsichtlich der andern Frauen sind acht oder zehn Stunden alles, was sie leisten können, ohne die nothwendige Erfüllung der Pflichten des menschlichen Lebens und ihr Recht, in ihrem Heim das Familienleben zu genießen, in Frage zu stellen. Was die Kinder angeht, so darf man sie zu keinerlei Arbeit zulassen, ehe sie ihre Erziehung in angemessener Weise vollendet haben. Dieser Zeitpunkt wechselt je nach den verschiedenen socialen Lebensbedingungen bei den verschiedenen Nationen. Indessen ist es fast in sämmtlichen Ländern nöthig, die für die Schülerzeit festgesetzte Altersgrenze zurückzuverlegen. Für die jungen Mädchen müssen alle ihrer Gesundheit schädlichen und gefährlichen Arbeiten untersagt werden. Es sollte durchaus gesetzwidrig sein, Frauen und Kinder in den Gruben arbeiten zu lassen; das Gleiche müßte für dieselben bezüglich der Nachtarbeit bestimmt werden. — Die Sonntagsruhe müßte den Arbeitern gesetzlich gesichert und die Enthaltung von jeglicher Arbeit, abgesehen von einigen dringenden Fällen, müßte unter bestimmten Strafen obligatorisch sein. Will eine Regierung in der christlichen Welt eine Sonderstellung einnehmen, indem sie den Tag des Herrn nicht anerkennt, so muß sie wenigstens im Interesse der Gesundheit und aus physiologischen Gründen den arbeitenden Klassen einen Ruhetag bewilligen. — Endlich ist das Recht der Vereinigung zu gegenseitiger Hülfe und Unterstützung ein natürliches und legitimes Recht, welches sowohl dem Capitalisten als dem Producenten, dem Arbeitgeber wie dem Arbeitnehmer zusteht. Diese Vereinigungen sind sehr fruchtbar für den Frieden, wenn Herren und Arbeiter sich in Corporationen zusammenfinden. Wenn sie dagegen getrennt und von einander unabhängig bleiben, so müssen sie in voller Freiheit mit einander verkehren können, sobald eine Schwierigkeit unter ihnen entsteht; und wenn sie nicht zu einer Verständigung kommen, sollten sie doch in der Lage sein, ihre Meinungsverschiedenheiten einem von beiden Theilen frei gewählten Schiedsgericht zu unterwerfen. Wenn endlich auch dieses Schiedsgericht nicht zum Frieden führt, so könnte die Gesellschaft überhaupt im Interesse des Selbstschutzes entweder von sich aus interveniren oder wenigstens sich an die gesetzgebende Behörde wenden. Mein letztes Wort,

Monseigneur, erscheint vielleicht gewaltsam und kühn. Ich glaube nicht, daß es jemals möglich ist, in wirksamer und dauerhafter Weise friedliche Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herzustellen, so lange nicht ein gerechter und billiger Maßstab für Gewinne und Löhne anerkannt, festgestellt und zur öffentlichen Einrichtung geworden ist, ein Maßstab, nach welchem alle freien Verträge zwischen Capital und Arbeit geregelt werden müßten. Da ferner die Werthe im Verkehr nothwendigen Veränderungen unterworfen sind, müßten alle freien Verträge binnen je drei bis fünf Jahren einer periodischen Durchsicht unterworfen werden, damit man das wechselseitige Einvernehmen bezüglich des Vertrages erhalte. Diese Bedingung muß im Vertrag selbst eine Stelle finden".

Ohne dem englischen Kirchenfürsten, der in die englischen Lohnkämpfe dieses Jahres wiederholt entschieden eingegriffen hat, auf das schwierige und bestrittene Feld der Lohnregulirung und der Revision der freien Verträge zu folgen, hat der Lütticher Congreß im Uebrigen dem socialen Reformgedanken eine weite Gasse gemacht, bekundend, daß die katholische Kirche und die Katholiken aller Länder zu ihrem Theile gewillt und bereit sind, an der Lösung des großen Problems der Gegenwart mitzuarbeiten und sich dabei von Niemand an Eifer übertreffen zu lassen. Daß das die Bedeutung des dritten Lütticher Congresses ist, wird auch in Kreisen empfunden, welche nur widerwillig zu entsprechendem Anerkenntniß sich herbeilassen. Ein großes Pariser Blatt, der „Temps", welches trotz seiner liberalen Instinkte doch zu den ernsthaften Organen der französischen Tagespresse gehört, gibt jener Empfindung in folgender beachtenswerther Weise Ausdruck:

„Lassen wir den Boulangismus, seine Papiere und seine nachträglichen Offenherzigkeiten, welche allmälig nicht einmal mehr die Neugier der Thürhüter erregen, bei Seite. Es gehen in der Welt Dinge von ganz anderer Wichtigkeit vor. In Lüttich ist soeben ein katholischer Congreß, fast ein Concil, zusammengetreten, um über die sociale Frage zu verhandeln. Nach der großen Zahl der aus allen Ländern

erschienenen Theilnehmer, der aufgebotenen Beredsamkeit, der Manigfaltigkeit der in Angriff genommenen Fragen und der ausschlaggebenden Rolle, welche Bischöfe und Ordensleute in den Debatten gespielt, kann man beurtheilen, mit welchem Eifer die Kirche in die sociale Bewegung eintritt, welche Kraft sie entfaltet und welche Früchte sie erhofft. Diese Erscheinung eines katholischen Socialismus, welcher seit einigen Jahren sich gezeigt und unaufhörlich an Bedeutung gewinnt, verdient Beachtung. Es ist keineswegs unnütz, einen Augenblick dabei zu verweilen und sich die Frage zu stellen, welches die Ursachen davon sind und welches das Ergebniß sein wird. Hüten wir uns zunächst wohl vor der ebenso landläufigen wie bequemen Auffassung, als sei diese Fürsorge des Katholicismus für das Loos der Arbeiter lediglich heuchlerisches Rechnungtragen und ehrgeizige Berechnung, ein diplomatisches Manöver ohne alle Aufrichtigkeit. Nichts wäre falscher und gefährlicher, als sich in solche Selbsttäuschungen einzuwiegen. Daß die Kirche den Lohn ihrer Anstrengungen einzuheimsen gedenkt, versteht sich von selbst, aber nur verblendeter Parteigeist konnte die Behauptung aufstellen, daß die Kirche es nicht ernstlich als ihre Aufgabe betrachte, der unteren Volksklassen sich anzunehmen und ihr Vertrauen zu gewinnen, indem sie denselben ihr irdisches Geschick verbessern hilft. Der Grund zu der von der Kirche in allen ihren Gliedern, vom Papste bis zum letzten Ordensmann entfalteten socialistischen Thätigkeit ist ein ernsterer und tieferer." Dann sagt der „Temps" weiter: „Der Katholicismus ist etwas ganz anderes als eine bloße politische Hierarchie; er ist auch eine volksthümliche Religion und unterhält enge Fühlung mit der Demokratie. Diese Fühlung gibt seinem socialistischen Gährungsstoff (ferment) die Wärme. Ihr entlehnt der Katholicismus immer neue Kraft, durch sie erscheint er als einer der großen Faktoren, welche auf dem Schachbrette des zeitlichen Lebens sich bewegen."

XXXV.

Der allmähliche Verfall der katholischen Kirche in Dänemark (Schweden und Norwegen) — durch die Verschuldung der Könige und des Adels.

II. König Friedrich I. (Schluß.)

3. Die drei Jahre nach dem Odenser Herrentag 1527 bis 1530 wurden dadurch sehr fruchtbar für die Reformation, daß der König Gelegenheit bekam, die Bischofsstühle von Fünen und Seeland zu besetzen, daß die Agitation gegen die alte Kirche von den Predigern immer unverschämter betrieben, und insbesondere das Mönchthum mächtig erschüttert wurde durch die gewaltsame Vernichtung der Bettelklöster.

Der gut katholische, gelehrte, durch die Verfolgungen König Christians II. vielgeprüfte Bischof von Fünen Jens Andersen Beldenak war ein Greis. Da er der einzige nicht adelige Bischof war, sah nicht nur der weltliche Adel, sondern auch der adelige Episkopat mit scheelen Augen auf ihn. Dazu kam ein Streit, den er seit seinem Amtsantritt im Jahre 1502 mit der adeligen Verwandtschaft seines Vorgängers, der mächtigen Familie Rönnov in Fünen hatte führen müssen; ein Streit, der jetzt, wo ein der Geistlichkeit ungünstiger Wind wehte, aufs neue und heftiger als zuvor entbrannte. Alt und krank, wie er war, suchte der Bischof dem Unwetter aus dem Wege zu gehen. Anfangs 1527

einigte er sich mit dem Propst Knud Henrichsen Gyldenstjerne zu Viborg dahin, ihn zu seinem Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge zu nehmen. König Friedrich bestätigte den Vertrag mit der Klausel, daß Gyldenstjerne, wenn er in den wirklichen Besitz des Stiftes komme, dem Könige die Geldsumme ausbezahle, welche sonst für die päpstliche Bestätigung nach Rom zu entrichten war. Da nun der Streit mit den Rönnov's eine für den Bischof ungünstige Wendung nahm, indem König Friedrich als gewählter Schiedsrichter einen ihm ungünstigen Richterspruch abgab, ließ sich der greise Prälat zu nahegehenden Aeußerungen gegen den König und den Kanzler Eiler Rönnov hinreißen, die ihm einen Injurienprozeß zuzogen. Jetzt sah er ein, daß seine Zeit vorüber war. Im März 1529 resignirte er und übertrug das Stift dem gewählten Coadjutor, wobei beide protestirten, daß dies eigentlich nicht ohne Zustimmung des Papstes hätte geschehen dürfen, daß sie aber, da Noth kein Gebot kennt, gegenwärtig sich mit der Erklärung begnügen müßten, sobald als die Umstände es erlaubten, die Angelegenheit in Rom vorzulegen. So kam Knud Gyldenstjerne in den Besitz des Stiftes Fünen; als Bischof bestätigt oder geweiht ist er nie geworden. Er war geneigt sich gegen die alte und neue Lehre neutral zu halten und legte somit dem Lutherthum in seinem Stifte kein Hinderniß in den Weg.

Leider starb wenige Wochen nach Jens Andersens Resignation der angesehenste von allen dänischen Prälaten, der tüchtige Bischof Lage Urne von Roskilde, am 29. April 1529. Ohne sich im mindesten um den Papst zu kümmern, entschloß sich der König, Joachim (oder Jakob) Rönnov, den Bruder des obgenannten Eiler Rönnov, zum Nachfolger des verstorbenen Bischofs zu ernennen. Vorerst mußte der Auserkorene sich aber durch eine strenge Verpflichtung zur Treue gegen König Friedrich und seine Kinder binden, und dazu versprechen, „wenn einer in das Stift von Roskilde kommt, und sei es in einer Stadt oder auf dem Land, das

heilige Evangelium rein und klar, wie es mit der h
Schrift bewiesen werden kann, predigen will; oder
Priester oder Mönche im Stifte heirathen wollen, s
er nicht zugeben, daß solche gewaltsam oder ungerechte
überfallen würden. Habe jemand über sie deshalb zu
so sollten sie vor den König und Reichsrath gestellt w

Darauf hin „anerkannte, nominirte und bestätig
König Rönnov als Bischof von Roskilde" und sand
damit zum Domkapitel, welches ihn eben noch der
halber wählen durfte und mußte. Rönnov unterschrie
eine Capitulation, durch welche er sich zur Aufrechth
der Gerechtsame und Freiheiten des Kapitels verpf
Als er sich darnach mit der Wahlurkunde beim Köni
sentirte, bestätigte dieser die Wahl, wie wenn e
Oberhaupt der Kirche gewesen wäre. In seinem
Schreiben vom 24. Juni 1529 sagt er, daß er „die Wa
ihm geliebten Herrn Jakob Rönnov zum Bischof und
steher in Roskilder Domkirche, Stift und Bischofsstuhl
ziehe, anerkenne und bestätige, nachdem ihn das ganze K
in Roskilde dazu auserwählt, erkiesen und erkoren ha
daß derselbe zeitlebens und so lange er lebe, ohn
weitere Bestätigung von Seite der römischen Kirch
seiner Nachfolger, der Könige von Dänemark, alle Sch
Höfe, Güter, Besitzungen, Einkünfte und Gerechtsam
selben Stiftes und Stuhles haben, genießen und be
gebrauchen und verwalten solle".

Darüber berichtet das Roskilder Jahrbuch [1]:
seinem (Lage Urne's) Tod bekam die Roskilder Do
ein böses Geschick und (that) einen schweren Fall. —
ihm wurde Joachim Rönnov Bischof in Roskilde,
in viele böse Händel verwickelt war (hvilken haffde

---

1) Roskilde-Aarbogen 1448—1549 in Monumenta historiæ
(Historiske Kildeskrifter . . . udgivne . . . af Dr.
Rørdam. I. 1873.) S. 359.

wilkor). Zuerst kaufte er das bischöfliche Stift von König Friedrich für sechs tausend Gulden. Später kaufte er es vom Grafen Christoph für 10,000 dänische Mark, und viele tyrannische Maßregeln traf er ꝛc. Zuletzt ward er von König Christian gefangen genommen und in verschiedene Gefängnisse gebracht bis zu seinem Todestage ꝛc."

Der Karmelitermönch Paul Helgesen aber schreibt in seiner sogenannten skibyschen Chronik[1]): „Mit dem Tode dieses hochwürdigen Vaters (Lage Urne's) begann sofort der Verfall (ruina) der Kirche von Roskilde. Diesem Lage folgte der Edelmann Joachim Rönnov nach unter vielen schlimmen und unbilligen Bedingungen, nicht so sehr durch seine Schuld als durch die des gottesräuberischen Fürsten und Königs Friedrich, der in seiner Tyrannei das Wahlrecht abschaffte, und die Rechte aller Kirchen mit Macht und Gewalt an sich riß, so daß keinem eine Würde zufiel, es sei denn für vieles Geld und unter der Bedingung, daß er die Religion verachtete und den den römischen Päpsten, den Lehrern und Hütern des Glaubens im ganzen Abendlande, auf immer gebührenden und gelobten Gehorsam abschwur. Nicht aufgehoben wurde die Tyrannei, in welcher der römische Papst sich die Kirche des ganzen Erdkreises unterworfen hatte,[2]) sondern in Wahrheit nur auf einen andern übertragen. Denn die Confirmation, welche früher mit 1000 Goldstücken vom Papste erkauft ward, ward jetzt von weltlichen und gottesräuberischen

1) Holger Rördam. Monumenta historiæ danicæ. I. p. 74, 75.
2) Dieser Ausspruch Helgesens ist keineswegs wörtlich zu verstehen. Denn a) spricht er im Sinne der damaligen Neuerer (Lutheraner), b) meint er nicht den Jurisdiktionsprimat des Papstes, sondern nur seine Geldforderungen. Die oberste Regierung der Kirche gesteht er dem Papst ohne Vorbehalt zu, wie ja die vorhergehende Bemerkung von dem „den römischen Päpsten gebührenden Gehorsam" beweist. In anderen Werken (z. B. gegen Johann Mikkelsen) spricht er noch deutlicher und nennt den Papst in Rom oft den „Statthalter Jesu Christi auf Erden".

Fürsten für 6000 erschachert. Und diejenigen, welche die päpstliche Habgier bis zur Treulosigkeit des Schismas verfluchten, gefielen sich gar sehr darin, zehnmal habgieriger geworden zu sein, und erwiesen jenen nicht geringe Gunst, welche unter dem Vorwand der evangelischen Freiheit die Gelegenheit zu Ketzerei und Schisma herbeiführten. Dieser mit so großem Gewinn für die Fürsten verbundene Umstand öffnete der Verbreitung des Lutherthums in diesem Reiche ein großes Fenster".[1])

Es versteht sich, daß der vom König für Roskilde ernannte Joachim Rönnov ebenso wenig wie die Besitzer der Stifter Lund und Odense vom Papste bestätigt wurden: er durfte sich ja nach des Königs Willen nicht an den Papst wenden. Ebenso wenig wurde er geweiht. Zwar wendete er sich in dieser Sache an den von Lund verdrängten, aber vom Papst bestätigten und geweihten Erzbischof Jörgen Skodborg von Lund (dem es natürlich nie vergönnt war, sein Erzbisthum zu sehen, weit weniger zu verwalten), wurde aber von ihm an den Papst gewiesen, von dem er vorerst bestätigt sein müsse. Doch darauf durfte Rönnov sich nicht einlassen.

Von einem katholischen Standpunkt aus betrachtet war also Rönnov gar nicht Bischof und konnte, wenn die Kirche wieder Einfluß gewann, ohne weiteres als Eindringling auf die Seite geschoben werden. Ein halbes oder drei Viertel Jahr nach seiner Einsetzung bekam er Grund solches ernstlich zu fürchten, da der vertriebene König Christian II. den Erzbischof Christoph von Bremen, einen gebornen Herzog von Braunschweig, durch die Anwartschaft auf das Bisthum Roskilde für seine Sache gewann. Rönnov ließ sich daher vom König, Reichsrath und Kapitel 24. Juni und 22. Juli 1530

---

1) Sehr gute Anspielung auf Joel 2, 9 (per fenestras intrabunt quasi fur.) und Joan. 10, 2 ꝛc.

Versicherungsurkunden ausstellen, durch welche die Betreffenden ihn im Besitz des Stiftes erhalten zu wollen versprachen.

Kaum zwei Jahre nach dem letzten Herrentag zu Odense hatten also 3 Bisthümer, Lund, Roskilde und Odense je ihren unbestätigten und ungeweihten Bischof von Königs Gnaden. Aage Jepsen zu Lund hatte noch nicht versprechen müssen, dem Lutherthum freie Hand zu geben und die verheiratheten Priester und Mönche zu dulden. Als er aber, seiner ohnmächtigen Würde überdrüssig, 1532 als Dekan in's Kapitel zurücktrat und Torben Bilde zum Erzbischof ernannt wurde, mußte dieser ganz dieselben Verpflichtungen wie Rönnov auf sich nehmen.

Einen ganz ähnlichen Receß hatte ein Jahr zuvor (1531) Oluf Munk, ein Sohn des Mogens Munk, dem König Friedrich ausstellen müssen, um dessen Zustimmung dazu zu erlangen, daß sein Onkel, der alte Bischof Ivar Munk von Ribe, ihn zum Coadjutor nahm.

Während der König so seine Herrschaft über die Kirche erweiterte, unterstützte er auf vielfache Weise die heftigen Angriffe der Prediger auf den ganzen Katholicismus, auf dessen Lehre, Kirchenverfassung und Gottesdienst wie auch auf die gottgeweihten Personen.

Malmö in Schonen war die erste Stadt, wo die sogenannte Reformation durch die vereinigten Bestrebungen der Prediger und des Magistrats im Jahre 1529 vollständig durchdrang. Zumal waren die zwei Bürgermeister Jörgen Kock und Jep Nielsen in dieser Sache thätig; und der König unterstützte sie in verschiedener Weise, sogar auch dadurch, daß er vor ihren Gewaltmaßregeln und manchen Uebertretungen seiner eigenen Gebote, die sie sich zu Schulden kommen ließen, ein Auge zudrückte. Das schöne Franziskaner- und Heiliggeistkloster ward aufgehoben und die Mönche, welche nicht luthrisch wurden, vertrieben. Der frühere Karmelitermönch Peter Laurensen aber verfaßte zur Rechtfertignng dieser Reformation

das sogenannte „Malmöbuch," welches 1530 zu Malmö gedruckt wurde.[1])

Kräftige Hilfe bekam die reformatorische Bewegung in Dänemark auch aus dem Herzogthum Schleswig. König Friedrichs ältester Sohn, Herzog Christian, hielt sich seit 1527 meist zu Hadersleben auf, wo er luthrische Lehrer aus Deutschland, wie Georg Winter, Eberhard Weidensee und Johann Wandal um sich sammelte. Der Herzog nöthigte die Prälaten im dänischen Südjütland, diese Lehrer zu hören, und setzte eigenmächtig seine Parteigänger namentlich in die törninglenischen Pfarrstellen ein, ohne daß der Ordinarius, der greise Bischof Ivar Munk von Ribe, dies zu hindern vermochte. — Von Viborg, Malmö und Hadersleben aus umspannte die luthrische Agitation die Umgegend, um von sporadischen Bewegungen in andern Gegenden zu schweigen. Kopenhagen war in den Jahren 1526—29 noch verhältnißmäßig ruhig, obgleich es dort nicht an Neuerungssüchtigen fehlte. Der Magistrat, mit Ausnahme des einen Bürgermeisters Ambrosius Bogbinder, begünstigte die neue Lehre keineswegs. Erst 1529 kam die Bewegung in Gang, als König Friedrich den Johann Tausen von Viborg nach Kopenhagen rief und zum Prediger in der Nikolaikirche ernannte.

Nicht nur das mündliche Wort benutzten die Prediger, um das neue Evangelium zu verbreiten und die katholische Kirche sammt ihrer Geistlichkeit unmöglich zu machen; sie erkannten auch sehr gut, welch eine nützliche Waffe in diesem Angriffskriege die neu erfundene Buchdruckerkunst sei. Und in Benutzung derselben waren sie leider den Katholiken bald voraus. Chr. Thorn. Engelstoft zählt in seiner 1836 gehaltenen Doktor-Disputation (S. 9—18) wenigstens 26

---

1) Es ist in neuerer Zeit wieder aufgefunden und herausgegeben worden. — Peter Laurensens Lehrer und Ordensbruder, der streng katholische Karmelitermönch Paul Helgesen, schrieb eine Widerlegung, die leider erst in unserer Zeit gedruckt wurde.

…er von Lutheranern 1527—1531 meist dänisch (einige …) herausgegebenen, oft in heftigem, erbittertem und …chaftem Tone verfaßten Schriften auf. Sehr heftig griffen die Neuerer die hl. Messe an, welche in zwei Schriften (wovon die eine jetzt verloren gegangen) von Paul Helgesen vertheidigt wurde. Am heftigsten aber kämpften sie, wie Engelstoft sagt, für die Priesterehe; denn nur die pharisäische Heiligkeit, schrieb der Malmöer Reformator, der beweibte Karmelit Peter Laurensen, verbiete streng ihrem hl. Volk, den Bischöfen, Priestern und anderen sogenannten geistlichen Personen, diese gute Paradiesesfrucht zu verkosten.[1])

Was Christian II. mit Gewalt angestrebt hatte, nämlich die Herrschaft über die Kirche in seine Hände zu bekommen, das wußte Friedrich I. durch schlaue, aber gewissenlose Benutzung der Umstände zu erreichen, indem er die Sektirer meist negativ und indirekt zum Vorgehen gegen die katholische Geistlichkeit ermunterte und ihre Ausschreitungen und Greuel nicht strafte.

Um die katholische Geistlichkeit brach zu legen, mußten auch die Klöster aufgehoben werden. Eine der fünf zu Kopenhagen im Juli 1525 vom Adel gestellten Forderungen war, daß die Klöster Adelichen zu Lehen gegeben würden. Es findet sich kein Reichsrathsbeschluß in dieser Beziehung. Und doch geschah diese Belehnung in Wirklichkeit mit den sogenannten Herrenklöstern, die sehr reich waren. Das eine nach dem andern gab der König einem Adelsmann zu Lehen, unter der Bedingung, daß er den Mönchen und Nonnen einen anständigen Lebensunterhalt sichere und für den Ueberschuß ihm (dem Könige) Dienste leiste.

Mit den Bettelklöstern, namentlich der Franziskaner und Dominikaner, machte man keine solchen Umstände. Dieselben wurden vom Könige ganz der Willkür der Prediger, des Adels oder der Magistrate preisgegeben. Während jene

1) Malmöbuch im 7. Abschnitt.

die Bettelmönche als faule Bäuche verschrieen, die vom sauren Schweiße des gemeinen Mannes lebten, bedrängten diese die treu gebliebenen Mönche, die ihre Klöster nicht gutmüthig verlassen wollten, auf die empörendste Weise und brachten die absonderlichsten Klagen gegen sie beim Könige vor. Friedrich I. schenkte oder verkaufte dann das Kloster an einen Adelsmann oder an die Stadt, und diese verjagten die Mönche nach vielen Mißhandlungen. In Bezug auf sieben Klöster hat Friedrich I. nachweislich befohlen, die Mönche zu vertreiben. Der berüchtigte Adelsmann Mogens Gjöe war bei dieser Heldenthat am rührigsten, wie die von zwei Minoriten als Augen- und Ohrenzeugen geschriebene Chronik der Vertreibung ihres Ordens aus fünfzehn dänischen Klöstern (1528—1532) darthut.[1]) Natürlich spielte dabei bisweilen der eine oder andere Mönch den Verräther, wie z. B. der Br. Melchior, Guardian in Kallundburg, der durch Mogens Gjöes Gnade alsdann „Prädikant und Ketzer der Stadt Kallundborg wurde“ (1532).

Für ewige Zeiten ist die Einführung des Lutherthums in Dänemark durch die schmähliche Vertreibung der beim Volke so beliebten und so treu nach ihrer Regel lebenden Franziskaner gebrandmarkt, am meisten aber die Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit des Königs an den Pranger gestellt, der jener Verfolgung nicht nur gleichgiltig zusah, sondern dieselbe befahl! In ähnlicher Weise wird sein Eifer für die Religion und Gottesverehrung gut gekennzeichnet durch die den Lutheranern in Viborg am 23. Februar 1529 gegebene Erlaubniß, die zwölf Pfarrkirchen der Stadt niederreißen zu dürfen, da die zwei den Dominikanern und Franziskanern geraubten großen Kirchen für die lutherische Kirche genügten.

1) Dieses äußerst interessante Schriftchen ist von einem Protestanten aus dem Latein in's Dänische übersetzt und der Geschichte der katholischen Kirche in Dänemark (von Karup) als Anhang beigegeben worden (S. 292—337).

Am 17. Mai 1529 waren dann auch alle diese Pfarrkirchen dem Boden gleich gemacht.[1])

4. Die vom Könige eingesetzten Bischöfe mußten sich natürlich in Alles fügen. Freier waren die jütländischen Bischöfe. Diese suchten einige der bedeutendsten katholischen Gelehrten aus Deutschland für sich zu gewinnen, damit sie den Kampf mit den agitatorischen lutherischen Prädikanten aufnähmen. Wohl hatten sie an Paul Helgesen (Paulus Heliæ), dem hochgelehrten und eminent katholischen Karmeliten, der sich längere Zeit beim Aarhuser Bischof Ove Bilde aufhielt, einen äußerst gewandten Kämpfer für die katholische Sache; — allein seine Stimme, fast die einzige von Bedeutung, war wie eine Stimme des Rufenden in der Wüste. Sieben seiner Schriften sind von mehr oder minder großem apologetischem Werthe: die besten sind 1) seine Antwort auf die Fragen des Schwedenkönigs Gustav — in Wirklichkeit eine Vertheidigung der Kirche und ihrer Lehren gegen die Ketzerei unter König Friedrich 1528, 2) seine Schrift gegen das Malmöbuch, die übrigens damals nicht gedruckt worden zu sein scheint.

Daß sein Wort und seine Schriften den Prädikanten äußerst ungelegen waren, erkennt man am besten aus ihrem erbitterten Hasse gegen den freimüthigen und furchtlosen Vertheidiger der Wahrheit. Weil er früher gegen kirchliche Mißbräuche geeifert und im Anfang, so lange ihm die Absichten Luthers gut schienen, derselben Meinung mit ihm gewesen, später aber zur Erkenntniß von Luthers Häresie gekommen, gründlich mit ihm gebrochen hatte, so ward er von den Prädikanten als Windfahne (Vendekaabe, eigentlich Mantelwender) verschrieen und für ein von den Prälaten bezahltes Werkzeug ausgegeben. Daß er aber niemals von der Lehre der Kirche abgewichen, ist durch sein ganzes Leben und alle seine Schriften unwiderleglich dargethan. Am Hofe

1) Den kath. Kirke i Danmark. S. 297.

war er natürlich keine persona grata. Wenn er troß des größten, theilweise vielleicht unbesonnenen Eifers und troß angestrengter Thätigkeit der um sich greifenden Neuerung keinen wirksamen Damm entgegensetzen konnte, so wird dies Niemand Wunder nehmen, der die Zeitverhältnisse kennt.

Vielleicht hat auch er dafür gearbeitet, daß die Bischöfe zuletzt eine öffentliche Disputation mit den Predigern verlangten, um ihnen das Ketzerische ihrer Lehre darzuthun. Der König gab hierin nach und rief sie und ihre Gegner im Sommer 1530 zum Herrentag nach Kopenhagen. Gegen zwanzig Prediger sammelten sich daselbst im Juli unter der Leitung Tausens, Sadolins und Laurensens, faßten ihre Lehre in 43 Artikeln zusammen und benützten diese Gelegenheit zur heftigsten Agitation auf der Kanzel, ohne daß der König sie behelligte. Zwar schwiegen sie auf seinen Befehl zwei Tage lang, erregten aber darnach ungehindert einen noch viel gewaltigeren Sturm. Doch kam es zu keiner eigentlichen Disputation zwischen den Predigern und den dänischen und deutschen von den Prälaten mitgebrachten Theologen, weil man sich weder über die Form der Erörterung noch über die Richter einigen konnte. Der Redner der Prälaten sah ein, daß ein öffentliches dänisches Religionsgespräch nur ein neues Agitationsmittel für die Gegner sein würde. So löste die Versammlung sich auf ohne ein anderes Ergebniß, als daß der König, wie es scheint, die Prediger ermuntert hat, wie bisher fortzufahren (Pal.-Müller S. 534). Um die Klagen der Bischöfe zu beschwichtigen, schärfte er seinen Vasallen ein, über die Ausführung des Odenser Recesses bezüglich des Zehnten zu wachen.

Natürlich war keine Partei befriedigt: die Bischöfe nicht, weil der König seine Verpflichtungen nicht hielt; die Prediger nicht, weil er die katholische Kirche noch zu Recht bestehen ließ. Ihr Predigen und Agitiren war rein demokratisch und vollständig gesetzwidrig; denn die katholische

e mit all ihren Einrichtungen, mit der Jurisdiktion der
öfe über alle religiösen Angelegenheiten, bestand immer
auch nach dem Staatsgesetze; die katholische Religion
Staatsreligion.

5. Das demokratische Wühlen und Agitiren hat wohl
den König Friedrich beunruhigt, der sehr gut wußte,
Christian II. seine Hoffnung einer Restauration gerade
die niederen Stände, auf Bürger und Bauern gründete.
war zu fürchten, daß die Agitation von der Kanzel
nd in offenen Tumult ausschlagen möchte. Wie be-
ndet diese Furcht war, zeigte sich schon ein paar Monate
ch dem Herrentag in Kopenhagen. Bevor der König am
August die Hauptstadt verließ, hatte er mit dem kgl.
chof Rönnov von Roskilde die Uebereinkunft beschlossen,
ß „die Canoniker der Liebfrauenkirche wie bisher lateinische
Messen lesen, singen und halten sollten; doch solle
r evangelische Prediger ebendaselbst Gottes Wort predigen
nd dänische Messe am Sonntag halten".

Dies konnte auf die Dauer nicht ohne Störung ge-
schehen. Und schon am 2. Nov. 1530 theilte der Kopen-
hagener Magistrat seine Befürchtungen dem Könige in einem
sehr lehrreichen Schreiben mit. Das Volk, heißt es darin,
welches die Prediger täglich gegen lateinische Messen, Seelen-
messen und Vigilien losfahren hört, wolle auf die Dauer
solche Gotteslästerung und Verhöhnung nicht mehr dulden
und verlange Abstellung dieser Abgötterei. Es möge daher
Seine kgl. Majestät durch den Bischof von Seeland dem
Kapitel befehlen, mit ihren Messen und Vigilien aufzuhören,
bis eine endgiltige Reformation entweder im Kaiserreich oder
in Dänemark zu Stande gekommen sei. Wenn diese Heuchelei
(Messe) nicht verboten werde, so bitte der Magistrat um seine
Entlassung und um Einsetzung einer anderen städtischen Be-
hörde. (Pal.-Müller S. 536 ff.)

Die städtische Obrigkeit stand also auch auf der Seite
der Neuerer. — Indeß antwortete Friedrich I. nicht. Die Be-

war er natürlich keine persona grata. Wenn er tr
größten, theilweise vielleicht unbesonnenen Eifers und tr
gestrengter Thätigkeit der um sich greifenden Neuerung
wirksamen Damm entgegensetzen konnte, so wird dies Ni
Wunder nehmen, der die Zeitverhältnisse kennt.

Vielleicht hat auch er dafür gearbeitet, daß die B
zuletzt eine öffentliche Disputation mit den
digern verlangten, um ihnen das Ketzerische ihrer
darzuthun. Der König gab hierin nach und rief si
ihre Gegner im Sommer 1530 zum Herrentag nach K
hagen. Gegen zwanzig Prediger sammelten sich daselb
Juli unter der Leitung Tausens, Sadolins und Lame
faßten ihre Lehre in 43 Artikeln zusammen und ben
diese Gelegenheit zur heftigsten Agitation auf der K
ohne daß der König sie behelligte. Zwar schwiegen si
seinen Befehl zwei Tage lang, erregten aber darnac
gehindert einen noch viel gewaltigeren Sturm. Doch
es zu keiner eigentlichen Disputation zwischen den Pred
und den dänischen und deutschen von den Prälaten
gebrachten Theologen, weil man sich weder über die
der Erörterung noch über die Richter einigen konnte.
Redner der Prälaten sah ein, daß ein öffentliches däni
Religionsgespräch nur ein neues Agitationsmittel fü
Gegner sein würde. So löste die Versammlung sich
ohne ein anderes Ergebniß, als daß der König, w
scheint, die Prediger ermuntert hat, wie bisher fortzuf
(Pal.-Müller S. 534). Um die Klagen der Bischöfe z
schwichtigen, schärfte er seinen Vasallen ein, über die
führung des Odenser Recesses bezüglich des Zehnte
wachen.

Natürlich war keine Partei befriedigt: die Bi
nicht, weil der König seine Verpflichtungen nicht hielt
Prediger nicht, weil er die katholische Kirche noch zu
bestehen ließ. Ihr Predigen und Agitiren war rein
kratisch und vollständig gesetzwidrig; denn die kath

r mit all ihren Einrichtungen, mit der Jurisdiktion der
öfe über alle religiösen Angelegenheiten, bestand immer
auch nach dem Staatsgesetze; die katholische Religion
Staatsreligion.

5. Das demokratische Wühlen und Agitiren hat wohl
den König Friedrich beunruhigt, der sehr gut wußte,
Christian II. seine Hoffnung einer Restauration gerade
die niederen Stände, auf Bürger und Bauern gründete.
war zu fürchten, daß die Agitation von der Kanzel
s in offenen Tumult ausschlagen möchte. Wie be-
det diese Furcht war, zeigte sich schon ein paar Monate
dem Herrentag in Kopenhagen. Bevor der König am
ugust die Hauptstadt verließ, hatte er mit dem kgl.
hof Rönnov von Roskilde die Uebereinkunft beschlossen,
die Canoniker der Liebfrauenkirche wie bisher lateinische
ssen lesen, singen und halten sollten; doch solle
evangelische Prediger ebendaselbst Gottes Wort predigen
dänische Messe am Sonntag halten".

Dies konnte auf die Dauer nicht ohne Störung ge-
hen. Und schon am 2. Nov. 1530 theilte der Kopen-
ener Magistrat seine Befürchtungen dem Könige in einem
r lehrreichen Schreiben mit. Das Volk, heißt es darin,
ches die Prediger täglich gegen lateinische Messen, Seelen-
ssen und Vigilien losfahren hört, wolle auf die Dauer
che Gotteslästerung und Verhöhnung nicht mehr dulden
d verlange Abstellung dieser Abgötterei. Es möge daher
ine kgl. Majestät durch den Bischof von Seeland dem
pitel befehlen, mit ihren Messen und Vigilien aufzuhören,
s eine endgiltige Reformation entweder im Kaiserreich oder
Dänemark zu Stande gekommen sei. Wenn diese Heuchelei
(esse) nicht verboten werde, so bitte der Magistrat um seine
tlassung und um Einsetzung einer anderen städtischen Be-
rde. (Pal.-Müller S. 536 ff.)

Die städtische Obrigkeit stand also auch auf der Seite
Neuerer. — Indeß antwortete Friedrich I. nicht. Die Be-

treues Gruppenbild der „Vereinigten Anti-Christen“ Europas.

Ein in Wien erscheinendes Organ dieser vereinigten Anti-Christen schrieb am dritten Tag nach der furchtbaren Katastrophe, welche am 30. Januar 1889 über das altehrwürdige Haus Habsburg und über das vielgeprüfte Oesterreich hereingebrochen, folgenden Leiter: „Wollen wir ergründen, wie das Undenkbare möglich geworden? Wollen wir erforschen, welche Wolke das strahlende Licht dieses krystallklaren Geistes getrübt hat? Wollen wir ergrübeln, welcher Art und Herkunft die dämonische Kraft gewesen, welche sein Urtheil trübte, seinen Willen unterjochte, seinen Finger lenkte, bis das Unnennbare geschehen war?“

Auf all diese rhetorischen Fragen der vereinigten Anti-Christen antworten die vereinigten Christen mit einem entschiedenen: Ja! wir wollen es! Wir wollen sie ergründen, erforschen, ergrübeln jene Wolke, jene dämonische Kraft! Als treue Oesterreicher haben wir ein Recht, sie zu kennen. Ob Ihr es wollt, daß wir es wollen, ist hier nicht die Frage.

Allein das Organ der vereinigten Anti-Christen weicht wohlweislich jeder Antwort aus. Der Bach liebt es, Welle durch Welle, der Leitartikler Frage durch Frage zu verdrängen. Er fährt fort: „Wozu auch das Unerforschliche ergründen wollen? Gesetzt, ein Gott wirkte Wunder und entzündete eine Fackel, welche in die Finsternisse dieses Verhängnisses hineinleuchtete, was würde es uns frommen?“ Was und wozu es uns frommen würde? Nun wir wollen sehen!

Nicht das ist hier die Frage, ob der Gegenstand unserer berechtigten und aufrichtigen Trauer ein Mitglied der Loge war; es frägt sich einzig und allein darum, ob er ein Opfer der Logentendenz war. Und hierin wissen wir uns in Uebereinstimmung mit Tausenden und Millionen von Oesterreichern und Nicht-Oesterreichern, wenn wir die von den

[illegible] Antwort auf [illegible] die offenen Worte kleiden: „Ja! die Freimaurerei [illegible] die Wolke, welche das strahlende Licht dieses [illegible] Geistes getrübt hat". Die Freimaurerei ist [illegible] Kraft, welche sein Urtheil trübte, seinen Willen [illegible], seinen Finger lenkte, bis das Unnennbare [illegible] war". Sie ist die „Fackel, welche hineinleuchtet in den [illegible] dieses Verhängnisses". Und „**wozu soll uns diese Kenntniß frommen?**" Sie soll frommen dem Andenken des betrogenen Opfers, nicht aber den Be[illegible]!

Wir wollen uns bei unserer Untersuchung nur auf Freimaurer-Schriften stützen. Der bekannte preußische Freimaurer-Literat Br.·. Venturini sagt in seiner Geschichte der Freimaurerei: „Jeder öffentliche Büchersaal bietet dem fleißigen Forscher Werke dar, in welchen die Geschichte und das Geheimniß der Freimaurerei zerstreut liegen. Suchet, so werdet Ihr finden. Nun ja, nachdem man's anfängt. Wer rathen mag, der rathe; und wenn er's trifft, wohl ihm! Allein bequem wird man es Niemand machen. Wenn freilich kluge Köpfe den Schlüssel selber finden, nun wahrlich dafür kann man nicht". Die Sache ist eines Versuches werth!

Wir sagten: „Opfer der Logentendenz". Denn leider es war nicht das erste und wir fürchten, es wird leider auch nicht das letzte sein, so lange sich in die Regierungen und in die Umgebung der Regenten Leute einzudrängen wissen, welche für die Kassandrarufe der Tieferblickenden nur ein Lächeln süffisanter Ungläubigkeit oder aber ein mephistophelisches Lachen eingeweihter Verständnißinnigkeit haben. Man erinnere sich doch an den Fürstencongreß zu Verona 1822, auf welchem der preußische Staatsminister Graf Haugwitz[1])

---

1) Wir citiren nach der „Freimaurer-Denkschrift" III. Berlin 1864, Seite 6, herausgegeben und dem Protektor der Freimaurerei, Herzog Bernard v. Sachsen-Meiningen gewid. von Karl Didler.

in seinem Memorandum über und gegen die Freimaurerei sich also ausdrückt: „Hätte ich es nicht selbst erfahren, es würde mir heute noch unglaublich scheinen, mit welcher Sorglosigkeit die Regierungen ein Unwesen dieser Art, einen wirklichen Staat im Staate gänzlich unbeachtet lassen konnten". Von falschen Rathgebern über die Wahrheit und Treue der Tieferblickenden hinweggetäuscht, mußte auch der unglückliche Ludwig XVI. im Angesichte der Guillotine 1793 ausrufen: „Alles dies sagte man mir vor elf Jahren; wie kam es doch, daß ich es nicht glaubte?" Es war leider zu spät für den König! Zu spät aber auch für die Rathgeber, die Minister à la Necker und Roland, für die Militärs à la Dumouriez und Lafayette!

In dem engen Rahmen eines Aufsatzes wollen wir uns auf die Opfer aus dem altehrwürdigen Herrscherhause Habsburg-Lothringen allein beschränken, nicht blos weil es uns so nahe steht, sondern auch weil es dasjenige ist, auf welches die Freimaurerei es besonders abgesehen hat.

1. Kaiser Franz I. Stephan † 1765.

Die „Freimaurerzeitung, Handschrift für Brüder" bringt unter dem 8. September 1877 einen Artikel mit der Aufschrift: „Der erste kaiserliche Bruder Freimaurer in Deutschland". Franz Stephan, Herzog von Lothringen, geboren 8. Dezember 1708, war der Enkel jenes großen Feldherrn Karl von Lothringen, welchem in militärischer Beziehung das Hauptverdienst um die Befreiung Wien's 1683 gebührt, und der Erzherzogin Eleonore, einer Schwester Kaisers Leopold I. Darum wurde auch Franz Stephan in Wien erzogen am Hofe seines Onkels Kaiser Karl VI., der ihn früh zum Gemahl seiner Erbtochter, unserer großen Kaiserin Maria Theresia, in Aussicht nahm. Als im Jahre 1729 der Vater starb, verließ Franz Stephan Wien, um mit 21 Jahren die Regierung seines Herzogthums Lothringen anzutreten.

Lassen wir nun der Freimaurerzeitung das Wort. „Franz Stephan hielt sich 1731 im Haag auf, zu einer Zeit wo der Freimaurerbund in England bereits feste Wurzeln geschlagen hatte und man sich anschickte in den Vereinigten Niederlanden dem Bunde dadurch eine Stätte zu bereiten, daß man vermittelst Deputation von der englischen Großloge aus hier maurerische Versammlungen abhielt. Bei der ersten dieser, am 31. Mai abgehaltenen Versammlung, welche Rev. Dr. Desaguliers leitete, wurde der erst 23 Jahre zählende Herzog Franz als Lehrling und Geselle aufgenommen und noch in demselben Jahre zu London in einer vom Großmeister Lovell besonders anberaumten Loge zum Meister befördert."

Daß wir es hier mit einem schreienden Mißbrauch der unerfahrenen Jugend, mit einem Opfer des Logenbetruges zu thun haben, liegt auf der Hand und scheint die Freimaurerzeitung selbst zu fühlen; denn sie wundert sich, daß der erst 23 Jahre zählende Herzog, als Lehrling und Geselle aufgenommen wurde, und dies in der ersten Versammlung, welche überhaupt abgehalten wurde.

Woher soll unter solchen Umständen Herzog Franz Stephan die zu einem solchen Schritte nöthige Kenntniß gehabt haben? Dieser Mißbrauch der unerfahrenen Jugend wird aber um so schreiender durch die Eile, die man hatte, die Schlinge um den Hals eines so hervorragenden Opfers noch fester zu ziehen. Der erst 23 Jahre zählende Herzog wird noch im selben Jahre in einer besonders anberaumten Loge im Ausland zum Meister befördert, und so dem Opfer durch den Eid des Geheimnisses auch noch der Mund gesperrt gegenüber seiner Braut und gegenüber seinem Wohlthäter und künftigen Schwiegervater, welcher die Freimaurerei in seinen Landen aufs strengste verboten hatte!

Im Februar 1736 wurde die Vermählung des Herzogs Franz Stephan mit der Erzherzogin Maria Theresia vollzogen; im Juli 1737 trat Franz Stephan sein Herzogthum

Lothringen an Stanislaus Lescinski ab und wurde dafür Großherzog des nach dem Aussterben der Medici erledigten Toscana; im August 1740 starb Kaiser Karl VI. und Großherzog Franz Stephan wurde nun von seiner treu liebenden Gemahlin Maria Theresia zum Mitregenten in den Habsburgischen Ländern angenommen und auf ihr Betreiben von den deutschen Kurfürsten im September 1745 auch zum römischen Kaiser gewählt.

Franz Stephan war eine durchaus edel angelegte Natur. Von seiner Großmutter Eleonore hatte er die ächt habsburgische Herzensgüte geerbt. Fremdes Unglück fand bei ihm eine offene Hand und einen thätigen Arm, welcher bei den Ueberschwemmungen Wiens wiederholt kräftig das Ruder zu führen wußte, selbst mit Lebensgefahr. Und gerade diesen Vorzug natürlicher und christlicher Nächstenliebe wußte die Loge ihrem Zweck dienstbar zu machen, indem man ihm, wie so vielen andern edlen Charakteren, die Freimaurerei als einen humanitären Bund der Wohlthätigkeit vorspiegelte.

Franz Stephan hatte von seinem Großvater Karl von Lothringen auch die arglose altdeutsche Ehrlichkeit geerbt und gerade diese war es, welche ihn nicht einmal ahnen ließ den bodenlosen Abgrund von neudeutscher Unehrlichkeit, der sich vor unsern Augen aufthut bei dem brüderlichen Wort der Freimaurer-Zeitschrift „Latomia" Juli 1865: „Die Firma der Wohlthätigkeit dient nur dazu, um Anderes zu verdecken".

Franz Stephan hatte von seiner Mutter, Prinzessin Elisabeth von Orleans, etwas von dem leichten französischen Blute mitbekommen, und man versteht es, wenn der heitere Fürst sich vom Zwange der spanischen Hofetikette, wie sie sein Schwiegervater der ernste Karl VI. liebte, zwanglos erholen wollte. Auch dies mußte der Freimaurerei eine Handhabe bieten und so entstand die populäre Fabel, er sei mit knapper Noth der Verhaftung entgangen, als Maria

Theresia die Theilnehmer beim Festgelage in der Wiener Loge zu den drei Kanonen 1743 polizeilich überraschen ließ.

Franz Stephan war endlich ein tüchtiger Finanzmann. Nun war es in jener Zeit ein allgemein verbreiteter Irrthum, welchen die Loge nicht blos duldete, sondern auch absichtlich nährte, es bestehe das der Freimaurerei eigenthümliche Geheimniß in der Kunst, Gold zu machen. Wenn schon das Geheimnißvolle an und für sich einen besonderen Reiz auf die Menschen ausübt, um wie viel mehr dieses Geheimniß! Dieser Nimbus führte auch der Loge zahlreiche Jünger zu und es ist historisch und psychologisch vollkommen richtig, wenn „Luise Mühlbach" in ihrem Roman „Kaiser Josef II." eben dieses Geheimniß eine so große Rolle im Leben seines Vaters Franz Stephan spielen läßt. Wir fragen jeden ehrlichen Leser: Sind das ehrliche Mittel?

Kaum hatte Franz Stephan 1737 das Großherzogthum Toscana angetreten, da erschien unter dem 28. April 1738 die Bulle des Papstes Clemens XII., worin derselbe die politischen und socialen Ziele der geheimen Gesellschaften offen aufdeckt und im Interesse von Thron und Altar den Beitritt unter Strafe der Excommunication verbietet. Großherzog Franz Stephan wurde hierüber von seinen Freimaurerbrüdern so geschickt betrogen, daß er den Papst für den Betrogenen hielt,[1]) und darum ließ er in Florenz den Druck

1) Interessant ist es, die dreifach verschiedene Stellung zu beobachten, welche die Freimaurerei dieser Bulle des Papstes Clemens XII. gegenüber einnimmt. Da ist es vorerst der beim jüdischen Br. Findel in Leipzig jährlich erscheinende offizielle „Kalender für Freimaurer", welcher unter dem 28. April als maur. Gedenktag notirt: „Bannbulle des Papstes Clemens XII. 1738". — Das hindert aber den ebenfalls jüdischen Br. Lewis in Budapest durchaus nicht, in seinem Bittgesuch an Minister Belcredi um staatliche Anerkennung der widergesetzlich bestehenden Logen unterm 23. Sept. 1865 zu behaupten: „Die katholische Kirche hat die Freimaurerei allerdings der Ketzerei verdächtig erklärt, allein

einer eigenen Freimaurerschutz-Schrift zu, zur Belehrung des übel berichteten Papstes und der durch die Bulle getäuschten Katholiken; ja er befreite sogar das in Folge der Bannbulle inhaftirte Haupt der Florentiner Loge Br .·. Crudeli. Als Mitregent in den österreichischen Landen verhinderte er die Verkündigung der päpstlichen Bulle, ermöglichte aber gegen Wissen und Willen seiner Gemahlin Maria Theresia die Eröffnung der ersten Wiener-Loge aux trois canons am 17. Sept. 1742. Er paralysirte den Einfluß der Geistlichkeit, hemmte aber das Verfahren der Kaiserin gegen die Brüder, so daß die Freimaurerei ihm ihre Einführung und Duldung in den österreichischen Landen verdankt, und protegirte sie, nachdem er 1745 römischer Kaiser geworden, auch im deutschen Reiche, wo doch die Logen alle im Sinne seines Feindes des Br .·. Friedrich II. von Preußen arbeiteten. Die „Freimaurerzeitung, Handschrift für Brüder," schließt diesen Artikel: „Die Begünstigungen, welche der Bund durch Kaiser Franz I. Stephan erfahren, sichern ihm in den Annalen der Freimaurerei einen unsterblichen Ruhm."

Klingen diese letzten Worte nicht wie das Hohnlachen eines Feindes beim Triumphe über das Opfer seines gelungenen Betruges? Besonders wenn man daneben die Worte jener andern, ebenfalls in Leipzig erscheinenden Freimaurer-Zeitschrift „Latomia" (Juli 1865) hält: „Wenn man den Fürsten die Leitung der Logen in die Hände gibt,

---

dieser Verdacht ging bisher in kein Verbot der Freimaurerei über." Und diese bewußte Lüge wagt der Jude vorzubringen, nachdem die Freimaurerzeitschrift „Latomia" 1861 S. 317 mit Rücksicht auf die päpstliche Bannbulle das höchst compromittirende Geständniß unter Brüdern ablegt: „Der päpstliche Stuhl erfaßte mit dem feinen Spürsinn, der ihm überall in kirchlichen und politischen Dingen eigen ist, am klarsten den innersten Kern des Freimaurerordens." — Hätte doch Großherzog Franz Stephan die Verlogenheit seiner „Brüder" gekannt, wie wir sie kennen

so geschieht dies nur zum Scheine, und deren (der Logen) Deputirte decken die eigenen Maßregeln mit dem fürstlichen Namen!"

2. Kaiser Josef II. † 1790.

Hier drängen sich die freimaurerischen Dokumente in einer Weise, daß manche Antiquariats-Kataloge eine eigene Rubrik für dieselben unter dem Titel: „Josephiniana" haben. Der Leser wird es darum erlauben, wenn wir uns so kurz fassen, als es Klarheit und Zweck der Darstellung erlauben.

Erstens. Kaiser Josef II., der jetzt viel mit Mund und Feder gepriesene Liebling der österreichischen Freimaurer, war selbst nicht Freimaurer. Dafür haben wir einen Zeugen, wie wir ihn nicht besser wünschen können; es ist das Wiener Freimaurerblatt, dessen offiziellen Titel wir Ehren und Spasses halber genau nach dem Verzeichniß der Freimaurer-Zeitschriften im offiziellen Freimaurer-Kalender des Br. C. van Dalen, Leipzig bei Br. Findel, bringen wollen: „Der Zirkel. Manuscript für Brr. Organ der Loge und des Br.-Vereines Humanitas. Verlag von Br. L. Prätorius in Wien". In der Nummer vom 15. April 1874 wird dort erzählt, wie Br .·. von Sudthausen im Jahre 1776 als Abgesandter der Großen Landesloge für Deutschland aus Berlin nach Wien kam, wo die hinter dem Rücken der Kaiserin Maria Theresia gegründeten Logen für ihre Existenz zu fürchten eben neuen Grund hatten. Selbiger Br .·. Sudthausen erlaubte sich nun ein allerunterthänigstes Anschreiben der Großen Landesloge Sr. kaiserlichen Majestät allerunterthänigst einzuhändigen, worauf der Kaiser mit ernster Miene fragte: „Was wollen denn die Herren von mir? Ich bin ja kein Freimaurer".

Zweitens. Kaiser Josef wußte wenig von der Freimaurerei. Auf die Bitte des Br .·. Sudthausen, Kaiser Josef möge das von seinem politischen Feinde Friedrich II. der Berliner Großen Landesloge ertheilte Protektorium auch

in Bezug auf die in Oesterreich gelegenen Logen anerkennen, erwiderte[1]) Josef II. in einem Schreiben an die Berliner Großloge: „Ich kann über eine mir gänzlich unbekannte Verfassung Meinen Schutz, so wie Sie es verlangen, nicht ertheilen“.

Drittens. Kaiser Josef kümmerte sich auch nicht viel um die Freimaurerei, eben weil er wenig davon wußte und dem, was man ihm sagte, mit Recht nicht recht traute. Wir entnehmen auch hiefür den Beleg demselben Schreiben des Kaisers an die Berliner Großloge. Der Ton ist auffallend despektirlich. „Ein dänischer Offizier, Namens Sudthausen, überbrachte mir ein Schreiben von der sich so nennenden Freimaurer-Gesellschaft in Berlin. So lobwürdig als ihr Vorhaben ist, christliche Tugend zu befördern (!) und der Menschlichkeit nutzbar zu sein, so sehr trifft es mit meinen Gesinnungen und Wünschen überein. . . . So viel kann ich versichern, daß Männer und Gesellschaften, die nach diesen Vorsätzen handeln, wegen ihrem dabei beobachteten Geheimniß, wenn sie nur nichts Böses, sondern lauter Gutes thuen, weder von meiner Bangigkeit noch von meinem Vorwitz jemals was zu sorgen haben würden. Wirken Sie also in Ihrer Gesellschaft so viel Gutes als möglich. Ich bin fest entschlossen, außer derselben das Nämliche zu thun“. Dieser Ton macht ordentlich den Eindruck, als wollte Kaiser Josef in seinem von seiner Logenumgebung stets genährten Bewußtsein eigener Klugheit sagen: Mir scheint, ihr wollt mich täuschen und glaubt, ich glaube euch; nun, solch inferioren Leuten kann man ja diese Freude lassen. Und so meint Josef II. in seinem von seiner Logenumgebung gleichfalls genährten Bewußtsein eigener Allmacht, mit der Loge spielen zu können, wie die Katze mit der Maus. Und hiemit war der Loge schon ein wohlgeplanter Betrug gelungen, denn die Loge ist wie ein Hausirjude; er glaubt mit Recht, schon viel erreicht

1) Abgedruckt im „Zirkel“ vom 1. Juli 1874.

zu haben, wenn man ihm aus lauter Despektion nicht mehr auf die Finger sieht.

Viertens. Kaiser Josef wurde zuletzt ein Feind der Freimaurerei. Wie sehr er sich als Mitregent über die Unschädlichkeit der Freimaurerei theils selbst getäuscht, theils von Anderen (Sonnenfels, Swieten, Kaunitz, Dietrichstein) hatte täuschen lassen, sollte er als Alleinherrscher nur zu bald sowohl in der inneren als äußeren Politik erfahren. Es war kein Geringerer, als der von Kaiser Josef II. hochverehrte und in den Adelstand erhobene Br .·. Joh. Wolfgang von Göthe von der Loge „Amalie" zu Weimar, der sich zum Commis-Voyageur bei den Fürstenhöfen im Dienste der Loge und speziell Friedrichs II. hergab, um ein Lieblingsprojekt Josef's II., die Arrondirung Oesterreichs durch Erwerbung Bayerns gegen Abtretung der Niederlande zu vereiteln. Jetzt kannte Josef II. keinen Spaß mehr. Durch Erlaß vom 16. Dezember 1785 wurde den „sogenannten Freimaurer-Gesellschaften" die Verpflichtung auferlegt, die Liste der Mitglieder und das Verzeichniß der Versammlungstage den Behörden vorzulegen. Das war aber natürlich den Logen zu viel des Schutzes. Es regnete förmlich, wie früher Lobhudeleien auf den „Fürsten des Lichtes", so jetzt Pasquille auf den „Bruder Sakristan". Vom Witz kam es zum Ernst, vom Wort zur That. Die ungläubigen Freimaurer drängten sich nun an die Spitze der mit den Neuerungen unzufriedenen glaubenstreuen Völker. Und doch hatten gerade die Freimaurer den Kaiser zu diesen Neuerungen gedrängt. Es gährte überall im Jahre 1789.[1]) Dazu kam noch der äußere

1) Der französische Freimaurer Lavasque, welchen Br. Diderot an den russischen Hof Katharina's II. beordert hatte und welcher ein Zeitgenosse dieser Unruhen war, hat also doch Recht, wenn er später in seinem Werke „Les Rapports de l'homme" im 2. Cap. 3. Buch schreibt: „Ich fand nirgends mehr Eifer für die Gesetze, als in den Freimaurer-Logen, in diesem Staat im

Krieg mit der Türkei, welchen die freimaurerische Diplomatie Preußens Oesterreich aufgedrängt hatte. Jetzt erst, 1789, gebot Josef II. die ausnahmslose Schließung aller Logen. Es war zu spät. Kaiser Josef II. starb im Jahre darauf, 1790, enttäuscht und gebrochen.

So hatte sich also der Scharfblick unserer Kaiserin Maria Theresia wirklich bewährt. Die Zeitschrift für Freimaurer „Latomia“ (Dezember 1866) soll uns selber ein interessantes Gespräch der Kaiserin mit ihrem Minister Kaunitz mittheilen. Letzterer suchte die Befürchtungen der Kaiserin in Betreff der Freimaurerei durch das alte Mittelchen zu zerstreuen, dieselbe sei in politischer Beziehung schon deßhalb nicht gefährlich, weil sie unter sich nicht einig sei. Darauf erwiderte Maria Theresia: „Hören Sie, lieber Kaunitz! Sie wollen Uns da etwas weis machen, was Sie selber nicht glauben. Der Josef wird auch noch auf Unsere Worte kommen und es bitter bereuen, sich mit diesen gefährlichen Leuten so tief eingelassen zu haben. Wenn die einmal merken, daß beim Goldkochen u. s. w. nichts herauskommt, so werden sie aufeinmal lernen einig sein; sie werden Euch in's Handwerk pfuschen und regieren wollen. Wir sagen Euch, das Haus werden sie Euch noch umkehren und das Leben sauer genug machen. Wir werden es nicht erleben und sind darüber froh; Ihr aber seht zu, wie Ihr mit Euren Brüdern Freimaurern zurecht kommt“. Hatte Maria Theresia Unrecht? Die Jahre 1789 und 1889 geben die Antwort.

Die „Latomia“ aber fährt buchstäblich also fort: „Die fromme Kaiserin schrieb, wie man sieht, dem

---

Staate, wenn sie dem Eigendünkel, der Eigenliebe und dem Ehrgeiz der Eingeweihten das Wort sprachen; und nirgends mehr Unordnung, Widerstand und Intriguengeist, wenn sie diesen drei ersten Gottheiten des gemeinen Maurers die Huldigung verweigern“. Der Leser kann sich selber die Anwendung machen z. B. auf die Schulgesetze.

Bande und zwar nicht mit Unrecht, weitgehende politische Absichten zu". Bei diesem Geständniß unter „Brüdern" — welchen Werth haben da die Betheuerungen der Wiener „Humanitas", „Einigkeit", „Bildung", „Literarischer Club", und wie sie sonst heißen, gegenüber den Profanen und den Behörden? Mit welchen Gefühlen aufgedeckter Unaufrichtigkeit, aufgedeckt durch ihre eigenen Organe, mögen diese Herren Wiener Brüder am Standbild ihres gefeierten Opfers Kaiser Josef II., am Standbild unserer großen Kaiserin Maria Theresia, und überhaupt an der altehrwürdigen Kaiserburg vorübergehen?!

Wer nähere Aufschlüsse über das Wirken der Freimaurerei am Hofe Josefs II. und Leopolds II. zu haben wünscht, den verweisen wir auf das Werk von Seb. Brunner „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1770 bis 1800" (Mainz, Kirchheim 1869) und die gedrängten, aber gediegenen Aufsätze über Leopold II. von Universitätsprofessor Albert Jäger in der „Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie" IV. Jahrgang 1880.

(Fortsetzung folgt.)

XLIII.

Zeitläufe.

Die bulgarisch-macedonische Kirchenfrage im Li
gesammten Orientfrage. II.

Den 24. Septembe

Bis zum Jahre 1767 hatte noch ein selbständi
garisches Erzbisthum zu Ochrida und für Altserbien d
kephale Patriarchat zu Ipek bestanden, als die letzten
ungen an die alten serbischen Könige und die bul
Czaren. In diesem Jahre fanden beide ihren Untergan
den ökumenischen Stuhl in Constantinopel, wo der h
garische Klerus verdächtigt worden war, daß er im
Türkenkrieg mit Oesterreich sympathisirt habe. Der g
Patriarch herrschte nunmehr auch über alle türkische
slavischer Zunge von der Donau bis zur Adria. E
hundert Jahren, und nachdem Serbien und Rumänien
früher aus dem Abhängigkeitsverhältniß zum Patriar
schieden waren, ging die Pforte daran, auch die Bulga
seiner Zwingherrschaft zu erlösen. Im Februar 1871
vom Sultan einberufene Versammlung bulgarischer
geistlichen und weltlichen Standes behufs Berathu
Verfassungsentwurfs für das im Princip bereits ge
„autonome Exarchat", die neubulgarische Nationalki
sammen. 1)

1) Herr Kanitz in der Augsburger „Allg. Zeitu
28. November und 5. December 1871.

Das griechische Patriarchat bot vergebens Himmel und Erde auf gegen den Schritt der hohen Pforte. Es verlangte, daß der bulgarische Kirchenstreit nicht als eine administrative, sondern als streng kanonische Frage behandelt und nur von einem ökumenischen Concil zum Austrag gebracht werden solle. Die eigenthümlichste Rolle spielte dabei Rußland. Der „heilige Synod" von St. Petersburg stand bis zuletzt hinter dem Patriarchat, die russische Diplomatie dagegen diente mit ihrem ganzen Einfluß bei der Pforte der Sache der Bulgaren. Die altrussische Partei hat noch vor wenigen Jahren ihrer Entrüstung darüber und über das Eindringen des Nationalismus in Kirchenfragen Ausdruck gegeben.[1]) Der russische Gesandte in Constantinopel, Graf Ignatiew, „umgeben von bulgarischen Nihilisten und mit der kirchlichen und politischen Geschichte der Griechen, Serben und Bulgaren wenig bekannt, sowie noch weniger mit den ethnographischen Grenzen derselben, habe sich ganz dem bulgarischen Chauvinismus hingegeben und die Absicht gehabt, ein Großbulgarien zu schaffen (wofür der Vertrag von San Stefano Zeugniß gebe), vielleicht mit der Nebenabsicht, später einmal als König an die Spitze des bulgarischen Volkes zu treten". So sei es gekommen, daß auch von Serben und Griechen bewohnte Länder der geistigen Knechtung des „allerjüngsten und verachtetsten von allen Balkanvölkern, des Volkes der Bulgaren", preisgegeben worden seien.

Aber auch der heilige Synod hielt gegen den obern …d nur so lange Stand, als der Metropolit Philaret von Kasan in ihm die Sache des griechisch-phanariotischen Klerus mit dem Gewichte seines Ansehens vertrat. „Vor ihm mußte freilich", sagt derselbe Verfasser, „das nichtige geistliche Collegium in St. Petersburg die Segel streichen; nach ihm ließ sich der russische regierende Synod nach Ver-

1) „Ein neues russisches Programm rücksichtlich der Balkanhalbinsel", s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 15. November 1887.

werfung aller kirchlichen Kanones und Verordnungen ganz in das Schlepptau der bulgarischen Nihilisten und Anarchisten nehmen". Auf derselben Seite standen aber ebenso die Parteien Katkow und Aksakow, die Slavisten, welche in Rußland bereits den Ton angaben. Als das griechische Patriarchat zu einem ökumenischen Concil behufs Lösung der bulgarischen Kirchenfrage Einladung erließ, kam nur aus Petersburg ablehnende Antwort, und als der Patriarch den Beschluß der Constantinopeler Lokalsynode von 1872 veröffentlichte, daß die bulgarische Kirche als häretisch anzuerkennen sei, hüllte sich der russische heilige Synod in Schweigen. Während sich die Mönche und Einsiedler auf dem Berge Athos, griechische und bulgarische, wegen des Anathems buchstäblich in die Haare geriethen, ersah man in Petersburg nebenbei die Gelegenheit zu einem guten Geschäft.

Zu Beginn des Jahres 1873 wurde „der von den Russen gewonnene" Patriarch von Jerusalem, Cyrillus, weil er den vom Constantinopeler Patriarchen gegen die Bulgaren ausgesprochenen Kirchenbann nicht anerkennen wollte, von der heiligen Synode von Jerusalem seiner Würde verlustig erklärt. „Die russische Regierung antwortete hierauf mit Confiscirung der dem genannten Patriarchat gehörigen Güter in Bessarabien, wodurch dasselbe in die größte Geldklemme gerieth, so daß es sehr viele wohlthätige Stiftungen, Schulen, Spitäler, Apotheken, aufheben mußte, was ein schwerer Schlag für die nothleidenden Christen Palästina's war". Ein anderer Bericht erzählt von der Gefangennehmung und Exilirung des 85jährigen Cyrillus durch die türkische Regierung mit dem Beifügen: sein Nachfolger solle schon ernannt seyn, aber die russische Regierung scheine nicht Willens, ihn in den Besitz der Pfründe gelangen zu lassen. „Das Patriarchat von Jerusalem besitzt nämlich auf russischem Territorium etwa 30 in den besten Kreisen von Bessarabien gelegene Güter, die eine Jahresrente von fast 200,000 Rubel abwerfen. Diese Güter sind jetzt von der russischen Regierung

mit Beschlag belegt worden, um auf solche Weise die Opposition Rußlands gegen die in der bulgarischen Frage von der hl. Synode zu Constantinopel geschehenen Schritte zu verschärfen". In der That erfolgte die russische Antwort auf die Antrittsanzeige des neuen Patriarchen erst nach drei Jahren.[1]) So damals; und jetzt wollte man in Petersburg der Pforte verbieten, die vom bulgarischen Exarchen vorgeschlagenen Bischöfe für die Bulgaren in Macedonien zu bestätigen.

Das neue Schisma im Schisma brachte einen furchtbaren Riß in die Stellung des ökumenischen Patriarchats. Ganz abgesehen von den großen materiellen Verlusten an den Kirchensteuern, bildete das Eindringen des Nationalismus eine eiternde Wunde am ökumenischen Körper. Noch vor einem halben Jahrhundert gab es im ganzen türkischen Reich nur einen Orthodoxismus, aber kirchlich keine Nationalitäten; die slavischen Stämme, wenn sie auch in den aus Rußland gelieferten Andachtsbüchern für den Czaren beteten, galten doch als Griechen. Zwar lösten sich von Zeit zu Zeit einzelne Stämme als „autokephal" ab. Aber der Grundsatz blieb doch bestehen, daß nur ein politisch selbständiges Volk, die in einem Staat zusammengefaßte Nation, eine autokephale Kirche mit einem Exarchen an der Spitze besitzen dürfe. Anfänglich gedachte auch die Pforte, den Bulgaren nur das Recht zuzugestehen, einen Exarchen als Stellvertreter des ökumenischen Patriarchen zu wählen, dann aber verfiel sie auf den ganz entgegengesetzten Ausweg, dessen nicht gewollte Folgen jetzt vorliegen.[2])

Der neue bulgarische Exarch sollte zwar „autokephal" seyn, aber die türkischen Staatsmänner hielten es für po-

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 16. Februar 1873; Augsburger „Allg. Zeitung" vom 1. September 1876.

2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 15. November 1887. — Augsburger „Postzeitung" vom 10. September 1872.

litisch bedenklich, das Exarchat zu einem ausschli
Privilegium der damaligen Provinz Bulgarien zu
und für dieselbe eine Ausnahmestellung zu schaffen. U
den Schein eines politischen Zugeständnisses zu ver
sollte der Exarch seinen Sitz nicht in Bulgarien, son
Constantinopel haben, und die neue bulgarische N
kirche über Bulgarien hinaus auf alle von Bulgar
wohnten Theile Macedoniens, Thraciens und Alt
ausgedehnt werden. Zu dem Zwecke mußte der ge
bulgarischen „Rajah“, einschließlich der kleinen zwischen
und Griechen verstreut lebenden Gemeinden, das R
Option zwischen der griechischen Patriarchats- und
garischen Exarchatskirche zugestanden werden.

Welche Zustände daraus überall, namentlich
Macedonien entstanden — Bischof neben Bischof,
gegen Pope — mag man daraus schließen, daß
menische Patriarch, Angesichts des Entschlusses der
drei bulgarische Bischöfe dort zur Funktion zuzulass
dieselbe das Ansinnen stellte, daß zur Vermeidung ei
wechslung mit der orthodoxen Geistlichkeit dem bulg
Klerus eine von der Amtskleidung der erstern ver
Tracht vorgeschrieben und in den Bestallungsdekre
bulgarischen Bischöfe dieselben ausdrücklich als schi
bezeichnet werden sollten.[1]) Für die Türkei gab
bald noch andere Gründe, die Zulassung des k
Optionsrechtes bitter zu bereuen, denn die ganze Ein
ebnete großbulgarischen Umtrieben die Wege. Die
näherte sich wieder dem Patriarchat und in Folge des
von 1877 schlug sie vollends zum Griechenthum u
angerichtete Verwirrung steigerte sich aber jetzt erst r
allseitigen Verbitterung.

„Die Pforte, welche auf Ignatjews Andringen
bulgarische Kirche anfänglich begünstigt hatte, ist seit d

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 23. Juli 1890

Frage und der Aufrichtung eines selbständigen Bulgariens zur Gegnerin ihrer eigenen Schöpfung und zum Bundesgenossen des Patriarchats geworden. Zahlreiche bulgarische Gemeinden Thraciens und Macedoniens, welche auf Grund des Fermans von 1872 von ihrem Optionsrechte Gebrauch machen und der bulgarischen Kirchengemeinschaft zutreten wollten, sind durch die mit den griechischen Bischöfen verbündeten türkischen Paschas daran verhindert worden. Haß gegen den griechischen Klerus und Verstimmung über erlittene Vergewaltigung haben in einer wachsenden Anzahl von Fällen dazu geführt, daß solche Gemeinden sich für ‚unirt' erklärten, um dadurch ihrer Feinde und Bedränger ledig zu werden und auf österreichischen Schutz Hoffnung zu gewinnen. Der Anstoß dazu ist aber weder von Zankow, noch von den anderen bulgarischen Politikern, sondern von den zahlreichen katholischen Missionären ausgegangen, welche den im Schoße der morgenländischen Kirche ausgebrochenen Bruderzwist zu benutzen verstanden haben. Indem sie den bulgarischen Popen und Bauern Gottesdienste in ihrer Sprache, sowie Schutz und unveränderte Aufrechterhaltung des nationalen Ritus versprachen, und dagegen lediglich die Anerkennung des im fernen Rom residirenden Papstes verlangten, haben diese Missionäre mit Tausenden von macedonischen Bulgaren Fühlung gewonnen, denen ihre Nationalität schwerer wiegt als der Name der Kirche, zu welcher sie sich bekennen."[1]

Was, nebenbei gesagt, die fraglichen „Siege der römischen Propaganda" betrifft, so hat allerdings auch nach 1870 die russische Presse unaufhörlich Lärm geschlagen über den „Rückgang der slavischen und rechtgläubigen Sache auf der Balkanhalbinsel". Unbefangene haben gerade in der neuen Waffenbrüderschaft der Türken mit den Griechen den Grund davon gesehen. „Da die griechische, dem Slaventhum und seinen kirchlichen Emancipationsbestrebungen feindliche Kirche zur Zeit die Oberhand besitzt, und ihre Bischöfe den zur Nationalkirche

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 30. November 1887. — Vgl. Wiener „Neue Freie Presse" vom 15. Februar 1873.

haltenden bulgarischen Gemeinden außerhalb des Für
thums mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu
gehen, ist eine in der Zunahme begriffene Zahl bulga
macedonischer Kirchengemeinden einer neugebildeten grie
unirten Glaubensgemeinschaft zugetreten, die unter E
haltung des herkömmlichen Ritus die Suprematie des Pa
anerkennt und in voriger Woche bereits einen eigenen
bischof erhalten hat."[1]) Noch nach Berichten vom vorvo
Jahre haben seit dem Ausbruch des russisch-bulgari
Conflikts die Uebertritte von der orthodoxen zur u
Kirche in Bulgarien selbst wieder Aufsehen zu mach
gonnen, noch mehr aber in Macedonien, wo das Gr
thum eine von den türkischen Beamten gehegte und u
stützte Macht bilde. „Hier ist die Erbitterung gegen
phanariotischen Druck so hoch gestiegen, daß man alle M
zur Bekämpfung desselben gelten läßt, und daß die im
sitze höherer Bildung befindlichen Missionäre der Union
hältnißmäßig leichtes Spiel haben. Die macedonischen
garen zu Griechen gemacht zu sehen, ist keine Aussicht
handen, wo das Phanariotenthum noch leidenschaftlich
haßt wird, als das demselben verbündete Türkenthu
In den jüngsten Tagen sind aber noch andere, für
Christenmenschen schmerzliche, Wirkungen dieser schisma
Wirren zur Kenntniß gekommen:

„Durch die verschiedenen nationalen und religiösen
tionen ist die slavische Bevölkerung Macedoniens g
demoralisirt. Man wechselt die Religion im Handumd
bald ist man orthodox, bald exarchisch, dann uniatisch, kat
protestantisch — alles durcheinander, bis schließlich den L
antheil der Mohammedanismus davonträgt, welcher h
Macedonien erstaunlich viel Neophyten bekommt, da e
läufig die größten materiellen Vortheile bietet, und die

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 5. November 1884.
2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 7. April 1888.

durch die verschiedenen religiösen Agitationen zu der traurigen Einsicht gekommen sind, daß die Religion doch im Wesentlichen Sache des materiellen Vortheils sei. In Folge dessen ist z. B. der Kreis Tikwesch (südlich von Köprülü) in den letzten 20 Jahren beinahe ganz mohammedanisirt. Auch sonst zeigen diese Agitationen ganz beklagenswerthe Resultate in Bezug auf die Moral. Ehen werden im Handumdrehen gelöst; man braucht nur zur exarchischen Kirche überzutreten, um ohne Anstand bei lebendem anderen Gatten sich zum zweiten Male zu verheirathen, anderer traurigen Symptome der Demoralisation nicht zu gedenken. Das sind vorläufig die Folgen der phanariotischen Habgier und griechischen Hartnäckigkeit, sowie des ‚bulgarischen Projekts' der russischen Politiker."[1])

Noch ehe das Werk der Option vollendet war, wonach alle ganz oder theilweise bulgarisch redenden Gemeinden des Reichs, in welchen zwei Drittel der Gemeindeglieder ein solches Verlangen aussprechen würden, das Recht haben sollten, der neuen Kirche beizutreten, brach der Krieg von 1877 aus, und dessen Folgen steigerten die Angst der Pforte vor einer großbulgarischen Propaganda aus dem neuen Fürstenthum in die gemischten Bezirke Macedoniens. „Jetzt wurde die Pforte des Mißgriffs gewahr, den sie im Jahre 1870 begangen hatte, indem sie unterlassen, der neuen Kirchengemeinschaft bestimmte geographische Grenzen zu stecken und dadurch weiterer Ausbreitung der slavischen Propaganda vorzubeugen. Um das nach Kräften wieder gut zu machen, erneuerten die Paschas Macedoniens das alte Bündniß mit dem phanariotischen Klerus, der den Anschluß an die bulgarische Kirche mit allen Mitteln der List und Gewalt zu verhindern und die conversionslustigen Gemeinden durch Drohungen und Mißhandlungen bei den alten Verhältnissen festzuhalten versuchte. Die aus dem Fürstenthum und aus Ostrumelien nach Macedonien kommenden bulgarischen Missionäre wurden als Rebellen

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 23. Aug. 1890.

ausgewiesen oder eingekerkert, ihre Anhänger wegen politischer Umtriebe mit schweren Geld- und Gefängnißstrafen belegt, die an vielen Orten zwischen Griechen und Bulgaren ausgebrochenen bewaffneten Händel aber zur Niedermetzelung besonders gefährlicher bulgarischen Volksführer benutzt".[1]) Die ostrumelische Revolution von 1885 und der Abfall der autonomen Provinz zum suzerainen Fürstenthum machte das türkisch-griechische Bündniß noch enger, und die Verfolgung der macedonischen Bulgaren noch heftiger, vor der auch die bulgarischen Bischöfe verschwinden mußten. In Bezug auf die Diöcesen Ochrida und Skoplje hatte die Pforte schon gleich nach dem Kriege ihre Zugeständnisse von 1872 für null und nichtig erklärt.

Seit dem Ausbruch des russisch-bulgarischen Conflikts und namentlich seit der Erhebung des Prinzen von Coburg zum Fürsten von Bulgarien hatte man auch in Constantinopel von einer russischen Einsprache nichts mehr zu fürchten, weder bei der Pforte, noch im Patriarchat, und in Macedonien nichts zu hoffen. Es war allgemein bekannt, daß der bulgarische Exarch selbst und die meisten Metropoliten im Fürstenthum (man brauchte nur den Namen „Clement" zu nennen) in vertrauten Beziehungen zu den russischen Agenten und in feindlicher Stellung zu dem katholischen Fürsten in Sophia standen; aber Rußland rührte sich nicht. Ja als zuletzt noch der Bischof von Ueskūb, Theodosius, ausgewiesen wurde, war er in der russischen Presse und vom griechischen Patriarchen als politischer Verschwörer angeschwärzt worden.[2]) Der Exarch hatte noch unmittelber vor dem Ereigniß von Philippopel eine Anklageschrift gegen die griechischen Gewaltthätigkeiten in Macedonien an die Pforte gerichtet, und von da liefen unter anderen Beschwerden auch die wegen des bezeichnenden

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 7. April 1888.

2) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 12. Juni und 14. August 1890.

Umstandes ein, daß der während des Krieges eingesetzte Militärgerichtshof als die einzige Gerichtsbehörde im Lande amtire, und da die Bischöfe im Orient die einzigen legalen Vertreter der Nationalitäten bei den Civil- und Militärbehörden seien, müßten alle bulgarischen Eingaben und Beschwerden, in Ermangelung bulgarischer Bischöfe, durch die griechischen Bischöfe eingereicht werden.[1]) Alles vergebens.

Gerade diese letztere orientalische Eigenthümlichkeit läßt die Tragweite des griechisch-türkischen Culturkampfs in Macedonien erst recht erkennen. Das bulgarische Element hatte seine civilisatorische Befähigung auch hier bereits hervorragend bewiesen. Seit 1880 bestand ein großartig organisirtes „Schulministerium", welches unter der Leitung der Erzpriester in allen größeren Orten kirchlich-culturelle Gemeinden gründete.[2]) Aber auch bei diesen schwebte stets das Damoklesschwert in den Händen der griechischen Bischöfe. „Die Lage der Bulgaren in Macedonien", erklärte die „Bulgaria" in Sophia noch im Herbst 1888, „ist heute dieselbe, wie jene der Bulgaren im Donauvilajet in den Jahren 1866 bis 1869: stets wird ihnen der griechische ökumenische Patriarch aufgedrungen, wie einstens den Bulgaren von Rumelien bis zu den Ufern der Donau". Und darum seien sie der religiösen Freiheit, der nationalen Schulen und aller jener Privilegien beraubt, die ihnen nach dem Berliner Vertrag zukommen.[3]) Gleichzeitig wurde aus Constantinopel geschrieben: „Alle in Macedonien lebenden ‚Nationen', wie man hier die verschiedenen Religionsgesellschaften nennt, selbst die Zigeuner, haben einen von der türkischen Regierung anerkannten Kirchen-

---

1) Wiener „Vaterland" vom 13. September 1885. — Münchener „Allg. Zeitung" vom 31. Mai 1885.

2) Nähere Angaben in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 21. Dezember 1889: „Die bulgarische Kirchen- und Schulpropaganda in Macedonien".

3) Wiener „Vaterland" vom 4. September 1888.

vorstand, der alle religiösen und die mit diesen zusammenhängenden Geschäfte (wie Schule, Heirathscontrolle, Scheidung u. s. w.) seiner Nation besorgt. Nur die Bulgaren besitzen einen solchen nicht. Alle bulgarischen Kirchen und Schulen wurden mit Hülfe der Behörden gesperrt!" [1])

Der Berichterstatter fügte bei: „Die bulgarische Regierung mußte sich nun auch mit der Sache beschäftigen. Sie suchte Anfangs zu beruhigen, ist aber schließlich von der Strömung mitgerissen worden. Aber weit entfernt von dem heftigen Tone, in dem sich die Zeitungen ergingen,[2]) hat sie nur bei der Pforte die Petition (an den Großvezier aus Macedonien) nachdrücklich unterstützt". Der Exarch in Constantinopel war schon im Frühjahr mit einer Note an die Pforte vorangegangen, in welcher er in nichts weniger als freundlicher Weise auf die Erlassung des Berats, behufs Ernennung neuer bulgarischen Bischöfe in Macedonien, gedrungen.[3]) Wie man sieht, schwebte also die Frage nicht erst seit gestern, und war der Schritt der bulgarischen Regierung vom Ende Juni ds. Js. weder erst durch die Ausweisung des Bischofs Theodosius von Ueskütb, noch durch die Entdeckungen bei dem Hochverrathsproceß gegen Panitza veranlaßt.

Die Ueberraschung bestand nur darin, daß die bulgarische Note nicht ohne weiters die endliche Anerkennung des Fürsten Ferdinand durch den Sultan forderte, wie vielfach erwartet

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 4. Oktober 1888.

2) Indeß erklärte auch das Regierungsorgan: „Wenn Europa die Eröffnung der orientalischen Frage nicht wünscht, so möge es der Türkei rathen, Macedonien eine dem Berliner Vertrag entsprechende autonome Verwaltung zu gewähren oder, wenn sie dieß nicht thun könne, Macedonien der Verwaltung Bulgariens zu überlassen, was das einzige Mittel sei, das den Zerwürfnissen im Orient ein Ziel setzen könnte". Münchener „Allg. Zeitung" vom 22. September 1888.

3) Münchener „Allg. Zeitung" vom 17. Mai 1888.

worden war, sondern die Pforte nur aufforderte, endlich einmal wenigstens etwas für den getreuen Vasallenstaat zu thun, und zwar durch sofortige Wiederbesetzung der von dem Sultan selbst vor achtzehn Jahren bestimmten bulgarischen Bischofssitze in Macedonien und durch Rückerstattung der rechtsverbindlichen Kraft für die Beschlüsse ihrer Gemeinden. Gegen die Forderung als solche konnte auch Rußland, wollte es nicht die Zerstörung seines eigenen Werkes den Türken zumuthen, seinen Protest nicht einlegen, sondern denselben nur damit begründen, daß die Gewährung durch den Sultan eine Stärkung der „usurpatorischen Regierung“ in Sophia wäre, und als solche ist das Entgegenkommen der Pforte nun wirklich von aller Welt angesehen. Es macht den Eindruck, als wäre die Pforte zur Einsicht gekommen, daß für die Erhaltung des bulgarischen Schutzwalles auch der Zorn Rußlands zu riskiren seyn dürfte.

Man durfte begierig seyn, wie Rußland sich rächen würde. Auffallend war schon die außerordentliche Heftigkeit, mit welcher der griechische Patriarch seinen Rücktritt begründete. Als sein Amtsblatt die von ihm an die Pforte gerichteten Noten veröffentlichte, wurde das Blatt sofort confiscirt, und zwar wegen „Publikation aufrührerischer Dokumente“, der Phanar aber sogar militärisch besetzt. Der Patriarch hatte unter Anderm gesagt: „Ich kann E. Exc. die Versicherung geben, daß sich kein Nachfolger für das von mir niederzulegende Amt finden wird“. Seine Kirche erklärt er als „in voller Auflösung begriffen“ und „im Zustande der Verfolgung befindlich“, weshalb er „die selbständigen orthodoxen Kirchen Rußlands, Rumäniens, Serbiens und Griechenlands zum Schutz derselben anrufen werde“. Es hat sogar verlautet, das ökumenische Patriarchat werde in's Exil gehen und seinen Sitz nach Athen verlegen.[1])

---

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 13. August und Berliner „Kreuzzeitung“ vom 15. August d. Js. — Das Organ des

Nun hat allerdings Griechenland, als es vor drei Jahren in der bulgarischen Frage seinen Frieden mit der Türkei machte, nur die einzige Bedingung gestellt, daß die Pforte gegen die griechischen Gemeinden im ottomanischen Reiche sich wohlwollend zeige, und das denselben durch geschichtliche Gesetze zukommende Aktionsfeld nicht zum Vortheile weniger entwickelter Nationalitäten beschränke.[1]) Andererseits versteht es sich von selbst, daß man in Serbien einen Höllenlärm über großbulgarische Propaganda macht und das Patriarchat Ipek reklamirt. Aber das Alles erklärt doch noch nicht das jetzige Auftreten des Patriarchats, das im Jahre 1872 die Gründung des bulgarischen Exarchats als russische Forderung über sich ergehen ließ. Es müßte sich denn nur die Nachricht bestätigen, daß der russische Vertreter auf der Pforte die feierliche Erklärung abgegeben habe: er fordere im Namen des Czaren und des russischen Volkes, daß das Recht der orthodoxen Kirche in der Türkei im vollen Umfange aufrecht erhalten werde. Das wäre

---

hellenischen Ministerpräsidenten, eines vertrauten Freundes des Patriarchen, brachte eine Zuschrift aus den Kreisen des Phanar, wonach die griechische Synode mit Abfassung eines Aufrufs an die Episkopate von Athen, Belgrad, Bukarest und Petersburg beschäftigt war, um ihren Beistand für die verfolgte orthodoxe Kirche in der Türkei anzuflehen. Ferner beabsichtige die Synode, alle orthodoxen Bischöfe des Reiches zur Einstellung ihrer gesammten priesterlichen Thätigkeit aufzufordern. „Die Kirchen sollen geschlossen werden, jeder Verkehr der Geistlichen mit den weltlichen Behörden soll unterbleiben, keine priesterliche Handlung soll mehr stattfinden, und nur in Nothfällen und bei Beerdigungen ein Geistlicher während der Nachtstunden eine kirchliche Funktion ausüben". Der Berichtserstatter fügte bei: nach der herrschenden Stimmung könnte man wirklich glauben, „die Türkei stehe am Vorabend eines Religionskriegs". Aus Constantinopel in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 19. August ds. Js.

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 14. Septbr. 1887.

ganz und gar diese teuflische Politik: heute Schutzherr des hellenistischen Patriarchats, morgen, wenn man Bulgarien neuerdings unter den Daumen bekäme, wieder Vormacht der slavischen Kirchen![1])

Es wäre von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wenn es sich bestätigte, daß nicht nur Oesterreich, England und Italien, sondern schließlich auch Deutschland für die bulgarische Forderung beim Sultan in's Mittel getreten seien. Jedenfalls ist der schwere Schlag für Rußland noch in besonderer Beziehung ein großer Erfolg für Bulgarien. Der Ministerpräsident Stambulow sagte eigentlich nichts Neues, wenn er vor Kurzem einem Engländer gegenüber bemerkte: „Die einzigen wirklichen Russenfreunde bei uns waren lange Zeit die Mitglieder des höheren Klerus; an ihnen hatte Rußland seinen wesentlichsten Halt.“[2]) Noch vor Jahr und Tag wurde aus Sophia geschrieben: „Der Zwist zwischen der Geistlichkeit und den Laien wird von Tag zu Tag größer. Der Exarch, wie die Metropoliten und Popen beschuldigen die Regierung, daß sie für den orthodoxen Glauben nichts thue und die katholische und protestantische Propaganda ruhig gewähren lasse.“ Der russische Metropolit von Odessa hatte damals einen öffentlichen Aufruf erlassen: die bulgarische Nationalkirche habe sich wieder unter das ökumenische Patriarchat zu stellen, um „aus den Bulgaren gute Christen zu machen“.[3]) Der Exarch in Constantinopel war zwar der

---

1) Das ist auch das Urtheil, mit welchem der sach- und quellenkundige Verfasser einer Abhandlung über „die macedonischen Bischöfe und den bulgarisch-griechischen Kirchenstreit“ in der Beilage der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 12. September d. Js. seinen geschichtlichen Rückblick schließt.

2) Aus dem Londoner „Standard“ in der Wiener „Neuen Freien Presse“ vom 29. August 1890.

3) Aus Sophia in der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 11. März und 14. Juni 1889.

russischen Forderung, den neugewählten Fürsten mit dem Bannfluch zu belegen, nicht nachgekommen, aber er verbot die Nennung seines Namens im Kirchengebet. Die Verweigerung entschuldigte er damit: „weil die unter seiner geistlichen Leitung stehenden Bulgaren Macedoniens und Thraciens zur Türkei gehörten, so müsse er eine ottomanische Politik verfolgen, um die macedonischen Bulgaren vor dem Panhellenismus zu retten“.[1]) Heimlich aber beauftragte er die ihm untergeordneten Bischöfe, die Sache Rußlands zu unterstützen. Erst diese Entdeckung scheint die Regierung in Sophia veranlaßt zu haben, nicht nur den Exarchen bei Strafe der Gehaltssperre zur Anerkennung des Fürsten im Kirchengebet zu zwingen, sondern auch den entscheidenden Schritt bei der Pforte zu thun. „Es galt“, sagte Hr. Stambulow, „das letzte Bollwerk der Macht Rußlands zu zerstören. Ich glaube in der That, die panslavistische Sache ist für den Augenblick in Bulgarien und Macedonien ganz verloren, und hat auch in Serbien eine schwere Niederlage erlitten.“

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 2. Oktober 1887.

XLIV.

Bellesheim's Geschichte der irischen Kirche. [1])

Der gelehrte Verfasser der auch in diesen Blättern mit ährendem Lobe gedachten Kirchengeschichte Schottlands tritt n mit einem auf drei starke Bände berechneten Werke er die Geschichte der katholischen Kirche in Irland an die ffentlichkeit. Jeder Fachmann weiß, welch' eine Menge von chwierigkeiten sich auf diesem Gebiete dem Forscher darbieten, gefangen von der Frage nach der Heimath, dem Bildungsgang nd Alter des hl. Patrick bis herab zum Veto und der Universi= tsfrage im laufenden Jahrhundert. Es konnte selbstverständlich icht in der Absicht des Verfassers liegen, für all diese Fragen ine endgültige Lösung zu gewinnen. „Mein bescheidenes Streben", agt Dr. Bellesheim in der Vorrede, „konnte lediglich darauf ich richten, die irische Kirchengeschichte in ihren Hauptzügen zu hildern. Aber auch so stieß ich auf einen Reichthum des Materials, welcher sich nur mit Mühe in drei Bänden bewältigen eß". Von diesen Bänden ist der erste, siebenhundert Seiten ark, kürzlich erschienen, während die Publikation der beiden nderen schon in allernächster Zeit zu erwarten ist. Für den

---

1) Geschichte der katholischen Kirche in Irland von der Einführung des Christenthums bis auf die Gegenwart von Alphons Bellesheim, Dr. der Theologie und beider Rechte, Canonikus des Collegiatstiftes in Aachen. Erster Band von 432 bis 1509. Mainz, Kirchheim 1890.

zweiten und dritten Band konnte der unermüdlich thätige Verfasser auch eine Anzahl von wichtigen bisher ungedruckten Urkunden und Aktenstücken heranziehen; er entnahm dieselben theils dem Record Office und dem britischen Museum zu London, theils dem unerschöpflichen päpstlichen Geheim-Archiv und der Handschriftensammlung des Fürsten Borghese in Rom. Für den ersten Band wurden nur gedruckte Werke herangezogen; in welchem Umfang dies geschehen ist, davon gibt das vierzehn Seiten füllende Literaturverzeichniß einen Begriff.

Der reiche Stoff des ersten Bandes der irischen Kirchengeschichte ist in drei Bücher vertheilt. Das erste derselben reicht von der Einführung des Christenthums bis zum Einfall der Dänen (432 bis 795). Zunächst tritt uns hier die Gestalt des hl. Patrick entgegen. Bekanntlich hat man sogar in Irland den Vater des irischen Christenthums und den ersten Apostel dieses Landes in seine Mythe verflüchtigt. Da die außerkirchliche Wissenschaft noch fortwährend die althergebrachte Ueberlieferung der Katholiken, sowie die ältesten Patrick-Biographien zum Zielpunkt ihre Angriffe macht und sich sogar zeitweilig katholische Forscher von diesem Verfahren beeinflussen ließen, geht Canonikus Bellesheim auf die hier einschlagenden Fragen näher ein. Er prüft zunächst kurz die über den ersten Apostel des meerumgürteten Erin zu Tage geförderten Theorien und zeigt dann mit überzeugenden Gründen, daß eine unparteiische Forschung die Substanz der alten Patrick-Leben festzuhalten hat. In drei Kapiteln werden Heimath und Lebensdauer, Bildung und Sendung, sowie die großartige apostolische Thätigkeit des Heiligen in Irland geschildert. Daran schließt sich im vierten Kapitel die Erzählung der Schicksale der irischen Kirche vom Tode des hl. Patrick im Jahre 493 bis zum Hinscheiden des hl. Columba im Jahre 597. „Das sechste und siebente Jahrhundert“, sagt der Verfasser hier (S. 81), „gelten als das goldene Zeitalter der irischen Kirche. Der Same, welchen Patrick und seine Schüler ausgestreut, keimte nun zu lieblicher Frucht empor. Irische Fürsten legten ihre Krone auf den Altar, um fortan Gott zu dienen, die vornehmsten Jungfrauen weihten sich dem Herrn in der Einsamkeit des Klosters. Es nahm den Anschein, als ob Irland in ganz besonderer Weise sich der

Schutz der göttlichen Vorsehung erfreue. Andere Länder fielen dem Irrglauben oder Islam als Beute anheim; in Irland vermochte keine Häresie Boden zu gewinnen. Das Festland zitterte unter den dröhnenden Schritten der Barbaren; konnte Irland sich allerdings nicht rühmen, von inneren Fehden frei zu sein, dann unterlag es doch nicht dem Schwerte des fremden Eroberers. Die seltene Ruhe, welche die Insel genoß, war die Vorbedingung einer fast beispiellosen Entwicklung auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Mit der Verkündigung des Evangeliums, der Gründung neuer Diöcesen und der Urbarmachung des Landes ging Hand in Hand die Errichtung jener großartigen Stätten der Wissenschaft, welche ihr Licht weit über Irland leuchten ließen, deren Leistungen in unseren Tagen in gleich hohem Maße den Geist des Gelehrten wie das Auge des Künstlers wieder beschäftigen".

In dem fünften, den irischen Glaubensboten in Britannien im 6. und 7. Jahrhundert gewidmeten Kapitel kommt der Verfasser auf die Spannung zwischen römischen und irischen Geistlichen zu sprechen und zeigt überzeugend, daß rituelle, aber keine dogmatische Verschiedenheit zwischen Irland und Rom obwaltete (S. 128). Von hohem Interesse ist auch der Abschnitt über die auf dem Festlande wirkenden irischen Glaubensboten. Fridolin und Columban von Luxeuil werden hier mit wohlthuender Wärme geschildert. In dem nächsten Abschnitte wird die irische Canonensammlung von ca. 700 eingehend behandelt. Dem Verfasser gebührt hiefür besonderer Dank, weil er uns durch seine Mittheilungen ein klares Bild der kirchlichen Verhältnisse und des Einflusses des keltischen Gesellschaftssystems auf dieselben entrollt. In den beiden letzten Kapiteln des ersten Buches beschäftigt sich Bellesheim mit den Kuldeern und den irischen Klöstern auf dem Festlande und gibt zum Schluß ein genaues Bild der irischen Kirche im 8. Jahrhundert. Von Wichtigkeit erscheinen hier besonders die Auseinandersetzungen über die Beziehungen der Merowinger und Pippiniden zu Irland, und über die Iren am Hofe Karls des Großen (S. 258 ff.).

Das zweite Buch des Werkes umfaßt die Zeit vom Einfall der Dänen bis zur Synode von Cashel (795 bis 1172.) Wir können auf den reichen Inhalt dieser Periode hier nicht ein-

gehen, wie der Gegenstand es verdient. Es sei nur gestattet, einige wichtige Punkte hervorzuheben und hinzuweisen auf die Ausführungen des gelehrten Verfassers über die Blüthe der irischen Kunst unter König Brian (S. 272), die gelehrten Schreiber in irischen Klöstern (S. 280), die Iren in St. Gallen und Reichenau (S. 294), die Entstehung der Irenklöster in Regensburg, Würzburg, Nürnberg, Eichstätt, Erfurt, Memmingen und Wien (S. 338—346). In der Frage nach der Echtheit der bekannten Schenkungsurkunde Papst Hadrian's IV. stellt sich Bellesheim entschieden auf die Seite derjenigen Forscher, welche die Unechtheit dieses Documents annehmen. Die Gründe für diese Annahme werden in sehr lichtvoller Weise zusammengestellt.

Das dritte und letzte Buch dieses ersten Bandes führt die geschichtliche Erzählung von der Synode von Cashel bis zur Regierung Heinrich VIII. (1172—1509). Es ist nicht möglich, hier in das Detail der Darstellung des gelehrten Canonicus einzugehen; wir verweisen unsere Leser auf das interessante Werk selbst. Ein Wort nur sei uns gestattet über die vier Schlußkapitel des ersten Bandes, welche den eigentlichen Glanzpunkt desselben bilden.

Zunächst werden hier Glaube und Gottesdienst der irischen Kirche geschildert (S. 593 ff.); es tritt uns hier die interessante Erscheinung der vollen Uebereinstimmung der liturgischen Denkmäler der altirischen Kirche mit der römischen Kirche im Glauben und in dem Gottesdienst entgegen. In Dingen von untergeordneter Bedeutung sind allerdings gewisse Verschiedenheiten vorhanden, im Wesen der Sache dagegen, der Glaubens- und Sittenlehre begegnet man nicht der geringsten Abweichung (S. 593). Ganz neu sind ferner die Ausführungen über die heilige Schrift in der altirischen Kirche (S. 612 ff.) sowie über die theologische Bildung in Altirland (S. 628 ff.) Bezüglich des ersteren Punktes hebt der Verfasser treffend hervor, daß es eine der erhebendsten Thatsachen der altirischen Kirchengeschichte ist, daß das Studium der heiligen Schrift eine so große Ausdehnung gewonnen hatte. Auch hier lag die Schrift durchaus nicht „unter der Bank“: sie war vielmehr in zahlreichen Klöstern und sonst verbreitet. „Heute, nach mehr als tausend Jahren, die seit dem Wirken der irischen Mönche ver-

sind es kostbare Handschriften der Bibel in Italien, weiz, Oesterreich, Deutschland, Frankreich, Großbritannien land, welche dem Wirken jener Pioniere des Christenthums anzendste Zeugniß ausstellen" (S. 611). Der Verfasser uch interessante Einzelheiten über die Zerstörung von ndschriften während der sogenannten Reformation und eine Aufzählung der noch erhaltenen altirischen Bibelriften, die an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. ielleicht der interessanteste Abschnitt des ganzen Werkes r letzte über die irische Kunst. Wir erhalten hier höchst werthe Aufschlüsse über die verschiedensten Dinge, über ste Form der Kapellen, den irisch-romanischen Stil (Irish esque), die Christuskirche und den Patrickdom in Dublin, rühmten runden Thürme, mit welchen Irland wie übersäet e Glocken, Grabinschriften, Altarsteine, Buchmalereien, ckel (Cumdachs), Schellen, Bischofsstäbe und Reliquiare ltirischen Kirche. Ein geistreicher Ausblick auf die Verg des Genius der Kunst durch die sogenannte Reformation t den hochinteressanten ersten Band und leitet in passender zu dem zweiten Theile über. Mit Spannung sehen wir ortsetzung dieses Werkes entgegen, das sich durch gründliche ung, Ruhe und Vornehmheit der Darstellung auszeichnet eine wahre Zierde unserer historischen Literatur bildet.

L. P.

XLV.

Zur Geschichte des 30jährigen Krieges.

(Graf Pappenheims letztes Kriegsjahr.)

Ein kleiner, aber werthvoller Beitrag zur Geschich dreißigjährigen Krieges, wenn auch nur zu einer desselben, birgt sich in dem bescheidenen Schulprogramm Münchener Studienlehrers, auf das wir mit wenigen die Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde hinweisen m

Das Schriftchen ist betitelt: „Quellenbeiträg Geschichte der kriegerischen Thätigkeit Pappenheim der Schlacht bei Breitenfeld bis zur Schlacht bei Lützen. S. Röckl, k. Studienlehrer. Programm des k. Maximi Gymnasiums für das Schuljahr 1888/89". München In der Einleitung bemerkt Hr. Röckl, daß er, mit der lung von Quellenberichten zur Geschichte des Bauernauf im Lande ob der Enns (1626) beschäftigt, sich lebhaft angesp fühlte von den Briefen des Bändigers jener Rebellion tapfern Reiterführers G. Heinrich zu Pappenheim, welche wohlthuenden Gegensatz zu den übrigen langathmigen stücken aus dieser Zeit bilden. „Kurz und kräftig, frei und durchwürzt mit treffendem Humor, ein treuer Spiegel rastlos schöpferischen Geistes, lassen sie vor uns seine lebendig werden, in Jugend und Kraft, voll Muth und durst, Ehrgeiz und Verwegenheit, in Siegesjubel und Verzw immer aber voll Gottvertrauen und Ergebenheit an Für Vaterland, ‚der Soldat' wie ihn Gustav Adolf seinen als Muster hinstellte".

Die ritterliche Originalität dieses Kriegsmannes hat den Forscher wohl veranlaßt, seinen Sammelfleiß weiter zu erstrecken und auf die ganze Kriegsthätigkeit desselben auszudehnen, somit auch der Correspondenz des Feldmarschalls in dessen späteren Lebensjahren nachzugehen. Da aber der begrenzte Raum eines Schulprogrammes nur die Veröffentlichung eines Theiles dieser Briefe zuließ, so beschränkte sich der Autor für seinen nächsten Zweck auf die Correspondenz Pappenheims aus seinem letzten Lebensjahr. Und dieses eine Jahr ist in der That auch für sich schon interessant genug. Gerade dieses letzte Lebensjahr des tapferen Gegners Gustav Adolfs (1632), in welchem ihm eine ebenso wichtige als schwierige Aufgabe zufiel, die Kriegführung in Niedersachsen mit völlig freier Aktion, aber mit einer Armee, die er unter den schwierigsten Umständen im Norden erst zu bilden hatte, und gegen eine wohldisciplinirte Feindesmacht, die ihm an Zahl dreifach überlegen war, zeigt uns den 37jährigen Kriegsmann in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, Geisteskraft und Größe.

Von seiner Correspondenz aus diesem Zeitabschnitt war bis jetzt nur ein kleiner Theil und auch dieser nur bruchstückweise publicirt. Unser Schulprogramm bietet ungefähr dreißig neue Schriftstücke, die, dem Münchener Reichsarchiv und der k. Hof- und Staatsbibliothek entnommen, in sorgfältig genauem Wortlaut wiedergegeben sind. Dabei hat sich Hr. Röckl mit einem bloßen Wortlaut nicht begnügt; er ließ sich vielmehr angelegen sein, durch erläuternden Text die Aktenstücke mit einander zu verbinden und mit den allgemeinen Vorgängen auf dem Kriegstheater übersichtlich in Zusammenhang zu bringen. Dies ist in knapper, aber verständnißvoller und den Leser hinlänglich orientirender Weise geschehen.

An der Hand dieser Aktenstücke läßt sich Pappenheims Thätigkeit von Ende November 1631 bis 17. November 1632 (der Schlacht von Lützen) fast Schritt für Schritt verfolgen. Durch die neueren Geschichtsdarstellungen, namentlich Heilmann's Kriegsgeschichte der Bayern, war dieselbe in den Hauptumrissen wohl schon bekannt. Aber von der unbeschreiblich schwierigen Lage, in welcher Pappenheim, ganz auf sich allein gestellt und von Geldmitteln entblößt, einer von allen Seiten ihn um-

stellenden Uebermacht gegenüber sich befand, und von Kühnheit und unerschöpflichen Schnellkraft seines Geistes, der erfinderischen Schlagfertigkeit seiner Strategie, von durch nichts zu erschütternden Heldenmuth gegenüber oft trostl und geradezu entmuthigenden Verhältnissen, gewinnt man durch den Wortlaut seiner Berichte aus den Hauptquarti (Hameln, Magdeburg, Wolfenbüttel, Lühde, Böhrden, S Hildesheim rc.) ein deutliches und ergreifendes Bild. Auch oben bezeichnete Ton und Charakterzug seiner brieflichen Aeu ungen, die Kraft und Bildlichkeit seiner Sprache, der da dort anklingende Humor, bei klassischer Bildung die her tretende Neigung zu volksthümlichen Wendungen und s wörtlicher Redensart, sind diesen Briefstücken aufgeprägt. nicht minder sein mannhafter Freimuth, den er bei Ehrerbietung dem Kurfürsten gegenüber bekundet. „D amor patriae et religionis, una cum presenti peric zwingen ihn dazu, vor kurfürstlicher Durchlaucht offe sprechen: so entschuldigt er im Frühjahr 1632 sein Schr Und in einem andern Brief versichert er: „Ich rede d frei und ohne Scheu, dieweilen ich hoffe E. churf. Gnaden Durchl. ohne die Victori nimmer zu sehen, sondern viel mit tausend Freuden die Cron, vor den katholischen Gl gestorben zu sein, zu erlangen.“ Daß dies bei Graf Pappe keine bloße Phrase, sondern aus Herz und Gemüth gespr war, wissen wir. Er hat es durch den Heldentod bei L wahr gemacht! Er wird immerfort als die ritterlichste G des 30jährigen Krieges dastehen.

Prof. Röckl hat sich für sein Schulprogramm ein dan werthes Thema gewählt, und wir dürfen nach dieser verdienst Leistung den Ergebnissen seiner weiteren Forschungen mi rechter Erwartung entgegensehen.

XLVI.

Licht in's Dunkel.

Aufzeichnungen eines österreichischen Anonymus.

3. Kaiser Leopold II. † 1792.

Auf Josef II. folgte sein Bruder Leopold II., bisher Großherzog von Toscana, welches er nun seinem zweiten Sohne Ferdinand überließ, während der erstgeborne Franz als Thronerbe von Oesterreich an des Vaters Seite in Wien lebte.

Wer hätte es gedacht? Schon zwei Jahre später stand Franz am Sarge seines Vaters Leopold, welchen ein Herzschlag im schönsten Mannesalter — er zählte 45 Jahre — hinweggerafft hatte. Ein neues Opfer der Loge und zwar im Leben und im Tode! Die näheren Umstände dieses jähen Todes berichtet uns abermals die Zeitschrift für Freimaurer: „Latomia" Jahrgang 1866. Wenn man das cynische Wohlbehagen betrachtet, mit welchem die in den Logenorgien vorausgegangenen Einzelheiten unter Nennung der Namen erzählt werden, so meint man ordentlich die Wiener Skandalcorrespondenzen in auswärtigen Blättern vom Anfang vorigen Jahres zu lesen; den Stempel desselben Ursprunges können sie nicht verleugnen. Da wir aber nicht gesonnen sind, bei der Erbauung des Freimaurertempels Handlangerdienste zu leisten, so muß der Leser wohl verzeihen, wenn wir über diese chronique scandaleuse mit Stillschweigen hinweggehen. Doch auf einige

andere sehr lehrreiche Punkte des betreffenden Artikels müssen wir aufmerksam machen, welche merkwürdige Streiflichter auf unsern eigentlichen Gegenstand werfen. Der Leser beachte vorerst Zeit und Ort, wann und wo der betreffende, offenbar von Ungarn inspirirte Artikel der Latomia über Kaiser Leopold II. und die ungarische Logentendenz erschien. Es ist Leipzig 1866!

Der Leser möge hier mit einer Abschweifung Nachsicht haben, die sich unwillkürlich aufdrängt.

Schon 1848 war ein Jude Br.·. Lewis, Mitglied der Hamburger Loge „Absalon", von der Berliner „Großen Landesloge" autorisirt worden, in Wien die 1771 entstandene, 1794 eingegangene Loge zum hl. Josef zu reactiviren, eventuell eine neue „nach den Vorschriften unseres alten, die Ehre Gottes und das Wohl der Menschheit bezweckenden Ordens" zu errichten. Der constitutionelle kaiserlich österreichische Minister Dobblhoff hatte denn auch am 2. September 1848 die Güte, bei der in Wien erfolgten Geburt dieses im Ausland gezeugten Kindes Hebammendienste zu leisten. Als allgemein bekannt dürfen wir voraussetzen die nun folgenden Ereignisse. Der von Fremden angezettelte Aufstand in Wien Oktober 1848 sollte es den ungarischen Brüdern Kossuth und Klapka ermöglichen, Ungarn von Oesterreich zu trennen und in einer ungarischen Republik aufzugehen; den italienischen Brüdern Venedig und die Lombardei von Oesterreich lozureißen und in einer italienischen, den österreichischen Brüdern aber aufzugehen in einer schwarz-roth-goldenen deutschen Republik, und alles dies als „Republik der Vereinigten Staaten Europas" unter der Hegemonie eines geeinigten Deutschland. Das war der Plan der Loge für 1848. Er wurde vereitelt. Und nun wird man erst so recht die Worte verstehen, welche Br.·. Fischer unter dem frischen Eindruck der Ereignisse gesprochen und die er selbst in der „Freimaurerzeitung" 1849, Nr. 15 veröffentlichte: „Wir müssen uns klar bewußt werden, daß unser Bund noch immer eine hochwichtige Aufgabe zu lösen hat. Sie sind ja eben (1848) alle Zeugen gewesen von den vielen Schwierigkeiten, welche sich der brüderlichen Vereinigung deutscher Bürger entgegengestellt haben. Sie

wissen, daß man sich endlich von der Noth gedrängt, mit einem Kleindeutschland wird begnügen müssen, nicht ohne heftigen Widerspruch, vielleicht nicht ohne blutigen Krieg in der Folgezeit!"

Merkt der Leser die prophetische Anspielung im Jahre 1849 auf den „Bruderkrieg" des Jahres 1866?

Es ist interessant zu beobachten, wie uns bei den nächsten Vorbereitungen zu dem Kriege von 1866 ganz dieselben Ideen und dieselben Personen wieder begegnen, wie im Jahre 1848.

Unser jüdischer Br.·. Lewis taucht wie ein Sturmvogel im Jahre 1865 abermals auf. Diesmal richtet er von Budapest aus an das Wiener Ministerium Belcredi die allerunterthänigste Bitte, sein im Jahre 48 gebornes, aber bald nach der Beschneidung in den Revolutionskraisen 49 verkümmertes, jedoch nur scheintodtes Knäblein durch einen gnädigen Hauch wieder zu beleben. Charakteristisch genug motivirt er die Bitte um staatliche Anerkennung der gesetzwidrig bestehenden Logen in Oesterreich damit, daß „namentlich in Ungarn, wo die Freimaurerei schon in den höchsten Klassen Anhänger zähle, dieselbe zur Lösung der (eben 1865 stark verknoteten) Verfassungsfrage in günstiger Weise beitragen können dürfte." Also wiederum die ungarische Verfassungsfrage! Nun ist es aber durch die Schrift des General Lamarmora: „Un po' più di luce" bekannt geworden, daß die ungarische Freimaurerei zur selben Zeit (1865), während sie in Wien ihren freundlichen Beitrag zur Lösung antrug, bereits mit der italienischen und deutschen Loge unterhandelte um den Judaslohn des Verrathes. Wiederum begegnen uns dabei die Namen Br.·. Kossuth und Br.·. Klapka! Und wieder war es gerade Leipzig, wo der von Br.·. Fischer schon 1849 vorausgesagte „blutige Krieg" zur Herstellung der deutschen und italienischen Einheit und zur Lostrennung von Ungarn unmittelbar für das nächste Frühjahr 1866 in Aussicht genommen wurde. Der Krieg begann im Juni auf drei Seiten, und im Frieden zu Prag im August erhält richtig das besiegte Italien Venedig, das sieg-

reiche Preußen begnügt sich richtig mit einem Kleindeutschland und die ungarische Loge sieht sich richtig in die angenehme Lage versetzt, zur Lösung der Verfassungsfrage in günstigster Weise beitragen zu können.

Ebenso interessant ist es, wie bei der äußern, so auch bei der inneren Geschichte Oesterreichs den Gang der Ereignisse nach Freimaurerquellen kurz zu verfolgen. Im Jahre 1865 hatte also, wie gesagt, der jüdische Br.·. Lewis sein Gesuch um staatliche Anerkennung der ohnehin mit staatlicher Mißkennung bestehenden Logen damit motivirt, daß „namentlich in Ungarn, wo die Freimaurerei schon in den höchsten Klassen Anhänger zählt, dieselbe zur Lösung der Verfassungsfrage in günstigster Weise beitragen können dürfte". Den Wortlaut dieses Gesuches brachte die Leipziger „Freimaurer-Zeitung" im November 1865. Schon im März 1866, also noch vor Ausbruch des Krieges, berichtet eine andere Leipziger Freimaurerzeitschrift „Bauhütte": in Ungarn sei „von italienischen Brüdern in jedem Comitat eine Loge und in Pest eine Großloge errichtet worden". Im Februar 1867 erzählt wieder die Leipziger Freimaurer-Zeitung, offenbar das Organ des Br.·. Lewis, derselbe beabsichtige einen Cyklus von Vorlesungen über die Geschichte des Freimaurerthums zu eröffnen. „Obgleich Dr. Lewis dem Statthaltereirathe ein Programm vorlegte und den Nachweis lieferte, daß er keineswegs beabsichtige, liberale oder gar freimaurerische Ideen unter seinen Hörern zu verbreiten, so legte man ihm doch behördlich so viel Hindernisse in den Weg, daß die voraussichtlich sehr interessanten Vorlesungen aller Wahrscheinlichkeit nach werden unterbleiben müssen. Die Sache wird geradezu lächerlich, wenn man bedenkt, daß in Ungarn mehrere Freimaurerlogen, wenn auch im Geheimen, existiren". So weit stand die Sache im Februar 1867. Allein schon im März kann abermals die „Bauhütte" schreiben: „Sobald die ungarische Verfassung in Wirksamkeit tritt, wird auch dieser Staat der Freimaurerei geöffnet sein". Unterdessen war an Stelle des Grafen Belcredi der sächsische Minister Beust getreten. Er leitete die Ausgleichsverhandlungen in Oesterreich und „löste die Verfassungsfrage" durch Zweitheilung. Ungarn erhielt sein

verdientes Ministerium Andrassy und — die Anerkennung der Freimaurerei. Auf Cisleithanien aber ließ sich im Dezember 1867 das Wort anwenden: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus; es war das „Bürgerministerium“ des Fürsten Carlos Auersperg. Sonderbar! Im selben Dezember 1867 bringt abermals die „Bauhütte“ diesmal von Wien aus folgenden Triumphgesang in Prosa: „Wie wir wünschen und mit Zuversicht hoffen, wird alsbald nicht blos in Ungarn, sondern auch in Oesterreich der geheiligte Hammerschlag von Neuem ertönen; denn das vom Kaiser genehmigte Gesetz über das Vereinsrecht vom 15. November hat endlich die Pforten wieder erschlossen, welche seit 1795 dem Freimaurerbunde den Eingang in's Kaiserreich (officiell) wehrten. Die Regierung müßte höchstens ihre Zuflucht zu § 6 nehmen und die Freimaurer für staatsgefährlich erklären, was indeß um so weniger zu befürchten ist, als der Staatskanzler Herr von Beust aus seiner Wirksamkeit als sächsischer Minister das Logenwesen hinreichend kennt.“ Durch diese letzten Worte des Wiener Freimaurers wird Beust, der Todtengräber Altösterreichs, in den Augen jedes Denkenden entweder zum Betrüger an Oesterreich oder zum Betrogenen der Loge erklärt. Zu letzterem scheint ihn seine in den Memoiren dokumentirte Eitelkeit besonders zu befähigen.

Kehren wir nun zu unserem Thema, zu den Jahren 1790 bis 1792, zurück. Mitten in die „Lösung der ungarischen Verfassungsfrage“ hinein — Dezember 1866 — fällt jener Aufsatz der Freimaurerzeitschrift „Latomia“, welchen wir bei der Geschichte Kaiser Leopolds II. zum Ausgangspunkte und zur Grundlage nahmen. Die Einleitung ist charakteristisch genug, um wörtlich wiedergegeben zu werden. „Ein gesundes und geübtes Auge vermag im Spiegel der Vergangenheit das Bild der Gegenwart und Zukunft in ungetrübter Klarheit zu schauen und Schlußfolgerungen zu ziehen von dem Gewesenen auf das Seiende und Werdende.“ Eine solche Einleitung ermächtigt uns zu vielen Schlüssen.

Welchen Spiegel der Vergangenheit hält nun wohl das Logenblatt seinen Brr. Lesern vor, um daraus die Gegenwart (Dezember 1866) und die Zukunft (?) mit ungetrübter

Klarheit zu schauen? Sie führt ihnen vor einen ungarischen Bruder Martinovics, weiland Professor der Chemie und Physik an der Bamberger Universität; zeigt, wie er sich bei einem Hofball in Sachen einer vorübergehenden Liaison mit einer schönen Jüdin bei Kaiser Josef II. einschmeichelte, und schildert dann, durch welche chemische Mittel er sich auch bei Kaiser Leopold II. in der Sorge für dessen Vergnügungen unentbehrlich zu machen wußte. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß Kaiser Leopold II. im Leben ein Mitglied, im Tode ein Opfer der Loge war. Die „Latomia" schreibt: „Das von Martinovics mit großer Virtuosität bereitete Aphrodisiacum diavolini richtete den Monarchen zu Grunde und trug die Schuld an seinem Tode". Er starb am 1. März 1792. Welche Fackel leuchtet da hinein in die Finsternisse des Verhängnisses! Nachdem nun die „Latomia" berichtet hat, daß Kaiser Franz II. diesen sauberen Bruder vom Hofe, dem Schauplatz seiner unsaubern Arbeit, verbannt habe, fährt das Blatt — NB. während der „Lösung der ungarischen Verfassungsfrage", zu welcher laut Br.·. Lewis die ungarische Freimaurerei in günstiger Weise beitragen „könnte" — also fort: „Tief gekränkt, das Herz voll Ingrimm gegen Oesterreich und dessen Kaiser, ging Martinovics im Mai 1793 von Wien nach Ungarn ab. Binnen zwei Jahren reifte ungestört eine gefährliche Verschwörung heran. Ungarn sollte dadurch als selbständiges Reich von Oesterreich getrennt werden. Noch in zwölfter Stunde wurde die Verschwörung entdeckt, und deren Oberhaupt Martinovics am 20. Mai 1795 mit vier Anderen enthauptet." Die „Latomia" vom Dezember 1866 nennt wohlweislich ihre Namen nicht; denn sie gehörten abermals jenen „höchsten Klassen" an, in welchen die ungarische Freimaurerei nach dem Berichte des Br.·. Lewis vom Jahre 1865 viele Anhänger zählt, bereit zur Lösung der Verfassungsfrage in günstigster Weise beizutragen.

Wahrhaftig! „Ein gesundes und geübtes Auge kann

im Spiegel der Vergangenheit das Bild der Gegenwart und Zukunft in ungetrübter Klarheit schauen". Eingeweihteren bieten sich hier der Parallelen nur zu viele! Uns genügt: Kaiser Leopold II. eingestandenermaßen ein Opfer der Loge im Leben und im Tode!

4. Königin Maria Antoinette. † 1793.

Ein neues Opfer der Loge! Anderthalb Jahre, nachdem unser guter Kaiser Franz am Sarge seines hochbegabten und von Natur aus edlen Vaters gestanden, mußte er am 6. Oktober 1793 dessen unglückliche Schwester Maria Antoinette, Wittwe des am 21. Januar hingerichteten Königs Ludwig XVI. von Frankreich, in der Ferne fallen sehen als neues Opfer der Loge unter dem Henkerbeile der im vergangenen Jahre von den vereinigten Anti-Christen auch in Oesterreich bald offen, bald schüchtern gefeierten französischen Revolution. Es war mehr als weiblicher Scharfblick, als die unglückliche Lieblingstochter unserer großen Kaiserin Maria Theresia kurz nach dem Tode ihres Bruders Josef II. an ihren zweiten Bruder Leopold II. unter dem 17. August 1790[1]) schrieb, er solle sich vor den Freimaurern hüten, denn diese Ungeheuer gehen in allen Ländern auf dasselbe Ziel los. „Gott behüte mein Vaterland und Dich vor solchem Unglück!" Wie ein Testament klingen diese ihre Worte: „Unsere gefährlichsten Feinde sind die Freimaurer; sie werden über uns und das Land noch das größte Unglück bringen." Ach hätte doch Kaiser Leopold diesen Mahnruf seiner lieben Schwester beachtet, er wäre nicht zwei Jahre darauf schon ein Opfer der Loge, oder wenigstens nicht in dieser Weise geworden! Es hätte sich nicht neben seiner Leiche die

1) „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1770—1800" von Seb. Brunner. Mainz 1869. Arneth: „Maria Antoinette, Josef II. und Leopold II." Leipzig 1866 — Weiß: „Lehrbuch der Weltgeschichte" 7. Band.

Kaiserin-Wittwe Maria Louise zu den Füßen ihres Sohnes Franz niederwerfen und ihn um Schutz bitten müssen für sich und die Kinder, um Schutz gegen wen?

Bereits 1789 hatte die arme Königin Marie Antoinette von Frankreich sich die Worte des Br.·. Desmoulins von der Pariser Loge in die Ohren gellen lassen müssen: „Was die Schwachköpfe Verbrechen nennen, eben das muß herrschen, und wir werden es ausführen im Blute der Könige und Pfaffen.“ Man wendet vielleicht ein, das seien die alten Freimaurer von 1789; heute sei eine solche Sprache nicht mehr möglich. Leider gilt auch hier das alte Sprüchwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“

Man höre das bekannte Wort des im Jahre 1865 verstorbenen Meister Proudhon: „Gott ist die Tyrannei, Gott ist das Elend, Gott ist das Uebel. So lange sich die Menschheit vor seinem Altare neigt, wird dieselbe als Sklavin der Könige und Pfaffen eine verworfene Gesellschaft sein.“ Aber, könnte man vielleicht erwidern, Proudhon war mehr als Freimaurer, er war auch Socialist, ja der Vorläufer der Nihilisten, und außerdem kann man ja doch nicht den ganzen Freimaurerorden verantwortlich machen für dasjenige, was irgend ein einzelnes Mitglied denkt, oder spricht und schreibt.

Auch auf diese Erwiderung haben wir eine Antwort. Anfangs September 1870 tagte als vorsätzlicher Gegensatz zu dem eben damals vertagten vatikanischen Concil der katholischen Bischöfe ein Concil der Freimaurer aller Länder im benachbarten Neapel. Auf demselben sprach der noch lebende französische Republikaner und Bruder der Hochgrade Andrieux, später Polizeipräsident von Paris, unter dem Applaus der versammelten Brüder: „In Anbetracht, daß die Idee der Gottheit die Quelle und Stütze von jedem Despotismus und jeder Ungerechtigkeit ist; in Anbetracht, daß die katholische Religion die vollständigste und schrecklichste Personification dieser Gottesidee und daß die Gesammtheit

...rer Glaubenssätze der Ruin der menschlichen Gesellschaft ist: übernehmen die Freidenker die Verpflichtung, an der sofortigen und radicalen Abschaffung des Katholicismus und an seiner Vernichtung durch alle Mittel, die revolutionäre Gewalt inbegriffen, zu arbeiten." Also: entweder Sturz des Thrones durch Sturz des Altares, oder Sturz des Altares durch Sturz des Thrones![1]) Man könnte vielleicht auch darauf antworten, so revolutionär dächten und sprächen höchstens die romanischen Freimaurer, nicht aber die ruhigeren Deutschen. Ei! ist es denn wirklich so wenig bekannt, daß die Ermordung der Könige Gustav III. von Schweden (März 1792) und Ludwig XVI. von Frankreich (Januar 1793) bereits 1784 in Aussicht genommen wurde nicht von den hitzigen Romanen, sondern von den ruhigen Deutschen auf dem Frankfurter Logentag, genauer gesprochen in der Loge von W.? — Schrieb nicht die deutsche F.-M.-Geheimschrift „Latomia" Okt. 1865: „die Freimaurerei hat drei hervorstechende Epochen gehabt: die dritte, politisch-sociale hat mit der Proclamation der Menschenrechte in der

1) Wie sich doch die Zeiten ändern! Die französischen Zeitungen vom Febr. 1889 brachten aus dem Munde desselben Andrieux folgende neueste Aeußerung: „Was ist heute aus der Freimaurerei geworden? Ihre hervorragendsten Leute haben die Macht in Händen und haben die öffentliche Meinung nur gereizt. Um dieselbe auf ihrer Seite zu erhalten, bilden sich diese Herren ein, man brauche nur täglich der hungernden Meute ein paar Priester zum Fraße hinzuwerfen. Sie vergessen, daß das Volk jetzt schon seit 1870 ihre Herrschaft trägt und eine andere Nahrung erwartet. Heutzutage bleibt von der Freimaurerei nichts als die lächerliche Seite, äußerer Prunk, schwulstige Redensarten, sogenannte Geheimnisse, die aber bereits jedes Conversationslexikon offen darlegt. Deshalb geht es heutzutage mit der Freimaurerei wie mit den Parlamentariern: sie gegen sich haben, heißt die öffentliche Meinung für sich haben!" — Nicht alle Freimaurer sind gescheidt genug, um so ehrlich zu sein wie Br.·. Andrieux.

französischen Republik 1789 begonnen". — Und hat nicht ein deutsches, ein Wiener Witzblatt seine Pränumerationseinladung für das Jahr 1889 mit folgender Zeichnung geschmückt: Auf freiem Felde eine Vogelscheuche, bekleidet mit dem Hermelin, gekrönt mit dem Herzogshute und gegenüber ein — offenes Rasiermesser als Wegweiser? Wäre das sogenannte „Witzblatt" nicht für gewöhnlich so ungewöhnlich geist- und witzlos, dann müßte man sich fragen, wie es kam, daß Zeichnung und Text sowohl dem christlichen Staatsanwalt als dem für christliche Enunciationen gar wachsamen, getauften Chef des Taaffeschen Preßbureau entgingen? Allein das ist hier Nebensache; Hauptsache bleibt uns: Königin Maria Antoinette, die Lieblingstochter unsrer großen Kaiserin Maria Theresia, abermals ein Opfer der Loge.

5. Königin Marie Karoline von Neapel 1799.

Ein neues Opfer der Loge! Im Januar 1799, also sechs Jahre nach dem Tode der Königin Marie Antoinette, mußte unser Kaiser Franz es erleben, wie eine andere Schwester seines verstorbenen Vaters Leopold II., Königin Marie Karoline von Neapel, durch die Loge gezwungen wurde, aus ihrer Hauptstadt nach der Insel Sicilien zu flüchten. Und doch ist es dieselbe Königin Marie Karoline, welche im Jahre 1777 die von ihrem Gemahl König Ferdinand verfügte Aufhebung der neapolitanischen Loge durch ihre Fürsprache wieder aufhob und den Freimaurern Duldung erwirkte. Für dieses Verdienst wurde sie von der Loge mit dem Titel Patronesse des francmaçons beehrt und in eine dicke Wolke von Weihrauch gehüllt, der ihr das sonst gesunde und geübte Auge für das antidynastische Treiben der Loge trüben sollte und leider auch für längere Zeit getrübt hat.

Um überhaupt die italienischen Vorgänge in der bewegten Zeit von 1785 bis 1815 zu verstehen, ist es geradezu nothwendig, die Beobachtungen zu kennen, welche der protestantische

hof Br.·. Friedrich Münter für die Freimaurer nieder-
lich und welche der höchstleuchtende Provinzial-Großmeister
ubladt im „Kalender für die Provinzial-Loge von
lenburg 1831" seinen deutschen Brr.·. zugänglich machte.
liger Münter, geboren in Gotha, wo damals Br.·.
ann Wolfgang von Göthe aus Zeitvertreib in Frei-
rerei für den großen Fritz von Preußen wider den von
österreichischen Freimaurern hoch gefeierten Kaiser Josef
itete, machte nämlich in den Jahren 1783 bis 1785 mit
lich dänischer Unterstützung eine „wissenschaftliche" Reise
Italien, wie Br.·. Brockhaus in seinem für die Oeffent-
eit bestimmten Conversationslexikon den Profanen vor-
t, während Br.·. Münter in seiner Geheimschrift selbst
steht, als Emissär der Loge die Reise unternommen zu
n. Solche „wissenschaftliche" Reisen, Clubs, Congresse
w. spielen übrigens in der Freimaurerei seit der deutschen
on von 1784 eine constante Rolle.

Aus diesen „Beobachtungen",[1]) welche Br.·. Münter
dieser seiner wissenschaftlichen Reise anstellte, erfahren
daß der Hof der Königin Marie Karoline von Neapel
Jahre 1785 von Freimaurern ganz umgeben war; daß
m nur etwas einflußreichen Nichtmaurer ein Maurer
igstens als Sekretär, Adjutant und dergleichen beigegeben
; daß der Feldmarschall von Neapel Naselli, der Minister
nasi, der Commandant der Leibgarde Viertz, das mit dem
igshaus verwandte Fürstenhaus Pignatelli dem Frei-
rerorden angehörten; daß selbst dem Beichtvater des
igs, dem frommen aber arglosen Erzbischof von Palermo
„priesterlicher" Br.·. als Sekretär zur Seite stand
w. Aehnliches ist auch schon anderswo dagewesen und
da.

Das waren also die nächsten Folgen jener Duldung,

---

[1]) Mitgetheilt in der Freimaurer-Denkschrift V. Berlin 1864. Seite 7 ff.

welche die durch Lobhudelei und Loyalitätsheuchelei ge
Königin vom König für die Freimaurerei erwirkt
Und was waren die entfernteren Folgen? Die in
Verleumdungen im Ausland und die zweimalige Ver
aus dem Inland 1799 und 1806 für die einst so
jubelte Lady Patronesse!

Aber, könnte man fragen, wie kam es, daß Sici
aus Neapel vertriebenen Königsfamilie treu blieb
profane Historiker glaubt hiefür die Erklärung im
Englands zu finden. Mag sein, aber er genügte in
eben so wenig, als er in Neapel genügte. Br.·.
gibt uns abermals den Schlüssel in die Hand, wenn
seinen Beobachtungen schreibt: „Sicilien scheint m
Land für die Maurerei zu sein; die meisten traten
nur aus Gewinnsucht und erkalteten dann und wur
Verräthern.“ Wie haben sich doch die Verhältni
Sicilien geändert in den Jahren 1799 bis 1860!
sollten die sicilianischen Brüder im Jahre 1860 b
Landung des Br.·. Garibaldi abermals aus Gew
zu Verräthern geworden sein, diesmal an der Sa
Königs Franz II. und seiner Gemahlin, der Schwester
erlauchten Kaiserin?

Einen lehrreichen Pendant zu dem königstreuen
des Jahres 1799 bietet die benachbarte Insel Malta
französische General Br.·. Bonaparte kann sich ohne S
streich dieses uneinnehmbaren Eilandes bemächtigen
geradeso wie Garibaldi 1860 ohne Kampf sich Sicili
mächtigte. Dem profanen Historiker ist dieser Verr
durch ihre Ritterlichkeit so berühmten Malteser ein
allein das Räthsel löst sich, wenn er aus den Beobac
des Br. Münter erfährt: „In Malta war 1785 kein
aber Brüder genug, meist junge französische Ritter.“

Nochmals: „Ein gesundes und geübtes Auge
Spiegel der Vergangenheit das Bild der Gegenw
Zukunft in ungetrübter Klarheit schauen, und di

Wohlthätigkeit dient nur dazu, um Anderes zu ver-
len."

Königin Marie Karoline von Neapel, die Tochter unserer großen Kaiserin Maria Theresia, abermals ein Opfer der Loge! Sie starb in der Verbannung am 8. September 1814. Königin von Neapel war damals die Tochter eines obscuren Advokaten von Corsica, Gemahlin des Br. Joachim Murat.

6. Kaiser Franz II. 1801.

Kaum hatte Franz nach dem unerwarteten Tode seines Vaters Leopold II. 1. März 1792 die Regierung der habsburgischen Länder angetreten — er war noch nicht einmal zum römisch-deutschen Kaiser gewählt — da sah sich Ludwig XVI. durch sein der Loge entnommenes Ministerium genöthigt, im Namen des revolutionären Frankreich den Krieg an das alt-conservative Haus Habsburg zu erklären, welches jedoch damals in dem für seinen Thron bangen Hause Hohenzollern einen zeitweiligen Bundesgenossen fand. Eine Ironie des Schicksales wollte es, daß an die Spitze des preußischen Heeres im Kriege gegen die französische Freimaurerei ein Mitglied jenes Hauses Braunschweig berufen wurde, welches der Freimaurerei in Deutschland Eingang verschafft hatte. Eine noch größere Ironie des Schicksals ist es ferner, daß der französische Jacobiner Carra nach Ausbruch des Krieges an diesem preußischen Feldherrn und Herzog von Braunschweig in seinen politischen Annalen schreiben konnte: „Nichts dümmer, als zu glauben, daß die Preußen die Jacobiner zu Grunde richten wollen; sie müssen ja in ihnen die grimmigsten Feinde Oesterreichs, die standhaftesten Freunde Preußens erkennen. . . Ich wette darauf, wenn der Herzog von Braunschweig nach Paris kommt, so ist sein erster Gang nach dem Jacobinerclub und setzt er dort die rothe Mütze auf" (Louis Blanc, Révolution française VII, 14). Die größte Ironie des Schicksals aber war es, daß, um für den

Krieg gegen die französische Freimaurerei den eigenen Rücken gegen die deutsche Freimaurerei gedeckt zu haben, der hochwürdigste, höchstleuchtende und höchstweise National-Ordensmeister von Deutschland, der alte Herzog Ferdinand von Braunschweig, noch 1792 ein geharnischtes Manifest an seine deutschen Brüder erlassen mußte.

Darin[1]) erhebt er sich mit Entrüstung gegen jene „Sekte" im Freimaurerbunde, welche bereits der Abgott einer „zahlreichen Menge Bundesglieder geworden". Er meint hiemit die 1782 von den Illuminaten in die deutsche Johannes-Maurerei eingeschmuggelten Hochgrade, deren Zweck es sei, „alle Menschen in den Stand der allgemeinen Brüderschaft zu setzen, die Verhältnisse von Oberherrschaft und Unterwürfigkeit aufzuheben und allen Unterschied von Stand, Ansehen, Würde und Vorzug in der bürgerlichen Gesellschaft zu verbannen". Sie fingen mit der Verächtlichmachung der Religion an, streuten in die Herzen der Jugend den Samen der Begierlichkeit und ihre Meister hätten nichts weniger als die Throne der Erde zu ihrem Gesichtspunkt; die Regierung der Völker sollte von ihrem mitternächtlichen Kreise geführt werden. „Geschehen ist dies alles und geschieht noch; aber man bemerkt, daß Fürsten und Völker nicht wissen, wie und durch welche Mittel dies geschieht. Unsere Herzen zittern, da Wir Euch dies sagen müssen, aber die höchste Gefahr fordert ein lautes Bekenntniß: Niemand als abtrünnige Sektirer unseres Bundes sind die Urheber aller gegenwärtigen und noch bevorstehenden Revolutionen". Eine solche Sprache aus dem Munde des Ordensmeisters! Hatte er im Jahre 1792 Unrecht? Die treulose Ueberlieferung ganzer Festungsgürtel am Rheine von Seite maurerischer Generäle in den Jahren 1793 und 1794 geben die Antwort.

---

1) Mitgetheilt in der „Freimaurer-Denkschrift 1". Dem Freimaurer und Protektor Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha gewidmet. Berlin 1864.

Ist es da ein Wunder, daß der unterdessen zum deutschen Kaiser gewählte Franz II. im selben Jahre 1794 auf dem Regensburger Reichstage den Vorschlag machte, die Freimaurerei und die verschiedenen ihr affiliirten, oder besser gesagt appatriirten Geheimbünde im ganzen deutschen Reiche zu verbieten? Der Vorschlag scheiterte am Widerstande der preußischen, braunschweigischen, hannoveranischen, kurrheinischen und herzoglich-sächsischen Agenten. Damit es aber für ein gesundes und geübtes Auge klar zu Tage trete, wie sehr der französische Br∴ Carra Recht hatte, daß der Freimaurerorden es besonders auf das Haus Habsburg abgesehen habe und jedem Feinde Habsburgs, ob Dynastie oder Republik, zeitweilig frohnde im stillen oder offenen Kriege gegen Oesterreich, so schlossen gerade die genannten norddeutschen Staaten schon im Jahre darauf, 1795, mit der französischen Revolution den Frieden von Basel, durch welchen Oesterreich isolirt und den Angriffen der französischen Revolutionsgeneräle preisgegeben wurde.

Merkwürdig, es ist dasselbe Jahr 1795, in welchem, wie wir oben gesehen, durch dieselbe Freimaurerei auch Ungarn als selbständiges Reich vom Hause Habsburg getrennt werden sollte.

Nochmals: kann man sich wundern, wenn unser guter Kaiser Franz diesen Teufelsplan der Freimaurerei wenigstens in seinen Erblanden ausrotten wollte? Wir haben schon oben gesehen, daß Kaiser Josef II. im Jahre 1789 die Schließung aller Logen befahl; die Ausführung wurde durch seinen Tod 1790 und durch die Gesinnung seines getäuschten Bruders Leopold II. verhindert, aber durch Franz II. im Jahre 1795 zur Thatsache gemacht. Allein das Feuer glimmte bei der bekannten Loyalität der Freimaurer unter der Asche fort. Darum erließ Kaiser Franz im April 1801 folgende Verfügung, deren Wortlaut dem geheimen „Handbuch der Freimaurerei" Bd. I S. 393 zu entnehmen ist: „Da, wie die Erfahrung bewiesen hat, die geheimen Gesell-

schaften und Verbrüderungen eine der Hauptquellen sind, durch welche man versucht, schädliche Grundsätze gegen die Unterwerfung unter die wahre Religion zu verbreiten, die Sitten zu verderben, endlich den Parteigeist durch allerlei Kunststücke wach zu rufen, Ursachen, durch welche das häusliche Glück und die Ruhe Meiner Unterthanen oft gestört worden sind, so glaube Ich Meine früheren Verordnungen betreffend die geheimen Gesellschaften und Verbrüderungen mit um so mehr Grund bestätigen zu müssen, als diejenigen unter ihnen, welche zu guten Zwecken gestiftet worden sind, oft ausarten und demzufolge ebenso unzuträglich wie gefährlich in jedem Staate sind. . . Ich verfüge demnach, von allen Beamten das eidliche Versprechen zu fordern, daß sie gegenwärtig keinen geheimen Gesellschaften weder im Inlande noch im Auslande angehören oder, wenn es der Fall wäre, sogleich aus denselben zu treten, ebenso für die Zukunft sich in keine solche Verbindung einzulassen. . . Sie werden Sorge tragen, dem Eide beizufügen, daß die neuen Beamten ihn bei ihrer Anstellung zu leisten haben."

Wie die Herren „Brüder" es mit Eid und Ehrenwort und Loyalität von 1801 bis 1848 und dann wieder von 1849 bis 1865 hielten, hat uns Br. ·. Lewis oben mit jüdischem Cynismus verrathen. Wie die Wiener Brüder es jetzt noch halten, seitdem 1867 die Freimaurerei in Ungarn erlaubt, in Oesterreich aber verboten ist, zeigen uns Neudörfl und Preßburg, Schottenring und Prater. Die Loge brachte Oesterreich den Dualismus und spottet seiner.[1]) Kaiser

---

1) Trotz alledem wagt ein alter Freimaurer in der Wiener „Deutschen Zeitung" (abgedruckt in der „Freimaurerzeitung" vom 10. Okt. 1874) die kecke Behauptung: „In den Bundesstatuten ist den Mitgliedern vor Allem strikte Befolgung der Landesgesetze zur Pflicht gemacht; wie sehr diese Bestimmung respektirt wird, erhellt aus dem Umstande, daß in den Ländern, wo Logen verboten sind, nie der Versuch gemacht wurde, geheime Logen zu gründen." Annuarius Osseg, „Hammer der Freimaurerei am Kaiserthron der Habsburger".

ahnte wohl damals nicht, wie traurig sich noch an Sohne und seinen Enkeln sein eigenes Wort bewahr- sollte: „Die Erfahrung hat es bewiesen, daß durch eheimen Gesellschaften oft schon das häusliche Glück die Ruhe Meiner Unterthanen gestört worden sind“. Was hätte Kaiser Franz wohl gesagt, wenn er im e gesehen hätte, wie sein Sohn Ferdinand der Gütige durch dieselbe geheime Gesellschaft zu zweimaliger Flucht dem sonst so kaisertreuen Wien gezwungen und die Ruhe Unterthanen gestört wurde? Was hätte er gesagt, er vorausgesehen hätte, wie sein Enkel, unser geliebter er Franz Josef, das Ziel vieler, namentlich seit Abschluß Concordates unausgesetzten, niederträchtigen, in und aus- ischen Logenintriguen ist? wie der erlauchte Bruder unseres ers, Kaiser Max von Mexiko, von der Loge verkauft, ver- en, erschossen wurde! Wahrhaftig! nicht blos die Ruhe Unterthanen, sondern auch das häusliche Glück unserer uchten Regentenfamilie selbst wurde nur zu oft gestört ch die geheimen Gesellschaften.

(Fortsetzung folgt.)

XLVII.

Luis Mendez de Quijada.

(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)

II. Nach Yuste.

Luis Quijada war dem Kaiser nach Spanien vorausgeeilt und nach Villagarcia zu seiner Gemahlin gereist. Durch einen Brief der Regentin vom 1. Oktober aus Valladolid erfuhr er die Landung des Kaisers, der am 28. September 1556 zu Schiff in Laredo angekommen war. Unverweilt schwang er sich, obgleich unwohl, in aller Früh auf's Pferd, und erreichte am andern Morgen Burgos, wo er weder Post- noch Reitpferde bekommen konnte, sondern sich mit Maulthieren behelfen mußte, was ihm jedoch beinahe das Leben gekostet hätte, da das Thier, welches er ritt, mit ihm einen Abhang hinunterstürzte. Der Kaiser empfing ihn mit großer Freude in Laredo, obwohl er sehr enttäuscht gewesen, ihn bei der Landung nicht schon vorzufinden. Karl freute sich um so mehr über Quijada's Ankunft, als seine übrige Umgebung krank war, er sich sehr einsam fühlte und überhaupt an Quijada's Unterhaltung großes Gefallen fand. Am 6. Oktober reisten sie von Laredo ab und waren am 8. in Agüera.

Der arme Quijada konnte sich aber mit der veränderten Stellung seines Herrn nicht recht aussöhnen. „Glauben Sie nur," schrieb er von Agüera aus an Juan Vazquez, Secretär der Regentin D. Juana, „daß ich mich über die

ßen unserer geringen Anzahl wegen schäme. Ich gehe ein mit Seiner Majestät und Laxao, wenn er wohl genug dem Alcalden und fünf Alguacilen. Und wenn ich mich um so vielen Stäben der Gerechtigkeit umgeben sehe, glaube ich, daß wir Gefangene sind, er oder ich. Und obgleich es zum Teufelholen ist, werde ich es ihm sagen, daß er mit viel zu wenig Gefolge reist. Ich sehe ihn aber in dem Punkte so entschieden, daß es wohl nichts helfen wird".[1]) Sonst war letzteres nicht ganz richtig, denn Quijada hatte ziemlichen Einfluß auf den Kaiser und wagte ihm auch oft seine Meinung auf respektvolle Art zu sagen, oder ihn zu veranlassen, Dinge zu thun, die er für gut hielt. So bewog er ihn, sich bei seiner Ankunft in Valladolid öffentlich zu zeigen, damit das Volk ihn sehen könne. Einige Tage später kam ein Mönch und brachte einen Brief für Karl aus dem Königreich Aragonien. Der Kaiser, der durchaus keine Menschen sehen wollte, wies ihn ab, als Quijada dazwischen kam und ihn vermochte, den Mönch mit aller Freundlichkeit zu empfangen.

Quijada hatte damals mehr als genug zu thun: außer dem persönlichen Dienste bei seinem kaiserlichen Herrn, ruhte die Leitung der Reise in seinen Händen, und er schrieb beinahe täglich an Juan Vazquez, um der Regentin Nachrichten von ihrem Vater zu geben. D. Juana war eine vorzügliche Tochter. Nicht nur ließ sie sich beständig von dem Befinden ihres Vaters unterrichten, sondern sie versorgte ihn auch mit allem, wovon sie wußte, daß es ihn freuen könne, seien es Eßwaaren, wie Anchovis, kleine Oliven, Forellen, oder auch Daunenkissen, da sie wußte, wie frostig er war. Und all dieses ging durch Quijada's Hände. Im November kam der Kaiser nach einer äußerst beschwerlichen Reise in Jarandilla, nicht weit von Yuste, an. Die Wege waren so schlecht und so steil, daß die Maulthiere ohne Gefahr des Hinabstürzens

1) Gachard, Retraite et mort de Charles Quint, I, 11.

nicht mehr die Sänfte des Kaisers tragen konnten. Es nahmen ihn daher einige Bauern auf ihre Schultern und trugen ihn drei Meilen im Gebirge. Der treue Quijada verließ seinen Herrn keinen Augenblick, sondern kletterte die ganze Zeit neben ihm her. Der Aufenthalt in Jarandilla war aber nichts weniger als angenehm: alle Lebensmittel waren entsetzlich theuer, die Zimmer des Kaisers so kalt, daß er sich einen Ofen setzen ließ, dazu regnete es beständig in Strömen, so daß Quijada, der in einem Hause, wenige Schritte von dem des Kaisers entfernt wohnte, nicht anders als in Wasserstiefeln zu ihm gehen konnte.

Am 23. November war Karl bei ziemlich schlechtem Wetter in Yuste, um es einmal zu sehen, wobei Quijada keinen angenehmen Eindruck von diesem Kloster empfing. Kurze Zeit darauf begann der Kaiser mit ihm über seinen Hausstand in Yuste zu berathen, was ziemlich mühsam war, da er beständig seine Meinung änderte. Er wollte nach Quijada's Ansicht gar zu wenig Leute mitnehmen. Durch vieles Bitten erreichte dieser es, daß der Kaiser sich für einundzwanzig entschied. Das Entlassen der Leute hatte insofern keine großen Schwierigkeiten, als die meisten ihn verlassen wollten. Der Kaiser hatte viele von seinen Begleitern fragen lassen, ob sie den Wunsch hätten, bei ihm zu bleiben, sie hatten aber jeder einen guten Vorwand, um ihren Abschied zu nehmen. Der eigentliche Grund war der, daß sie trotz ihrer treuen Dienste sehr schlecht bezahlt waren. Sie lebten in einer Art von Verzweiflung, weil ihnen gar keiner oder nur geringer Lohn für ihre Mühen zu Theil wurde. Dies war ja immer das große Hemmniß, mit dem Karl V. sein Leben lang zu kämpfen hatte, der Geldmangel, der auch jetzt wieder recht empfindlich war. Karl glaubte, jährlich mit 16,000 Dukaten auszukommen, mußte diese festgesetzte Summe aber wegen der Löhne seiner Leute erhöhen. Schon in Jarandilla hatte Quijada Aerger wegen der Bezahlung der Diener, und überhaupt bezüglich der Wirthschaft seine

die Noth mit dem immerwährenden Mangel an Geld, der ihn zwei Mal in die Lage brachte, seinem kaiserlichen Herrn einmal 100, ein ander Mal 5000 Realen borgen zu müssen, weil sonst die Wirthschaft in's Stocken gerathen wäre. Das lag hauptsächlich daran, weil gewisse Zahlungen aus Sevilla nicht eintrafen, auf die wir später zurückkommen. Quijada war ein ausgezeichneter Mayordom: er verstand es, seinem Herrn immer die Lieblingsspeisen zu verschaffen, weßhalb in vielen seiner Briefe an Vazquez Bitten um Eßwaaren, als Obst, Austern, Quittengelée, sich finden.

Die Uebersiedelung nach Yuste konnte erst viel später, als ursprünglich angenommen war, bewerkstelligt werden, weil die Arbeiten noch nicht fertig waren, so daß der Kaiser über zwei Monate in Jarandilla bleiben mußte. Unterdessen bestürmten ihn seine Freunde und Verwandten von allen Seiten, er möge doch den Plan aufgeben, gerade dahin zu gehen: Yuste sei ungesund; aber Karl blieb fest. Ja, Quijada scheint besonders der Königin von Ungarn Bedenken gegen den Ort eingeflößt zu haben. „Ich glaube," schrieb er an Juan Vazquez,[1] „die Königin von Ungarn muß ihm über die Lage des Klosters geschrieben haben, er möge die Sache wohl bedenken. Aus Liebe zu Gott, nennen Sie mich nicht als Urheber dieser Ermahnung, weil er mich sonst verwünscht. Es ist noch nicht der Augenblick, ihm so etwas zu sagen." In der zweiten Hälfte des Januar 1557 weilte Quijada mehrere Tage in Yuste, um die Arbeiten zu beschleunigen, damit der Kaiser womöglich noch Ende des Monats in „sein Kloster", wie Quijada immer schreibt, einziehen könne, was sich jedoch wegen Mangels an Lebensmitteln bis zum 3. Februar verzögerte. An diesem Tage verließ er Jarandilla mit vielem Vergnügen, „was diejenigen nicht theilten, die er entließ, da es doch immer schmerzlich ist, wenn eine Ge-

1) Gachard, Retraite et mort de Charles Quint. (Brux. 1854) I., 63. d. d. Jarandilla, 2. Dec. 1556.

sellschaft auseinander geht, die so viele Jahre zusammen gewesen ist."[1])

Die 68 Flamländer, die sich diesen Tag von ihrem kaiserlichen Herrn trennten, wurden von ihm noch empfangen, ehe er um 3 Uhr Nachmittags in die Sänfte stieg. „Er gab allen denen Audienz, die ihn noch einmal sprechen wollten, und so empfahlen sich die Diener, die nicht bei ihm zu bleiben wünschten, mit vielen Worten der Treue und Zeichen der Liebe. Unter ihnen waren Manche, die weinten, und Luis Quijada, als Mayordom, führte sie alle herein und ermuthigte sie durch freundliche Worte."[2])

Der Kaiser kam in Yuste um 5 Uhr Nachmittags an, und wurde, wie ein dortiger Mönch erzählt,[3]) „in Procession vom ganzen Convent empfangen, unter Absingung des Te Deum. Er kam von Jarandilla in einer Sänfte, die er an der Kirchenthüre bei den dort befindlichen Orangenbäumen verließ. Auf einem Stuhle trugen ihn zwei Edelleute bis an die Stufen des Altars, an einer Seite ging D. Fernando Alvarez de Toledo Graf von Oropeza, und an der andern Luis Quijada, sein Mayordom." Dann küßten ihm die Mönche der Reihe nach die Hand. Karl war jetzt glücklich, weil er in den langersehnten Hafen der Ruhe gelangt war, nach einem 40 jährigen Riesenkampfe, in dem er allein Franz I., Heinrich VIII., Soliman II., Luther und der deutschen Revolution die Stirne geboten hatte, ein Kampf, der auch eiserne Naturen und stärkere Nerven aufgerieben hätte, ein Kampf, den er unter den größten Schmerzen nur mit Aufbietung seiner ganzen ungeheueren Willenskraft durchführen konnte, ein Kampf, in dem jeder einzelne Gegner die volle Kraft eines genialen Fürsten beansprucht hätte.

---

1) Brief an Vazquez d. d. Jarandilla 3. Febr. 1557, Gachard, Retraite et mort, I. 117.

2) Gaztelú an Vazquez, Jarandilla 5. Febr. 1557. l. c. I., 117.

3) Gachard, Retraite et mort, II. 15.

Quijada hatte die sehr begreifliche Sehnsucht, nach Villagarcia zu seiner Frau zu gehen und dort zu leben, war aber auf den Wunsch Karl's auf einige Tage mit ihm nach Yuste gekommen. Diese Tage wurden Wochen, Monate, Jahre. Und der treue Diener fand sich darein, so schwer ihm auch das Opfer in dieser Abgeschiedenheit ankam. Er fühlte sich unglücklich in Yuste: „Ich bin hier, wie Sie sehen, führe ein schreckliches Leben, und bin einsamer, als man es sich überhaupt nur vorstellen kann: das Leben kann nur der aushalten, der sein Vermögen vertheilt und die Welt verläßt. Ich möchte weder Mönch oder irgend etwas Anderes in dieser unbeschreiblichen Einsamkeit sein, und noch dazu in einer Gegend, die man sich nicht trauriger denken kann . . . Das Leben hier ist sehr einsam und traurig“.[1])

Außer der Einsamkeit hatte der Ort noch den Nachtheil, ein ungesundes Klima zu haben, im Winter sehr kalt, im Sommer sehr heiß. Im Oktober 1557 erkrankten Quijada und eine Anzahl der Diener des Kaisers am Fieber. Seine Stellung war dabei nichts weniger als ein Ruheposten. War er ja doch außer Mayordom noch eine Art Geheimsecretär des Kaisers. „Bei Gott, es ist eine Arbeit, den Gastwirth zu spielen für Alle, die kommen und gehen, und der Agent für alle Menschen zu sein, so viel es ihrer in Spanien gibt. Dazu muß man auch noch die hiesige bedeutende Arbeit hinzurechnen, die für mich um so größer ist, als ich schon 34 Jahre diene; und so scheint es mir doch ein gerechter Wunsch zu sein, auszuruhen und nicht zu arbeiten“[2]) . . . . Ein anderes Mal schrieb er, anknüpfend an Geldangelegenheiten: „Das kann ich Ihnen sagen, es ist eine Plage, mit diesen Herren zu verhandeln, weil Jeder will, daß es so reichlich sei als sonst, und wenn man ihnen sagt, unser Herr wünsche es so, sind sie sehr empfindlich. Seien

1) An Vazquez, Yuste 26. Febr. 1557. Gachard, l. c., I. 126.
2) An Vazquez, Yuste 14. März 1557, l. c. I., 129.

Sie versichert, daß viel Geduld nöthig ist, um dieses Leben, ich weiß nicht wie, zu ertragen, denn ich habe es gründlich erprobt und es bekommt mir nicht. Ich werde es auf eine andere Weise versuchen müssen; die größte Plage ist, allein zu sein und Niemanden zur Hülfe zu haben. Sicherlich gibt es keinen Abend, an dem mir beim Schlafengehen nicht die Füße wehe thun, daß ich mich kaum aufrecht halten kann; denn es sind wohl gezählt sechs Stunden am Tage, daß ich mich nicht setze,[1]) das noch nicht gerechnet, was ich nach den Arbeiten, den Dienstleuten und andern Dingen gehe. Ich kann es Ihnen schwören, es ist ein hartes, einsames, trauriges Leben."[2])

Zum Unglück wohnte der spanische Secretär Karl's, Martin de Gaztelú, in Cuacos, eine halbe Meile von Yuste, und mit dem flämischen Wilhelm van Male, der in Yuste wohnte, scheint Quijada wenn auch nicht in einem schlechten, so doch nicht in einem besonders intimen Verhältniß gestanden, auch mit dem flämischen Arzte, Mathys aus Brügge, scheint er keine große Freundschaft geschlossen zu haben. Gaztelú war schon längere Zeit im Dienste des Kaisers, der in Abwesenheit Eraso's öfters mit ihm gearbeitet hatte. Er war seinem Herrn sehr ergeben, besorgte einen großen Theil seiner Correspondenz und hatte einen guten Styl. Was Mathys betrifft, so war er anscheinend ein ganz tüchtiger Arzt, schrieb sehr gut lateinisch, konnte sich aber nie recht mit dem Spanischen befreunden, wie seine Briefe bekunden. Merkwürdig ist es, daß Quijada sich niemals enger an van Male anschloß, und doch war gerade dieser ein großer Liebling Karl's, so daß ihn oft die Hofleute beneideten.[3]) Van Male hatte infolge der großen

1) In Gegenwart des Königs von Spanien setzte sich Niemand. Karl befahl nur P. Regla und dem hl. Franz Borja, sich zu ihm zu setzen.

2) An Eraso. Yuste 25. Nov. 1557. Gachard l. c. I. 221.

3) Lettres de van Male, ed. Reiffenberg, p. 31.

…liebe Karl's einen schweren Dienst, da ihn dieser besonders in früheren Jahren immer um sich zu haben wünschte. Lange Nächte saß der treue Diener am Bette des Kaisers und las ihm vor, und einstmals sogar sagte dieser ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit Dinge, die van Male zittern machten,[1]) und diese Herzensergüsse hat kein anderer Mensch je erfahren. Merkwürdig, daß die beiden treuen Diener Karl's so wenig übereinstimmten. Es war eben der Gegensatz zwischen Spaniern und Niederländern!

Der Kaiser erschien täglich um 10 Uhr und ging mit seinen Edelleuten und Dienern in die hl. Messe. Nach derselben war bald das Mittagessen, bei dem van Male und Mathys über irgend einen historischen oder sonstigen wissenschaftlichen Gegenstand disputiren mußten oder P. Juan Regla, Karl's Beichtvater, aus einem frommen Buche vorlas. Die andern Edelleute wechselten in ihrem Dienste, während Quijada immer im Dienste war. An hohen Festtagen oder Apostelfesten communicirte Karl mit seinem ganzen Gefolge, welches einen Franciskaner aus Cuacos zum Beichtvater hatte. Die Einrichtung des Kaisers war möglichst einfach. Er duldete keinen andern Schmuck in seinen Zimmern, als über den Thüren das erzherzogliche Wappen mit seinem stolzen Wahlspruch: „Plus ultra," sonst nichts, was an das heilige römische Reich, die herrlichen burgundischen Länder oder das stolze Doppelwappen Spaniens erinnerte. Wie man sieht, hatte Quijada Recht, dieses Leben ernst und einsam zu nennen, und man begreift, daß er sich dort unglücklich fühlte, da er sich nach Frau und Heimath sehnte.

Der Zustand in Yuste wäre für ihn wirklich unerträglich gewesen, wenn sein Verhältniß zum Kaiser sich nicht wie das guter Freunde gestellt hätte. Karl hatte zu seinem Quijada das unbedingteste Vertrauen; beinahe alle an ihn gelangenden Depeschen gingen durch die Hände des treuen

---

1) ib. 17, 29.

Dieners, er ließ sie ihm geben, wenn er sie gelesen
Er zog ihn sogar zu einer Berathung zu, die er wege
gelegenheiten der Infantin Maria von Portugal, seiner
mit seinen beiden Schwestern und D. Sancho de Co
Gesandten in Lissabon, im Oktober 1557 abhielt. A
privaten Angelegenheiten bekam Quijada Einblick in die S
Er theilte Freude und Kummer mit seinem Herrn. Man
es seinen Briefen an, wie glücklich er mit ihm übe
Sieg von St. Quentin (10. August 1557) war: selte
der Kaiser so vergnügt gewesen, schrieb er, wie übe
Empfang dieser Nachricht. Er war von einer rühr
Sorge für seinen kaiserlichen Herrn. Nicht nur, daß e
jede körperliche Bequemlichkeit verschaffte, ihm, da Ka
einen Ofen wünschte, sofort den seinigen in Villag
anbot, den er sich aus den Niederlanden mitgebracht h
er suchte ihm auch jeden Schmerz und Aerger zu ersp
Mit Sorgfalt verbarg er ihm den Fall von Calais
1558); erst als der Kaiser am folgenden Tage wohler
theilte er ihm die traurige Nachricht mit. „Und sicher
er es, wie Einer, der die Sache versteht, er sagt
als wir allein waren: obwohl er in seinem Leben m
schlechte Nachricht empfangen habe, so gingen ihm
so nahe als diese, weil der König ohne Armee und
sei und er nicht wisse, was derselbe thun könne.
entgegnete ihm, er solle sich doch nicht so grämen
man nicht genauere Nachrichten habe; wäre Calais ver
würde Guisnes dem Könige Zeit geben Gravelinge
schützen, weil es eine gute Besatzung und einen
Commandanten habe.[1]“ Daß Quijada die Gefahr er
und Karl nur trösten wollte, geht aus den darauffolg
Auslassungen hervor: „Wäre eine andere Jahreszeit, ver
ich Ihnen, daß man von Gravelingen nach Brüssel ebens
gelangen kann, wie von Burgos nach Valladolid, we

1) An Vasquez. Yuste 4. Februar 1558. Gachard, l. c. I,

das unfertige Castell von Gent dazwischen liegt; es ist doch eine schlechte Sache, wenn der Feind Einem in den Rücken fällt, und Flandern ungestört einnehmen kann. Es ist ein großer Verlust; gebe Gott, daß er der Gesundheit seiner Majestät nicht schade“.

Seinen Herrn gesund zu erhalten, war eine Hauptsorge des treuen Dieners. Dies hatte aber seine Schwierigkeiten, denn der Kaiser aß oft gerade die ungesundesten Sachen, trotz der Bitten Quijada's. „Er hat mir befohlen, nach Sevilla zu schreiben, daß man Indiaholz und Chinarinde schicke. Ich sagte ihm, da Seine Majestät so wohl sei, solle sie doch nicht eine so starke Kur anfangen, wie diese. Er sagte, er wolle nicht schwitzen und keine Diät halten, sondern die Mittel nur am Morgen einnehmen; nach meiner Meinung, da er das Eine nicht thut, sollte er das Andere lassen. Aber die Könige glauben, daß sie einen anderen Magen und eine andere Natur als die übrigen Menschen haben“.[1] „Gott gebe ihm gute Gesundheit, neulich verursachte er uns einen großen Schrecken. Ich kam früher als gewöhnlich zu ihm, ich fand ihn sehr blaß. Es war kurz nach Tisch, er sagte mir: ‚Ich fühle mich nicht wohl, ich habe Lust zum Schlafen‘. Ich antwortete ihm: Euere Majestät hat mehr gegessen und getrunken als die letzten Tage, es ist kein Wunder, daß Majestät sich voll fühlt, und gleich nach dem Essen zu schlafen, ist nicht gut, er erwiderte mir: ‚Es ist wahr‘. Er legte dann die Serviette hin, sprach vom Kriege und sagte mir am Schlusse: ‚Sage, daß mir die Kräuter gebracht werden‘. Ich ging fort, um sie zu bestellen, und war kaum in meinem Zimmer, als die Andern mich mit einer Heftigkeit riefen, die mir Angst machte, ich eilte hin und fand ihn beinahe ohnmächtig; er kam aber wieder bald zu sich.“[2])

Quijada's Liebe zu seinem kaiserlichen Herrn war eine

1) An Vazquez. Yuste 9. Februar 1558. Gachard, l. c. I, 259.
2) An Eraso. Yuste 25. November 1557. Gachard, l. c. I, 219.

tiefe und aufrichtige. „Hier geben wir uns“, schrieb er
Karls letzter Krankheit, „alle nur mögliche Mühe, daß
nichts bei der Pflege und dem Dienste Seiner Majestät fe
Wenn unser Blut im Stande wäre, ihm zu helfen, würd
wir es gerne hergeben. Obgleich wir übermäßige Anstren
ungen haben, fühlen wir nichts davon in der Hoffnun
daß Gott ihm wieder Gesundheit gebe“.[1]) „O hätte
Gott gefallen, daß ich Seine Majestät gesund gepflegt h
wäre ich darüber zu Grunde gegangen, so hätte ich ja
meine Schuldigkeit gethan. Hat er mich doch zu sich
und mir in den 37 Jahren, die ich ihm gedient habe,
Gunst, Liebe und Vertrauen erzeigt!“[2]) Wohl könnte man
das Verhältniß Karls V. zu Quijada die Worte anwende

Ich habe viele Tausend reich gemacht,
Mit Ländereien sie beschenkt, belohnt
Mit Ehrenstellen, dich hab' ich geliebt!

Es ist wahr, er hat ihm nur Liebe und Vertrauen er
und keine materiellen Belohnungen gegeben. Andern, d
liebte, oder denen er zu Dank verpflichtet war, gab er e
Titel oder Rang, wie dem hl. Franz Borja den eines G
von Lombay, Andrea Doria den eines Herzogs von M
oder Einkünfte, wie Mercurino Gattinara[3]) gewisse Ca
in Oberitalien, Luis de Avila die Großcomthurei von
cantara, oder das goldene Vließ, wie D. Diego Hurt
de Mendoza, Herzog del Infantazgo,[4]) dem Herzog
Alba, Herzog Georg von Sachsen, Andrea Doria.

1) An Vazquez. Yuste 15. September 1558. Gachard, l. c. I
2) An D. Juana. Yuste 30. September 1558. Gachard l. c. I,
3) Sein langjähriger Kanzler † 1530. Durch die Verleihung
Zolles gewisser Canäle legte Karl V. den Grund zum Reicht
der jetzt noch bestehenden Familie.
4) Der größte spanische Prosaschriftsteller, „der spanische Taci
ein Freund Karls, Diplomat in Rom und Venedig, tüch
Soldat, Gelehrter, großer Kenner der arabischen und griechi
Literatur. Sein Hauptwerk ist der „Krieg von Granada“.

Quijada wurde nichts Derartiges zu Theil. Was konnte Karl vermocht haben, seinen Getreuen so wenig auszuzeichnen? Wußte der große Menschenkenner, daß das treue Herz, welches in Quijada's Brust schlug, einer Aufopferung fähig war, die nicht nach Ehre und Reichthum geizte? Karl V. war bekanntlich, mit dem Gelde wenigstens, nicht freigebig; sollte dies einerseits und Quijada's Uneigennützigkeit andererseits einen Gedanken an Lohn nicht haben aufkommen lassen? Und doch schätzte ihn der Kaiser so hoch, wie kaum einen Andern. Einst frug ihn ein vornehmer Herr, warum er seinen Mayordom nicht zum Granden mache, worauf er antwortete: „Damit Luis Quijada dem Glanze und Ruhme des Grandentitels gleich komme, braucht er sich nur seines Namens, seiner Tugend und Tapferkeit zu erfreuen. Aus sich selbst steht er so hoch, wie die größten Herren meines Reiches durch Adel und Berühmtheit, wie ihn der Kaiser selbst nicht höher erheben kann“.[1])

Dieses Lob aus dem Munde Karls V. ist freilich besser als Vließ, Grandentitel und Reichthum! Geliebt hat er aber auch seinen treuen Quijada, so geliebt, daß er sich nicht dazu entschließen konnte, sich von ihm zu trennen. Quijada glaubte, er würde sich von Karl schon von Jarandilla aus verabschieden können, weil er nöthig in Villagarcia zu thun hatte. „Seine Majestät befiehlt mir, noch einige Tage im Kloster zu bleiben, wolle Gott, daß es wenige seien, denn ich thue durch meine Abwesenheit meinem Hause großen Schaden. Ich habe viel Arbeit hier gehabt und dort erwartet sie mich auch. Alles würde ich thun, um schnell von hier fort zu kommen“.[2]) Am 2. März war er noch da, ohne zu wissen, wann ihn der Kaiser entlassen würde. Er wünschte es brennend, zumal da ihm die Kleidung anfing auszugehen. Karl erbarmte sich endlich Quijada's und

1) Villafañe 46.
2) An Vazquez. Jarandilla 23. Januar 1557. Gachard, Retraite et mort, I. 97.

seiner Sehnsucht und erlaubte ihm, zu seiner Frau zu gehen. „Der Kaiser“, schreibt er, „hat mir aus eigenem Antriebe erlaubt, nach Hause zu gehen . . . Ich versichere Ihnen, daß ich nicht wieder nach Estremadura zurückkehre, um Spargeln und Trüffeln zu essen!“ [1])

Am 4. April reiste er nach Villagarcia ab und besuchte unterwegs die beiden Königinen Eleonore von Frankreich und Maria von Ungarn sowie die Regentin D. Juana in Valladolid, um ihnen über den Kaiser zu berichten. Dieser konnte es jedoch nicht lange ohne Quijada aushalten; dazu ging seine Wirthschaft in den Händen der Mönche sehr schlecht. Karl schrieb daher seinem Mayordom, er möge nach Yuste zurückkommen. Welcher Schreck für den armen Quijada, der hoffte, nun frei zu Hause leben zu können! Da er aber den großen Wunsch seines kaiserlichen Herrn sah, der ihn bei sich zu haben verlangte, so antwortete er ihm:

Villagarcia, 13. Juni 1557.

Geheiligte katholische kaiserliche Majestät [1]), den Brief Ew. Majestät vom 3. erhielt ich am 8., und begann sogleich, meine Sachen zur Reise in Ordnung zu bringen, wie Ew. Maj. mir befohlen hat. Am 10. erhielt ich einen Brief von Gaztelú, der mir schreibt, daß Ew. Maj. befiehlt, ich solle zu Hause bleiben, da die Frau Infantin ihre Abreise bis zum 3. des nächsten Monats verschiebt, bis Ew. Majestät geruht mir zu sagen, was ich thun soll. Ich bleibe allzeit bereit zu reisen, wenn es Ew. Maj. befiehlt, und werde unterdessen nach Valladolid gehen, dort erzählen, was mir gut dünkt, mich so geschickt und heimlich als möglich unterrichten und Ihren Majestäten von dem Hause in Jarandilla, den Unbequemlichkeiten und der schlechten Wohnung für sich und ihr Gefolge sprechen. Wenn sie in Yuste wohnen wollen, werde ich ihnen sagen, wie eng es dort zugeht, und wollen sie es dennoch thun, werde ich ihnen

---

1) An Vazquez. Yuste 28. März 1557. Gachard, l. c. I. 135.

1) S. C. C. M. (Sacra Católica Cesarea Majestad) war die übliche Anrede.

klar machen, daß sie in diesem Falle die ganze Hauseinrichtung mitbringen müssen, für alles Andere würde ich schon nachher gut sorgen. Unser Herr möge Ew. Geh. K. K. Maj. schützen, und Ihre Reiche und Länder vermehren.[1])

Villagarcia, den 3. Juni 1557.

Ew. Geh. Kath. Kais. Majestät Diener
Luis Quijada.[2])

Quijada reiste erst im August nach Yuste ab. Bis Medina del Campo benutzte er die Post, von da an Reitthiere, kam zu Karls höchster Freude in Yuste am 23. August an und fand ihn sehr wohl vor. Der Kaiser wünschte ihn für immer an sich zu fesseln und begann gleich am Tage nach seiner Rückkehr ihm in diesem Sinne zuzusetzen. Nach Tisch legte Karl ihm die Gründe dar, weßhalb er ihn nicht entbehren könne.

„Seine Majestät meint," berichtet er an Vazquez,[3]) „es sei für seinen Dienst und seine Ruhe zuträglich, daß ich hier lebe, und zwar mit D. Maddalena; und er hat es mir sehr inständig ans Herz gelegt. Obgleich ich ihn angefleht, er möge doch bedenken, daß ich ihm schon 35 Jahre diene, ohne je seinen Hof verlassen zu haben, meine Brüder in seinem Dienste gestorben und ich allein zu Hause sei; es wäre mir wegen meiner Frau unangenehm, mein Haus zu verlassen und noch dazu in eine Gegend zu ziehen, die meine Heimath nicht ist, wo der Boden unfruchtbar und die Hitze unerträglich; er möge denn geruhen, mir das zu erlassen. Wenn ihm damit gedient sei, fuhr ich fort, wolle ich kommen und gehen und hier wohnen, wie es ihm beliebe, und nur ab und zu meine Frau besuchen. Seine Majestät gab mir im Grunde Recht, wollte aber dennoch meinen Vorschlag nicht annehmen, weil es ihm lieber sei, wenn ich mit meinem ganzen Hause nach Cuacos käme. All

---

1) Das Letztere ist nur der gebräuchliche Schluß eines Briefes an den König von Spanien. Quijada konnte ja doch diese Wendung nicht ernst meinen.

2) Gachard, Retraite et mort, I. 155.

3) Gachard, ib. I, 188.

mein Bitten hat nichts geholfen. So werde ich denn thun müssen, was Seine Majestät befiehlt, ohne mich jedoch weiter, als bis zur Ankunft des Königs zu binden. Ich bin sehr betrübt, denn in dieses Land zu kommen und meine Häuslichkeit und Ruhe zu verlassen, empfinde ich sehr schwer. Ich bin besorgt, nicht wegen der Unbequemlichkeit, mein Haus, mein Besitzthum, meine Ruhe, meine Beschäftigungen und Anderes, was ich nicht nennen will, zu verlassen, sondern weil es sich darum handelt, in eine Gegend zu ziehen, wo es nichts zu essen und keine Wohnung, und nur Hin- und Herlaufen nach diesem Kloster bei Hitze, Regen, Kälte und Nebel gibt. Was mir aber am schwersten wird, ist, daß D. Maddalena ein gutes Haus und freundliche Gegend verlassen, mit Unbequemlichkeiten hierher reisen und in einer so großen Einsamkeit leben soll, wie Sie sich wohl denken können, ohne irgend einen Zeitvertreib oder eine Unterhaltung. Aber Sr. Majestät ist damit gedient und deßhalb muß es geschehen, wenn auch ganz gegen meinen Willen, den ich in Wahrheit hierzu zwingen muß. Außerdem bin ich für meinen Dienst nicht so gut bezahlt, daß dies mich zum Dienen veranlassen könnte, und ich verlange ja für meine Dienste auch keinen Lohn. Da ich keinen für die vergangenen erhalten habe, verzichte ich für die Zukunft darauf. Ich möchte überhaupt meinen Dienst verlassen, denn weder meine Jahre noch Vermögen, noch Zufriedenheit können die Arbeit und Ausgaben, wie bis jetzt, aushalten. Seien Sie versichert, daß ich in großer Sorge bin und ich mich nicht erinnern kann, je etwas so schmerzlich empfunden zu haben.

Yuste, verwünscht, wer es hierher baute!

den 30. August 1557. Luis Quijada.

Aus diesem Briefe kann man den edlen Charakter dieses Mannes erkennen, indem er da das schwerste Opfer seines Lebens für seinen kaiserlichen Herrn brachte. Dieser sorgte aber im Stillen für seinen treuen Diener. Gleich nach der eben erzählten Unterredung ließ er sich durch Gaztelú erkundigen, wie der Mayordom seiner Mutter, Marquis von Denia in Bezug auf den Geldpunkt gestellt gewesen wäre. Nicht zu-

frieden damit, schrieb er an Philipp II. wegen derselben Angelegenheit.

Yuste, den 17. September 1557.[1])

Sohn, am 8. des vergangenen Monats schrieb ich Dir als Antwort auf Deine Briefe. Ich habe Nachricht, daß Ruy Gomez[2]) die meinigen in Laredo empfangen hat. Nachher kam Luis Quijada an. Nachdem ich ihn über sein Hierbleiben gesprochen und den Wunsch geäußert hatte, er möge doch seine Frau hierher bringen, befahl ich Gaztelú, ihn in meinem Namen noch mehr zu überreden. Luis Quijada that es auch trotz der Schwierigkeiten, die sich ihm darboten; ich freue mich darüber, da es eine Sache ist, die ich lebhaft gewünscht habe. Als ich dann wollte, daß mit ihm wegen des Geldpunktes verhandelt würde, entschuldigte er sich, indem er es mir ganz anheimstellte. Damit ich nun klarer in der Sache sehen könne, ließ ich an Juan Vazquez schreiben, um zu erfahren, was Andere in gleichen Stellungen bekommen haben. Dieser hat beiliegenden Bericht geschickt, aus dem Du Alles ersehen kannst. Da ich nicht weiß, was Du Ruy Gomez in diesem Punkte aufgetragen und befohlen hast, und er mir weiter nichts darüber mittheilte, als die Abschrift Deines Briefes, vom 10. Juni, so schreibe ich ihm gleich, damit, wenn er noch nicht abgesegelt wäre, er mich mit seinem Rathe unterstützte und vollständig über den Punkt aufklärte, besonders über die Summe, die Luis Quijada von mir zu beanspruchen hat, da ich ihm noch nichts gegeben habe, seitdem ich in Spanien bin. Er hat doch Ausgaben gehabt und wird noch bedeutende haben, wenn er seine Frau und seinen Hausstand hieher bringt und sich in Cuacos einrichtet. Ich habe Befehl gegeben, daß, wenn Ruy Gomez abgereist wäre, ihm der Bote nachreise, oder zu

1) ib. II. 240.

2) Ruy Gomez de Silva, der spätere Prinz von Eboli, Jugendfreund Philipp's II., mit ihm erzogen, wegen seiner glatten Geschmeidigkeit Günstling desselben bis zu seinem Tode. Er war stets im Staatsrath der Gegner des Herzogs von Alba. Wenn der Eine „ja“, sagte der Andere „nein“.

Dir komme, damit angesichts des oben Gesagten Du zusähest, was ich in einem oder dem andern Falle thun soll und Du es mir angeben könntest ....

Dein guter Vater Karl.

Aber mit allem dem waren Quijada's Mühen wegen des Umzugs seiner Frau nicht zu Ende. Im Oktober ließ er mit der Einrichtung einer Wohnung in Cuacos beginnen. Als er einst hinkam, sagten ihm die Arbeiter, er könne vor dem Frühling nicht einziehen, was ihn sehr verstimmte, so daß er den Leuten ordentlich grob wurde, weil sie es ihm nicht früher gesagt hatten. In der That ging der Winter darüber hin. „Und weil die drei oder vier Zimmer", schreibt er an Eraso, „die ich dort eingerichtet habe, nicht bis zum Frühjahr bewohnt werden können, da Aerzte und Zimmerleute sagen, daß es nicht möglich sei vor Mai einzuziehen, habe ich D. Maddalena noch nicht hergebracht, zumal die Wege so schlecht, daß sie geradezu gefährlich sind".[1]) Die Sache zog sich nicht nur wegen der angegebenen Gründe sehr in die Länge, sondern aber auch, weil Karl ihn nicht fortlassen wollte. Endlich schickte der Kaiser ihn in eigenen Angelegenheiten nach Valladolid. Am 16. März reiste er ab und nachdem er in Valladolid die Geschäfte seines Herrn abgemacht hatte, eilte er nach Villagarcia, um seine Frau abzuholen. Am 9. Juli war das Ehepaar nach einer beschwerlichen Reise in Cuacos. „Unsere Reise war sehr mühselig, wegen der großen Hitze, und für mich besonders, weil ich in meinem Leben noch nie mit Frauen gereist bin. Doch, Gott sei Dank, wir kamen gut an, wir befinden uns wohl, trotz der schlechten Wohnung und einer so großen Hitze, als Sie sich dieselbe nur vorstellen können. Ich finde es ziemlich beschwerlich, mit meiner Frau zwischen Yuste und Cuacos hin- und herzugehen; auch im Winter wird dies nicht leicht sein, da das Klima so unangenehm ist".[2])

1) Gachard, Retraite et mort I, 220.
2) An Vazquez. Yuste 24. Okt. 1557. Gachard, l. c. I, 195.

Einige Tage nach ihrer Ankunft empfing der Kaiser D. Maddalena und war von großer Güte und Liebenswürdigkeit für sie. Quijada wohnte von da an wenigstens manchmal in Cuacos und ging, wie er oben erzählt, immer hin und her. Bei dieser Gelegenheit kam natürlich D. Juan de Austria mit nach Yuste und galt für den Lieblingspagen Quijada's. Der Kaiser hatte große Freude an dem Knaben, besonders wenn er ihn mit gefalteten Händen fromm wie einen Engel in der Kirche beten sah. Quijada's Briefe jedoch geben leider aus naheliegenden Gründen keinen Aufschluß über D. Juan's dortiges Leben.

Bei diesem Umzug hatte Quijada bedeutende Ausgaben gehabt, wie wir aus dem oben angeführten Briefe Karls schon ersehen konnten. Er scheint in nicht schlechten Vermögensverhältnissen gewesen zu sein, hatte aber beständigen Aerger damit. So schrieb er an Vazquez am 19. Dezember 1556, nachdem er über eine ungerechte Maßnahme des Finanzrathes geklagt hatte: „Es scheint, daß sie mir Unrecht thun. Weiß Gott, daß ich es so ansehe: verwünscht, wer das Geld zu 25 Procent nahm, um Seiner Majestät damit zu dienen, und ich schwöre Ihnen als Edelmann, daß ich dies nicht aus Habgier sage, sondern weil ich immer dachte, daß man Rücksicht auf meine Dienste nehmen würde und auf die Bereitwilligkeit, mit der ich mein Haus verlassen habe, um sie zu leisten".[1]) Einige Monate später wandte er sich an König Philipp:

„Ew. Majestät weiß, daß ich im letzten Kriege drei Jahre bei der spanischen Infanterie gedient habe, und dieser das Hauptverdienst an den Erfolgen zukommt, besonders bei Terouanne und Hesdin. Die Kriegsgefangenen aus letzterer Stadt wurden der spanischen Infanterie auf Befehl Seiner Majestät genommen, und ich hatte sie nebst einer gewissen Anzahl Silberzeug dem Herzog von Savoyen zu übergeben. Für meine dortigen Mühen

---

1) Jarandilla 19. Dezember 1556. Gachard, l. c. I. 72.

rufe ich den Herzog zum Zeugen an, der diese Unternehmung anführte. Für meinen dabei bewiesenen Eifer und den geringen persönlichen Vortheil, den ich bei dem Feldzuge hatte, versprach er mir, wenn die Gefangenen eingelöst würden, solle ich meinen mir zukommenden Theil erhalten, da ich ihn redlich verdient habe. Ich weiß, daß sie eingelöst sind, daß der Erlös schon theilweise vertheilt und mir Nichts zugekommen ist. Ich bitte Ew. Majestät, da Niemand bei diesem Feldzuge mehr als ich gearbeitet und Niemand mehr Anspruch auf Belohnung hat, für alle Ansprüche, die ich machen könnte, zu geruhen, denselben gerecht zu werden. Nachdem Ew. Majestät das Alles gehört hat, möge sie mir antworten, daß sie mich bei der Theilung nicht vergessen habe. Vom vergangenen Feldzuge ist mir so wenig zu Theil geworden, daß man nicht finden kann, daß ich einen Thaler oder einen Gefangenen genommen, noch irgend Jemand auch nur um einem Real Unrecht gethan hätte[1]) . . . ."

Philipp antwortete ihm sehr freundlich, indem er ihm versprach, niemals seine treuen Dienste zu vergessen, zugleich aber seine Bitte abschlug, weil der Unterhalt der Gefangenen so viel gekostet habe und das Lösegeld so gering gewesen sei, daß es keine Möglichkeit gäbe, ihm etwas zukommen zu lassen. Seine Freunde ließen ihm keine Ruhe, und baten ihn so lange, bis er an seinen Freund Eraso,[2]) Sekretär König Philipp's, schrieb, um sich für seine 36jährigen treuen Dienste die Stelle der Contaduria mayor auszubitten,[3]) welche er aber nicht erhielt. Man sieht, in der Beziehung glückte ihm nichts, so daß er Gaztelú's Mitleid erregte. „Wenn Luis Quijada dahin (nach Valladolid) käme", schrieb dieser an Vazquez, „und Ihnen etwas vorkäme, was ihn anginge, geben

---

1) Valladolid, 8. April 1557. Gachard, l c. II, 165.

2) Francisco de Eraso, erster Staatssekretär Karls V. für Spanien, auf den der Kaiser so große Stücke hielt, daß er seinem Sohne auf Eraso zeigend, nach der Abdankung sagte: „Alles, was ich Dir heute gegeben habe, ist nicht so viel, als daß ich Dir diesen Diener überlasse". (La Roca, 242.)

3) Gachard, Retraite et mort, I. 213.

Sie sich doch Mühe, daß seine Angelegenheit begünstigt werde; ich weiß, daß er es verdient und es wäre gut, ihn zu befriedigen, jetzt, wo es sich um sein Hierbleiben und die Uebersiedelung seiner Frau handelt".

(Ein dritter Artikel folgt.)

XLVIII.

Das Schulwesen der Republik in Frankreich.

In allen französischen Schulen wird das Schuljahr mit einer Preisvertheilung geschlossen, die stets sehr feierlich unter Beisein und Mitwirkung hervorragender Persönlichkeiten vor sich geht. Die bedeutendste dieser Preisvertheilungen ist diejenige der Pariser und Versailler Lyceen, unter deren Schülern zu dem Zweck ein Wettbewerb stattfindet. Diese Feierlichkeit findet in der Sorbonne unter Vorsitz des Unterrichtsministers statt, der auch dieses Jahr (am 4. August) von zahlreichen Hochgestellten umgeben war. Der Unterrichtsminister Bourgeois hielt die übliche Rede, in der er die von ihm bewirkten oder beabsichtigten Verbesserungen darlegte. Als deren Ergebniß stellte er den Zukunfts-Franzosen hin, den er also schilderte:

„Ich sehe deutlich vor meinen Augen den jungen Franzosen der Zukunft, den Bürger unserer Republik bei Beginn des neuen Jahrhunderts. Er ist behend und kräftig, an einfache, gute Gesundheitpflege gewöhnt, er hat die Uebungen mitgemacht, welche Kraft erzeugen. Sein Körper ist gerad, die Stirne hoch, der Blick frei; er tritt mit Bescheidenheit und Vertrauen in's Leben, wie es sich jungen Athleten gebührt, welche auf alle Kämpfe vorbereitet sind. Er hat die Augen offen: für den Raum, welcher den Punkt umgibt, auf den ihn seine Geburt gesetzt; für die Zeit, die ihm vorhergegangen. Er kennt die allgemeinen Gesetze der Zahlen und Gestalten; er

weiß, was die physischen Kräfte, Schwere, Licht, Schall, Elektricität, Wärme sind. Er weiß, daß sie vielleicht nur verschiedene Außenseiten einer einzigen Bewegung sind und alle gleichen Gesetzen folgen, von denen einige Beispiele genügten, um ihm die ewige Beständigkeit zu zeigen. Durch einige Beispiele weiß er auch, was seine Zeit von der Beschaffenheit des Stoffes ergründet hat, die Verwandtschaft der Stoffe und deren vielfältige Verbindungen, die demnach aus einfachen Urstoffen bestehen. Die unzählbaren zusammengesetzten Körper in ihrer fortwährenden Entwickelung bilden alles, was seine Augen entdecken und woraus er selber besteht. Für ihn hat man einen Zipfel des Schleiers der lebenden Natur gelüftet; er kennt die allgemeinen Bedingungen des unaufhörlichen Wechsels, durch welchen die lebenden Körper, auch der seinige, sich bilden, mehren und auflösen. Er weiß auch, wie die höhere Race, der er angehört, sich entwickelt und den Gedanken souverän beherrscht, das letzte Ziel dieser langen Entwickelung. Er hat gelernt, was seit den paar Tausend Jahren, wo es seiner Größe inne geworden, dieses Menschengeschlecht gethan hat, dessen später Sprößling er ist. Von dieser Menschheit weiß er besonders, was die Ahnen seines Körpers und Geistes, Griechenland, die Muster der bürgerlichen Freiheit, der Philosophie und Schönheit, gedacht, geschrieben und geträumt haben. Er kennt Rom, das mit starker Hand alle Kräfte der alten Welt vereint und gemischt hat, um das Korinthische Metall des neuen Menschen zu schmieden. Er kennt das barbarische und christliche Europa, wovon das eine dem Körper dieses neuen Menschen ein kräftiges frisches Blut einflößte, während das andere die neue Empfindung des Mitleids ihm bringt; dann die Reformation und Renaissance, welche ihn gleichsam aus langer Nacht erweckten und seine Stirne mit dem Morgenroth der Freiheit des Denkens umgaben; das Frankreich Voltaire's und Descartes', welche in einer endgültigen scharfen und kräftigen Sprache die Befreiung seines Geistes vollenden, indem sie durch den Umsturz 1789 die letzten Hindernisse wegräumten und ihn inmitten der Welt auf die Höhe all' seiner Rechte hoben und in den vollen Glanz seiner Freiheit setzten. Der junge Franzose weiß dies alles und hat dadurch ein tiefes Gefühl des Stolzes und

der Dankbarkeit, indem er denkt, daß er selbst dieser neue Mensch ist, dessen Ankunft so viele Jahrhunderte hindurch vorbereitet worden. Er begreift die Größe des heiligen Pfandes, das ihm anvertraut ist; er schwört, nichts davon zu verlieren, nichts zu verleugnen, sondern es unversehrt seinen Kindern zu übergeben und zu sorgen, daß diese ihrerseits von sich sagen können: ‚Ehrerbietige, dankbare Söhne der modernen Philosophie und Wissenschaft, freie Bürger des republikanischen Frankreich.‘“

In dieser Schilderung sind so ziemlich getreu die Grundsätze angedeutet, welche bei der herrschenden Staatserziehung maßgebend sind. Mit Glauben an Gott und entsprechenden Pflichten haben dieselben nichts gemein; selbst die früher so gern vorangestellten „Bürgertugenden“ sind ein überwundener Standpunkt. Dem Zukunfts-Franzosen, welcher weiß, aus welchen einfachen Urstoffen er besteht, genügt es, daß er die Krone, das Schlußergebniß einer vieltausendjährigen Entwickelung ist. Was sollen da noch Tugend und Pflicht?

Bei der auf die Rede folgenden Preisvertheilung erhielt, wie in den vorigen Jahren, die einzige unter geistlicher Leitung stehende Anstalt, das Collège Stanislas, die meisten Preise, nämlich 70, während die beiden zunächst folgenden staatlichen Anstalten deren 62 und 57, die andern alle weniger als 30 Preise davon trugen, obwohl die staatlichen Anstalten mehr Schüler zählen.

Um dieselbe Zeit gab der Berichterstatter über die Ausgaben für den Unterricht im Budgetausschuß Abgeordneter Dupuy u. A. folgende Aufschlüsse: Die Zahl der (staatlichen) Lyceen ist von 86 (1870) auf 106 vermehrt worden. Im Jahre 1888 zählten dieselben 52,258 Schüler, 1890 dagegen 51,102, also 1156 weniger. Die Minderung der Schülerzahl hat 1889 einen Ausfall von 1,170,200 Fr. verursacht, der vom Staate gedeckt werden mußte. Die Familien haben nämlich dadurch 800,000 Fr. weniger eingezahlt, während die Ausgaben für Verköstigung um 332,000 stiegen, obgleich die Zahl der Kostschüler von 25,130 auf 23,219 fiel. Die gesammten Ausgaben für die Lyceen betragen 35,592,592 Fr., wozu der Staat 12 Millionen zuschießt. Die von den Städten unterhaltenen Collegien zählten 1886: 37,900 Schüler, 1889: 33,643, also

4257 weniger. Der vom Staate geleistete Zuschuß ist von 300,000 (1870) auf 3,100,000 Fr. gestiegen, wozu noch 620,000 für Freistellen kommen. Die 256 gehobenen Volksschulen (écoles primaires supérieures) zählten (1887) 20,903 Schüler, die dazu gehörigen Nachhilfsklassen (cours supplémentaires) 10,157 Schüler. 1889 waren es 260 gehobene Schulen mit 19,651 und 392 Nachhilfsklassen mit 8696 Schüler, in beiden Gattungen also ein Verlust von 2713 Schülern. Die mit den Lyceen und Collegien verbundenen Fachklassen haben außerdem in zwei Jahren 723 Schüler verloren. Die staatlichen höheren Anstalten verloren also zusammen in zwei Jahren 8839 Schüler. Dabei ist die Zahl der Freistellen in all diesen Anstalten seit Jahren ungemein vermehrt worden, sozwar daß z. B. im Lyceum zu Orléans vorigen Winter die Hälfte der Schüler Freistellen inne hatte.

Die Presse hat natürlich diese Thatsachen scharf auf's Korn genommen. Die „République française“ erklärte, die „freien“ kirchlichen Anstalten führten einen unehrlichen Kampf gegen die Staatsschulen, indem sie — man höre und staune — sich die besten Schüler auswählten, die minder begabten abwiesen. Aber warum thun die so üppig aus der Steuerkasse gespeisten Staatsanstalten nicht dasselbe? Doch nur, weil sie es nicht können, indem für sie keine Auswahl möglich ist. Sie müssen annehmen, was kommt, um ihre Klassen zu füllen. Herr Dupuy klagte in einem Blatte: „In der Provinz wird ein heftiger Kampf geführt, um den kirchlichen Anstalten möglichst viele Schüler, besonders aus angesehenen Familien zuzuführen. Bei deren Preisvertheilung sieht man daher Generäle, Richter, höhere Beamten und, traurig zu sagen, auch Unterrichtsbeamte, welche ihre Kinder dort erziehen lassen, zur lebendigen Verurtheilung der Staatsanstalten. Bei den Schullehrern ist dergleichen noch häufiger. In einer Demokratie will Jeder steigen. Ein Schullehrer ist daher am wenigsten zu tadeln, wenn er seine Söhne emporbringen will. Aber wäre denn dies nicht anders möglich, als durch die Knabenseminare?“ Der kirchenfeindliche Abgeordnete stellt somit wider Willen den Schullehrern ein gutes Zeugniß aus. Trotz Allem und Allem sind dieselben immer noch ihres natürlichen Zusammenhanges mit der Kirche

sich bewußt, suchen daher den priesterlichen Beruf bei ihren Söhnen zu fördern.

Den staatlichen Anstalten steht der Steuersäckel weit offen. Die Lyceen kosten jährlich 12 Millionen, unbeschadet der Nachzahlungen. Im Jahre 1883 mußten 664,000 Fr. nachbewilligt werden, 1889 waren es, wie gesagt, 1,170,200 Fr. Den von den Städten unterhaltenen Collegien zahlte der Staat 3,100,000 Fr. Zuschuß, außerdem noch 620,000 für Freistellen. Dabei sind dieselben theuer. Nach einer 1883 durch den Minister veranlaßten Aufstellung beträgt der Kostpreis in den Lyceen durchschnittlich 753 Fr., in den Collegien 518, in den freien weltlichen Anstalten 654, in den freien geistlichen Anstalten 543 Fr. Für Realschüler betrug das Schulgeld in den Lyceen durchschnittlich 113, in den Collegien 72, in den freien weltlichen Anstalten 119, in den freien geistlichen Anstalten 133 Fr. Die meisten freien Anstalten stehen den Lyceen gleich, sind daher letztern gegenüber billiger. Wenn es auf wirthschaftliche Gründe ankommt, müßten also die freien Anstalten den Vorzug haben. Aber wirthschaftliche Gründe gelten heutzutage nur, wenn sie den Mächtigen des Tages gefallen, oder gegen die katholische Kirche verwerthet werden können.

Die Erfolge der kirchlichen Schule haben nun auch schon eine Maßregel hervorgerufen, welche im Grunde gegen dieselben gerichtet ist. In Frankreich wird das Baccalaureat, welches in seiner Geltung dem Reifezeugniß der deutschen Gymnasien entspricht, durch öffentliche Prüfungen erworben, an denen die Schüler aller höheren Schulen sich betheiligen können. Dieselben dauern vierzehn Tage; den Prüflingen werden Aufgaben, Fragen gestellt, über deren Inhalt sie nicht vorher verständigt sind. Ebensowenig wissen die Mitglieder der prüfenden Behörde, aus welchen Anstalten die Prüflinge hervorgegangen sind. Eine Bevorzugung der Staatsanstalten war also bisher ausgeschlossen. Der jetzige Unterrichtsminister Bourgeois hat aber das Programm der Prüfungen geändert, namentlich die Zweitheilung der Baccalaureate: für Natur- und mathematische, sowie für Sprach- und historische Wissenschaft[illegible]ben. Gleichzeitig führte er die Bestimmung ein, [illegible]ge ihr Schülerbuch (livret scolaire) vorleg[illegible]

Schulzeugnisse, erhaltene Preise ꝛc. einzutragen sind. Das Schülerbuch wird erst hiedurch neu eingeführt; es war bisher unbekannt. Der Minister wollte, daß die Prüfungsbehörde auf Grund des Schülerbuches dem Prüfling ein Drittel der zur Bestehung der Prüfung erforderlichen Zahl Kugeln vorgeben könne; aber der Oberschulrath strich diese Bedingung. Indeß genügt schon die Vorlegung des Schülerbuches, um die Zöglinge der freien Anstalten zu unterscheiden, woraus die Benachtheiligung von selbst folgen wird. Denn die Prüfer sind Lehrer der Staatsanstalten und Beamte, deshalb, besonders bei der heutigen Parteiherrschaft, sehr abhängig. Sie werden, namentlich auch von der Presse, angegriffen und verfolgt werden, wenn sie viele Zöglinge kirchlicher Anstalten durchlassen. Fordern doch die republikanischen Blätter stürmischer als je, daß nur Zöglinge der Staatsanstalten in die höheren Fachanstalten (polytechnische und Kriegsschule, Bergbauschule) aufgenommen werden.

Eine Hauptursache der Minderung der Schüler in den öffentlichen Anstalten ist unzweifelhaft deren fortdauernde Entchristlichung. Das Gesetz, welches Religionsunterricht, Schulgottesdienst und religiöse Uebungen vorschreibt, in jeder höheren Anstalt eine Kapelle und einen Seelsorger fordert, ist noch nicht aufgehoben; der Versuch, dasselbe abzuschaffen, ist fehlgeschlagen. Die betreffenden Anstalten entvölkerten sich, mußten daher in den alten Stand gesetzt werden. Der radikale Unterrichtsminister Ferouillat führte (1887) diese Thatsachen an, als die Radikalen wiederum die Verweltlichung der höheren Schulen in der Kammer beantragten. Die Republikaner sahen denn auch ein, daß die Beseitigung des Religionsunterrichts und der Seelsorge nicht zum Ziele, sondern nur dazu führe, die kirchlichen Anstalten auf Kosten der staatlichen zu bevölkern. Auch die Entbindung der Schüler von dem Anwohnen beim Religionsunterrichte und dem Gottesdienste brachte nicht die gewünschte Wirkung hervor, da fast gar keine Eltern dieselbe beantragten. Man hat daher damit begonnen, den Seelsorger nicht mehr im Schulgebäude wohnen zu lassen, wodurch derselbe verhindert wird, die Schüler zu überwachen, außerhalb der Schulstunden mit ihnen zu verkehren. Der Schulgottesdienst wird beschränkt,

die Theilnahme an demselben in das Belieben der Zöglinge gestellt. Da nun ohnedies der ganze Unterricht und die Lehrbücher immer mehr gegen die christliche Lehre eingerichtet werden, hat die Entchristlichung der Staatsschulen starke Fortschritte gemacht, ohne daß es sehr auffiel und die Familien stutzig wurden. Jetzt erst fangen sie an zu merken, wo hinaus gefahren wird: deshalb nehmen sie ihre Söhne aus den öffentlichen Anstalten, um sie den kirchlichen Schulen anzuvertrauen.

Es sind sogar schon weitere Wirkungen eingetreten, indem mehrere städtische Collegien den Bischöfen übergeben wurden, so namentlich diejenigen zu Hazebrouck und zu Villefranche-en-Rouergue. Letztere Anstalt war von 160 auf 60 Schüler gesunken, so daß die Stadt schließlich 18,000 Fr. zuschießen mußte. Als daher der Vertrag mit der Universität (staatlicher Unterrichtskörper) abgelaufen war, erneuerte die Stadtbehörde denselben nicht, obwohl die Unterrichtsbehörde einen höheren Staatszuschuß anbot. Sie schloß mit dem Bischof von Rodez einen Vertrag auf zehn Jahre, wobei die Stadt, außer Gebäude und Schuleinrichtungen, nur 3000 Fr. Zuschuß leistet, die Anstalt aber in vollem Umfang erhalten bleibt. Selbstverständlich stellt der Bischof auch einige geistlichen Lehrer an. Er kann bessere Bedingungen stellen, weil er einer höheren Schülerzahl sicher ist. Noch keine geistliche Schule ist aus Mangel an Schülern eingegangen.

Bei dem geradezu teuflischen Hasse aber, welcher die Radikalen gegen die Kirche beseelt, tragen diese Thatsachen nur dazu bei, den Kampf zu verschärfen. Die Radikalen sinnen stets auf neue Mittel, ihr Endziel, Ausrottung alles Religionsunterrichtes, zu erreichen. Sie werden Maßnahmen gegen die freien Anstalten ergreifen, sobald sie dieselben nur ohne Aufsehen durchzuführen vermögen. Und die sogenannten gemäßigten Republikaner werden ihnen, la mort dans l'âme (in Todesangst), zustimmen, aber sie werden zustimmen. Denn sie haben bisher niemals auf die Dauer widerstanden, stets allen, auch den schlimmsten Maßnahmen der Radikalen schließlich zugestimmt, oder dieselben nicht verhindert. Sie, sowie sogar manche Radikalen, glauben sich ihr Gewissen zu wahren, indem sie selber ihre Kinder in kirchlichen Anstalten oder wenigstens sonst religiös erziehen lassen.

Bei dem Volksunterricht ist die Verbannung des Religionsunterrichtes aus der Schule und selbst aus dem Schulhause nun seit fast einem Jahrzehnt gesetzlich durchgeführt. Während der Präsident der Republik prunkhafte Reisen macht, nebst seinen Ministern von Aussöhnung und Frieden redet, unter dem weithin schallenden hohlen Geräusch der hohen Politik und des Parteigezänks, hat der Bezirksrath Nantes folgenden Beschluß gefaßt: „In Anbetracht, daß die Erfahrung die Unzulänglichkeit der Sittenlehre in den Volksschulen beweist, sofern dieselbe nicht auf die Pflichten gegen Gott und die Unterwerfung unter dessen Gesetze sich stützt; daß diese Unzulänglichkeit durch amtliche Berichte und Urkunden bestätigt wird; daß nach dem letzten amtlichen Ausweis nahezu 29,000 Personen unter 16 Jahren (1887) von den Gerichten abgeurtheilt wurden; daß die früher ganz unerhörten Kinderselbstmorde in erschreckendem Maßstabe zunehmen und (1887) deren 443 vorkamen; daß eine enge Wechselwirkung zwischen diesen traurigen Thatsachen und der Neuschule besteht, die den Kindern vorgetragene Sittenlehre ohne Wirkung bleibt; daß diese Lage eine sociale und nationale Gefahr schlimmster Ordnung enthüllt: sprechen wir den Wunsch aus, daß der Religionsunterricht wiederum die Grundlage des öffentlichen Unterrichtes und der Erziehung werde." Das ist deutlich und bedarf keiner weiteren Ausführungen.

Uebrigens gestehen selbst die Anwälte der Neuschule deren Gebrechen ein. Der in enger Fühlung mit der Regierung und den herrschenden Parteien stehende „Temps" schreibt (Januar 1890): „Die Familien mißtrauen dem Unterricht ohne sittliche und religiöse Grundlage. Es ist davon die Rede gewesen, die Seelsorger der Lyceen abzuschaffen. Am Tage dieser thörichten Maßnahme würden die staatlichen Schulen viele Tausende von Schülern zu Gunsten der kirchlichen Anstalten verlieren. Man muß blind sein, um dies nicht einzusehen. Geht es doch ebenso in den Volksschulen. Anderseits ist ebenso gewiß, daß ohne religiöse Grundlage der Unterricht in der Sittenlehre sehr schwer, wo nicht unmöglich für die Lehrer zu ertheilen ist. Sie vermögen nicht, das sittliche Leben darzulegen und zu rechtfertigen ohne Gott; zugleich bleiben ihre Darlegungen und ihre Rathschläge kalt und ohne Wirkung. Bekanntlich hat der Pariser Gemeinde

rath — welcher den Religionsunterricht schon vor dem bezüglichen Gesetze aus der Schule verbannte, wie er denn überhaupt alle kirchenfeindlichen Maßregeln durchführt, um der Regierung zum Erlaß der bezüglichen Gesetze den Vorwand zu liefern — den Wunsch geäußert, der Unterricht in der Sittenlehre möge in seinen Schulen abgeschafft werden, weil die Sittlichkeit nie ohne religiösen Kern sein könne. Dies ist blödsinnig, aber folgerichtig. Hieraus ergibt sich, daß das einzige Mittel, die sittliche Erziehung in der Schule zu fördern, darin bestände, den religiösen Sinn im Gemüth der Lehrer und Kinder zu entwickeln. Aber die Zeit ist noch weit entfernt, wo die Lehrer genug persönliche, von jeglichem religiösen Bekenntniß unabhängige Religion besitzen, um ihrem Unterricht in der Sittenlehre Kraft und Saft, wie nöthig, einzuflößen. In Erwartung dieses Zeitpunktes wäre es klug und politisch, die Sittenlehre derselben durch den religiösen Unterricht der Priester zu stützen."

Als einstweiligen Nothbehelf will also das Blatt den Religionsunterricht noch zugeben, bis die persönliche Religion ohne Bekenntniß gefunden sein wird. Daß diese Religion ein Hirngespinnst ist, weiß jeder Vernünftige, aber die Wenigsten wollen es eingestehen. Und warum sollten sich die Eltern die persönliche, bekenntnißlose Religion des Staatslehrers gefallen lassen? Die Berichte der Schulinspektoren bestätigen, daß, namentlich in Paris und den großen Städten, jetzt schon eine ganz erschreckende Zuchtlosigkeit und Verderbniß unter der Schuljugend eingerissen hat, seitdem der Religionsunterricht abgeschafft worden ist. In die obige Zahl der 29,000 jugendlichen Verbrecher sind die Burschen von 16 bis 20 Jahren nicht inbegriffen. Die Zahl der Verbrecher dieses Alters ist aber noch stärker gestiegen. Im Jahre 1888 wurden einmal 13 Mörder dieses Alters in den Gefängnissen aufgezählt. In Paris mehrten sich solche jugendliche Verbrecher dergestalt, daß man schließlich, trotz aller Scheu vor Hinrichtungen, mehrere derselben köpfen lassen mußte. Zwei davon hatten in abgefeimtester Weise eine alte Frau ausgekundschaftet, überfallen und todtgeschlagen, um sie zu berauben. Bis zum letzten Augenblick steiften sie sich darauf, in eine Verbesserungsanstalt geschickt zu werden. „Man köpft keine Kinder," sagten sie. Das Todesurtheil wurde doch voll-

zogen, und seitdem hat sich die Zahl der jugendlichen Mörder wesentlich verringert.

Die kirchlich Gesinnten verdoppeln inzwischen ihre Anstrengungen, um die Seelen der Kinder zu retten. In Paris haben sie, von 1879 bis 1889, 23,350,750 Fr. für freie Volksschulen ausgegeben, wovon über 20 Millionen bereits getilgt sind. Die damit gegründeten Schulen erfordern jährlich $2^1/_2$ Millionen und zählen 75,308 Zöglinge, gegen 40,474, welche die früheren von Ordensleuten geleiteten städtischen Schulen aufwiesen. Jedes Jahr steigt die Schülerzahl um 12 bis 1500. Sie würde noch mehr steigen, wenn mehr Schulen vorhanden wären. Die öffentlichen Schulen mußten dagegen (1889) 14 Klassen wegen Mangel an Schülern eingehen lassen. Dabei sind nach dem amtlichen Bericht die Lehrkräfte in 27 Schulen noch zu zahlreich, während 34,400 Schülerplätze unbesetzt sind. Aber trotzdem haben diese Schulen 147,516 Schüler, 704 mehr als im Vorjahr. Daneben zählen die freien weltlichen Volksschulen noch 33,000 Zöglinge, welche indessen ausnahmslos Religionsunterricht erhalten dürften. Die öffentlichen Zwangsschulen sind unentgeltlich, während die freien weltlichen Anstalten auf Schulgeld angewiesen sind. Die Eltern, welche solches zu zahlen vermögen, schicken aber gewiß ihre Kinder nicht in religionslose Schulen. Die Stadt gibt 26 Millionen für ihre Schulen (die höheren inbegriffen) aus. Gegen eine solche Geldmacht ist mit gleichen Mitteln nicht anzukämpfen. In vielen dieser Schulen sind Schulküchen eingerichtet, welche den Kindern unentgeltlich oder gegen wenige (12) Pfennige das Mittagsmahl verabreichen. Die städtische Armenverwaltung, aus der schon längst alle des Klerikalismus Verdächtigen ausgeschieden wurden, gibt 42 Millionen jährlich aus, verabfolgt aber denjenigen Eltern, welche ihre Kinder in kirchliche Schulen schicken, keine Unterstützung.

Hiedurch erwächst also eine um so größere Aufgabe für die ohnedies in ganz ungewöhnlichem Maßstabe angespannte christliche Mildthätigkeit. Dem Erzbischof, den Domherren, Pfarrern und Vikaren sind die Bezüge genommen oder beschnitten; den Kirchen und den kirchlichen wohlthätigen Anstalten die Zuschüsse entzogen; die ausgewiesenen Ordensleute bedürfen der Unterstützung. Dabei sind viele kirchlich Gesinnten um Amt

und Brod gekommen, können also nicht mehr beisteuern. Die Seminare, die alten Priester, unzählige wohlthätige Anstalten waren von jeher auf die Gaben der Gläubigen angewiesen. Von außen, selbst vom Auslande, treten noch Anforderungen heran. Und allem Dem sucht die christliche Nächstenliebe zu entsprechen, erlahmt nicht.

Die 147,500 Kinder der städtischen Schulen werden auch nicht vergessen. In allen Pfarren ist Religionsunterricht für dieselben (an den schulfreien Sonn- und Donnerstagen) eingerichtet. Dies macht Mühen und Kosten, da Räumlichkeiten dazu beschafft, den Kindern Bücher u. s. w. gegeben werden müssen. Der Religionsunterricht als Vorbereitung zur ersten hl. Communion wird von den Geistlichen den 10 bis 13 Jahre alten Kindern ertheilt. Für die Kinder unter 10 Jahren ist, leider erst in wenigen Pfarreien, Religionsunterricht durch Laien eingerichtet. Namentlich widmen sich Frauen, Jungfrauen und andere junge Leute diesem mühsamen Unterricht mit Aufopferung. Die Eltern beweisen durchgehends guten Willen, aber man muß sie und ihre Kinder aufsuchen, um letztere zu regelmäßigem Besuche heranzubringen. So ist es möglich geworden, daß selbst in Paris der größte Theil der Kinder der öffentlichen Schulen Religionsunterricht erhält und die erste hl. Communion empfängt.

Aber es kostet ungemeine Anstrengungen und es bleiben immer noch sehr viele außerhalb des Bereiches der Kirche. Auch die Gegenseite läßt es an Anstrengungen nicht fehlen. Die in allen Vierteln bestehenden zahlreichen republikanischen Vereine und Ausschüsse, die Freidenkervereine und die Logen veranstalten Feste, vertheilen Preise und Belohnungen für die Kinder, welche die erste heilige Communion nicht feiern und keinen Religionsunterricht annehmen. Es ist schmerzlich zu sehen, wenn dergleichen Feste an allen Straßenecken angeschlagen sind, und fast dicht neben der Herz-Jesu-Kirche stattfinden, welche als Pfand der Sühne und der Rückkehr Frankreichs zu Gott auf dem Montmartre errichtet wird.

Aehnlich verhält es sich in den andern großen Städten. In Lyon sind in Einem Jahre 11 Klassen der öffentlichen Schulen wegen Mangel an Schülern eingegangen, während die freien kirchlichen Schulen Kinder abweisen mußten. Die amt-

lichen Ausweise der letzten Jahre (1886 bis 87) bestätigen das Vorhandensein von 67,517 öffentlichen Schulen mit 138,655 Klassen und 13,613 freien Schulen mit 38,886 Klassen. Erstere zählen 4,505,009 (+ 3000) Zöglinge, letztere 1,691,000 (+ 28,000) Zöglinge. Der freie kirchliche Unterricht zeigt also eine ungleich stärkere Zunahme als der öffentliche. Dies wird selbst von den Behörden eingestanden, deren Ausweise nicht einmal durchweg zuverlässig sind. Die Behörden schreiben die schulfähigen Kinder (von 6 bis 13 Jahren) in ihre Listen ein und zählen sie auch als Schüler, selbst wenn sie nicht in ihre Schulen kommen. Jedenfalls kann man annehmen, daß über ein Viertel der Kinder in religiösen Schulen erzogen wird. Im Jahre 1887 mehrte sich die Zahl der Lehrkräfte um 773 an den öffentlichen und um 882 an den freien Schulen. Wiederum ein Beweis der Anstrengungen der Kirche und der Gläubigen. Uebrigens sind immer noch etliche 20,000 Ordensleute, zumeist weibliche, an öffentlichen Schulen angestellt, da der Ersatz durch weltliche Kräfte schon wegen der Kosten nicht so leicht geht. Obwohl die Ordensleute ebenfalls keinen Religionsunterricht ertheilen dürfen, so vermögen sie, auch im ungünstigsten Falle, immer noch heilsam auf die Jugend einzuwirken. Uebrigens gibt ein anderer amtlicher Ausweis an, daß 1887 im Ganzen 5,585,838 schulfähige Kinder eingeschrieben waren, während die oben gegebenen beiden Ziffern der Schüler 6,196,000 ergeben. Die Behörden widersprechen sich also selber. Die Zahl 5,585,838 dürfte der Wahrheit entsprechen, indem sie das richtige Verhältniß der Kinderzahl zur Bevölkerung darstellt. Bekanntlich ist Frankreich sehr kinderarm.

Die Republikaner gebärden sich, als hätte es vor ihnen keinen Unterricht in Frankreich gegeben. Aber 1876, bevor die Republikaner an's Ruder gekommen, gab es schon 110,709 Lehrer an den Volksschulen oder 1 auf 42 Zöglinge. Heute gibt es freilich deren 177,541 oder 1 auf 38 Schüler. Aber hievon kommen 38,886 auf die freien Schulen, welche errichtet worden sind, um den verderblichen Unterricht der widerchristlichen Staatsschulen zu bekämpfen; und Ein Lehrer auf 42 Zöglinge ist auch schon ein Verhältniß, welches Fürsorge für die Schule bezeugt. In Preußen, dem Mutter- und Musterlande

der Zwangsschule, kommen 72 bis 76 Zöglinge auf eine Lehrkraft.

Gott sei Dank ist das unheilvolle Werk der Republikaner bis jetzt noch nicht nach Wunsch gelungen. Die Umstände, der gesunde Sinn des Volkes sind stärker als die Staatsgewaltigen. Die eifrigen Katholiken haben schwere Opfer gebracht, um namentlich in den Städten dem Volke die Religion zu erhalten. Aber noch mehr ist auf dem Lande geschehen, einfach durch den zähen Widerstand, den die Bevölkerung dem Beginnen der Herrschenden entgegensetzt. Der Schulzwang ist ohne Wirkung geblieben. Derselbe soll hauptsächlich durch den Ortsschulrath durchgeführt werden. Damit aber dieser Schulrath seine etwaigen kirchlichen Gelüste nicht bethätigen könne, darf derselbe weder den Lehrer, noch den Unterricht überwachen, nicht einmal die Schule betreten. Er soll nur für Bestrafung der Eltern sorgen, welche ihre Kinder nicht in die Schule schicken. Der Schulrath wird vom Gemeinderath eingesetzt, der Maire hat den Vorsitz. Die Mitglieder des Schulrathes sollen also ihre Mitbürger wegen Schulversäumnissen bestrafen! Selbstverständlich verlangt Niemand nach solchem Thun. Deshalb sind die Ortsschulräthe entweder nicht zu Stande gekommen, oder aber sie bestehen nur auf dem Papier und thun nichts.

Hierüber lauten die Berichte der Akademie-Inspektoren für 1888 sehr gleichmäßig. Der Inspektor des Departement Manche schreibt: „Sämmtliche Ortsschulräthe verharren in vollständigster Gleichgültigkeit". Seine-Oise: „Von 688 Schulräthen sind 392 niemals zusammengetreten". Seealpen: „Die Schulräthe thun nichts, um den Schulzwang durchzuführen". Yonne: „Die Schulräthe thun nichts oder nur ausnahmsweise etwas." Savoyen: „Das Gesetz über den Schulzwang bleibt ein todter Buchstabe". Ariège: „Das Gesetz vom 28. März 1882 ist in unserem Departement niemals angewendet worden". Haute-Marne: „Das Gesetz bleibt ein todter Buchstabe. Die Schulräthe entziehen sich der Aufgabe, es anzuwenden. Man besorgt einem Verwandten, Wähler oder Freunde zu nahe zu treten". Verschiedene Inspektoren versichern, die Lehrer verzeichneten fehlende Kinder als anwesend, um überhaupt keinerlei Aufhebens zu machen. Andere bestätigen, daß nach wie vor die Kinder, besonders in gebirgigen

Gegenden, den Sommer über das Vieh hüteten und nur im Winter zur Schule kommen, ganz wie früher. Die Inspektoren klagen, daß der Wetteifer unter den Lehrern immer mehr schwinde.

Der Schulzwang ist strenge nicht durchzuführen, weil die Väter die Wähler sind, mit welchen die Machthaber zu rechnen haben. Wo wird es ein Abgeordneter gestatten, daß einer seiner Wähler wegen Schulversäumnisse gestraft werde? Dem Lehrer liegt die Schule weniger am Herzen, seitdem er fast ganz zum politischen Werkzeug erniedrigt worden ist. Hauptaufgabe für ihn ist, dahin zu wirken, daß im Sinne der Regierung gewählt werde. Der Lehrer wird von dem Präfekten, dem Großwahlmacher des Departements, ernannt und befördert. Diesem aber sind die Wahlen Hauptsache, nicht die Schulen. Folglich muß der Lehrer entsprechend handeln. Wegen der Wahlen muß auch sonst Manches nachgesehen werden. Trotz Verbot des Schulgesetzes versehen noch manche Lehrer den Kirchendienst, halten die Kinder zum Gottesdienst an, ertheilen sogar Religionsunterricht, ohne daß die Behörde etwas dagegen thut, obwohl sie es weiß. Früher wirkte der Pfarrer mehr für den Schulbesuch, als jetzt das Gesetz. Gegenwärtig aber wendet er all seine Kraft darauf, die Kinder zum Religionsunterrichte zu versammeln, wobei ihm die Eltern beistehen, oft sogar der Lehrer. Obschon nach der Absicht der Republikaner der Lehrer in Allem der Widersacher des Pfarrers sein soll, besteht doch in den meisten Dörfern ein ganz auskömmliches Verhältniß zwischen beiden. Gerade auf dem Lande gewahrt der Lehrer, wie unnatürlich sein Verhältniß durch die Ausschließung des Religionsunterrichtes geworden ist. In den Augen des Volkes hat sein Unterricht kaum noch einen Zweck. Das Volk weiß Schulkenntnisse zu schätzen, sucht dieselben zu erwerben, aber Religion und Sittlichkeit stehen ihm höher, erscheinen ihm als ein unerläßliches Erforderniß des Lebens.

Am 18. August rühmte der Finanzminister Rouvier im Generalrath der Seealpen zu Nizza die Verdienste der Republik um Schule, Handel und Wandel, wobei er u. A. behauptete: „Die Regierung, welche voriges Jahr unsere freien Einrichtungen gegen eine drohende Gefahr (Boulangismus) zu wahren hatte, hat sich seither bemüht, die republikanischen Einrichtungen zu

ändern; Dank derselben herrscht in Frankreich ein tieferer socialer Friede als in allen anderen, besonders auch monarchischen Ländern." Der Minister hat Recht, der Socialismus hat in Frankreich nicht entfernt dieselbe Ausdehnung und Macht erlangt wie in Deutschland. Es gibt kaum eine förmlich gegliederte socialistische Partei, sondern nur eine Anzahl sich bitter befehdender Gruppen. Selbst in Paris hält es schwer, einen wirklichen Socialisten zur Wahl zu bringen; unter den 11 Socialisten der Kammer ist keine Einigkeit, kein Führer. Es gibt kein Programm, überhaupt kein Lehrgebäude, nach welchem dieselben arbeiten könnten. Frankreich hat hochrothe Radikale, Communards- und Umsturzmänner, welche unter Umständen die Arbeiter fortzureißen vermögen, aber keine zielbewußte und organisirte Socialistenpartei. Aber der Minister schießt fehl, wenn er dies der Republik zuschreibt. Diese hat nur das Verdienst, den Socialisten freie Bahn gebrochen zu haben, so daß sie sich ungehindert unter sich zerfleischen konnten. Das dadurch gegebene Schauspiel hat das Volk mit Ekel und Abscheu erfüllt. Aber ist es nicht der Rest katholischen Bewußtseins, welcher trotz Allem und Allem noch fest im Volke sitzt, der dasselbe bis jetzt vor dem tieferen Eindringen des Socialismus bewahrt hat?

Das Volk hat von Kindesbeinen an das Beispiel der Entsagung von 160,000 Priestern und Ordensleuten täglich vor Augen. Bis 1876 waren noch 37,216 Schwestern und 9468 Brüder in den öffentlichen Volksschulen thätig, während eine noch größere Zahl sich mit Greisen-, Armen-, Waisen- und Krankenpflege beschäftigt. Von den hunderttausend gottgeweihten Jungfrauen führen keine 10,000 ein rein beschauliches Leben, und auch diese arbeiten noch recht viel. „Nur die Ordensleute verstehen es, ihren Zöglingen einen festen Halt, einen sichern Leitfaden für's Leben (le pli pour la vie) mitzugeben: schreibt Gréard, der unverdächtige langjährige Oberleiter des Pariser Schulwesens, jetzt Mitglied der Akademie. Das will doch etwas heißen. Auch die Schulen der weltlichen Lehrer werden durch das Beispiel der Ordensleute berührt und gehoben. Die großartige Entsagung der Ordensleute ist es auch, welche die Wohlhabenden bewegt, sich der Armen und Bedrängten anzunehmen.

Die Lehrorden sind überhaupt ein Stück socialer Frage. In Vicq wurden bekanntlich die Schwestern mit Waffengewalt aus dem ihnen von einem Pfarrer vermachten Hause vertrieben. Dasselbe Vermächtniß liefert jährlich 1600 Fr. Einkünfte, wovon die Gemeinde 900 behielt; mit den übrigen 700 Fr. und den einigen Gaben der 1300 meist armen Einwohner lebten vier Schwestern, besorgten den Unterricht, pflegten die Kranken, unterstützten die Armen, leiteten die Mädchen zum Arbeiten an. Aehnlich steht es überall mit den Lehrschwestern; sie kosten den Gemeinden nur ein Viertel so viel, als die weltlichen Lehrerinen (1000 bis 1800 Fr. Gehalt) erfordern, finden dabei immer noch Mittel, Arme zu unterstützen und Kranken beizustehen. Gar viele dieser Lehrschwestern versorgen Waisenkinder, haben kleine Waisenhäuser aus ihren bescheidenen Wohnungen gemacht. Sie sind die Hülfe Aller. Besonders auch in den Städten wirkt das Beispiel ihrer aufopfernden Thätigkeit auf Alle, auch die Männer.

Der Gedanke der Staatsversorgung Aller — denn dies ist doch der Grundbegriff des Socialismus — konnte auch deshalb nicht in's Volk dringen, weil die Staatsbildung Allen bisher fehlte. Die staatliche Zwangsschule ist der Nährboden des Socialismus. Wenn der Staat sich der Kinder 7 bis 8 Jahre lang in einem Grade bemächtigt, daß die Rechte der Eltern fast auf Null fallen, ergeben sich auch die entsprechenden Folgerungen. Die Socialisten machen den Staat für die Schulbildung verantwortlich, die er ihnen aufgezwungen hat, indem sie entsprechende wirthschaftliche Versorgung von ihm verlangen. Deshalb ist der Socialismus in Preußen, wo die Staatszwangsschule die höchste Vollkommenheit erfahren, auch am tiefsten in's Volk gedrungen. Die katholische Kirche allein hat demselben dort bisher Stand gehalten; wie lange sie dieses aber noch vermag, ist eine andere Frage. Solange dieses vielarmige, gewaltige Triebwerk fortarbeitet, ist an einen Halt, geschweige denn eine Umkehr in der socialistischen Bewegung nicht zu denken.

Auch in Frankreich haben die Radikalen und Socialisten längst erkannt, daß die Kirche das festeste Bollwerk gegen ihre Bestrebungen ist, die Zwangsschule dagegen ihre beste Helferin ist.

Daher der rasende Haß, mit dem sie die Kirche und die freie Schule verfolgen. Die Socialisten sind hier sehr klug. Sie kämpfen viel weniger gegen die Geldmacht, obgleich deren Mißbräuche und Nichtswürdigkeiten gerade in Frankreich so zahlreich zu Tage liegen, als gegen die Kirche. Beim Kampfe gegen den Besitz steht ihnen das Rechtsgefühl des Volkes entgegen, es fehlt an Bundesgenossen. Beim Kampfe gegen die Kirche haben sie alle Radikalen, überhaupt die Republikaner hinter sich. Sind auch bis jetzt deren Anschläge nicht ganz durchgedrungen, so ist doch der Schaden groß genug und wächst mit jedem Tage. Muß doch selbst ein republikanisches Blatt, „Evenement“, eingestehen: „Das Verbrechen ist nicht im Rückgang, sondern im Aufschwung begriffen. Es mehrt und vergräuelt sich. Unsere socialen Zustände werden immer schlimmer. Die amtlichen Ausweise sind traurig beredtsam in dieser Hinsicht. Mit der Verbreitung des Unterrichtes beschleunigt der Mißbrauch aller Freiheiten die Entartung unseres Stammes.“

Nachtrag.

Soeben veröffentlichte Ausweise des Unterrichtsministeriums geben an: Im Jahre 1886 zählten die weltlichen Volksschulen 3,647,987 Zöglinge, im Jahre 1889 aber 3,751,746, folglich 203,750 mehr. Die von Ordensleuten geleiteten Volksschulen hatten 1886: 1,083,779 Zöglinge, 1889 dagegen 1,012,381, oder 71,398 weniger.

Diese Minderung ist nur durch die Austreibung der Ordensleute aus vielen Schulen erzielt worden. Im Jahre 1878 befanden sich unter den 60,348 Volksschulen 13,009, welche von Ordensleuten geleitet wurden. Ende 1888 war diese Zahl, Dank der stattgehabten Austreibungen, auf 8552 herabgedrückt worden.

Im Jahre 1878 gab es 8110 freie Volksschulen, d. h. solche, welche weder vom Staat noch von Gemeinden unterhalten wurden. Ende 1888 war die Zahl dieser Schulen aber auf 12,426 gestiegen. Zum Ersatz der 5453 Schulen, aus denen die Ordensleute vertrieben worden waren, sind also im selben Zeitraum 4316 neue freie Schulen gegründet worden, die unter Ordensleuten stehen. Seit 1888 ist mit der Verwelt-

lichung eifrig fortgefahren worden, welche bis 1891 beendet sein soll. Indessen geht es doch nicht so schnell und so leicht, als die Republikaner wünschen. Der Unterrichtsminister Bourgeois gestand, daß es an Lehrern zu gebrechen anfängt, seitdem denselben die Befreiung vom Wehrdienst entzogen worden. Dagegen sind Lehrerinen im Ueberfluß vorhanden; Paris allein zählt über 5000 geprüfte Lehrerinen ohne Stelle. Aber die meisten Lehrerinen sind Stadtkinder, die nicht auf's Land gehen, noch dort verwendet werden können.

Die Mehrung der Schüler der staatlichen Zwangsschulen ist theilweise auch dem 1886 eingeführten Schulzwange zu verdanken, der den Schulbesuch um ein Jahr verlängerte. Indessen haben die weltlichen Volksschulen im letzten Jahre 1777 Knaben verloren, und 22,972 Mädchen gewonnen. Die Ordensschulen aber gewannen 25,901 Knaben und 33,878 Mädchen. Die Anstrengungen der Katholiken, ihren Kindern eine christliche Erziehung zu ermöglichen, werden also immer größer, sind auch von entsprechendem Erfolge begleitet.

XLIX.

Zeitläufe.

Kirche und Kirchen gegenüber der socialen Bewegung.

Den 12. Oktober 1890.

Es ist von vornherein bezeichnend, daß internationale Socialcongresse, wie der jüngst zum dritten Male in Lüttich gefeierte, bis jetzt nur katholischerseits zu Stande gekommen sind. Der im Frühjahr zu Berlin versammelte „Evangelisch-sociale Congreß" war eigentlich nicht einmal national, sondern bloß norddeutsch. Nicht minder bezeichnend ist ein weiterer Unterschied. Bei jenem internationalen „Katholisch-socialen Congreß" haben einige Belgier und Franzosen den, sonst

auch am deutschen Rhein vertheidigten, Satz vertreten: „Die Kirche allein kann helfen". Bei dem Congreß zu Berlin dagegen war es die Anschauung der auf den theologischen Kathedern herrschenden Richtung: der Staat allein habe zu helfen.

Der Lütticher Congreß hat die ganze Presse hüben und drüben in Bewegung gesetzt, namentlich wegen der mit nationalem Feuer geäußerten Anschauung der belgisch-französischen Minderheit, mit einem Jesuitenpater an der Spitze. Man hat sie dort mit schadenfrohem Beifall, hier mit Mißfallen als „reine Manchesterleute" beurtheilt. Aber auch sie wollen keineswegs Alles dem „freien Spiel der Kräfte" gemäß den angeblichen „unabänderlichen Naturgesetzen" des liberalen Oeconomismus anheimstellen. Nicht die Manchesterleute, aber sie werden sich mit dem vermittelnden Standpunkt zu vertragen wissen, den Papst Leo von Anfang an als den social-politisch richtigen angedeutet,[1]) und den der Hirtenbrief der preußischen Bischöfe soeben auf das Klarste präcisirt hat.

Man kann sogar Manchestermann von reinstem Wasser seyn, und dennoch den Staatssocialismus betreiben. Es ist eine Ungeheuerlichkeit, aber sie ist in der Bismarck'schen Socialreform zuwege gebracht, und zwar in der „Krönung" derselben. Als P. Forbes von dem hier auf die Spitze getriebenen

---

1) Die erste Aeußerung Sr. Heiligkeit ist in der Ansprache an die Delegirten der französischen Arbeitervereine am 16. Oktober 1887 erfolgt: „Zweifellos ist das Eingreifen und die Thätigkeit der öffentlichen Gewalten nicht unerläßlich nothwendig, wenn in den die Arbeit und den Industrialismus regelnden Bedingungen nichts sich vorfindet, wodurch die Sittlichkeit, die Gerechtigkeit, die Menschenwürde und das häusliche Leben des Arbeiters verletzt wird. Aber wenn das Eine oder andere dieser Güter sich verletzt oder bedroht sieht, dann thun die öffentlichen Gewalten ein Werk des socialen Heils, wenn sie in der ihnen zustehenden Weise und in gerechtem Maaße einschreiten; denn ihnen liegt es ob, die wahren Interessen der ihnen unterstellten Bürger zu schützen und zu wahren."

Versicherungswesen sagte: „Und wer soll diese ungeheuer
Kosten zahlen? Doch nur die Steuerzahler!“ Da rief
hochw. Herr Bischof von Trier dazwischen: „Nein, der G
werbtreibende!“ Das wäre freilich das Richtige. D
deutsche Altersversicherungsgesetz überbürdet aber in der Th
den allgemeinen Staatsmitteln ein volles Drittel der Koste
das von Jahr zu Jahr wachsen und schließlich auf 60
70 Millionen steigen wird. Mit dieser capitalistisch-burea
kratischen Socialreform aus Bismarck'schem Geiste ist all-
dings die Bahn des Staatssocialismus betreten, und
durchkreuzt die Arbeiterschutzgesetze, die jetzt der Kaiser w

In keinem Staate außer in Preußen hat bis jetzt die
Idee eines solchen Zwangsversicherungswesens aufkommen
können, und sieht man näher zu, so führt der auffallende Unterschied zurück auf die gerühmte „deutsche Reformation“. Denn sie hat die Kirche zum Staat gemacht und umgekehrt. Daß „die Kirche allein“ die sociale Frage lösen könne, kann innerhalb des landeskirchlichen Protestantismus freilich Niemanden einfallen. Aber eine Aufforderung dürfte in diesen Erscheinungen liegen, den gegensätzlichen Stellungen näher auf den Grund zu sehen.

Man braucht nicht einmal auf fünfzig Jahre sich zurückerinnern zu können, es genügt ein Blick auf den Bahnverkehr einer großen Stadt oder in das Treiben eines Fabrikdistrikts, zu geschweigen vom Verkehr über's Meer, um sich sagen zu müssen: ja wir leben in einer neuen Welt. Der Mensch der alten Welt hat endlich die dämonischen Naturkräfte entdeckt und sich ein neues Daseyn geschaffen. Diese Entdeckung und Schöpfung glaubte er aber innerhalb der Schranken der bestehenden Gesellschaft, wie sie vom Liberalismus gleichzeitig mit den Motoren der neuen Welt geschaffen worden ist, ausbeuten zu können; das war der große Irrthum und ist der Ursprung der socialen Bewegung. Was der Liberalismus gegenüber der Ordnung der alten Gesell-

schaft war, das ist jetzt die Arbeiterbewegung, vorerst noch unbewußt und die Socialdemokratie bewußt, gegenüber der liberal gestalteten Gesellschaft. Er, der Liberalismus, ist jetzt der große Reaktionär und dem Untergang geweiht, so gewiß als Fürst Bismarck, gegen alles menschliche Ermessen, außer Amt gesetzt worden ist.

Der Liberalismus hat sich stets gerühmt, der Geist, sozusagen die Religion des „Bürgerthums" zu seyn. Dem alten deutschen Bürgerthum ist damit schweres Unrecht zugefügt worden; aber es paßt durchaus auf den vor hundert Jahren aus Frankreich herübergekommenen Begriff der „Bourgeoisie". Solange hat es gebraucht, bis aus dem Bürgerthum der alten Zeit der sogenannte dritte Stand sich zum herrschenden entwickeln und unter dem Namen des Liberalismus seinem Standesinteresse überall zum Siege verhelfen konnte. Geht man auf den Ursprung dieser Entwicklung zurück, so stößt man in jedem Stadium derselben auf die Todfeindschaft gegen die katholische Kirche, und schließlich rühmt sich die Parteiung selber ihrer adelichen Geburt aus der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts. Undankbar genug; denn auch den reformatorischen Glauben hat sie abgeschüttelt als moderigen Niederschlag aus der alten katholischen Zeit.

Nun hat aber gerade die gegenwärtig unaufhaltsam vordringende sociale Bewegung die merkwürdige Thatsache aufgedeckt, daß in der Stellung der beiden Confessionen als solcher und ihrer amtlichen Vertreter zu der großen Frage ein wesentlicher Unterschied besteht. Man kann sagen, es falle da ein helles Streiflicht zurück bis in die Tage des Augsburger Reichstags. Was man heutzutage die Bourgeoisie nennt, stand damals auf Seite der Neuerer, und wenn dieselbe auch heute um das „Evangelium" sich kaum mehr dem Namen nach kümmert, ja dessen ernste Verkünder offen gestehen, daß das sittliche Verderben aus den oberen Reihen herab in den Massen um sich gegriffen habe, so ist die Con-

fession als solche doch der ersten Liebe treu geblieben. Wenn sie aufgerufen wird, wie es gegenwärtig geschehen ist, an der Heilung des socialen Uebels von oben herab mitzuwirken, so lautet die Antwort: eine anstaltliche „Kirche“ kenne der Protestantismus nicht, und über die grundlegenden Sätze desselben vom „Glauben allein“ und vom „allgemeinen Priesterthum“ könne und dürfe der „Diener am Wort“ als solcher nicht hinausgehen. Es liegt in dieser Erklärung der Nichtzuständigkeit gewiß ein Zeichen der Zeit und eine vielsagende Thatsache.

Bekanntlich haben in Folge der kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar und nach dem erschreckenden Ausfall der Wahlen vom 20. Februar die obersten landeskirchlichen Behörden in Preußen, und zunächst dann auch in Sachsen, an ihre Geistlichen und an die Gemeinden besondere Ansprachen erlassen. Die des Oberkirchenraths zu Berlin ist ein glänzend geschriebenes Dokument. Den Zustand schildert sie mit den düstersten Farben: „Der religiöse Autoritätsglaube ist aufgegeben, aber den Wortführern wird blindlings Folge geleistet. Und dies Alles hat eine Ausdehnung gewonnen, daß es sich nicht mehr um die Verirrung einzelner, wenn auch zahlreicher Kreise, sondern um eine von unten nach oben steigende Erkrankung der Volksseele handelt. Damit verbindet sich eine Zerbröckelung des Bürgerthums, dessen untere Schichten theilweise bereits in das socialdemokratische Lager überzugehen beginnen“. Der Aufruf hebt namentlich hervor, daß die erwachsene Jugend stets „in vorderster Reihe stehe und die Aelteren mit sich fortziehe“. Er gibt ausführliche Rathschläge, was denn nun zu thun sei; an die Spitze aber stellt er den Satz: „Je ernster die Zeit, desto größer wird auch die Verpflichtung und die Verantwortlichkeit des geistlichen Amts; wir bedürfen zu ihrer Erfüllung keiner neuen Mittel“, wobei indeß zugegeben wird, daß „das Schwergewicht auf der speciellen Seelsorge liege“, und „gerade diese Thätigkeit nicht völlig zu ihrem Recht gekommen sei.“

Es wurde nun in tonangebenden protestantischen Kreisen Berlins beschlossen, in der Pfingstwoche, Ende Mai des Jahres, daselbst einen „Evangelisch-socialen Congreß“ zu veranstalten. Der ungewöhnlichen Benennung „evangelisch-social“ war der Vorzug vor christlich-social gegeben worden, einmal zur Unterscheidung von ähnlichen Versammlungen römisch-katholischer Mitbürger, zum andern, um eine Bezeichnung zu vermeiden, die Manchem als politischer Parteiname (womit die Stöcker'schen Vereine gemeint sind) hätte klingen und darum mißliebig seyn können.[1]) Es sollten überhaupt die verschiedenen protestantisch-kirchlichen Parteien bei der ersten Generalprobe vertreten seyn, und es erschienen die von der Rechten, der Mitte und von der Linken; von der letzteren spielte besonders der freisinnige Theologie-Professor Harnack in Berlin eine bedeutende Rolle. Das Programm konnte erklären: „Alle staats- und kirchenerhaltenden Richtungen des deutschen Protestantismus werden den Congreß beschicken; von Greifswald und Jena werden die Universitätslehrer vertreten seyn“.

Diese Bereitwilligkeit wurde den letzteren vom Organ des „Protestantenvereins“ von vornherein sehr übel genommen: „Es wird nur auf das hohe Ansehen der Namen derselben ein Schatten fallen. Der evangelischen Kirche ist durch nichts Anderes aufzuhelfen, als durch die Arbeit innerhalb der kirchlichen Organisation derselben. Das allein ist aber auch der Boden, auf welchem der politische Liberalismus sich auf die Dauer im Volksleben wird gegen die auflösenden socialen Tendenzen behaupten können“. Das dürfte wohl ebenso zu verstehen seyn, wie wenn Herr Harnack im Congreß äußerte: „Auf Grund meiner langjährigen Erfahrung muß ich noch bemerken, daß das theologische Wissen und die wissenschaftliche Bildung unter den Theologie-Studirenden immer mehr sinkt, weil sie sich in zu Vielerlei verlieren. Die Er-

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 23. Mai 1890.

haltung unserer evangelischen Kirche erfordert es, daß die Geistlichen sich in Contakt mit den Gebildeten der Gegenwart halten".[1]) Dieser durchgehende Gegensatz erhellt sofort aus der auf der anderen Seite ausgegebenen Losung: „Zurück in das Volk!"[2])

Das Programm des Congresses selber glaubte diese zugestandene Isolirung gegenüber dem gemeinen Volke als einen Uebelstand der Vergangenheit ansehen zu dürfen: „Der Protestantismus war viel zu zerklüftet, als daß er zu einer Zusammenfassung seiner socialen Kräfte hätte kommen können". Aber ehe sich noch der Congreß versammelte, hatte die Discussion in der Presse bewiesen, daß die socialen Kräfte des Protestantismus immer noch vor demselben Hinderniß der Entfaltung stehen. Ein gewichtiges Wort sprach vor Allem das Haupt des „Evangelischen Bundes", Professor Beyschlag in Halle, dazwischen,[3]) und seine lange Auseinandersetzung gipfelt gerade in der Verneinung des Satzes in dem Erlasse des Berliner Oberkirchenraths, daß das geistliche Amt in der Landeskirche zur Erfüllung seiner Aufgabe in dieser ernsten Zeit „keiner neuen Mittel bedürfe".

Auch Hr. Beyschlag beklagt die in der oberkirchenräthlichen Ansprache constatirte „Erkrankung der Volksseele"; nur daß er betont: ehe dieselbe „von unten nach oben" gestiegen, sei sie von oben nach unten hinabgedrungen. „Das hat noch ganz andere und mächtigere Ursachen als die wirthschaftlichen. Es hat seine Ursachen in einer naturalistischen und material-

1) Berliner „Germania" vom 31. Mai 1890.

2) Vgl. die Zusammenstellungen aus der „Kreuzzeitung", dem „Reichsboten" und anderen Preßorganen in den Neusser „Christlich-socialen Blättern", 1890. Heft 13 bis 15.

3) „Die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Socialdemokratie" in dem nationalliberalen „Deutschen Wochenblatt" von O. Arendt in Berlin. Heft vom 17. und 24. April 1890. — Hr. Beyschlag hat dann jüngst auf der Stuttgarter Conferenz des „Evangelischen Bundes" ungefähr dasselbe wiederholt.

schen Weltanschauung, welche aus dem Kreise der oberen Zehntausend in die breiten Massen der unteren Stände durchgesickert ist: diese sauberen Culturfortschritte unserer sogenannten Wissenschaft und schönen Literatur haben ganz naturgemäß im Kreise der Proletarier ihre socialistische Anwendung gefunden in dem gleichen Anspruch Aller auf rückhaltlose sinnliche Ausnutzung des irdischen Daseyns als des einzigen, das es gibt". Trotzdem beginnt er mit schweren Anklagen gegen das allgemeine, gleiche Wahlrecht, das die höheren Stände in die politische Minorität versetzt habe und überhaupt ein Hohn auf die organische Natur der bürgerlichen Gesellschaft sei. Er ist auf die ganze Aera Bismarck schlecht zu sprechen, den er nicht nur der „vollkommenen Nichtachtung der evangelischen Kirche", sondern überhaupt vielfacher Schädigung der idealen Faktoren des deutschen Lebens beschuldigt. Und nun soll die evangelische Geistlichkeit in diese politischen Dinge sich einmischen! Dazu, sagt Hr. Beyschlag, hat sie weder den Beruf noch die Fähigkeit, und er freut sich, daß „der weitaus größte Theil derselben sich auf den Illusions- und Confusionsweg der (Stöcker'schen) christlich-socialen Partei nicht eingelassen habe". Selbst die „Innere Mission" stellt er vor die Frage: „Hat sie dem riesigen Anwachsen des Uebels in irgend wahrnehmbarer Weise zu wehren vermocht?"

Aber nun kommt das Wunderbare. Nicht der „veraltete Katholicismus mit seiner überwundenen Weltanschauung", sagt der Professor, sondern allein der evangelische Protestantismus sei im Stande, unserm Volke das Evangelium in solcher Weise zu predigen, daß der böse Geist des Socialdemokratismus gebannt werde: „es ist das Evangelium, das Evangelium allein, das ihn zu überwinden vermag". Genau so spricht auf der Gegenseite auch Hr. Hofprediger Stöcker; er zieht jedoch nicht den Fuß gleich wieder zurück, wie der mittelparteiliche Führer in Halle. „Aber widersprechen wir uns nicht selbst, wenn wir vorhin die Ohnmacht des evangelischen Geistlichen gegenüber der Socialdemokratie behauptet haben,

und jetzt der evangelischen Kirche die volle Macht zusprechen, die Socialdemokratie in deren geistigem Grunde zu überwinden? Wir bitten, einen doppelten Unterschied nicht zu übersehen. Dort redeten wir von der Möglichkeit einer unmittelbaren Gegenwirkung; jetzt reden wir von der Macht einer mittelbaren, durch die gesammte volksthümliche Wirksamkeit unserer Kirche vermittelten. Eine solche moralische Hülfe ist freilich eine weitaussehende. Das Andere, worauf wir zu achten bitten, ist dies: wir schreiben die Macht, eine solche durchgreifende Hülfe zu bringen, nicht ohne Weiteres der evangelischen Kirche zu, so wie sie augenblicklich ist, sondern so, wie sie ihren Grundsätzen nach sein könnte und sollte, und den Aufgaben gegenüber, welche unsere Zeit ihr stellt, je eher je lieber zu werden hat". Gewiß trostlos im Vergleich mit den kaiserlichen und oberkirchenräthlichen Ansprachen!

Der „Evangelisch-sociale Congreß" hat ein, mit Angehörigen der verschiedensten kirchlichen Richtungen besetztes, Aktionscomité hinterlassen. Dasselbe erklärte in einem Aufruf als sein Ziel, auf dem Grunde der evangelischen Lebensanschauung und der protestantischen Staatsauffassung an der religiösen Belebung der bürgerlichen Gesellschaft, an der sittlichen Hebung des Erwerbslebens, an der Bekämpfung des socialen Umsturzes mitzuwirken. „Für diese Arbeit wird die Neubelebung der evangelischen Gemeinde eines der wichtigsten Mittel seyn".[1]) Logisch genommen müßte also die Kirche sich selber neubeleben, denn die sichtbare Kirche des Protestantismus ist eben die Gemeinde. „Die Gemeinde", sagt Herr Beyschlag, „die um Wort und Sakrament sich wirklich versammelnde Lokalgemeinde ist nach evangelischer Lehre die Kirche auf erster Potenz, die organische Grundlage alles weitern Kirchenbaues." „Aber wo ist diese Gemeinde", ruft er aus, „in Wirklichkeit?" „Was uns lähmt, ist, daß wir wohl den Begriff der Gemeinde haben, daß

1) Berliner „Germania" vom 19. Juli 1890.

as aber die wirkliche Gemeinde mehr oder weniger fehlt. Kein einsichtiger Freund der evangelischen Kirche kann verkennen, daß ihre Volksthümlichkeit, diese Voraussetzung jeder erfolgreichen Einwirkung auf's Volk, viel, sehr viel zu wünschen übrig läßt. Im Großen und Ganzen muß man bekennen: unser Wort in Predigt und Unterricht ‚fähet nicht'."

Wenn nun die Kirche als solche ein bloßer Begriff ist und die Gemeinde gleichfalls nur ein Begriff, so muß es allerdings schwierig seyn, gemäß der Mahnung des Oberkirchenraths, „die specielle Seelsorge zu ihrem Recht kommen" zu lassen. Was darunter zu verstehen wäre, hat der „Reichsbote", das vielgenannte Pastorenblatt, sehr präcis erklärt: „Wir haben das hierarchische Priesterthum abgeschafft und unsere Kirche auf das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen gegründet, aber wo bethätigt sich dieß allgemeine Priesterthum? Wir sind aus einer autoritären Priesterkirche eine autoritätslose Theologenkirche geworden. Darin liegt unsere Schwäche. Wir müssen Ernst machen mit dem allgemeinen Priesterthum. Der Geistliche muß sich Hülfe holen aus dem allgemeinen Priesterthum." [1] Im Congreß hatte namentlich Ein Mitglied, Pastor Baron Soden, diesen Punkt berührt, und ihm antwortete ein Amtsbruder, unter aller Anerkennung seiner idealen Anschauung, in der Presse: „Verfasser lebt und arbeitet in einer etwa 1700 Seelen umfassenden Gemeinde, die äußerlich zu den kirchlichen gehört. Er ist nicht im Stande, einen einzigen Mann der Gemeinde zu nennen, der geeignet wäre, seelsorgerische Funktionen zu vollziehen, ja außer dem Pastor loci und dem Verfasser hat sicherlich keiner in der Gemeinde von dem allgemeinen Priesterthum einen Begriff." [2]

Auch gegen die ideale Anschauung des Hrn. Beyschlag trat ein gewichtiger Gegner auf. [3] „Wir alle wissen es: die

1) Nummer vom 6. April 1890.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 31. Juli 1890.

3) Professor J. Weiß in Göttingen, s. Berliner „Deutsches Wochenblatt" vom 10. und 17. Juli 1890.

Predigt ist nichts ohne Seelsorge!“ Er empfiehlt dieselbe sogar nach den Vorschlägen des Pastor Sulze zu Dresden: geistlicher Besuch von Haus zu Haus und Rechenschaftsablegung bei den kirchlichen Oberbehörden über die geistlichen Visiten. Aber allerdings sei das ein „ganz neues Mittel“, und die evangelische Kirche habe verspielt, wenn sie sich weiter nur auf die Predigt und die Sakramente verlasse. „Hat die evangelische Kirche eine Erziehungsaufgabe an unserer Generation erfüllt? Wir können die Thatsachen als Antwort anrufen. Die Entfremdung der Massen von der Kirche verneint jene Frage. Es besteht die Thatsache, daß unendlich viele Kreise in gar keinem dauernden Verhältniß zur Kirche mehr stehen; kaum daß noch an den Hauptwendepunkten des Lebens der Segen der Kirche begehrt wird; aber ein Heimatsgefühl in der Kirche, ein Empfinden ihrer Angelegenheiten als eigene, auch nur ein äußerer Verkehr der Gemeindemitglieder mit dem Pfarrer und untereinander ist nicht vorhanden. Von Erziehung kann also bei der Mehrzahl gar nicht die Rede seyn.“ Indem aber der Verfasser es anders haben will, verstößt er unversehens gegen den Grundartikel des „Evangeliums“, das sola fide. „Unser kirchlicher Unterricht leidet vor allem an einem Gebrechen, das ihm vielleicht noch vom Pietismus her, vielleicht aber von Anfang an, innewohnt: er ist zu weltflüchtig. Die Frage: wie gewinne ich einen gnädigen Gott? ist der Leitfaden unserer Dogmatik und unseres Unterrichts. Man vergleiche die Wirkungen zweier Predigten: die Eine über die Rechtfertigung aus dem Glauben, die andere über das Wort des Herrn: Der Größte unter euch soll euer Diener seyn!“ U. s. w.

Es ist sehr bezeichnend, daß nur bei diesem Befürworter des durch die Liebe thätigen Glaubens die übliche Verwahrung sich nicht findet, als wenn man bei dem Kampfe gegen den socialen Umsturz die Wege der katholischen Kirche einschlagen wolle. In dem Aufruf des Aktionscomité's für den „evangelisch-socialen Congreß“ heißt es dagegen wörtlich: „Selbst-

[ver]ständlich kann es sich nicht darum handeln, in der Weise [k]atholischer Socialpolitik der organisirten Kirche oder ihren Dienern socialpolitische Aufgaben in Parallele mit dem Staate zuzuweisen". Und die beiden Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen erklären in ihrem österlichen Hirtenbriefe [1]) mit dürren Worten: daß eine solche Nachfolge der Grundlehre vom „Glauben allein" widersprechen würde. „Im Glauben allein: wir wären nicht mehr Protestanten, wenn uns dieses Kleinod entschwände. Mag die Kirche, die sich von uns getrennt (!), sich ihrer gewaltigen Erfolge vor Menschenaugen rühmen, ihre Scheintriumphe sollen uns nicht blenden, nicht bestechen." Indeß meinte doch selbst der Präsident des Congresses, der bekannte Nationalöconom Professor Wagner in Berlin, daß man das sociale Wirken der katholischen Kirche sich zum Muster nehmen könne. Der „Reichsbote" erklärte: „Nur das Centrum steht fest, alle anderen alten Parteien wanken." Hofprediger Stöcker aber begründet eine seiner Thesen beim Congreß damit, „daß die Socialdemokratie in Deutschland, und zwar bis jetzt in den evangelischen Gebieten, ihre tiefsten Wurzeln und ihre weiteste Verbreitung habe". Und das, sagte er, sei dadurch gekommen, daß „die officielle Kirche ihre Aufgaben Jahrzehnte lang gänzlich verkannt habe und die verführten Millionen darum irre geworden seien."

Was ist aber diese „officielle Kirche?" Offenbar läuft die Verirrung im Kirchenbegriff wie der rothe Faden durch die ganze Discussion. Das neue „Evangelium" hat den Menschen „unmittelbar" dem Heiland gegenübergestellt und den Glauben an die von Christus gestiftete Heilsanstalt auf Erden zerstört, an die leere Stelle trat in der äußern Ordnung der Staat. „Es ist", sagt das Berliner Pastorenblatt, „von großem Schaden, daß die christliche kirchliche Gemeinde so sehr hinter die politische Gemeinde zurückgetreten ist."

1) Berliner „Reichsbote" vom 6. April 1890.

Aber es konnte nicht anders seyn. Die Freiheitslehren des neuen Kirchenbegriffs riefen auch sofort die erste socialdemokratische Umsturzbewegung im großen Style, den Bauernkrieg von 1525, hervor. Da rief Luther den Staat an: „Schießt, haut, stecht!" Insoferne war Fürst Bismarck wirklich der zweite Luther; denn auch er handelte nach der Ueberzeugung, die neue socialdemokratische Bewegung sei schließlich nichts Anderes als eine „militärische Frage".

Nur daß inzwischen die Bewegung dem Staate selbst über den Kopf zu wachsen begann. In dem Maße, als im modernen Staate die Classen der „oberen Zehentausend" dick und fett wurden und unter dem Namen des Liberalismus zur politischen Herrschaft gelangten, entfremdeten sie sich den breiten Massen des Volkes und diese der Kirche, die selber nichts Anderes war, als eine Ministerialabtheilung im Staat. Daher jener von Hrn. Beyschlag so bitter beklagte Verlust ihrer „Volksthümlichkeit", den man der katholischen Kirche nicht nachsagen kann, weil sie nicht im Dienste der Bourgeoisie steht. „Die Arbeiter", sagt der oftcitirte „Reichsbote" zu Berlin, „sind mehr die Verführten, als solche muß die Kirche sie behandeln. Es wäre ein großer Fehler, wenn die Kirche und ihre Diener immer nur die Armen als den Gegenstand ihrer Bußpredigt und ihrer seelsorgerlichen Behandlung betrachteten. Sie würden die Kirche als eine Art Armenpolizei im Interesse der Reichen ansehen, und dann wäre es mit der Wirksamkeit der Kirche vorbei." [1])

Daß es thatsächlich schon so weit gekommen ist, beweist ein merkwürdiger Vorschlag, der im Congreß selber aufgetaucht ist. Ein Professor Scholz betonte, daß die höheren Stände, insbesondere die Geistlichen, ihre Kinder nicht studiren, sondern lieber ein Handwerk lernen lassen sollten, damit die Gegensätze zwischen Reich und Arm sich auf diese Weise wieder ausgleichen könnten. „Wenn man über das Gebiet der schönen Redensarten hinausgehen wolle, müsse

1) „Christlich-sociale Blätter", 1890. Heft 15, S. 470.

man mit dem elterlichen Stolze brechen und den Muth haben, die Söhne in die Tiefen des Volkes herabsteigen zu lassen.“ Auch der nachfolgende Redner, Pastor Weber, erklärte: „Die reichen Eltern müssen ihre Kinder in den Hütten der Arbeiter ein- und ausgehen lassen; die Geistlichen müssen sich mehr den Arbeitervereinen anschließen; sie müssen die Jünglings-, Männer-, kaufmännischen und anderen Vereine unterstützen. Meine Forderung ist: schaffen Sie mehr Corpsgeist, mehr kirchlichen Verkehr mit dem Volke von Jugend auf.“ Der Redner berief sich auf das Beispiel mehrerer Pastoren in Rheinland und Westfalen; ein Hr. Sobbe aber bemerkte darüber, „daß überall, wo der Gegensatz zur katholischen Kirche nicht zur Geltung komme, die Arbeitervereine auch keine Lebenskraft haben; wo direkte Gegensätze gegen die katholische Kirche nicht vorhanden seien, sei die Gründung von Arbeitervereinen nicht zu empfehlen; auch komme es nur selten vor, daß in den Sitzungen der Vereine über die Art und Weise der Verbesserung der Lage der Arbeiter verhandelt werde.“ [1]) Also wohl nur über den — Kampf gegen Rom!

Es ergab sich von selbst, daß unter solchen Umständen die Frage eingemischt wurde, ob denn nicht vor Allem an der officiellen Kirche selbst zu corrigiren wäre? Der alte Streit der Parteien kehrte wieder. Auf der strenggläubigen Seite drängt man längst nach den „rechten Händen“; dann hätten auch, wie der „Reichsbote“ sagte, die Aufforderungen zur socialen Mitarbeit aus der Initiative der eigenen Kirche ausgehen können, anstatt aus der der Staatsbehörden. „Das ist nur zu erreichen durch die Ersetzung der juristischen Staatsbeamten als Präsidenten der Kirchenbehörden durch Geistliche, die keine andere Richtschnur ihres Handelns kennen, als die göttliche kirchenamtliche Mission der Kirche, nenne man sie nun Bischöfe oder Generalsuperintendenten. Dann wird auch die evangelische Kirche ihre alte Gewinnungskraft

---

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 29. und 30. Mai 1890.

sowohl Rom, wie dem Unglauben gegenüber wieder gewinnen. Man concentrire deshalb alle Forderungen getrost in die Eine: gebt uns Geistliche als Leiter der Kirche an die Spitze ihrer Behörden mit kirchlicher Initiative." [1]) Auch Hr. Beyschlag, als Vertreter der „richtigen Mitte", will eine andere Regierung der Kirche. „Der evangelischen Kirche ist von Anbeginn bis zur Gegenwart die freie Selbstentfaltung nach den ihr angeborenen Grundsätzen und Lebenstrieben versagt geblieben; der Staat hat sie bevormundet und ihre volksthümliche Ausbildung lahmgelegt." Er fährt fort: „Seit nunmehr siebenzig Jahren ist eine von jungen Lebenskräften durchdrungene Kirche regiert worden nicht nach ihrem eigenen innern Lebenstrieb, sondern — das muß einmal offen und freimüthig beklagt werden — nach der persönlichen religiösen Denkart des Landesherrn." Aber er will eigentlich die Kirchenregierung nur in der Machtsphäre einer andern, der liberalern, Richtung; gegen die „hochkirchliche", die „Freiheit Hammerstein'schen Recepts", verwahrt er sich feierlich; für ihn bietet die „verjüngte, wissenschaftliche Theologie" die rechten Hände dar. [2])

Professor Harnack, als Vertreter einer noch wissenschaftlichern Theologie und eines noch verschwommenern Kirchenbegriffs, hält auch davon nichts. Nach ihm hat „die Schwäche der evangelischen Kirche ihren Grund nicht, wie Einige sich selber täuschend meinen, in der Gebundenheit der Kirchen, sondern darin, daß die große Mehrzahl der Gebildeten und Ungebildeten dem Glauben, wie ihn die Kirchen officiell bekennen, entwachsen ist." Seine Meinung geht dahin, „die oberste Aufgabe der evangelischen Kirchen sei zur Zeit nicht die, in immer neuer Geschäftigkeit auf Mittel und Mittelchen zu sinnen, sondern ein solches Verständniß des Evangeliums wieder herzustellen, daß es in keinem Sinn als Last, sondern

1) Berliner „Reichsbote" vom 5. Juli 1890. — „Augsburger Postzeitung" vom 1. Septbr. 1890.

2) Arendt's „Deutsches Wochenblatt" a. a. O. S. 200 f.

als die Macht der Befreiung und Erlösung empfunden werde."[1]) Das wird kaum anders zu verstehen seyn, als daß den „evangelischen Christen im 19. Jahrhundert nach den sichern Erkenntnissen, die wir gewonnen haben", das Bekenntniß noch um einige Kilo zu erleichtern sei. Noch deutlicher spricht das Organ der äußersten kirchlichen Linken. Indem es die Thatsache durch Verweisung auf die „Sitze des reinen Lutherthums" erhärtet, behauptet es: während bisher in Deutschland die Wogen des Socialismus an dem Fels der katholischen Kirche zurückgeprallt seien, habe die evangelische Kirche nichts, gar nichts geleistet. „Haben die großen Kirchenmänner der herrschenden Richtung es nicht hundertmal hinausgerufen in alle Welt: eine bekenntnißtreue Autoritätskirche schützt uns vor den revolutionären Elementen des heutigen Volkslebens? Wo ist nun dieser Schutz? Erreicht hat man durch diese Parole allerdings etwas; man hat nicht nur das gebildete Bürgerthum, sondern auch die Massen der Kirche entfremdet. Wenn die evangelische Kirche nicht überhaupt an ihrer geschichtlichen Mission verzweifelt, dann kann sie doch nicht einen Augenblick zweifeln, daß es für sie nur einen einzigen Weg zur Wiedergeburt gibt, nämlich eine freie weitherzige Volkskirche zu werden, welche fähig ist, dem religiösen Sinne des ganzen Volkes entgegenzukommen."[2]) Also die Kirche soll sich dem Zeitgeist, die Erzieherin dem Zögling unterwerfen.

Nach allem dem Vorstehenden muß es fast als ein Curiosum erscheinen, wenn sogar der Versuch gemacht wurde, einerseits festzuhalten, welch wesentlichen Vorrang und höhere göttlichen Gaben der Protestantismus in den Lehren von der Rechtfertigung durch den Glauben und dem allgemeinen

1) Aus den „Preußischen Jahrbüchern" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 3. Juli 1890.

2) Aus der „Protestantischen Vereins-Correspondenz" in den „Christlich-socialen Blättern". 1890. Heft 13 bis 14. S. 403.

Aber es konnte nicht anders seyn. Die Freiheitslehren d
neuen Kirchenbegriffs riefen auch sofort die erste soci
demokratische Umsturzbewegung im großen Style, den Bauern
krieg von 1525, hervor. Da rief Luther den Staat a
„Schießt, haut, stecht!“ Insoferne war Fürst Bism
wirklich der zweite Luther; denn auch er handelte nach d
Ueberzeugung, die neue socialdemokratische Bewegung
schließlich nichts Anderes als eine „militärische Frage“.

Nur daß inzwischen die Bewegung dem Staate s
über den Kopf zu wachsen begann. In dem Maße, als
modernen Staate die Classen der „oberen Zehentau
dick und fett wurden und unter dem Namen des Liberali
zur politischen Herrschaft gelangten, entfremdeten sie sich
breiten Massen des Volkes und diese der Kirche, die j
nichts Anderes war, als eine Ministerialabtheilung im S
Daher jener von Hrn. Beyschlag so bitter beklagte Ve
ihrer „Volksthümlichkeit“, den man der katholischen Kir
nicht nachsagen kann, weil sie nicht im Dienste der Bo
geoisie steht. „Die Arbeiter“, sagt der oftcitirte „Reichsb
zu Berlin, „sind mehr die Verführten, als solche muß d
Kirche sie behandeln. Es wäre ein großer Fehler, wenn d
Kirche und ihre Diener immer nur die Armen als den Ge
stand ihrer Bußpredigt und ihrer seelsorgerlichen Behandlu
betrachteten. Sie würden die Kirche als eine Art Armen
polizei im Interesse der Reichen ansehen, und dann wär e
mit der Wirksamkeit der Kirche vorbei.“ [1])

Daß es thatsächlich schon so weit gekommen ist, beweist
ein merkwürdiger Vorschlag, der im Congreß selber auf
getaucht ist. Ein Professor Scholz betonte, daß die höhere
Stände, insbesondere die Geistlichen, ihre Kinder nicht
studiren, sondern lieber ein Handwerk lernen lassen sollten,
damit die Gegensätze zwischen Reich und Arm sich auf diese
Weise wieder ausgleichen könnten. „Wenn man über das
Gebiet der schönen Redensarten hinausgehen wolle, müsse

1) „Christlich-sociale Blätter“, 1890. Heft 15, S. 470.

hat in ihrer Lehre das Licht, mit welchem sie gerade die socialen Fragen zu erleuchten berufen war, zu sehr unter den Scheffel gestellt, und sie hat in ihrem Leben das vernachlässigt, worin sie im Unterschied von der katholischen Kirche ihre Kraft hätte suchen sollen: die Ausgestaltung des christlichen Gemeindelebens."

„Um in den gegenwärtigen socialen Kämpfen einen bestimmenden Einfluß auf die Arbeitermassen auszuüben, fehlte es in der evangelischen Kirche an den nothwendigsten Voraussetzungen. Eine Kirche, von der sich gerade diejenigen Kreise unseres Volkes, von denen die wirthschaftliche Entwickelung wesentlich bestimmt wurde, schon seit Jahrzehnten abgewandt hatten, konnte nicht erwarten, eine Autorität für die unteren Classen zu werden. Daneben fehlte es unserer Kirche viel zu sehr an einem wirklichen Gemeindeleben, und gerade in den Großstädten und in den Mittelpunkten der Industrie, wo ihre Thätigkeit am nöthigsten gewesen wäre, ist sie mit ihrer Gemeindebildung und mit dem Bestande ihrer geistlichen Kräfte hinter der wirthschaftlichen Entwickelung so weit zurückgeblieben, daß sie vor einer fast hoffnungslosen Aufgabe steht. Endlich — und dafür fällt mehr als für das Bisherige die Verantwortung der Kirche selbst zu — hat sie es versäumt, zu rechter Zeit zu den großen socialen Fragen die rechte Stellung zu nehmen, in grundlegender Weise die Consequenzen der christlichen Ethik für das Gebiet des wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens zu ziehen, und nicht bloß im Privatleben, sondern auch im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen."

Durch das Versäumen der rechten Zeit, sagte der Redner an jenem 24. April, sei „die Aufgabe fast hoffnungslos" geworden; heute dürfte er sich wohl sagen: ganz hoffnungslos. Eine Bewegung, die vor dem Socialistengesetz nur von den anarchistischen Elementen betrieben worden ist, droht sich jetzt weiter socialdemokratischen Kreise zu bemächtigen: der Austritt in Masse aus den protestantischen Landeskirchen, aus der preußischen insbesondere. Es wäre das erschreckendste Anzeichen in der ganzen Bewegung. In katholischen Kreisen sind bis jetzt in dieser Richtung kaum schüchterne Versuche

sowohl Rom, wie dem Unglauben gegenüber wieder gewinn
Man concentrire deshalb alle Forderungen getrost in
Eine: gebt uns Geistliche als Leiter der Kirche an die Sp
ihrer Behörden mit kirchlicher Initiative." 1) Auch Hr. B
schlag, als Vertreter der „richtigen Mitte", will eine and
Regierung der Kirche. „Der evangelischen Kirche ist v
Anbeginn bis zur Gegenwart die freie Selbstentfaltung n
den ihr angeborenen Grundsätzen und Lebenstrieben ver
geblieben; der Staat hat sie bevormundet und ihre vol
thümliche Ausbildung lahmgelegt." Er fährt fort: „S
nunmehr siebenzig Jahren ist eine von jungen Lebenstri
durchdrungene Kirche regiert worden nicht nach ihrem eig
innern Lebenstrieb, sondern — das muß einmal offen u
freimüthig beklagt werden — nach der persönlichen relig
Denkart des Landesherrn." Aber er will eigentlich die Kir
regierung nur in der Machtsphäre einer andern, der liberalen
Richtung; gegen die „hochkirchliche", die „Freiheit Ham
stein'schen Recepts", verwahrt er sich feierlich; für i
bietet die „verjüngte, wissenschaftliche Theologie" die re
Hände dar.[2])

Professor Harnack, als Vertreter einer noch wissensch
lichern Theologie und eines noch verschwommenern Kirch
begriffs, hält auch davon nichts. Nach ihm hat „die Schwä
der evangelischen Kirche ihren Grund nicht, wie Einige s
selber täuschend meinen, in der Gebundenheit der Kirch
sondern darin, daß die große Mehrzahl der Gebildeten u
Ungebildeten dem Glauben, wie ihn die Kirchen officiell b
kennen, entwachsen ist." Seine Meinung geht dahin, „
oberste Aufgabe der evangelischen Kirchen sei zur Zeit n
die, in immer neuer Geschäftigkeit auf Mittel und Mittelch
zu sinnen, sondern ein solches Verständniß des Evangelium
wieder herzustellen, daß es in keinem Sinn als Last, sonder

1) Berliner „Reichsbote" vom 5. Juli 1890. — „Augsburge
Postzeitung" vom 1. Septbr. 1890.

2) Arendt's „Deutsches Wochenblatt" a. a. O. S. 200 f.

die Macht der Befreiung und Erlösung empfunden werde."[1]) ...s wird kaum anders zu verstehen seyn, als daß den ...ngelischen Christen im 19. Jahrhundert nach den sichern ...enntnissen, die wir gewonnen haben", das Bekenntniß ...h um einige Kilo zu erleichtern sei. Noch deutlicher ...icht das Organ der äußersten kirchlichen Linken. Indem die Thatsache durch Verweisung auf die „Sitze des reinen ...herthums" erhärtet, behauptet es: während bisher in ...utschland die Wogen des Socialismus an dem Fels der ...holischen Kirche zurückgeprallt seien, habe die evangelische ...che nichts, gar nichts geleistet. „Haben die großen Kirchen-...mer der herrschenden Richtung es nicht hundertmal ...ausgerufen in alle Welt: eine bekenntnißtreue Autoritäts-...he schützt uns vor den revolutionären Elementen des ...tigen Volkslebens? Wo ist nun dieser Schutz? Erreicht ... man durch diese Parole allerdings etwas; man hat ...ht nur das gebildete Bürgerthum, sondern auch die Massen ... Kirche entfremdet. Wenn die evangelische Kirche nicht ...erhaupt an ihrer geschichtlichen Mission verzweifelt, dann ...n sie doch nicht einen Augenblick zweifeln, daß es für sie ...r einen einzigen Weg zur Wiedergeburt gibt, nämlich eine ...ie weitherzige Volkskirche zu werden, welche fähig ist, dem ...igiösen Sinne des *ganzen* Volkes entgegenzukommen."[2]) ...so die Kirche soll sich dem Zeitgeist, die Erzieherin dem ...gling unterwerfen.

Nach allem dem Vorstehenden muß es fast als ein ...riosum erscheinen, wenn sogar der Versuch gemacht wurde, ...erseits festzuhalten, welch wesentlichen Vorrang und höhere ...ttlichen Gaben der Protestantismus in den Lehren von der ...chtfertigung durch den Glauben und dem allgemeinen

---

1) Aus den „Preußischen Jahrbüchern" s. „*Kölnische Volkszeitung*" vom 3. Juli 1890.

2) Aus der „Protestantischen Vereins-Correspondenz" in den „*Christlich-socialen Blättern*". 1890. Heft 13 bis 14. S. 403.

Priesterthum für die Einwirkung auf das sociale Gebiet vor der katholischen Kirche voraus habe, andererseits aber zugeben zu müssen, daß die evangelische Kirche in der Einwirkung auf das sociale Gebiet dennoch hinter der katholischen entschieden zurückgeblieben sei. Ist Ersteres wahr, dann müßte unfraglich das Urtheil über die protestantischen Kirchengemeinschaften um so härter ausfallen. Es wäre auch kaum der Mühe werth, von dieser sonderbaren Verherrlichung des „Lichts in der Lehre der evangelischen Kirche" Notiz zu nehmen, wenn sie nicht von einem hervorragenden preußischen Staatsmann herrührte, der bei der Berathung der beiden ersten socialpolitischen Gesetze im Reichstag eine allgemein anerkannte Rolle gespielt hat, und auch wieder zu den Regierungscommissären gehörte, die neben zwei Ministern bei dem „Evangelisch-socialen Congreß" erschienen. Es war nämlich kein Geringerer als der Geheime Oberregierungsrath Lohmann, der vier Wochen vorher, am 24. April, in der Conferenz des Centralausschusses für die innere Mission folgende Erklärung abgab:[1])

„Nur die evangelische Kirche, sagt die 7. These, vermag die Mächte des Verderbens, die unser Volksleben bedrohen, zu besiegen. Das fordert zu einer doppelten Frage auf. Einmal: Warum ist die katholische Kirche nicht oder nicht in gleichem Maße wie die evangelische im Stande, unser Volk vor dem Verderben zu bewahren? Sodann: Warum ist dennoch die evangelische Kirche in der praktischen Arbeit auf socialem Gebiet bisher hinter der katholischen Kirche zurückgeblieben?"

„Ohne damit diese Fragen erschöpfen zu wollen, antworte ich auf die erste: Der katholischen Kirche fehlt mit der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben auch die volle Anerkennung der Persönlichkeit, ihres Werthes und ihrer Bedeutung; sie vermag deshalb auch dem, was die moderne Cultur an wahrhaft christlichem Inhalt besitzt, nicht voll gerecht zu werden. Und auf die zweite Frage antworte ich: Die evangelische Kirche

1) Aus dem Organ des Centralausschusses, den „Fliegenden Blättern", in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 13. Juli 1890.

in ihrer Lehre das Licht, mit welchem sie gerade die
len Fragen zu erleuchten berufen war, zu sehr unter den
ffel gestellt, und sie hat in ihrem Leben das vernachlässigt,
in sie im Unterschied von der katholischen Kirche ihre Kraft
e suchen sollen: die Ausgestaltung des christlichen Gemeinde-
ns."

„Um in den gegenwärtigen socialen Kämpfen einen be-
menden Einfluß auf die Arbeitermassen auszuüben, fehlte
in der evangelischen Kirche an den nothwendigsten Voraus-
ungen. Eine Kirche, von der sich gerade diejenigen Kreise
eres Volkes, von denen die wirthschaftliche Entwickelung
entlich bestimmt wurde, schon seit Jahrzehnten abgewandt
ten, konnte nicht erwarten, eine Autorität für die unteren
ssen zu werden. Daneben fehlte es unserer Kirche viel zu
r an einem wirklichen Gemeindeleben, und gerade in den
oßstädten und in den Mittelpunkten der Industrie, wo ihre
ätigkeit am nöthigsten gewesen wäre, ist sie mit ihrer Ge-
indebildung und mit dem Bestande ihrer geistlichen Kräfte
ter der wirthschaftlichen Entwickelung so weit zurückgeblieben,
ß sie vor einer fast hoffnungslosen Aufgabe steht. Endlich
und dafür fällt mehr als für das Bisherige die Ver-
twortung der Kirche selbst zu — hat sie es versäumt, zu
hter Zeit zu den großen socialen Fragen die rechte Stellung
nehmen, in grundlegender Weise die Consequenzen der
istlichen Ethik für das Gebiet des wirthschaftlichen und
ellschaftlichen Lebens zu ziehen, und nicht bloß im Privat-
en, sondern auch im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen."

Durch das Versäumen der rechten Zeit, sagte der Redner
n jenem 24. April, sei „die Aufgabe fast hoffnungslos"
worden; heute dürfte er sich wohl sagen: ganz hoffnungslos.
ine Bewegung, die vor dem Socialistengesetz nur von den
narchistischen Elementen betrieben worden ist, droht sich
tzt weiter socialdemokratischen Kreise zu bemächtigen: der
Austritt in Masse aus den protestantischen Landeskirchen,
us der preußischen insbesondere. Es wäre das erschreckendste
nzeichen in der ganzen Bewegung. In katholischen Kreisen
nd bis jetzt in dieser Richtung kaum schüchterne Versuche

aufgetaucht, würden drüben wohl auch mit lautem Beifall begrüßt werden. Aber vom protestantischen Boden aus hat eine solche Bewegung allerdings eine ganz andere Bedeutung; sie wäre die Kriegserklärung gegen den Staat selber, in dem die Kirche aufgegangen ist. In diesem Staat allein konnte auch der Staatssocialismus erstehen, und von seiner Kirche kann man sich nicht demonstrativ lossagen, ohne dem Staat selbst den Dienst zu kündigen, trotz aller Handreichung in Invaliditäts- und Altersversicherungs-Anstalten.

Auf die erste Nachricht von dem geplanten „Evangelisch-socialen Congreß" hat das große Münchener Blatt gemeint: die Regierungen sollten darüber wachen, daß durch solche Veranstaltungen die ohnehin schon schroffen confessionellen Gegensätze nicht noch schroffer werden. „Denn darüber dürfe man sich nicht täuschen, daß der confessionelle Hader der glaubenslosen Socialdemokratie ebenso viele Anhänger zugeführt habe, wie die rücksichtslose und egoistische Concurrenz der Arbeitgeber und der Industriestaaten gegen einander." [1]) In der That hatte der Vorsitzende den Congreß mit einer Rede eröffnet, in der er betonte: die Versammlung „wolle sich nicht in einen feindlichen Gegensatz zur katholischen Schwesterkirche stellen." Nichtsdestoweniger kam die Schwester nicht ungerupft durch. Als Hr. Stöcker von dem verderblichen Einfluß gewisser Kreise des Judenthums sprach, erhob sich auf der Harnack'schen Seite heftiger Widerspruch, was auf der andern Seite den Abg. Dr. Krotpatschek zu der bezeichnenden Bemerkung veranlaßte: „Wir haben in diesen Tagen Manches gegen die sociale Praxis und gegen die Ethik des Katholicismus sagen hören. Das hören wir alle ruhig an und schweigen; sobald aber nur das Wort ‚Jude' fällt, da wird protestirt." Hofprediger Stöcker macht wahrlich kein Hehl aus seinem Katholikenhaß; [2]) aber dabei blieb er

1) „Allg. Zeitung" vom 22. April 1890

2) Man vergleiche sein Organ, die Berliner „Deutsche evangelische Kirchenzeitung", z. B. die Nummer vom 17. Mai d. Js.

sich stehen, daß er „die jüdische Agitation und jüdische Presse für die größte Pestbeule an dem Körper des deutschen Volkes halte." [1])

Wer aber die seit Jahren zunehmend heftiger gewordene Katholikenhetze verfolgt hat, der könnte wirklich glauben, daß man drüben nicht die Juden, sondern die deutschen Katholiken für ein fremdes landverderbliches Volk ansehe, und früher oder später ein Religionskrieg in Sicht stehe.[2]) Und gerade seitdem die Socialdemokratie Sieg auf Sieg errungen hat, ist die wüste Hetze immer allgemeiner und heftiger aufgetreten. Noch vor Kurzem hat ein conservativer Protestant aus Pommern an ein katholisches Blatt geschrieben: „Selbst unser Pommerland wird davon inficirt; ich höre zu meinem Erstaunen die Prediger vor Rom's List und Tücke warnen, obgleich man hier gar keine Katholiken kennt. Diese ganze Agitation wird künstlich in das Volk hineingetragen. Unsere Prediger, sagt man hier, sind noch nie so mundfertig gewesen, haben noch nie so viele Reden gehalten, wie jetzt über die angebliche römische Gefahr. Von der socialdemokratischen Gefahr, die viel näher liegt, sagt man nichts. Ich bitte die Katholiken, durch unsere Prediger sich nicht

1) „Christlich-sociale Blätter". 1890. Heft 15. S. 466. — Berliner „Germania" vom 31. Mai 1890.

2) Unter dem Titel: „Religionskrieg in Sicht? Ein Wort zum Frieden unter den christlichen Confessionen in Deutschland" ist zu Trier vor Kurzem eine Schrift von Dr. M. Höhler, Domcapitular zu Limburg, erschienen, welche Oel auf die Wogen des wilden Kampfes zu gießen bestimmt ist. Der Verfasser will denen, die guten Willens sind, den Katholicismus zeigen, wie er wirklich ist; den Anderen aber hält er den Spiegel vor Augen mit der ernsten Frage: wer sich denn eigentlich darüber zu freuen habe? Möge der Erfolg seine schwere Bemühung lohnen. So sehr man zweifeln darf, ob die confessionelle Polemik in unserer Tagespresse am Platze sei, und nicht eher Schaden als Nutzen stifte, so gewiß muß eine solche Zusammenfassung willkommen seyn, nicht nur für die ruhige Ueberlegung der Mitlebenden, sondern auch in perpetuam rei memoriam.

verhetzen zu lassen. Die confessionelle Verhetzung ist die größte Gefahr für unser Vaterland." [1])

Haben die Katholiken jemals dazu Anlaß gegeben und den Angriff provocirt? Sie befinden sich im neuen Reiche immer im Stande der Nothwehr, aber selbst die historische Quellenforschung wird ihnen als Beleidigung verübelt. Alle katholischen Generalversammlungen, und auch die letzte, sind mit Argusaugen auf Ausfälle gegen die andere Confession vergebens untersucht worden. Im Centrum des Reichstags tagen seit Jahren strenge Protestanten als hochgeschätzte Gäste. In der bayerischen Abgeordnetenkammer sitzen vier oder fünf conservative Protestanten, denen es verargt wurde, daß sie von Fall zu Fall mit der katholischen Partei, und umgekehrt gingen. „Niemals", erklärten sie, „sei ihnen von derselben etwas zugemuthet worden, was eine Verläugnung des protestantischen Standpunktes in sich geschlossen hätte". [2]) Zum Uebermuth fehlt den deutschen Katholiken auch jede Versuchung. Sie sind Stiefkinder geworden überall, selbst im „katholischen Bayern", und von der socialen Gefahr sind sie nicht weniger bedroht, als die protestantischen Mitbürger. Aber Alles vergebens; Katholiken sollen eben in Deutschland einfach nicht da seyn. So haben sie doppelt an dem namenlosen Unglück zu tragen, das die Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts über die deutsche Nation gebracht hat.

Es ist, als wenn der Anblick der ruhigen Hoheit, mit der die katholische Kirche überhaupt und in Deutschland insbesondere alles, was seit einem Vierteljahrhundert über sie verhängt worden ist, ertragen hat, auf der anderen Seite als unausstehlich empfunden werde. „In meiner Diöcese", sagte der Bischof von Trier auf dem Congresse zu Lüttich, „habe ich 250 Priester, die im Gefängnisse waren, drei, vier, sechs Monate, ein, zwei, drei Jahre. Mein Vorgänger ist im

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 1. August 1890.
2) Berliner „Germania" vom 18. April 1890.

fängnisse gewesen; mein sämmtlicher Clerus hat sieben Jahre lang Hunger gelitten und nicht nachgegeben. Er hat durch geduldiges Ertragen gegen das Unrecht protestirt und während dieser sieben Jahre, wo er selbst das Opfer eines ungerechten Gesetzes war, hat er verlangt, daß man gerechte Gesetze für den Arbeiter und den Schwachen schaffe."

L.

Der Conciliengeschichte neunter Band.[1])

Dritthalb Jahre sind kaum verflossen, seit wir den achten Band der Conciliengeschichte, also den ersten in der vom Cardinal-Archivar des Apostolischen Stuhles unternommenen Fortsetzung des großen Hefele'schen Werkes hierorts (Bd. 101, S. 542) zur Anzeige brachten. Ungeachtet andauernden Unwohlseins ist der berühmte Kirchenfürst[2]) bei seiner geradezu erstaunlichen Arbeitskraft, seiner immensen Literaturkenntniß und dem feinen kirchlichen Sinn schon heute dazu gekommen, das Riesenwerk um einen Band weiter zu fördern. Zwar hatte er sich der Hoffnung hingegeben, es werde ihm gelingen, in diesem Bande die Darstellung der Geschichte des Concils von Trient zum Abschluß zu bringen. Aber diese Aussicht mußte ihm bald schwinden, gegenüber dem von Tag zu Tag stetig anwachsenden Material, welches der Bienenfleiß der Geschichtsbeflissenen aus dem Staub der Archive und Büchereien an das Licht befördert hat. So ist es denn geschehen, daß der neunte

---

1) Conciliengeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Karl Joseph von Hefele, Bischof von Rottenburg. Fortgesetzt von J. Cardinal Hergenröther. Neunter Band. Der Fortsetzung zweiter Band. Freiburg, Herder. 1890. VIII und 972 S.

2) Gerade während diese Anzeige zum Druck gehen soll, kommt die Trauernachricht, daß Cardinal Hergenröther im Kloster Mehrerau von einem Schlaganfall betroffen und am Abend des 3. Oktober verschieden ist. R. I. P.

Band der Conciliengeschichte jene Ereignisse zur Darstellung bringt, welche der allgemeinen Kirchenversammlung von Trient vorangingen und sie einleiteten. Aber gerade für diese weitausholende Behandlung verdient der gelehrte Cardinal den lebhaftesten Dank aller Freunde der Kirchengeschichte. Denn es kann nicht genug betont werden, daß, je entschiedener der Bruch mit der Vergangenheit war, der sich im 16. Jahrhundert vollzogen hat, und je verhängnißvoller die Wirkungen der religiösen Neuerung auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit sich darstellten, um so gebieterischer der katholischen Gelehrtenwelt die Pflicht sich aufdrängt, mit der Fackel der Wissenschaft die letzten und tiefsten Gründe zu erhellen, welchen die Reformation entstiegen ist.

Wie alles, was der Cardinal, ein Veteran auf dem Felde der Kirchengeschichte, auf diesem Gebiete leistet, so zeichnet auch der neunte Band der Conciliengeschichte sich aus durch eine Haltung von fürstlicher Noblesse, Klarheit der Darstellung, Uebersichtlichkeit in der Anordnung, erstaunliche Kenntniß und Verwerthung der Literatur und eminenten geschichtlichen Sinn. Die Sprache ist einfach, aber stets würdevoll, ein Vorzug, der gerade da um so schwerer in die Wagschale fällt, je mehr der Verfasser verpflichtet war, sich mit Literaturdenkmalen befassen zu müssen, die eine Rohheit der Sprache bekunden, wie sie vielleicht nie zuvor, nicht einmal zur Zeit des tiefsten Niedergangs in Hellas und Rom, gehört worden war. Des Weitern möchten wir betonen, daß eine Geschichte gerade dieser Zeit, in welcher der Irrthum aus hunderten von Schleusen hervorbricht, ohne ausgezeichnete Kenntniß der Dogmatik geradezu als ein Ding der Unmöglichkeit erscheint. Jeder darf sich dem Cardinal auf diesem maßgebenden Gebiete mit rückhaltsloser Zuversicht anvertrauen.

In neun Kapiteln wird der unermeßliche Stoff abgehandelt: 1. Martin Luther und seine Verdammung durch den Apostolischen Stuhl. 2. Das Lutherthum vom Wormser Reichstage bis zum Tode Leo X. 3. Das Lutherthum unter dem Pontifikate Hadrian VI. 4. Neue Verwickelungen und Kämpfe unter Papst Clemens VII. 5. Die Synoden und weitere Verbreitung des Protestantismus unter Clemens VII. 6. Die reformatorischen

Bewegungen in der Schweiz. 7. Die Augsburger Confession und der Nürnberger Religionsfriede 1530—1532. 8. Die letzten Jahre Clemens VII. 9. Die ersten Pontifikatsjahre Paul III. Im Anhang sind drei ungedruckte Aktenstücke angefügt: 1. Ein Brief des Pier Paolo Vergerio aus Neumarkt vom 2. August 1535 an den päpstlichen Sekretär Ambrogio Ricalcato, worin er bösen Ahnungen bezüglich des Schicksals der alten Kirche im Kurfürstenthum Brandenburg Ausdruck leiht, welche durch eben erfolgten Tod Joachims ihrer sichersten Stütze beraubt worden. 2. Ein dem Vatikanischen Archiv entnommenes Schreiben Paul III. an den Augustinermönch Augustin Maynardus zu Asti in Piemont, worin letzterer zu Gnaden aufgenommen wird, nachdem er nicht wenig lutherisch klingende Sätze in katholischem Sinne erklärt hat. Diese Sätze sind namentlich mit der Prädestination, Willensfreiheit, Erbsünde und Concupiscenz befaßt. An letzter Stelle erscheint die Verkündigung einiger Artikel Paul III. 1536, in denen er erklärt, daß er weder zum Kaiser noch zum König von Frankreich stehe.

Schon gleich das erste Kapitel erscheint uns von grundlegender Bedeutung. Luthers Entwickelung und Bildungsgang werden an der Hand der neuesten und solidesten Forschungen dargelegt. Luther war eher Humanist als Theologe. Sein Glaubenssystem besitzt keineswegs seine Wurzeln in einer von der allgemeinen Kirche abweichenden theologischen Richtung der sächsischen Augustiner, sondern lediglich in der geistigen Verfassung des Reformators selbst. Daran reiht sich eine namentliche Aufzählung der Thesen vom 31. Oktober 1517, welche der Cardinal einer kurzen, aber treffenden Kritik unterzieht: „Vieles war bei äußerlich katholischer Fassung sehr verfänglich, die Angriffe gegen die Kirchenlehre waren sehr versteckt, die Betheuerung der Anhänglichkeit an dieselbe sollte den Schein retten. Einige Sätze waren höhnisch und burlesk, geeignet, den Unwillen nicht blos gegen die Dominikaner, sondern auch gegen den Papst zu erregen; manche waren mit anderen in Widerspruch, die meisten wohl geeignet, die leicht reizbare Menge zu bethören.“ Wer in der mittelalterlichen Theologie auch nur irgendwie bewandert ist, muß sofort herausfühlen, daß Tetzel der Vertreter der kirchlichen Lehre ist, die er mit Geschick ver-

treten hat. Sehr ausführlich verbreitet sich der Cardinal über den berühmten Dominikaner, dessen Thesen wörtlich in treuer Uebersetzung zur Mittheilung gelangen. Von geradezu aktueller Bedeutung erscheinen Tetzels fünfzig Streitsätze von der Gewalt des Papstes. Die betreffende Partie darf als namhafter Beitrag zur Würdigung eines Mannes bezeichnet werden, dessen Bild der Haß der Parteien verzerrt hat, und dem erst nach drei Jahrhunderten etwelche, wenn auch noch nicht volle, Gerechtigkeit widerfahren ist.

Um Luther des Unrechts zu überführen, bedarf es nur des Hinweises auf seine damaligen unterwürfigen Briefe an Leo X., die mit seinem Verhalten gegen den äußerst milde gesinnten Cardinal Cajetan in Augsburg, noch mehr aber mit der für die Leipziger Disputation längst vorbereiteten These: „Contra auctorem ecclesiae Romanae" in offenem Widerspruch stehen (94). Dem hl. Stuhl hat man den Vorwurf des Mangels eines sofortigen Einschreitens wider die Neuerung entgegengehalten. Man lese die genaue Darlegung der einzelnen Schritte, welche Leo X. in dieser Angelegenheit gethan, und man muß behaupten, daß die römischen Behörden die neue Bewegung der Christen richtig erkannten und behandelten. Mit Recht hat der Verfasser die Würdigung des neuen Glaubens durch die berühmten Hochschulen von Löwen und Paris ausführlich mitgetheilt (155—173).

Einen Glanzpunkt des Bandes bildet die Analyse der Vorgänge auf dem Reichstag in Worms, in die wir erst durch die Herausgabe der Briefe und Reden des Nuntius Aleander durch Balan und Brieger einen genauen Blick thun konnten. Frühere Darstellungen sind dadurch veraltet. Wir lernen hier das Treiben der Parteien kennen, die Machtmittel, über welche sie verfügten, die wachsende Kühnheit der Neugläubigen, die augenscheinliche Gefahr, in welcher Kaiser und Reich, Nuntius und Fürsten schwebten, aber auch zugleich Luthers hartnäckigen Sinn. Nachdem der Cardinal ein ansprechendes Bild vom Kaiser, seinen Räthen und der Reichspolitik gezeichnet, kommt er auf Aleander zu sprechen, welcher den bedeutendsten Prälaten der Curie im 16. Jahrhundert beigezählt werden muß. Groß als Humanist, wohl bewandert in der Theologie, erscheint Aleander

noch bedeutender in seiner Eigenschaft als Staatsmann. Die von ihm ausgearbeitete Instruktion für die an den Kurfürsten Friedrich entbotenen Räthe ist ein wahres Prachtstück, worin gleichsam mit divinatorischer Gabe die Wirkungen der Neuerung für Kirche, Staat und Gesellschaft dargelegt werden. Aeußerst beruhigend wirkt Aleander auf den vorurtheilsfreien Leser durch den kühnen Freimuth, mit dem er die Mißbräuche und Schattenseiten der Curie zugibt, aber als echter Sohn der Kirche keineswegs in einen Anlaß verkehrt, um damit etwa die Unzufriedenheit des eigenen Innern zu verdecken (184). Wenn Aleander bemerkt: „Niemand könne mit Fug die Person Leos X. angreifen, der, wie er ohne jede Simonie gewählt ward, so stets einen tadellosen Wandel führe" (184), so wird diese Aussage durch die von Hergenröther veröffentlichten Regesten Leo X. vollkommen bestätigt. Als eine staatsmännische Leistung ersten Ranges steht da Aleanders Rede auf dem Reichstag zu Worms. Sie besitzt unvergänglichen Werth und kann in allen Epochen der Kirchengeschichte, zumal in unseren Tagen, wo der Kampf wider Rom zu heller Flamme angefacht ist, mit Nutzen gelesen werden.

Die Verhandlungen, die auf dem Reichstag mit Luther gepflogen wurden, lassen erkennen, daß der Reformator mit der alten Kirche förmlich gebrochen und den kirchlichen Auctoritäten auch gegen seine bessere Einsicht nicht mehr gehorchen wollte. Klarer als alles Andere spricht dafür seine Unterredung mit dem Trierischen Official Eck in Gegenwart des Trierer Kurfürsten Richard von Greiffenklau und des Cochläus. Als der Official ihm entgegnet, in Glaubenssachen hätten die Concilien weder Widersprechendes festgesetzt noch geirrt, „führte Luther den in Konstanz verdammten Artikel an, die Kirche sei blos die Gemeinschaft der Prädestinirten, nicht der Praesciti (Art. 1, 3 des Hus), der gegen Joh. 17, 12 streite. Sein Argument retorquirte Eck gegen ihn, so daß er nichts mehr darauf sagte. Aehnlich ging es mit zwei anderen Stellen (S. 235). Dem Kurfürsten Richard von Greiffenklau steht sehr unvortheilhaft entgegen der erste Prälat des Reiches auf dem Erzstuhl von Mainz, von dem Hergenröther schreibt: „Es war ein großes Unglück für die Kirche in Deutschland, daß ihr



Leo X. nicht lange überlebt. Lesenswerth ist d
des Mediceers, dessen Fehler der Cardinal berr
aber mit gleichzeitiger Betonung der edlen Eigen
durch Verleumdung und Schmähsucht unendlich
Wenn der aller Begünstigung profaner Bestreb
er doch immer an seine ernsten Pflichten, arbeitete
und Erhaltung des Kirchenstaates, wie für die
Religion; auch während des im Bunde mit Kar
Krieges gegen Frankreich ward es nicht versäum
auf die Mißachtung seines Wormser Edikts und
Tumulte und Unordnungen in Deutschland nac
merksam zu machen" (269). Hergenröther schein
zuzuneigen, daß der Papst durch Vergiftung
wenn er indeß die Akten noch nicht abgeschlossen

Auch das zweijährige Pontifikat Hadrian V
bedeutenden Thatsachen der Concilsgeschichte.
beschreibt die Person des neuen Papstes, gedenk
vorschläge, die allerseits an ihn gelangten, unte
des Aegidius von Viterbo besondere Erwähnung
legt dann die Verhandlungen auf dem Reichstag
dar. Hadrians Schritte waren in der That „d
herzigen und liebevollen Mannes, der da hoffte,
sinne werde mit gleichem erwidert" (300). Aber
zu Nürnberg beantwortete die Gründe des Pa
vorurtheilsfreie, glaubensfeste und von gleichem
sinnung beseelte Gemüther überzeugen mußten", mi
Gravamina. Man lese die ruhige, sachgemäße E
Nuntius Chieregati, und man wird unschwer en
welcher Seite die Geneigtheit zum Verzeihen un
der Schäden der Kirche obwaltete. Die äußer
Darstellung des Verfalls des Augustinerordens b
Geschichte der Synoden den Schluß dieses Ka

Medici auf St. Peters Stuhl ist eine gerechte Beurtheilung dieses Papstes ermöglicht worden. Schweren Tadel hat der Papst erfahren müssen wegen seiner italienischen Politik im Verhältniß zu Karl V. und Franz I. Je von ihrem nationalen Standpunkt haben Deutsche und Franzosen über Clemens VII. zu Gericht gesessen und den Stab über ihn gebrochen. Aber viel zu wenig bedachte man, daß Clemens VII. als Vater der Christenheit beiden Monarchen gerecht zu werden wünschte. Und eben hier ist Balans Briefsammlung geeignet, eine Wendung in der landläufigen Kritik hervorzubringen. Mit Recht hat der Cardinal unter ausgiebiger Verwendung dieser wichtigen Urkunden uns den Papst in den sturmbewegten Jahren 1523—1529 gezeichnet. Jeder vorurtheilsfreie Leser wird dem Cardinal beistimmen, wenn er schreibt: „Man hat Clemens VII. oft sehr hart beurtheilt, ihn der Unschlüssigkeit, der Illoyalität, sogar der Charakterlosigkeit beschuldigt, aber zu wenig die Schwierigkeit seiner Lage, den Wechsel in der Stimmung der Fürsten, die Treulosigkeit in der damaligen Politik, deren Opfer er mehrmals war, berücksichtigt" (864). Gewiß, die Franzosen haben sich an Clemens VII. versündigt. Aber der Sacco di Roma, den die Kaiserlichen im Mai 1527 sich erlaubten, läßt doch nahezu Alles hinter sich zurück, was barbarische Horden in alter und neuer Zeit am apostolischen Stuhl gefrevelt haben. Unter sorgfältiger Benützung der deutschen, insbesondere aber der neuesten italienischen Literatur hat der Cardinal die Erstürmung Roms und die harte Gefangenschaft des Papstes uns dargelegt. Der bloße Hinweis auf dieses dunkle Blatt muß genügen, um die Vertheidiger der Nürnberger Gravamina zum Schweigen zu bringen (524—527).

Die Stellung Clemens VII. zu dem Reichstagsabschied von Nürnberg führt uns wieder den Namen Aleander vor. Sein Entwurf zu einem Breve an den Kaiser, sowie seine Instruktion für die Nuntien gelangen ausführlich zur Mittheilung. Die letztere dürfte den allerbedeutsamsten Urkunden beizuzählen sein, welche der heilige Stuhl in jenen drangsalvollen Zeiten erlassen hat; denn dem Eifer des Papstes für die Ehre Gottes und das Wohl der Kirche stellt sie das schönste Zeugniß aus. Namentlich ist es der Gedanke der vom Kaiser durch Gelöbniß übernommenen Schirmvogtei der Kirche, welchen Aleander kräftig betont (365—370). Leider verhallten solche Worte inmitten der wachsenden Anarchie der Bauernkriege und des immer feindseliger sich gestaltenden Benehmens des Reformators gegenüber der alten Kirche. In dieser Hinsicht bezeichnet Luthers Heirath einen bedeutsamen Schritt, welchen H. mit Herbeiziehung der gesammten neueren Literatur, und namentlich der protestantischen, allseitig würdigt. Weittragende Friedensschlüsse, wie die von

Barcelona und Cambrai, gelangen ausführlich zur Mittheilung. Ebenso dankbar sind wir für die ausführliche Mittheilung des vom Cardinallegaten Campeggio 1524 in Regensburg erlassenen Reformstatuts, welches leider nur zum Theil zur Ausführung gelangte (375—85).

Im fünften Kapitel begegnen wir nicht wenigen Synoden in Polen, England, Spanien und Deutschland, von denen die von Mainz und Köln besondere Erwähnung verdienen. An Bedeutung stehen sie aber weit hinter den „französischen Provinzialconcilien gegen das Lutherthum" (629 ff.). Das Concil von Bourges gebietet den Pfarrern, die Gläubigen an die vom heiligen Stuhl vollzogene Verwerfung der lutherischen Sätze häufig zu erinnern; auch den Buchhändlern wendet das Concil seine Aufmerksamkeit zu; den Lehrern der schönen Wissenschaften wird aufgegeben, nur solche Autoren vorzulesen, die Bildung des Geistes und Eleganz der Sprache befördern, und nicht vom Dienst Gottes und den Einrichtungen der Kirche abziehen. Weiter berührt das Concil eine lange Reihe von Fragen des kirchlichen Lebens und sucht Auswüchse des kirchlichen Gerichtsverfahrens zu beseitigen. Unzweifelhaft die bedeutendste Synode dieser Zeit war die der Kirchenprovinz Sens zu Paris 1528. Weil in ihr das dogmatische Element die Oberhand besitzt, erscheint sie eingehendster Beachtung werth und geeignet, uns ein Bild der theologischen Strömungen innerhalb und außerhalb Frankreichs zu zeichnen. Nachdem seit 1529 endlich dem Papst aufzuathmen vergönnt war, konnte Clemens VII. seine kirchliche Thätigkeit in erhöhtem Maße entfalten, worüber H. ein anziehendes Gemälde entwirft.[1])

In diese Zeit läßt die unglückliche Eheangelegenheit Heinrichs VIII. bereits ihre Schatten fallen. Zufolge der Uebersichtlichkeit, Klarheit der Darstellung und ansprechenden Gruppirung der Thatsachen verdient diese Partie die aufmerksamste Lektüre. Noch auf viele Jahre hin wird sie als mustergültig bezeichnet werden müssen. Wie als Geschichtsforscher bezeigt sich H. auch als altbewährter Canonist, eine Eigenschaft, welche bei der Prüfung dieser Frage von ausschlaggebender Bedeutung ist. Aus den neuesten und besten Untersuchungen über diesen Gegenstand erhellt, daß der Lordkanzler Cardinal Wolsey zwar nicht als der Urheber des Plans der Ehescheidung anzusehen ist, aber doch nachher, als die Frage angeregt worden, nicht nach Gebühr Widerstand geleistet, ja sogar es gewagt, dem nach Orvieto zu Clemens VII. entbotenen Gesandten Knight

---

1) Zu S. 630 „Es sollen emendae (commendae?) nicht mehr ad firmam gegeben werden, noch auf das jus sigilli D. D. Praelatorum", möchte ich bemerken, daß emendae das moderne Amende = Geldstrafe bedeutet.

„auch in seinem Sinn Instruktionen, darunter auch den Entwurf einer Bulle mitzugeben, die ihn zum Generalvikar des Papstes ernannte, auch mit der Vollmacht, in des Königs Ehesache zu entscheiden“ (594). Selbstverständlich blieben das alles fromme Wünsche. Denn Clemens VII. stand fest, ja der Papst erscheint uns um so bewunderungswürdiger, je empörender das Benehmen war, das sich Stephan Gardiner, der königliche Unterhändler und nachmalige Bischof von Winchester, gegenüber dem Papste erlaubte, der stets eine königliche Ruhe bewahrte. Nur mit tiefstem Widerstreben windet der Leser sich durch den Knäuel von Anträgen zu Dispensationen und Entwürfen für Bullen auf Seiten des Monarchen, von denen die eine die andere an Kühnheit übersteigt. Der nämliche Regent, welchen die Ehe mit seiner Schwägerin trotz rechtmäßig erfolgter Beseitigung des Hindernisses des ersten Grades der Affinität nicht zur Ruhe kommen ließ, wollte die Verbindung seines illegitimen Sohnes, des Herzogs von Richmond, mit seiner rechtmäßigen Tochter gestattet wissen, und bestand auf seiner eigenen Heirath mit Anna Boleyn trotz des Ehehindernisses der Affinität, die er sich durch verbotenen Umgang mit Maria Boleyn zugezogen hatte.

Die durchaus objektive Untersuchung über die geheime Decretalbulle im Eheprozeß des Königs stellt die neuesten Resultate klar zusammen, wenngleich nicht zu leugnen, daß der Schleier, welcher über dieser dunklen Angelegenheit schwebt, sich niemals heben läßt, da Campeggio die Bulle bei sich behielt und dem Befehl des Papstes gemäß verbrannte. Auch dieses Aktenstück, über dessen Inhalt wir nur mehr allgemeine Andeutungen besitzen, ist ein Ausfluß von Wolsey's unglückseliger Kirchenpolitik. Dagegen fällt es auf, daß H. von der seit zwei Jahren zwischen dem vormaligen englischen Ministerpräsidenten W. E. Gladstone und den katholischen Geschichtsforschern Englands verhandelten Streitfrage keine Kenntniß genommen. Gladstone, den noch immer eine Art Heimweh nach der alten Kirche erfüllt und der Fragen aus dem Zeitalter der Reformation mit Vorliebe seine Forschung zuwendet, erlaubte sich seit 1888 in verschiedenen Artikeln des „Nineteenth Century“ die Behauptung, nicht Cranmer und die übrigen Helden der Reformation, sondern Warham und Fisher seien die Väter der etablirten englischen Staatskirche, ja der Cardinal Fisher, den Leo XIII. selig gesprochen, habe sogar den Suprematseid geleistet, was aus der Schrift des berühmten Nikolaus Sander über das englische Schisma erhelle. Die vorzüglichen, mit kritischer Schärfe in den Gegenstand eindringenden Untersuchungen des P. John Morris S. J. und des Redemptoristen T. E. Bridgett ergeben, daß Gladstones Darlegungen sich lediglich als verzweifelter Versuch charakterisiren, die unbeweisbare

Identität das Establishment mit der katholischen Kirche des Mittelalters festzustellen und die vornehmsten Stützen der letztern als Apostaten zu stempeln. Sein Bemühen, sich auf Sander zu stützen, ist elend gescheitert; denn Bridgett und Gillow haben bis zur Evidenz nachgewiesen, daß nur die erste, 1585 in Köln an's Licht getretene Ausgabe der berühmten Geschichte des englischen Schisma vollen Glauben verdient, während alle folgenden Ausgaben interpolirt sind. Die erste Ausgabe aber enthält den Passus über die Leistung des Suprematseides durch Cardinal Fisher nicht.[1])

Des Weiteren sei gedacht der eingehenden Behandlung der schweizerischen Religionsgespräche, welche der Natur der Sache nach ebenso resultatlos verliefen, wie alle übrigen Unternehmungen dieser Art, sowie des berühmten Reichstags von Augsburg, auf welchem Melanchthon jene „Gelegenheitsschrift" (705) verfaßte, welche unter dem Namen der „Augsburgischen Confession" die Bedeutung eines symbolischen Buches empfangen sollte. Als äußerst dankenswerth ist das Kapitel „Die theologische Polemik gegen die Lutheraner" zu bezeichnen (843 ff.). Wenn ein großer Theil unseres Vaterlandes den Glauben der Ahnen damals verloren hat, dann liegt der Grund nicht am Mangel tüchtiger und bewährter Vertheidiger. Ein Blick in diese Listen zeigt, daß den allseitigen Angriffen auf die katholische Kirche auch eine ebenso umfassende Abwehr erfolgte. Aber gerade auf diesem Gebiete ist zu constatiren, daß das katholische Deutschland vielen Kämpen, die uns den Glauben gerettet, annoch eine Ehrenschuld abzutragen hat. Ein lebendiges Beispiel bietet der Frankfurter Dominikaner Johann Dietenberger, dessen reiches Leben und wissenschaftliche Thätigkeit namentlich auf dem Gebiete der Schrifterklärung erst durch Wedewer vor zwei Jahren eine würdige Darstellung erhalten hat.

Hiermit nehmen wir Abschied vom neunten Bande der Conciliengeschichte, welcher, mit vorzüglichem Register ausgestattet, fortan ein unentbehrliches Hülfsmittel für Theologen, Canonisten und Kirchenhistoriker bilden wird.

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

1) Vgl. meinen Aufsatz „Hat der selige Cardinal Fisher, Bischof von Rochester (1504—1535), den Suprematseid geleistet?" im „Katholik" 1890. II, 71—87.

Berichtigung: Im vorigen Heft S. 497 ist Herr Graf Blome erwähnt als „früherer österr. Gesandter in Berlin"; es muß heißen: „in München".

LI.

Die katholischen Glaubenszeugen in der Verbannung am Uralgebirge.

Wir haben ein Versprechen einzulösen, welches wir im vergangenen Jahre, bei Besprechung der russischen Jubiläumsfeier,[1]) den Lesern dieser Blätter gegeben haben. Wir bemerkten dort, daß die letzte Diöcese der griechisch-katholischen Kirche, die von Chelm, im Jahre 1875 amtlich aufgehoben wurde, daß aber die Bevölkerung bis jetzt treu an dem Glauben hänge und die schrecklichsten Verfolgungen erdulde. Auch erwähnten wir der Briefe, welche wir von denjenigen Unirten erhalten haben, die wegen ihrer Glaubenstreue nach dem Gouvernement Orenburg am Uralgebirge verbannt worden sind.

Die Geschichte der Vernichtung der Chelmer Diöcese dürfte bereits vielen Lesern bekannt sein, wir werden sie deshalb nur kurz, des Zusammenhanges wegen, erzählen;[2])

---

1) Histor.-polit. Blätter 1889. Bd. 104 S. 530—554 u. S. 569—592.

2) Die amtlichen Dokumente zu dieser Geschichte: Expositio in documentis munita eorum, quae S. Pontifex Pius IX. gessit ad levamen malorum, quibus in ditione russica et polona ecclesia catholica afflictatur. Romae 1870. Dasselbe polnisch Lemberg 1876. — Documents officiels, publiés par le gouvernement anglais, au sujet du traitement barbare des Uniates en Pologne. Uebers. aus dem Englischen, Zürich 1877.

dagegen ist die Leidensgeschichte des katholischen Volkes dieser Diöcese aus der letzten Zeit noch unbekannt und sie wirft auf die letzten Decennien des 19. Jahrhunderts ein so grelles Licht, daß sie es wohl verdient, hier ausführlicher ad perpetuam rei memoriam behandelt zu werden.

I. Die Diöcese Chelm seit der Theilung Polens bis 1863.

Der systematische Vernichtungsproceß der griechisch-katholischen Kirche im ehemaligen Königreiche Polen, welche neben dem griechischen Ritus die altslavische Sprache in der Liturgie hatte und seit der Brester Union (1595) mit dem apostolischen Stuhle vereint war, begann seitens der russischen Regierung mit der Theilung Polens. Nur die einzige Diöcese Chelm blieb von der Verfolgung verschont, weil sie bei der dritten Theilung Polens an Oesterreich kam. Nach dem Wiener Congreß (1815) kam sie wieder an Rußland, oder genauer gesagt an das sog. „Congreß-Königreich Polen", welches seine eigene Constitution besaß. Erst nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes von 1863 änderte sich die Lage des Congreß-Königreichs und kam auch die Reihe der Vernichtung an die Diöcese Chelm.

Sie umfaßte jenen Landestheil Polens, welcher früher

Dasselbe polnisch, Krakau 1877; deutsch Regensburg; italienisch Neapel 1878. — Lescoeur, L'église catholique en Pologne sous le gouvernement russe, depuis le premier partage jusqu'à nos jours. Paris 1876. 2 Bde. — Martinow, Les brigandages de Chelm. Études religieuses. 1875.

Die ausführlichste Geschichte des Untergangs dieser Diöcese ist polnisch von einem Priester dieser Diöcese Namens Bojarski unter dem Titel: „Nero's Zeiten", Lemberg 1878, geschrieben. Dem deutschen Publikum ist die Geschichte der unirten Kirche von Likowski zugänglich gemacht durch die Uebersetzung des Domvikars Floczynski, Posen, Jolowicz 1887, 2 Bde. — Wir werden das erste mit „Nero's Zeiten", das zweite mit Likowski (deutsch) anführen.

Podlasie (Podlachien) [1]) hieß, und nunmehr in zwei Gouvernements: Siedlec und Lublin, eingetheilt ist. Das Bisthum war, als Roth-Ruthenien mit Polen unter Kasimir dem Großen vereinigt wurde (1370), dem Metropoliten von Halitsch durch P. Gregor XI. (1375) unterstellt und der Bischof von Chelm, Demetrius Zbiruyski, war auch einer der ersten, welche (1595) der Brester Union beigetreten waren. Bei der Theilung Polens ward nun die Diöcese durch P. Pius VII. der Metropole von Halitsch unterstellt, weil dieselbe unter dem österreichischen Scepter volle Religionsfreiheit hatte. Als sie aber nach dem Wiener Congreß wieder unter russische Botmäßigkeit kam, so wollte man sie der Metropole von Kiew nicht wieder unterstellen und P. Pius VIII. gab dem Bischofe von Chelm Szumborski eine exemte Stellung (1830). Es war dies der einzige Fall in der ganzen Geschichte der ruthenischen Kirche, aber es war eine kluge durch die damaligen Zeitumstände gebotene Maßregel.

Die Diöcesanen waren der Nationalität nach theils Polen, theils Ruthenen, aber sie sprachen alle polnisch. Das Volk, näher dem Flusse Bug, sprach polnisch und ruthenisch, aber die polnische Sprache war überall beim Gottesdienste im Gebrauche, während das Alt-Kirchen-Slavische bei der Liturgie in Anwendung blieb. Die griechisch-katholischen Pfarrgemeinden waren namentlich im Gouvernement Siedlec mit den lateinischen vermengt und bildeten die Minderheit, [2]) während sie im Gouvernement Lublin dichter nebeneinander und von den lateinischen mehr abgesondert waren. Dieser Umstand muß hier besonders hervorgehoben werden, weil eben die durch-

---

1) Podlasie heißt soviel als Unterwalden.

2) Das Gouvernement Siedlec zählt (nach der letzten Berechnung von 1889) Lateiner 416,521, Lutheraner 11,941 und 151,818 Orthodoxe (damit sind die früheren Unirten gemeint, welche seit 1875 amtlich als Orthodoxe gelten). — Das Gouvernement Lublin zählt: Lateiner 618,828, Lutheraner 27,108, Orthodoxe 200,100.

wegs polnische Nationalität der Unirten und die innige Verbindung mit den Lateinern im Gouvernement Siedlec einen größeren Widerstand des Volkes gegen das Schisma hervorrief, als dies im Gouvernement Lublin der Fall war.

Diese Nachbarschaft mit den Lateinern brachte es mit sich, daß unter dem unirten Volke lateinische Devotionen, Bruderschaften und Gesänge eingeführt wurden. Das Volk sang polnische Kirchenlieder, wobei der Gebrauch der Orgel nöthig wurde, auch wurden Litaneien, Kreuzwege und Passionsandachten von den Polen entliehen.[1]) In der orientalischen Kirche ist der Gebrauch einer Orgel unbekannt, denn dort singt ein Sängerchor; da aber ein solcher auf dem Lande schwer zu finden ist, so war es für den Gottesdienst gewiß nicht von Nachtheil, daß das ganze Volk singen konnte. Auch wurden mit der Zeit Bänke für schwächere Personen und auch Kanzeln eingeführt, weil die meisten Pfarrer auch Predigten hielten, was in der schismatischen Kirche nicht üblich ist. Allmählig kam dazu der heilsame Gebrauch einer öfteren Ohrenbeichte, und mußten deshalb auch die Beichtstühle eingeführt werden; wogegen in der schismatischen Kirche die Beichte nur einmal, um die Osterzeit, im Gebrauche ist. Sie wird stehend verrichtet, indem der Pope sich und dem Pönitenten den Kopf mit einer Decke umhüllt. Abgesehen von der Unschicklichkeit dieser Vorrichtung, ist die Beichte in der russischen Kirche zu einer Parodie herabgesunken und wird um Geld so schnell wie möglich abgemacht. Wir haben

---

1) Die Polen haben eine besondere Andacht in der Fastenzeit, welche „Passion“ heißt, und sichtlich von einem verloren gegangenen Passionsspiele übrig geblieben ist. Bei ausgesetztem Allerheiligsten werden Lieder gesungen, welche „Bittere Reuelieder“ heißen. Sie bilden eine Trilogie, deren jeder Theil aus einer Intention, einer Hymne, einer Lamentation und einem Dialog mit der Schmerzens-Mutter besteht. Den Schluß bildet eines der überaus zahlreichen und sehr schönen Fastenlieder.

auch schon früher erwähnt,[1]) daß in der russischen Kirche das Allerheiligste nicht aufbewahrt wird, und doch weiß es jeder Katholik nur zu gut, welchen Einfluß eben die Adoration auf das ganze innere Leben der Christenheit ausübt. Man führte deshalb in der unirten Kirche auch Speisekelche, Monstranzen und Processionen ein, wie sie bei uns üblich sind.

In der orientalischen Kirche gibt es nur einen Hauptaltar, der vor den Augen des Volkes verschlossen ist, auch darf nur eine Messe am Tage gesungen werden, was ungefähr drei Stunden dauert. Der Umstand ist auch eine Ursache davon, daß die Popen auf dem Lande an Wochentagen gar nicht celebriren, was nach dem Geständnisse der Russen selbst den Verfall ihrer Sitten und die schrecklich verbreitete Trunksucht nach sich zieht. In der unirten Kirche wurden nun Seitenaltäre und die stillen Messen eingeführt, was besonders in den Klosterkirchen von besonderer Wichtigkeit war, weil alle Priester täglich eine Messe lesen konnten. Dadurch gewöhnte sich auch das Volk an den Besuch der Kirche an Wochentagen und an den Fest- und Sonntagen konnten diejenigen, welche dem Hochamte beizuwohnen verhindert waren, eine stille Messe anhören. Dabei gewannen auch die Klöster und die Pfarrkirchen Meßfundationen, was in der schismatischen Kirche unbekannt ist.

Es läßt sich ja gar nicht läugnen, daß alle diese Einrichtungen in der griechisch-katholischen Kirche „Neuerungen" waren, aber sie waren in der lateinischen Kirche auch nicht alle vom Anfange her, und doch würden wir sie nicht mehr entbehren können. Eben das Praktische und Nützliche dieser Einrichtungen war ein Grund gewesen, daß die obersten Adels- und Fürstenfamilien Rutheniens zu dem lateinischen Ritus übergegangen waren, so daß die unteren Volksschichten fast allein bei dem griechischen Ritus geblieben waren. Wollte man also den Bestand der unirten Kirche retten, so

[1]) Histor.-polit. Blätter 1889. Bd. 104, S. 550.

mußte man dem Drängen des Volkes nachgeben und diese Einrichtungen einführen.[1])

Dabei spielte aber ein noch tieferer Beweggrund die Rolle, denn der orientalische Ritus war im Laufe der Zeit durch willkürliche Aenderungen vom schismatischen Geiste durchdrungen und gefährdete somit den Glauben selbst. Somit machten diese „Neuerungen“ die unirte Kirche der lateinischen ähnlicher, dagegen ward sie dadurch der schismatischen fremder. Somit war es nicht ohne Grund, daß die ruthenischen Bischöfe auf der Synode von Zamosc (1720), welcher der apost. Nuntius Hieronymus Grimaldi präsidirte, den Ritus ihrer Kirche neu geordnet und geregelt haben. Sie ließen auch neue Meß- und Gesangbücher drucken und diese wurden in allen Diöcesen Rutheniens eingeführt.[2]) Damit hatte die unirte Kirche einen festen Halt und eine Einförmigkeit bekommen. Sie verbrüderte sich um so inniger mit der lateinischen, und den Priestern beider Schwesterkirchen war es möglich geworden, sich gegenseitig Aushilfe zu leisten und an denselben Altären Gottesdienst zu halten. Auch durch die äußere Tracht wurden sie einander gleichgemacht, denn die unirten Priester trugen

---

1) Vgl. das Memorial, welches der Prälat Szymanski (1836) seinem Bischofe Szumborski eingereicht hat, als die russische Regierung von demselben eine „Reinigung“ des Ritus verlangte. Abgedruckt zum ersten Male in Posener Rundschau (Przeglad Poznanski) 1860. Bd. II, S. 27 ff.

2) Cfr. Collectio Lacensis. Freiburg 1876. Bd. II. — H. Lämmer: In decreta concilii Zamosciensis animadversiones theologico-canonicae. Freiburg 1865. — Die Dekrete der Synode wurden von der Congreg. Conc. 1722, dann von der Congr. de Propaganda 1724 und vom P. Benedikt XIII. d. Breve: „Apostolatus officium“ (1724) bestätigt. Dann durch P. Pius VII. (1807) d. Breve: „In universalis“, P. Gregor XVI. (1832) „Inter gravissimas“, und P. Pius IX. (1874) „Omnem sollicitudinem“ verbot unter Kirchenstrafen, irgend etwas daran zu ändern.

dieselben Kleider, rasirten den Bart und hatten kurzes Kopfhaar.

Irgend etwas an diesen Einrichtungen zu ändern, hieß ebensoviel, als die Einigkeit der ganzen unirten Kirche und ihre Vereinigung mit Rom zu zerreißen. Das wußten die Russen ganz genau, als sie den russisch-schismatischen Ritus mit Gewalt wiedereinzuführen suchten, obgleich sie stets versicherten, daß sie nur eine „Reinigung“ vorhätten. Wir haben auch schon früher gesehen,[1]) daß der abtrünnige Bischof Siemaszko sein Zerstörungswerk in Lithauen und Weiß-Ruthenien damit begann (1833), daß er aus allen unirten Kirchen Orgeln, Bänke, Beichtstühle, Kanzeln, Meßglocken u. A. hinauswerfen ließ und neue, in Moskau gedruckte Meß- und Gesangbücher, wo selbstverständlich der Name des Papstes ausgelassen war, einführte.

Eben um dieselbe Zeit wollte man auch die Kirchen der Diöcese Chelm, über welche Siemaszko keine Machtbefugniß besaß, „reinigen“. Der Bischof Philipp Szumborski bekam aus Petersburg einen diesbezüglichen Befehl und er war ziemlich schwankend, aber seine Geistlichkeit widersetzte sich allen Befehlen so standhaft und unter der Bevölkerung entstand eine so große Aufregung, daß sie massenhaft zum lateinischen Ritus überzugehen begann. Das flößte nun dem Bischofe größeren Muth ein, so daß die „Reinigung“ für diesmal unterblieb.

Inzwischen war das unheilvolle Werk Siemaszkos vollzogen worden (1839) und als Zar Nikolaus ein Jahr darauf nach Warschau kam, beschied er den Bischof nach Petersburg. Wohl wußte man in Rom die schwierige Lage des Bischofs zu würdigen und deshalb schickte ihm Gregor XVI. ein Breve (23. V. 1840), in welchem er ihn zur Ausdauer ermunterte. Doch verstand man in Petersburg den bereits altersschwachen Bischof so weit zu bringen, daß er in einem Hirtenbriefe

1) Histor.-polit. Bl. 1889. Bd. 104. S. 579 ff.

(26. VIII. 1841) einige Aenderungen im Ritus vorschrieb. Das Zugeständniß war eigentlich dem ungestümen Drängen der Russen gegenüber nicht groß, aber der abschüssige Weg der Zugeständnisse war damit betreten, und die Bestürzung in der Diöcese war so groß, daß das Volk sogar die Kirchen zu meiden begann. Da bekam der Bischof vom hl. Vater ein Ermahnungsschreiben (23. II. 1842), in welchem ihm Gregor XVI. an's Herz legte, daß er, dem apostolischen Stuhle immediat unterstellt, ohne dessen Vorwissen und Erlaubniß keine Aenderungen im Ritus habe vornehmen dürfen, um so mehr, als die neuesten Erfahrungen das Gefährliche solcher Aenderungen zur Genüge gezeigt hätten. Da that der greise Hirt einen wahrhaft christlichen Schritt. Durch einen neuen Hirtenbrief (13. III. 1844) nahm er seine Verordnungen zurück und bat seine Schäflein um Verzeihen für das gegebene Aergerniß.

Wie wenig froh man darüber in Petersburg wurde, läßt sich leicht denken, aber man hatte damals noch nicht den Muth, zur Gewalt zu greifen. Der Statthalter von Polen, General Paszkiewicz, hatte sich entschieden gegen dasselbe Vorgehen erklärt, welches man in Lithauen und Weiß-Ruthenien angewandt hatte, denn man hat damals noch mit der Stimmung Europas und mit dem Umstande zu rechnen gehabt, daß die Diöcese einen Theil des Königreiches Polen bildete, wogegen Lithauen und Weiß-Ruthenien zu den sogen. „zurückgenommenen Ländern" gehörten.

So konnte der Bischof, von einzelnen Nörgeleien abgesehen, ruhig bis zu seinem Tode auf seinem Bischofssitz bleiben († 1851), und auch sein Nachfolger Johann Tyraszkiewicz brachte sein Leben verhältnißmäßig ruhig zu († 1863). Er war charakterschwach, und man hatte deshalb in Rom mit seiner Präkonisation bis kurz vor seinem Tode gezögert. Auch in Petersburg war man ziemlich zurückhaltend. Man wollte aber die Apostasie allmählig vorbereiten und verlangte deshalb, daß der Bischof eine bestimmte Anzahl Seminaralumnen nach

den schismatischen Lehranstalten in Moskau und Kiew alljährlich absende. Nebenbei sollte auch das Diöcesanseminar reorganisirt werden. Beide Pläne scheiterten aber diesmal, ohne daß sich der Bischof ihnen widersetzt hätte. Die für die schismatischen Akademien auserwählten Alumnen flohen theils nach Rom,[1]) theils gingen sie zwar dahin, zeigten sich aber später trotz der durchgemachten Zwangsstudien als treue Katholiken. Der Reorganisationsplan ward indeß durch den russenfreundlichen Seminarrektor, Namens Pociej, ausgearbeitet und auch vom Bischofe bestätigt worden, aber P. Pius IX. erhob dagegen Protest und der Tod zerriß das ganze Gewebe, indem er fast gleichzeitig den Bischof, den Rektor und den Direktor der hl. Synode Muchanow, welcher der spiritus movens war, in's Jenseits abrief.

II. Die Diöcese Chelm von 1863 bis zur amtlichen Aufhebung (1875).

Der apostolische Stuhl hatte bereits zu Lebzeiten des letztgenannten Bischofs einen coadjutor cum jure succedendi in der Person des Pfarrers Johann Kalinski bestimmt. Die Wahl fiel auf einen ausgezeichneten Mann, der eben deshalb der russischen Regierung sehr unangenehm war, weil man gerade jetzt nach anderem System vorzugehen entschlossen war. In recht schwere Zeiten fiel auch seine Amtsverwaltung.

Der polnische Aufstand von 1863 wurde im Blute erstickt, und die russische Regierung machte sich daran, Alles zu vernichten, was der unglücklichen Nation Kraft und Lebensdauer gegeben hat. Ungeheure Geldcontributionen, unzählige Güterconfiskationen, massenhafte Deportationen nach Sibirien, kriegsgerichtliche Executionen, unausgesetzte Revisionen: das waren

---

1) Einer von diesen nach Rom entflohenen Klerikern, Emilian Sieniewicz, später Pfarrer in derselben Diöcese, ward 1872 nach Galizien vertrieben und ist gegenwärtig in Krakau an der Marien-Kirche (rit. lat.) angestellt.

lateinische Vocabeln, welche damals jedes polnische Kind recht frühzeitig lernte. Russische Generäle wurden mit großen polnischen Gütern dotirt, erbärmlichste Schurken kamen als Beamte nach Polen und verpraßten das Geld, welches sie den Verfolgten erpreßten. Alle katholischen Diöcesen Polens waren verwaist; die Bischöfe theils gestorben, theils verbannt; hunderte von Priestern waren nach Sibirien deportirt. Unter solchen Umständen war an das längere Bestehen einer einzigen unirten Diöcese, die ohnehin schon seit langem ein Dorn im Auge war, nicht zu denken. Die Rücksicht auf Europa war nicht mehr nöthig, seitdem das Princip der Nichtintervention Oberhand gewonnen hatte. Deshalb wurde an die Spitze der Verwaltnng der geistlichen Angelegenheiten in Warschau ein Mann gestellt, der sich später als Organisator Bulgariens einen zweifelhaften Ruf erwarb.

Er hieß Czerkawski und war ein Tartare von Geburt. Die russische Kirche lag ihm so wenig am Herzen, wie der Koran, aber eben deshalb hoffte er mit dem Rest der unirten Kirche bald aufräumen zu können. Nun stieß er aber auf einen apostolischen Mann, der ihm als Bischof der Diöcese drei Jahre lang einen ruhigen, aber unerschütterlichen Widerstand entgegensetzte. Da nun selbstverständlich der ganze Klerus und die Gläubigen fest zu ihrem hochgeschätzten Hirten hielten, so sah Czerkawski nur Ein Mittel, nämlich die Entfernung des Bischofs. Er wurde in der Nacht (23. IX. 1866) verhaftet und nach Lublin gebracht. Hier versuchte ihn der Civilgouverneur auf echt russische Weise, indem er ihm einen Judasgroschen von 10,000 Rubel und die Freiheit anbot, wenn er sich der Regierung willfährig zeigen würde. Man nahm den Umstand mit in die Rechnung, daß der Bischof Wittwer war und eine mittellose Familie hinterlassen hatte. Das Ansinnen ward aber zurückgewiesen und der Bischof wurde nach Wjatka [1]) deportirt, wo er nach einem Monate

1) Wjatka ist die Hauptstadt des Gouvernements gleichen Namens im europäischen Rußland. — Kalinski traf dort den von Wilna

eines plötzlichen Todes starb. Zwei Jahre darauf fiel Czerkawski in Ungnade und verlor seinen Posten.

Die amtliche Warschauer Zeitung brachte einen Artikel, in welchem der Bischof als Aufrührer beschimpft wurde, aber bald darauf erhob seine Stimme P. Pius IX., um in einer feierlichen Allokution (29. X. 1866) das Andenken des für den Glauben gemarterten Bischofs zu ehren.[1]) Bald jedoch sollte der hl. Vater noch Schlimmeres erfahren, denn die Verwaltung der Diöcese wurde, mit Verachtung aller kirchlichen Satzungen, einem schlechten Priester übertragen. Er hieß Wojcicki und war, gegen den Willen des Bischofs, als Professor am Diöcesanseminar und Vorsteher der Diakonenschule[2]) angestellt. Die Gunst der Russen hatte er sich dadurch erworben, daß er seine Collegen und den Bischof bei Czerkawski denuncirte. Er begann seine Amtsverwaltung mit einem Hirtenbriefe, in welchem er seinen Antritt ankündigte und den verbannten Bischof beschimpfte. P. Pius IX. erließ nun eine erhabene Encyklika (17. X. 1867), in welcher er den Wojcicki als Eindringling brandmarkte,[3]) und da er wohl voraussah, welche Gefahr der Diöcese drohe, so gab er ihr einen Schutzpatron, indem er den hl. Josaphat Koncewicz in demselben Jahre kanonisirte. Der Heilige war als Erzbischof von Polozk von den Schismatikern ermordet (1623) und vom P. Urban VIII. (1643) beatificirt worden.

---

deportirten, lateinisch katholischen Bischof Adam Stanislaus Krasiński an, welcher nach zwanzigjähriger Verbannung in Wjatka, im Jahre 1883 die Erlaubniß erhielt, Rußland zu verlassen, und gegenwärtig in Krakau lebt. Er führte seinen Amtsbruder in Wjatka zum Grabe auf dem katholischen Kirchhofe. Cfr. „Nero's Zeiten" p. LXXXVI.

1) Expositio in documentis p. 303 sq., p. 226, nr. 89—100.

2) Der D j a k in der russischen Kirche ist eine Art Diakon, hat aber keine Weihen und steigt nie zur Priesterwürde. Da er aber bei der Liturgie dient, so muß er einen Diakonenunterricht durchmachen.

3) Expositio p. 230.

Der Eindringling hatte bösen Willen genug, aber zu wenig Geschick, um das Werk Siemaszkos nachzumachen. Auch war der katholische Geist in der Diöcese noch zu stark, um das Vorhaben leicht zu machen. Doch er that, was er konnte. Er holte sich schlechte Priester aus Galizien, machte sie zu Professoren am Diöcesanseminar, zu seinen Rathgebern und zu Dekanen. Er „reinigte" schleunigst die Kathedralkirche von allen lateinischen „Neuerungen" und richtete den ganzen Gottesdienst nach russischem Muster ein. Aber in der Diöcese vermochte er doch nichts auszurichten. Die Geistlichkeit wollte und konnte ihn als rechtmäßigen Vorgesetzten nicht anerkennen; das Volk widersetzte sich sogar mit Gewalt den von ihm anbefohlenen Aenderungen. Die „widerspenstigen" Bauern und viele Geistliche wurden deshalb ins Gefängniß geworfen, namentlich, als sie eine Adresse an den Zaren abgeschickt hatten, in welcher sie um Amtsentsetzung des Eindringlings baten. Der Alleinherrscher ließ ihnen antworten, daß Collektivadressen unerlaubt seien; aber gleichzeitig suchte man die Eingesperrten zu Unterschriften unter eine andere Collektivadresse an den Zaren zu bewegen. Der einmüthige Widerstand der ganzen Diöcese belehrte indeß die russische Regierung, daß man mit einem Eindringling nicht vorwärts komme, und Wojcicki wurde in Gnaden entlassen, nachdem er kaum zwei Jahre gewirthschaftet hatte (1868). Nun suchte man einen Mann, der als legaler Bischof die Absichten der Regierung durchführen möchte. In der Diöcese war ein solcher nicht zu finden, man fand ihn aber in — Galizien.

Seit dem 14. Jahrhundert lebten die Ruthenen mit den Polen in Frieden vereinigt, und da die beiden Landessprachen, die polnische und die ruthenische, sehr ähnlich und verwandt sind, die polnische aber mehr ausgebildet ist und eine sehr reiche Literatur besitzt, so kam es, daß die ruthenische Intelligenz unter sich nur der polnischen Sprache sich bediente. Die ruthenische Intelligenz bestand aber damals fast ausschließlich aus der Geistlichkeit. Deshalb wurde auch in den

Kirchen fast überall polnisch gepredigt, namentlich da, wo das Volk mit den Polen vermengt wohnte, wie es auch in Podlachien der Fall war. Kein Wunder also, daß das Volk, als Wojcicki in den Kirchen Podlachiens die Predigten in ruthenischer Sprache anbefohlen hatte (1867), denjenigen Pfarrern, welche seine Anordnung befolgten, zurief: „Laß das Ruthenische, denn das Russische wird bald daraus werden!“ [1]) Das Volk hat seine eigene Logik und es täuschte sich auch nicht, denn die russische Regierung duldet keine slavischen Dialekte. So wurde (1875) verboten, irgendwelche Bücher in klein-ruthenischer Sprache zu drucken, d. h. in jenem Dialekte, welchen das Volk in der Gegend von Kijew spricht. Der Gebrauch der ruthenischen Sprache ist aber gegenwärtig noch mehr verpönt als der polnischen, und als einige ruthenische Sänger aus Galizien nach Warschau kamen (1884), um ein Concert zu geben, wurde ihnen das Absingen ruthenischer Lieder verboten. Die russische Sprache soll die universal-slavische werden, und es ist eine signatura temporis, daß alle Wühler im Panslavismus, auch unter den österreichischen Slaven, das Russische geläufig sprechen und lesen. Einen Schritt weiter gehen noch die in Lemberg erscheinenden ruthenischen Zeitungen, denn sie sind in einem Gemisch des Russischen und des Ruthenischen geschrieben, was bei dem dort üblichen Gebrauche des russischen Alphabets um so leichter ist.

Die Anführer der Ruthenen in Galizien begannen damit, daß sie zuerst die polnische Sprache verpönten und die ruthenische auf alle mögliche Weise zu fördern suchten: nun aber fördern sie die russische Sprache. Denn je mehr sie sich in den Haß gegen die Polen hineinarbeiteten, umsomehr glaubten sie bei den Russen Freundschaft suchen zu müssen — und glauben es leider noch jetzt. Dem Polenhasse folgte aber auf dem Fuße der Haß gegen den „Latinismus“, und bald zeigte sich unter der ruthenischen Geistlichkeit Galiziens

---

1) „Nero's Zeiten“ S. 48.

eine bedenkliche Neigung zum Schisma.[1]) Die Folge davon war, daß viele Priester aus Galizien nach der benachbarten Diöcese Chelm gingen, wo sie von Wojcicki als Helfer in seinem Vernichtungswerke mit offenen Armen aufgenommen wurden. Einer der ersten, die dorthin kamen, war Marcell Popiel, der auch bald darauf als Werkzeug der Russen die Diöcese vernichten sollte.

Das war die erste traurige Frucht des Hasses, welchen die ehemalige liberale Regierung Oesterreichs unter die beiden Nationalitäten Galiziens ausgestreut hatte. Das lateinische Sprichwort: duobus litigantibus tertius gaudet, scheinen aber die Russen doch besser verstanden zu haben, als Schmerling und Genossen, und der russische Rubel regnete nicht umsonst auf die unheilvolle Saat. An der Spitze dieser russenfreundlichen Partei in Galizien standen die Mitglieder des ruthenischen Domcapitels zu Lemberg, und man nannte auch diese ganze Partei von dem Schutzpatron der ruthenischen Kathedralkirche St. Jur (Georg). Hier fand auch die russische Regierung ihren Mann, als Wojcicki entlassen wurde und die Chelmer Diöcese einen rechtmäßigen Bischof erhalten sollte (1868).

Er hieß Michael Kuziemski und war Generalvikar des ruthenischen Metropoliten von Lemberg. Gegen seine Rechtgläubigkeit war nichts einzuwenden, und er erhielt deshalb ohne Verzug die Präconisation von Rom (22. VI. 1868), aber seine Stimmung bezeichnet am besten die Betheuerung, welche er beim Abschiede seinen Freunden gab: „Mein Leben lang habe ich stets mit dem Polonismus und Latinismus

1) Welcher Geist den ruthenischen Klerus beseelte, beweist der Umstand, daß 13 ruthenische Priester, welche Abgeordnete im österreichischen Reichsrathe waren, im Jahre 1874 für die Kirchengesetze stimmten. Als nun einige von ihnen, welche Consistorialräthe waren, dafür vom Metropoliten dieser Würde enthoben wurden, veranlaßten sie im Reichsrathe eine Interpellation seitens der Literaten, in welcher die Regierung befragt wurde, ob sie den Metropoliten nicht werde zur Rede stellen.

geraubt". Dem Drängen der Regierung nachgebend, von seinen eigenen Landsleuten, welche vor ihm bereits nach Chelm gewandert waren, fortwährend verdächtigt und denuncirt, machte Kuziemski einen falschen Schritt nach dem andern. Der schlimmste war wohl der, daß er seiner Geistlichkeit alles das auszuführen befahl, was Wojcicki vorher verordnet hatte, denn dadurch hat er ihn als legalen Vorgesetzten anerkannt, obgleich ihm die Encyklika des hl. Vaters vom Oktober 1867 wohl bekannt sein mußte.

Das Volk, welches den lange ersehnten Bischof mit unaussprechlicher Freude begrüßt hatte, sah sich getäuscht, als der Bischof in seiner Nachgiebigkeit immer weiter ging. So ließ er eine Verordnung der Regierung bekannt machen, nach welcher griechisch-katholische Soldaten verpflichtet wurden, nicht mehr bei lateinisch-katholischen Priestern, sondern bei schismatischen Popen die hl. Sakramente zu empfangen. Er verbot dem Volke, in die Rosenkranz- und Skapulier-Bruderschaften der Lateiner sich aufnehmen zu lassen, was allgemein geschah, nachdem dieselben Bruderschaften in den griechisch-katholischen Kirchen seiner Diöcese bereits aufgelöst und verboten worden waren.

Der Bischof glaubte durch derartige Verordnungen der russischen Regierung genügen zu können, denn ein Apostat zu werden hatte er nicht im Sinne, er hatte eine Grenze angegeben, über die zu gehen er nicht im Stande wäre. Da bekam er unverhofft die Nachricht, daß sein Landsmann Marcell Popiel zum Administrator der Diöcese vom Zaren ernannt, er aber des Amtes enthoben sei. Ohne ein Wort des Protestes oder des Abschiedes an seine Diöcesanen zu richten, verließ der Hirt, einem Söldlinge gleich, seine Heerde, und reiste unter dem Schutze russischer Gensdarmen über die österreichische Grenze nach Galizien (1871). Er wohnte bis zu seinem vor Kurzem eingetretenen Tode in Lemberg und hatte Muße genug, zu erwägen, wem eigentlich der Kampf der Ruthenen mit dem Polonismus und Latinismus Nutzen bringe.

Wenn er wirklich so naiv war, zu glauben, daß die Russen das Wohl des ruthenischen Volkes im Auge haben, da war er jetzt davon gründlich geheilt.[1])

Bereits am 25. März 1871 kündigte das Consistorium von Chelm der Diöcesangeistlichkeit an, daß Marcell Popiel die Verwaltung der Diöcese als Administrator übernommen habe. Der Mann war in Tarnopol (Galizien) Religionslehrer gewesen und muß hübsche Grundsätze der Jugend beigebracht haben; denn er schrieb ein Lehrbuch der Liturgik, das ihn bei den Russen bestens empfohlen hat. Der bereits erwähnte Fürst Czerkawski hatte ihn (1867) zum Professor des Ritus am Chelmer Diöcesanseminar ernannt, wobei ihn der Eindringling Wojcicki in einer feierlichen Ansprache als einen „lang ersehnten Messias" begrüßte. Sie waren auch „ambo meliores" und einer half dem anderen. Als die ersten Verordnungen, welche Wojcicki erließ, eine furchtbare Erregung unter dem Volke hervorgerufen hatten, unternahm Popiel eine Visitationsreise, um das Volk zu beruhigen (1868); der Herr war aber so sehr um sein theueres Leben besorgt, daß er sich eine Eskorte von Gensdarmen erbat. Auf dieser seiner Reise in der Diöcese hatte er nun die beste Gelegenheit, die Stimmung des Volkes kennen zu lernen, denn an vielen Orten wurden ihm die Kirchen vor der Nase verschlossen. Polizei und Gensdarmen konnten den Widerstand des Volkes nicht brechen: es wollte den Verräther nicht hineinlassen. Die Stimmung des Volkes kannte er also aus Autopsie, und hatte auch vielfach Gelegenheit gehabt, den Geist des Klerus kennen zu lernen, so daß er zu derselben Ueberzeugung gekommen war, die auch Siemaszko 40 Jahre früher gewonnen hatte, daß mit dem alten Klerus nichts anzufangen sei. Er beschloß auch nach dem Vorbilde Siemaszko's und nach seiner Methode vorzugehen.

---

1) Er wandte sich zweimal an P. Pius IX. um eine Geldunterstützung, weil ihm die Russen gar nichts gaben. „Nero's Zeiten" l. c. p. CXXVIII.

Vor allem erbat er sich in Petersburg eine unumschränkte Machtbefugniß, um alles auf eigene Faust vorzubereiten. Er hatte dafür den Grafen Tolstoy gewonnen und auch Zar Alexander II. war damit einverstanden. Es wurden deshalb die Angelegenheiten der griechisch-katholischen Kirche, welche bis dahin ein besonderes Departement im Ministerium des Innern für „ausländische Religionsbekenntnisse" bildeten, der „hl. Synode", deren Procurator eben Graf Tolstoy war, unmittelbar zugewiesen.[1]) Nun begann Popiel, ganz nach dem Vorgange Siemaszko's, vor Allem den Klerus zu säubern. Die tüchtigsten Pfarrer wurden vertrieben; und zwar anfangs nicht nach Rußland, sondern nach Galizien. Popiel hatte nämlich richtig berechnet, daß sie dort keine Anstellung bekommen würden, und wirklich ist es nur einem einzigen gelungen, eine Pfarre zu bekommen, weil der Statthalter von Galizien, Graf Goluchowski, ihn als Patron präsentirte und seine Institution durchsetzte.[2]) Darin aber hatte sich Popiel verrechnet, daß er hoffte, die Verbannten würden nothgedrungen zurückkehren; denn sie ertrugen alle Entbehrungen mit ihren Familien standhaft und gaben dadurch das schönste Beispiel den übrigen Geistlichen, welche nun nicht mehr nach Galizien, sondern nach den entlegenen Provinzen Rußlands und nach Sibirien hinausgeschickt wurden.

An die Stelle der Verbannten holte sich Popiel immer mehr Landsleute aus Galizien, besetzte mit ihnen die einflußreichsten Stellen und machte sie zu Dekanen. Die Zahl der Dekanate ward von 21 auf 12 reducirt.[3]) Welch' Geistes Kinder diese galizischen Ueberläufer waren, beweist zur Genüge der Umstand, daß sich unter ihnen nur ein einziger fand, der im letzten Augenblicke vor der Apostasie zurück-

1) Documents off. l. c. p. 5 nr. 1. Mansfield von Warschau, 21. IX. 1871.

2) Der Pfarrer hieß Bojarski und ist der Verfasser des bereits mehrmals citirten Buches: „Nero's Zeiten", cfr. p. 260 u. CXXXI. nr. 41.

3) „Nero's Zeiten" l. c. p. CXXIV.

gewichen ist; alle Uebrigen leerten den Kelch der Schande.[1]) Während dessen wurde auch das Priesterseminar „gesäubert," indem die tüchtigsten Alumnen vertrieben, dagegen alles mögliche Gesindel aufgenommen wurde. Diesen Zuwachs ließ Popiel so schnell, als es nur eben ging, ausweihen. Er benutzte dazu einen Bischof, der vom P. Pius IX. selbst consekrirt war, dann aber apostasirte.[2]) Anfangs sträubten sich die Alumnen dagegen, aber ihr Widerstand wurde bald gebrochen, und Popiel hatte in kurzer Zeit mehr als ein Hundert neue Priester zur Verfügung. Im schismatischen Geiste erzogen und im russischen Ritus geübt, wurden sie nun, mit russischen Meß- und Gesangbüchern ausgestattet, in die Diöcese hinausgeschickt. Auch die Dekane wurden nun nach Chelm berufen und in dem russischen Ritus unterrichtet, worauf sie den Auftrag erhielten, auf dieselbe Weise bei sich den Gottesdienst abzuhalten und die übrigen Pfarrer dazu anzuhalten.

Der Mann war seiner Sache so gewiß, daß er schon im zweiten Jahre seiner Amtsverwaltung ein Rundschreiben erließ (20. X. 1873), in welchem er befahl, vom 1. (13.) Januar 1874 an den Gottesdienst in allen Kirchen nach dem reformirten Ritus abzuhalten. Die Reihen der treuen Hirten waren bereits sehr gelichtet, seiner Landsleute und der neuausgeweihten Priester war er sicher; nur eines Faktors hatte er vergessen: er traf auf einen solchen Widerstand des Volkes, welchen er wohl nicht erwartet hatte.

---

1) Er hieß Emilian Piasecki. Die russischen Popen verachteten diese Ankömmlinge ganz offen. Der schismatische Erzbischof Joannicius von Warschau, dem die Chelmer Diöcese zufiel, soll sich geäußert haben: „So Gott gibt, daß diese Geschichte erledigt wird, dann werde ich diese verfluchte galizische Bande zu Paaren treiben." Cfr. „Nero's Zeiten" l. c. p. 249. — Likowski (deutsch) Bd. II. p. 257.

2) Er hieß Joseph Sokolski und hat 1860 mit einer Anzahl bulgarischer Priester die Union mit Rom angenommen. Zum Bischofe consecrirt, ließ er sich von den Russen zur Apostasie bewegen und begab sich nach Kiew, wo er in einem schismatischen Kloster wohnte.

LII.

Der allmähliche Verfall der katholischen Kirche in Dänemark (Schweden und Norwegen) — durch die Verschuldung der Könige und des Adels.

III. Vom Tode Friedrich I. bis zur endgiltigen Einführung des Lutherthums 1533—1536.

Friedrich I. starb Gründonnerstag 10. April 1533 auf Gottorp. Mit seinem Tode trat ein Rückschlag ein, welcher den Fortschritt des Lutherthums zu hemmen, ja alle bisher demselben eingeräumte Freiheit aufzuheben drohte.

1. Als der Herrentag Anfangs Juni 1533 zur Wahl eines neuen Königs versammelt war, brachten die Prälaten natürlich auch die Religionsangelegenheiten zur Sprache und verlangten Genugthuung für die erlittenen Unbilden, vor allem aber vollen Genuß der ihnen und der katholischen Kirche von jeher und dazu noch durch so viele Staatsgesetze gewährleisteten Rechte. Im Wesentlichen wurden alle ihre Forderungen durch den Receß vom 3. Juli 1533 bewilligt. Die wichtigsten Punkte waren: 1. der Odenser Receß soll in Kraft bleiben; 2. die Bischöfe sollen frei und ungehindert ihre Jurisdiktion ausüben, sie allein sollen Priester und Prediger anstellen und absetzen, wie es ihrem Amte zukommt; 3. der Zehnte muß wie früher gegeben werden; 4. die noch bestehenden Kirchen und Klöster sollen in ihrem Besitzthum und in ihren Privilegien verbleiben; über die aufgehobenen soll später

verhandelt werden; 5. die von den Lutheranern in Besitz genommene Viborger Domkirche wird dem Bischof zurückgegeben.[1])

Nur einige wenige lutherische Reichsräthe, wie Magnus Gjöe und Erik Banner, wollten diesen Receß nicht beschwören und besiegeln. Daß der Reichsrath auf diese Weise, wie Jörgensen (S. 187) sagt, so gut wie alles, was in den letzten zehn Jahren in der dänischen Kirche vorgegangen war, verwerfen konnte, beweist denn doch zur Genüge, daß — wenn nicht einzig, so doch hauptsächlich — König Friedrich's Macht den Aufruhr gegen die katholische Kirche in der oben geschilderten Weise möglich gemacht hat.

Trotz dieses Recesses gingen aber die Bischöfe nicht energisch voran gegen die Prädikanten. Nur der ärgste derselben, Johann Tausen, wurde vor das Gericht des Reichsrathes gestellt. Wegen einer Schmähschrift, in der er die Bischöfe beschimpft hatte als „Tyrannen, Betrüger, hartnäckige und verblendete Klötze, die weder in Wort noch That jemanden nützlich seien", ferner weil er mit seinen Anhängern sich widerrechtlich der Kirchen in Kopenhagen, besonders der Nikolaikirche bemächtigt und dem erwählten Bischof Joachim Rönnov von Roskilde vor einigen Reichsräthen höhnende und hochmüthige Worte ins Gesicht gesagt hatte, verbannte ihn der Richterspruch auf immer aus den Bisthümern Roskilde und Lund. In den andern Bisthümern sollte er „nichts drucken lassen, nicht predigen, kein priesterliches Amt versehen, in keine Kirche eindringen ohne Wissen, Willen, Erlaubniß und Befehl der Bischöfe".[2])

Johann Tausen verließ Kopenhagen und begab sich zu Magnus Gjöe, dem Vorkämpfer des ganzen Lutherthums in

---

1) Pal.-Müller S. 576, 577. — Allen, Fådrelandets Hist. 7. Udg., S. 311. — A. D. Jörgensen, 40 Fortællinger af Fådrelandets Hist., S. 187. — Karup, den kath. Kirke i Danmark, S. 265, wo die Punkte ausführlicher angeführt sind.

2) Urtheil in Historisk Tidsskrift. 3. Række. VI. Bd. S. 6—8.

Dänemark. Dieser und seine Tochter verwendeten sich für ihn bei Joachim Rönnov, der daraufhin dem Verbannten erlaubte, wieder nach Kopenhagen zu kommen. Kaum vierzehn Tage lang war Tausen abwesend gewesen. Bald erhielt er von Rönnov die Vollmacht, in der Nikolaikirche für die luthrischen Kopenhagener zu predigen, nachdem er schriftlich versprochen hatte, „dem Herrn Joachim Rönnov gehorsam sein und dessen Bestes sowie das der Geistlichkeit stets wahrnehmen zu wollen.“[1]) Wenn daher die Skibysche Chronik Joachim Rönnov mehr der Ketzerei als der Religion ergeben nennt und ihm den Titel „Afterbischof“ (pseudepiscopus) gibt, so ist das in den Thatsachen nur allzu sehr begründet. Wie heuchlerisch und verschlagen er war, zeigt der Umstand, daß er „zu Lebzeiten König Friedrichs freigebig war mit Drohungen gegen die Protestanten, die nach des Königs Tode sich vorfinden würden. Allein in Wirklichkeit hat er dieselben nicht nur geschont, sondern mit seiner Gunst, mit prächtigen Geschenken und vielen Ehren überhäuft, zu großem Aergerniß einfältiger Gewissen, welche als Folge solcher Handlungsweise mit Recht einen jämmerlichen Verfall der Religion und Gottesfurcht fürchteten“.[2])

Wie viel konnte es da helfen, daß die Bischöfe im Jahre 1533 die ausgezeichnete, wahrscheinlich von dem Kölner Dr. Stagefyhr verfaßte Widerlegung von 27 protestantischen Artikeln in dänischer Sprache veröffentlichten? Dieselbe erschien in Aarhus 1533 unter dem Titel: Christliche und rechtgläubige Gegenantwort der Bischöfe und Prälaten des Reiches Dänemark auf die luthrischen Artikel.[3]) Paul Helgesen hatte nämlich die Lehren der luthrischen Prädikanten

---

1) Karup, den kath. Kirke i Danmark, S. 270.
2) Monumenta historiae danicae. I. Bd. S. 93.
3) Menige Danmarks Rigis Biskoppers och Prelaters christelige og retsindige geensvar til de Lutherianscke artikle.

in 27 Thesen zusammengestellt, welche von den Bischöfen beim Herrentag in Kopenhagen 1530 dem König übergeben wurden. Darauf antworteten die Prädikanten in 27 Artikeln. Die 1533 erschienene Gegenantwort der Bischöfe ist die Widerlegung dieser 27 Artikel.

Was nützte es? Die luthrische Agitation glimmte nicht nur unter der Asche weiter, sondern konnte, Dank der Saumseligkeit der Bischöfe, wenn nicht ganz offen und in aufrührerischer Weise, so doch ruhig und sicher ihren Siegeslauf fortsetzen. Zwar erschienen jetzt die überhaupt etwas seltener gewordenen luthrischen Schriften ohne Angabe des Druckers, hörten aber nicht auf, die katholische Kirche zu verhöhnen und die heiligsten Dinge, besonders die hl. Messe, in den Koth zu ziehen.

Der Bürgerkrieg, welcher im Jahre 1534 ausbrach und unter dem Namen „Grevens Fejde" (= die Fehde des Grafen) bekannt ist, that dem Lutherthum nicht nur keinen Eintrag, sondern begünstigte dasselbe, da sowohl der Graf Christoph von Oldenburg, welcher Kopenhagen besetzte, als die Lübecker, welche mit einem Theil der Dänen verbündet, Christian II., den Gefangenen zu Sonderburg, vergeblich wieder auf den Thron setzen wollten, sehr gut luthrisch waren. Vom genannten Grafen hat ja Joachim Rönnov sich wieder sein Bisthum für 10,000 Mark (dänisch) gekauft.[1])

2. Dem Bürgerkrieg aber machte ein Ende der holsteinische luthrische Herzog Christian, ältester Sohn König Friedrichs I.

Im Juli 1534 versammelten sich nämlich in der Kirche des hl. Severin zu Ry bei Aarhus die Reichsräthe und der Adel Jütlands. Als Mogens Gjöe darauf drang, sie sollten ohne Verzug Herzog Christian von Holstein zum König wählen, „kam es zu heftigen Erörterungen zwischen den Reichsräthen, da die mächtigsten unter ihnen, die Bischöfe und ihre An-

1) Roskilde-Aarbogen. Holger Rördam, Mon. hist. dan. I, p. 359.

hänger, den Erzketzer nicht auf dem Throne des Reiches sehen wollten. Der Adel aber setzte dem Rathe zu und drohte jedem, der sich widersetzen wollte. Da wählte der jütländische Rath den Herzog am 4. Juli zum dänischen König und sandte sofort einen Ausschuß von Mitgliedern an den Gewählten nach Holstein ab. An der Spitze der Gesandtschaft stand Bischof Styge Krumpen von Vendsyssel (Aalborg), der heftigste Gegner des Herzogs."

„Der Herzog nahm die angebotene Krone an und zog sofort mit einem Heer nach Jütland. Am 18. August ließ er sich in Horsens huldigen und erließ ein vorläufiges Versicherungsschreiben, dessen merkwürdigste Bestimmung war, daß die Religionsangelegenheiten einstweilen ruhen sollten, bis er zu einer ruhigen Regierung gekommen sei; alsdann wolle er mit dem Reichsrath und Adel Dänemarks eine in jeder Weise gut christliche Einrichtung treffen, d. h. der Herzog behielt sich freie Hand vor, die Sache nach seiner Bequemlichkeit und seinen Anschauungen in Verbindung mit dem Reichsrath zu ordnen. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß damit das Todesurtheil über den Katholicismus gefällt war. Die Bischöfe mußten sich beugen und fügen."[1])

Nachdem Herzog Christian am 18. November 1534 einen einseitigen Frieden zwischen Lübeck und den Herzogthümern geschlossen, konnte er seine ganze Kriegsmacht für Dänemark verwenden. Durch seinen tüchtigen Feldherrn Johann Rantzau eroberte er in kurzer Zeit ganz Jütland und machte die jütländischen Bauern, welche sich zu Gunsten Christian's II. erhoben hatten, zu Leibeigenen der Krone (Dezember 1534). Durch die Schlacht am Ochsenberg (Öxnebjårg 11. Juni 1535) entriß Johann Rantzau die Insel Fünen den Händen der Lübecker. Am 24. Juli 1535 begann die Belagerung von Kopenhagen, das verzweifelten Widerstand leistete und sich erst am 29. Juli 1536 ergab, nachdem die Einwohner ihre

1) Pal.-Müller S. 584; idem in Grevens Fejde I, S. 253.

letzten Hunde und Katzen verzehrt hatten und viele Menschen Hungers gestorben waren.

3. „Am 6. August 1536 hatte Christian III. seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten. Es mußte nun zunächst seine Aufgabe sein, die oberste Regierung in Staat und Kirche festzustellen, und zwar ohne Verzug. Dann hatte er die Macht ohne irgend welchen Widerspruch. Allein das Kriegsheer, welches ihm den Sieg erfochten hatte und die Alleinherrschaft sicherte, konnte nicht gar viele Tage zusammengehalten werden. Es mußte außerdem entweder mit baarem Geld oder mit Verschreibungen zufriedengestellt werden. Die Krone mußte viel größere Mittel als bisher haben. Und endlich konnte der König ja nicht daran zweifeln, daß jetzt der Augenblick gekommen war, die Kirchenreformation durchzuführen, welche für ihn eine Gewissenssache (?) und wie alle wußten, seine Lebensaufgabe (?) war."[1])

Wie diese letztere Angelegenheit angegriffen wurde, schildert am besten der Brief[2]) des preußischen Admirals Johann Pein an seinen Herrn Herzog Albrecht von Preußen über die Vorgänge in Kopenhagen am 11. und 12. Aug. 1536.

„Fürstlicher Durchleucht in Preußen, meinem gnedigsten furften vnd herrn.

Gnedigster furst vnd herre. Nachdem E. f. g. ich dise beygelegte briffe gestriges tages geschriben vnd zugemacht, vnd ich e. f. g. 4 schiff heimwerts lauffen lassen, so habe ich mich doch der montz halben mit meinen boßleuten nicht vergleichen konnen, dan sie die denisch montz im abzug nicht haben nhemen wollen, vnd in dem wie ich mit Jn im handel gestanden, hath Ko. Maj. zu mir geschickt, mich in rath forderen lassen, doselbst die obersten von Lantsknechten, die Velther vnd Rittmeistere, sambt her Johan

---

1) Pal.-Müller S. 620.

2) Original im Archiv zu Königsberg, Abschrift im dän. k. Geheimarchiv, gedruckt bei Holger Rördam, Mon. hist. dan. I, p. 201—203. (Ins Dänische übersetzt bei Pal.-Müller S. 620 f.)

Rantzau auch Melchior Rantzau erschinen, allenthalben gerat-schlagt, wie Ko. W. ferner ir thun anstelleten, dieweil die bisschoff gar nichts zu ablegung reuter vnd knecht thun wollten, doruff im nhamen Gottes beschlossen die bisschoff von stunt bei den Coppen zunhemen, welchs dan ins geheimbst nechten bestellet, das heut ganz frue vmb seigers 4 die 3 bischoffe, als Selant, Schone, Ripen, dorch die profosen vnd lantsknechte uffheben lassen, vnt sint von stunt vffs haus Coppenhagen gefurt vnd an 3 orth setzen lassen in vergatterte gemach, vnd di statlich mith hakenschutzen vnd drabantten vorwaren lassen. Diselbige stunde do man di leut angetastet, ist Copenhagen mit wach zu wasser vnd lant bestellet worden, das nymants aus oder in kan on befehl der jenigen dorzu verordent, vnd es wirt also bis in den 3 tag zustheen.

Vmb seigers 8 dornach hat Ko. W. den andern Reichs Rethen, als her Magnus Gey, her Ovi Lungen, her Magnus Guldenstern, Erick Krummendick, meister Johan Frisen, sambt andern, auch den Bischoff von Arhusen, auch vffs schlos zu sich gefordertt, vnd ist diser handel mit Jn vorgenommen. Welcher mit Ko. W. sambt den obbestimpten krigsrethen zustimmen wirdt, mit dem hat es kein mangel, wer aber nicht, wirdt auch bei dem Cop genommen werden. Ich haltte aber, sie werden zu Creutz crauffen. Ko. W. werden aber nichts entlichs oder be-schlislichs der veranderung des Regiments halber handeln bis vff bestimpten Reichstag, im ersten briff vermelt, vnd mittler weil wirt sein Ko. W. in dem Jr herrn freunde vnd e. f. g. vmb rath ansuchen.

Die andern altten reichsreth als her Andres Bilde, her Johan Br[n] etc., die in Meklnburgk gefenglich gesessen, die werden lauts dem vertrage in lant zu Holsten in Ko. W. hant vnd gewarsham kommen, die werden auch nicht groß czeichen thun konnen.

Mit disem vornhemen ist der gemein jung Adel, di von Copenhagen vnd die andern stett, auch die Paurschafft wohl zufriden mit großer frolockung, desgleichen reutter vnd knecht sint des auch hochlich erfreuet. Got geb Ko. Maj. in dem vnd in allem gluklichen außgang.

Die Bischoff, itzt hir ingelegt, werden in Holsten geschickt,

domit sie statlich vorwarth, so sint dises tages auch schiff vnd knecht in Fune vnd Jutlandt abgefertigt, di Bischoff, di noch vorhanden, auch anzugreiffen. Disen tag hat Ko. W. nach Drachsholm, dem bischoff von Selant zustendig, ettlich reutter geschickt dasselbig inzunemen. So wirt her Johan Rantzau strax nach Juttlant doselbst solchs auch außzurichten, vnd wirt sich Drachsholm nicht an Ko. W. ergeben, so wirt man flux ettlich grob geschutz vnd knecht dohin fertigen, dasselbig mit gewalt inzunhemen. Diß gnedigster furst hab e. f. g. ich gantz vndertheniger meinung nicht konnen verhaltten, vnd der almechtig Got spar e. f. g. lang frisch vnd gesunt mit al den Iren. Mein hant datum gantz eilents Sonnabents nach Laurenti nach mittag vmb zeigers 2, Anno 1536.

E. F. G.
vndertheniger gantzwilliger diener
Johan Pein."

In Uebereinstimmung mit diesem Briefe sagt das Roskilder Jahrbuch[1]) ganz kurz und trocken: „In diesem Jahre (1536) wurden alle Bischöfe Dänemarks auf des Königs Befehl ergriffen und gefangen, aber einige Zeit später kamen sie aus ihrem Gefängniß unter der Bedingung, daß sie zwar ihr Erbe und Eigenthum behalten, allein ihr bischöfliches Amt, ihre bischöfliche Würde und ihre bischöflichen Stifter, welche der König an sich zog, nicht wieder erhalten sollten. Nur Joachim Rönnov, erwählter Bischof von Roskilde, wurde an verschiedene Orte gebracht und gefangen gesetzt, in Kopenhagen, Krogen, Drachsholm und Visby auf Gotland; zuletzt kam er wieder nach Kopenhagen, wo er einige Zeit darauf starb. Von diesen Bischöfen waren nicht mehr consekrirt und geweiht als der würdige Vater Bischof Ove Bilde von Aarhus und Bischof Jörgen von Viburg", Ivar Munk von Ribe und Styge Krumpen von Aalborg.[2])

---

1) Holger Rördam, Mon. hist. dan. I, pp. 375, 376.

2) Nach dem Roskilder Jahrbuch waren nur die zwei Bischöfe von Aarhus und Viborg geweiht, nach Regum Daniæ series, collectore

Noch deutlicher und eingehender berichtet die Fortsetzung skibyschen Chronik:[2]) „Im nämlichen Jahre, d. h. 1536 der genannte König Christian alle dänischen und nor-gischen Bischöfe gefangennehmen. Zu Kopenhagen aber rden am Tage der hl. Klara (12. August) nach St. Laurentius gende Bischöfe gefänglich eingezogen: Torbere Bilde, der wählte Erzbischof von Lund, Joachim Rönnov, erwählter r Roskilde und Olaf Munk, erwählter von Ribe; und sie rden durch den Oberst (militum principem) Gallen van den in Gegenwart des Königs nach dem Schlosse geführt. ter ward am ersten Sonntag[1]) nach Mariä Geburt im lichen Jahre der hochwürdige Bischof Herr Ove Bilde Aarhus, einstiger Kanzler des Königs Johannes und es Sohnes Christian, geschmückt mit Gelehrsamkeit und gezeichneter Tugend, ein kluger Mann und guter Rath-r, gefangen genommen und auf das Schloß Drachsholm, n aber nach Nyborg geführt, wo er unter ziemlich harten dingungen Dienstag[2]) nach dem Feste der hl. Dreifaltigkeit Jahre des Herrn 1537 freigegeben wurde.“

Treffend bemerkt Paludan-Müller (S. 622): Admiral us „Brief zeigt, daß der Plan zur Gefangennehmung Bischöfe vom König gefaßt ward nicht mit den weltlichen chsräthen, sondern zuerst mit den ihm zunächst stehenden thgebern, den beiden Rantzauern, Johann und Melchior, d gewiß auch mit Mogens Gjöe. Darnach hat sich der nig den Beistand des fremden deutschen Kriegsvolkes ge-hert und erst dann die Sache vor den Rath gebracht, den

---

Magno Matthiæ (Holger Rørdam, Mon. hist. dan. 2. Række II. S. 226) aber auch die von Ribe und Aalborg — was wohl als sicher anzunehmen ist. Die vier übrigen waren weder geweiht, noch vom Papste bestätigt.

1) Holger Rørdam, Mon. hist. dan. I, p.p. 431, 432.

2) 10. September 1536.

3) 29. Mai 1537.

er mit zwei neuen Mitgliedern, Erik Krummedige und J
Friis verstärkt hatte. Der Rath, welchem außerdem
in Mecklenburg gefangenen Mitglieder fehlten, von
einige als die stärksten Stützen der Bischöfe betrachtet
mußten, hatte auf diese Weise nicht ganz seinen
Willen, was Johann Pein auch andeutet. Auf M
Gjöe und seine Anhänger konnte der König sich ver
kaum aber auf die Mehrzahl der anwesenden Herren.
weiß doch nicht, daß einer von ihnen unter diesen Umst
Widerstand geleistet hat, wenn auch die meisten wohl
überrascht waren, daß der König so weit gehen
wie es sich nun zeigte."

Nur zwölf Reichsräthe waren es also, die am 12.
1536, und zwar „nicht ganz frei", auf des König Chri
Wunsch oder Befehl die Abschaffung der Bischöfe
katholischen Kirche beschlossen und in folgendem Akt
besiegelten:

„Wir hier genannten Mogens Gjöe, Dänemarks
hofmeister, Tyge Krabbe, Dänemarks Reichsmarschall,
Lunge zu Tirsbäk, Axel Brahe zu Krogholm,
Bilde, Oluf Rosenkrands zu Vallö, Holger Ulf
zu Hekebjerg, Truid Ulfstand, Axel Ugerup, M
Gyldenstjerne, Ritter, ferner Erik Krummedi
Alnerup und Johann Friis zu Hesselager Hof, Reich
Dänemarks, thun zu wissen, daß, da der hochgeborne
und mächtige Herr, Herr Christian, durch Gottes Gna
wählter König von Dänemark und Norwegen 2c., unser
gnädiger Herr .... nicht will, daß die Regierung des
Dänemark von diesem Tage an noch abhängen soll von
einem Erzbischof oder andern Bischöfen, sondern sei
bleiben soll bei der kgl. Majestät und Sr. Gnaden
Majestät Nachfolgern, den Königen von Dänemark u
den weltlichen Reichsräthen Dänemarks und ihren Nach

1) D. h. außer den sieben Bischöfen, die zum Reichsrath

da die genannte kgl. Majestät, unser gnädigster Herr, sich
uns so verglichen, vereint und abgesprochen hat, und wir
verfiegelt haben, daß es fürder im Reiche Dänemark so
lten werden soll, — so erklären wir, gelobt und zugesagt
haben, durch dieses unser offenes Schreiben geloben und
rechen wir, und zwar aus freien Stücken und mit reiflicher
rlegung, der kgl. Majestät, unserm gnädigsten Herrn bei
m christlichen Glauben und beim Ansehen, bei der Ehre
dem guten Namen eines Edelmannes, daß wir von nun
iemals, weder offen noch geheim, weder selbst oder durch
e, weder im Lande noch außerhalb desselben, in irgend
nennbaren Weise helfen oder irgendwie praktiziren wollen,
rgend ein Bischof, seien es die jetzt lebenden oder
welche andere Bischöfe, zu irgend einer weltlichen oder
lichen Regierung oder zu irgend einem Bis-
oder Einkommen im Reiche Dänemark kommen, bevor
sich geeint hat und bevor ein allgemeines, generelles und
iches Concil in der Christenheit gehalten ist, so daß sowohl
Reich Dänemark, als auch andere Nationen, sowohl Deutsch-
als andere Völker in der Christenheit darein gewilligt,
nerkannt und demselben zugestimmt haben. Und wenn
eine solche Einwilligung nach einem allgemeinen Concil
r Christenheit zuwege kommt, so wollen wir doch nicht,
r offen noch geheim, praktiziren, daß irgend ein Bischof
gend einer weltlichen oder geistlichen Regierung im Reiche
mark komme, es sei denn mit der Bestätigung, dem Willen
der Uebereinstimmung der kgl. Majestät oder der Nach-
r Sr. Gnaden der kgl. Majestät, der Könige von Dänemark
des ganzen Rathes und Adels und aller Bewohner von
mark. Zugleich verpflichten wir uns durch dieses unser
es Schreiben, daß wir nicht widerstreben wollen, daß das
Evangelium und das reine Gotteswort in diesem Reiche
gepredigt und verkündet werde. Und wir wollen ver-
tet sein, unser Leben, Gut und Wohl in genannter und
andern Weise bei der genannten kgl. Majestät einzusetzen,
es sich für uns geziemt gegenüber unserm rechten Herrn
König und dem Vaterlande. Zu fernerem Beweis haben
mit Wissen und Willen unsere Insiegel und Zeichen unter

dieses offene Schreiben hängen lassen. Gegeben zu Kopenhagen, Samstag nach St. Martyrer Laurentius' Tag, im Jahr 1536." [1])

Doch nicht genug mit diesem Versicherungsschreiben, sagt Paludan-Müller (S. 624). „Sieben der Aussteller desselben mußten am nämlichen Tage, jeder für sich, gleichlautende Schriftstücke ausstellen: nämlich Axel Ugerup, Mogens Gyldenstjerne, Holger Ulfstand, Knud Bilde, Tyge Krabbe, Truid Ulfstand und Axel Brahe. Die sieben Schreiben sind noch vorhanden; ich weiß nicht, ob die übrigen fünf Reichsräthe davon entbunden waren, oder ob ihre Schreiben noch nicht an's Tageslicht gekommen sind. Im ersten Fall muß angenommen werden, daß Mogens Gjöe, Ove Lunge, Oluf Rosenkrands, Erik Krummedige und Johann Friis für vollkommen zuverlässige Anhänger der Kirchenreformation angesehen wurden, welche König Christian jetzt durchführen wollte. Auch die Stadt Malmö mußte einige Tage später dem Könige dasselbe Versicherungsschreiben ausstellen. Dasselbe war wahrscheinlich der Fall mit noch anderen Städten."

„Mit dem 12. August 1536 war der Sieg der luthrischen Reformation entschieden. So gründlich hatten die Prädikanten das Volk durchagitirt,[2]) daß dessen Anschluß an den König in der Sache des Evangeliums nicht mehr zweifelhaft sein konnte, sobald die Bischöfe[3]) mit ihren zunächststehenden Anhängern unschädlich gemacht und die weltlichen Mitglieder des Reichsrathes auf seine Seite getreten waren. Das hat Johann Pein auch schon am nämlichen Tag ausgesprochen. Doch ist zu bemerken, daß es nicht die evangelische Predigt ist, welche unsere Kirchenreformation

1) Bei Pal.-Müller S. 622 f. und Holger Rördam, Mon. hist. dan. I, pp. 208—210.

2) Es läßt sich doch kaum beweisen, daß dies vom ganzen Volke gilt; es waren hauptsächlich die Bewohner von Kopenhagen, Malmö, Viborg und einigen anderen Städten.

3) Auch hier gilt das Wort: Percute pastorem, et dispergentur oves gregis.

durchgeführt hat, sondern die persönliche Ueberzeugung (?) König Christian's und seiner holsteinischen und dänischen Rathgeber, unterstützt vom geworbenen Kriegsvolk. Daß der König und die Kriegsmacht nach einem blutigen Kampfe von zwei Jahren den Prädikanten die Hand reichte, hat der Anschauung dieser letzteren den Sieg verschafft." So Pal.-Müller (S. 625).

Jeder Widerstand von Seite der Anhänger der Bischöfe wurde unmöglich gemacht. Sehr schlau hatte der König im Traktat vom 29. Juli 1536 dem Herzog Albrecht von Mecklenburg und Graf Christoph von Oldenburg die Verpflichtung auferlegt, die in Mecklenburg gefangenen dänischen Herren nicht in Freiheit zu setzen, sondern sie ihm zu übergeben. In Holstein nahm er sie in Empfang und gab ihnen erst dann die Freiheit, als sie urkundlich sehr strenge Verpflichtungen hinsichtlich ihrer Treue auf sich genommen und dabei besonders auch alles gut geheißen hatten, was mit den Bischöfen und den bischöflichen Gütern geschehen war. Die vier bedeutendsten derselben: Anders und Johann Bilde, Otto Krumpen und Johann Urne wurden noch einige Zeit in Haft gehalten, bis sie Dezember 1536 eigene Versicherungsschreiben ausgestellt hatten; und keiner von ihnen kam gleich wieder in den Reichstag. (Pal.-Müller S. 626.)

4. Alles war mithin zwischen König und Reichsrath von vornherein abgemacht. Der auf den 15. Oktober 1536 nach Kopenhagen berufene Reichstag, an dem nur Adel, Bürger und Bauern, nicht aber die Geistlichkeit theilnahmen, hatte nur das anzunehmen, was ihm vorgelegt wurde.[1]) Eröffnet wurde der Reichstag indeß erst am 28. Oktober.[2]) Am

---

1) Wahrscheinlich deshalb war auch das „stattliche Kriegsvolk" nicht vor dem Reichstage entlassen worden, wie sich aus der Klageschrift gegen die Bischöfe ergibt: „vi have beladt Os med et statteligt krigsfolk, og det indtil denne Dag med stor Svarhed underholdet." (Holger Rördam, Mon. hist. dan. I, p. 145.)

2) Holger Rördam, Mon. hist. dan. I, p. 138.

30. Oktober wurde unter freiem Himmel auf dem Altmarkt (Gammeltorv) eine feierliche Versammlung gehalten, wobei sich alle berufenen Stände einfanden. Mitten auf dem Platz war eine Art Palast erbaut, worauf der König und der Reichsrath standen, und von wo aus der König zum Volke sprechen ließ.[1]) Die Versammlung ward eröffnet mit einer langen Rede, deren Verlesung 4 Stunden lang dauerte. Darin bekam vorerst der Bürger- und Bauernstand eine scharfe Rüge zu hören, weil er sich gegen den Adel, „ihre Herrschaft und Obrigkeit", empört habe; dann wurden Beschuldigungen sowohl gegen den bischöflichen Stand im Allgemeinen, als gegen jeden einzelnen Bischof vorgebracht:[2]) diese wurden als die Hauptursache der vorhergehenden blutigen Streitigkeiten hingestellt. Darum schlug der König vor, die bischöfliche Würde sammt dem bischöflichen Titel abzuschaffen, die evangelische Lehre einzuführen und die Kirche von Superintendenten ohne weltliche Gewalt verwalten zu lassen (u. s. w. wie unten im Reichstagsschluß). Die Versammlung wurde alsdann befragt, ob sie dies billige, worauf alle, der eine lauter als der andere, riefen, „sie wollten beim hl. Evangelium bleiben und keine solchen Bischöfe mehr haben; das Kirchengut solle der Krone zufallen und so die Steuerlast des Volkes erleichtern".[3])

---

1) Holger Rördam, Mon. hist. dan. I, p. 138. — Allen, Handbog i Fådrelandets Historie. 7. Udg., S. 334.

2) Diese Klageschrift ist von Holger Rördam in Mon. hist. dan. I veröffentlicht und nimmt volle 56 Seiten ein. Hauptanklage ist, daß die Bischöfe die Königswahl gehindert; dann kommt ihre „papistische" Gesinnung und ihre Verfolgung der Protestanten und zuletzt persönliche Sünden und Verbrechen. Ob Alles wahr ist?

3) Allen, Hdbg. i Fådrelandets Hist. 7. Udg., S. 335. — Holger Rördam, Mon. hist. dan. I, p. 139. — Von diesem Vorgang schreibt ein sonst vorurtheilsfreier Geschichtsforscher A. D. Jörgensen (in 40 Fortællinger af Fådrelandets Historie 1882, S. 190) u. A.: „Die Bischöfe wurden abgesetzt und die luthrische Lehre angenommen, der König wurde das Haupt der dänischen Kirche vor Gott und Menschen!"

Am nämlichen Tage, dem 30. Oktober 1536, wurde der Reichstagsschluß ausgefertigt vom König, von 19 Reichsräthen, 403 namentlich angeführten Edelleuten und den Abgesandten der 81 Städte und aller Landbezirke des damaligen Königreichs Dänemark, im Ganzen wenigstens 1200 Personen. Dieses Aktenstück nennt sich: „Constitution, Gesetz, Einrichtung und Ordnung des gesammten Reiches“ (Menige Rigens Konstitution, Sæt, Skikkelse og Ordinatie). Zuerst ist die Rede von Selbstverdemüthigung vor Gott, dessen Zorn das Volk über sich herabgerufen hat, indem die Gemeinde sich gegen die Obrigkeit erhoben, Reichsrath und Adel aber sich gegen die Gemeinde „bewegt“ hat. Alle reichen einander jetzt die Hand zur Versöhnung und geben alle Feindschaft auf.

In dem auf die Religion sich beziehenden ersten Theile, der uns hier allein interessirt, heißt es alsdann:

Das Unglück hat seinen Ursprung in der Zwietracht zwischen den Bischöfen und dem Adel, weil die Bischöfe nicht zugeben wollten, daß zu rechter Zeit ein König gewählt oder eine feste Regierung eingerichtet würde. Deshalb sollen jetzt weder die abgesetzten Bischöfe noch andere an ihrer Statt zu bischöflicher Macht im Reiche kommen; es sollen vielmehr Superattendenten bestellt werden, um das Volk das hl. Evangelium zu lehren. Die Besitzungen, Schlösser, Höfe und Ländereien der Bisthümer sollen der Krone zufallen; der König soll Patronatsrecht über die früher von den Bischöfen verliehenen kirchlichen Aemter haben, der Adel dagegen sein beweisbares Patronatsrecht behalten. Auch darf der Adel die Vikariatgüter zurückfordern, d. h. die Güter, welche derselbe für die vielen gestifteten, jetzt abgeschafften Seelenmessen geschenkt hat, soweit derselbe sein Erbrecht darauf durch Brief und Siegel beweisen kann. Klöster,[1]) Präla-

1) Nach dem Roskilder Jahrbuch waren übrigens 1537 bereits „alle Bettel- (d. h. Dominikaner-, Franziskaner- und Karme-

turen, Canonikate bleiben bestehen, bis König und Rath Näheres darüber bestimmen. Das Volk soll frei sein von verschiedenen willkürlichen Abgaben an die Geistlichkeit, aber doch nach altem Brauch die zehnte Garbe von allem Korn und das zehnte Stück Vieh geben. Der Zehnte wird in drei Theile getheilt: einen soll der Pfarrer behalten, den andern soll die Kirche bekommen, den dritten soll der König eintreiben lassen für die Löhnung der neuen Aufseher und für's Schulwesen. Die Spitäler sollen bestehen bleiben; sind mehr Kranke da, als daß sie darin Unterkunft finden können, so dürfen sie Gottes Almosen betteln; kein kräftiger und gesunder Mensch aber darf unter Todesstrafe um Almosen bitten.

Die vom selbigen Tage (30. Oktober 1536) datirte Handfeste des Königs, die natürlich anders aussah, als die seines Vaters, enthielt statt jener oben (S. 431 ff.) angegebenen neun Artikel nur folgende Worte: „Wir wollen und sollen über Alles den allmächtigsten Gott lieben und verehren und sein hl. Wort und seine Lehre bestärken, vermehren, an's Licht bringen, handhaben, beschützen und beschirmen zu Gottes Ehre und zur Vermehrung des hl. christlichen Glaubens.“ Kein Wort über die Kirche und die Bischöfe! — Unter den politischen Bestimmungen der Handfeste aber steht unter andern, daß Norwegen in Zukunft kein eigenes Königreich mehr, sondern nur noch eine Provinz sein solle

---

liter-) Orden aufgehoben, die Mönche aus ihren Wohnungen und Klöstern ausgewiesen und verjagt und an einigen Orten bedroht, erschreckt und geschlagen worden von den Lutheranern. Das Meiste ihrer Habe ward ihnen genommen und ihre Klöster niedergerissen. Sie hatten hier in Dänemark ruhig gewohnt seit der Zeit König Kanut VI. [1182—1202] (welcher der erste Sohn des Königs Waldemar I. war) bis jetzt, über 320 Jahre unter der Zeit und Regierung von 18 Königen“. (Holger Rördam, Mon. hist. dan. I, p. 376, 377.) — Die meisten Franziskanerklöster aber waren schon unter Friedrich I. vernichtet worden (s. oben S. 515 ff.)

der Krone Dänemarks auf ewige Zeiten![1]) Die
=ser Gelegenheit in's Staatsrecht Dänemarks eingeführten
n und durchgreifenden Aenderungen sind von Paludan=
er (S. 628) in die wenigen Worte zusammengefaßt:
Fall der alten Kirche, die Abschaffung der Bischöfe,
Gewalt in Staat und Kirche in die Hand des Königs
eines weltlichen Rathes gelegt, die Königsmacht ge=
gt, die Erblichkeit der Krone halb eingeführt, die Gewalt
Reichsraths gegenüber dem Könige eingeschränkt; Nor=
n dem Reiche Dänemark einverleibt.“[2]) — —

Gefallen, tief gefallen ist die katholische Kirche in Däne=
im Jahre 1536; doch nicht ganz plötzlich. Denn schon

Diese ewigen Zeiten hörten 1814 trotzdem entschieden auf, als Dänemark im Kieler Frieden Norwegen und Helgoland verlor! — Uebrigens verblieb Norwegen trotz dieser Bestimmung der Handfeste ein eigenes Reich und wurde auch von dänischen Königen als solches behandelt. (Pal.=Müller S. 634.)

Da wir nebenbei auch die kirchlichen Verhältnisse von Schweden und Norwegen berühren mußten, könnte man auch einige Angaben über die dortige Entwicklung der Dinge wünschen. Was Schweden betrifft, so ging es ganz seinen eigenen Weg; für Dänemark war es seit dem Stockholmer Blutbad auf immer verloren; Gustav Wasa führte das Lutherthum ein. Dieß hier zu beschreiben, würde zu weit führen. — In Norwegen dagegen fehlte die Einigkeit zwischen dem Reichsverweser, Erzbischof Oluf Engelbrecht in Drontheim, und den andern Bischöfen und Herren. Der von Christian III. gesandte Eske Bilde konnte somit leichten Kaufes die Zwecke seines Herrn verfolgen. 1. April 1537 floh der Erzbischof nach Holland und starb nicht lange darnach. Bischof Magnus von Hammer unterwarf sich nach einigem Bedenken, ebenso Bischof Höskuld von Stavanger. Bischof Johann Reff von Oslo aber reiste nach Dänemark und wurde luthrisch. 26. August 1537 ordinirte Dr. Johann Bugenhagen sieben Superintendenten (anstatt der sieben dänischen Bischöfe für Dänemark. Der genannte Bischof Johann Reff aber wurde der erste Superintendent für die Stifter Oslo und Hammer in Norwegen. Eine schöne Beförderung! (Pal.=Müller S. 631—633. Holger Rördam, Mon. hist. dan. I, p. 295, 376.)

lange Zeit war es her, daß der Verfall begonnen hatte, Dank dem herrschsüchtigen, verschmitzten und verschlagenen Vorgehen mehrerer Könige, besonders Christian's II. und Friedrich's I., der damit zusammenhängenden Verweltlichung und Verstaatlichung zumal des höheren Klerus und der sowohl von jenen als von diesem entweder angestrebten oder doch zugelassenen Lockerung des Verbandes mit dem apostolischen, römischen Stuhle.

Was insbesondere die Verweltlichung des höheren Klerus betrifft, so hat diese Abhandlung dargethan, daß die Besetzung vieler Stellen durch den König (mit oder ohne Genehmigung des Papstes) nicht wenige unwürdige Persönlichkeiten zu bischöflichen und anderen wichtigen kirchlichen Aemtern befördert hat, daß nach und nach zuerst faktisch, dann auch gesetzlich (d. h. nach dem einseitigen Staatsrecht, das ja in kirchlichen Dingen ohne Genehmigung des römischen Stuhles ungiltig ist) Adelige bei Erledigung der wichtigsten Aemter den Vorzug bekamen und zuletzt alleinige Berechtigung auf dieselben erhielten.[1]) Die für dieselben einige Zeit lang

1) Darüber schreibt die skibysche Chronik sehr schön: „Nach dem Tode des Lunder Erzbischofs Birger (1519) beschloß der Reichsrath, daß fürderhin keiner mehr Bischof werden dürfe, er sei denn aus adeligem Geschlechte. Die Unterschreiber dieses Beschlusses meinten, die Sache der Kirche sei durch die Macht von Freunden und durch menschlichen Schutz am besten gesichert. Die Aermsten erkannten nicht, daß es keine größere Beleidigung Gottes, als gerade die Rücksicht auf Personen, und keinen schlimmeren Verfall der Kirche gebe, als die Eitelkeit und Prunksucht gewisser Adeligen, welche sich so sehr einem ungebundenen Leben hingeben, daß sie die Unschuld und Frömmigkeit der christlichen Religion nicht nur ersticken, sondern geradezu verachten. Was sich auf Macht, Gewalt, Aufsehen, Hochmuth, Prunksucht, Ehrgeiz und menschliche Kräfte stützt, kann nicht von Dauer sein; unschuldiges Leben, Sittenreinheit und tiefreligiöse Frömmigkeit, auch des zurückgesetztesten Menschen, allein verdient für alles Kirchliche bei Gott den sichersten Schutz.“ Rördam, Mon. hist. dan. I, p. 37—38.

noch eingeholte päpstliche Bestätigung wurde seit dem Blutbad von Stockholm nicht mehr viel beachtet, unterblieb während der Regierung Friedrichs I. gänzlich, so daß zuletzt, als der Lutheraner Christian III. den Thron bestieg, alle sieben Bischöfe sowie der Coadjutor zu Ribe von Adel, vier derselben einseitig vom König und zwar simonistisch in das bischöfliche Amt eingesetzt und weder geweiht noch vom Papste bestätigt waren. Nur Bischof Ove Bilde von Aarhus wird als tugendhafter Mann geschildert; allen anderen Bischöfen werden verschiedene Laster, wie Habsucht oder Unsittlichkeit, Grausamkeit oder wenigstens Vergnügungssucht und Vernachlässigung ihrer Hirtenpflichten, wohl kaum mit vollem Unrecht, vorgeworfen.[1]) Das Salz der Erde war schaal

1) In der (freilich stark gefärbten) Anklageschrift Christians III. gegen die Bischöfe (bei Dr. Holg. Rördam. Mon. hist. dan. I., p. 156—199).

Daß es übrigens auch nach längerem Bestande des „neuen Evangeliums" bei der lutherischen Geistlichkeit mit der Sittlichkeit und Tugend kaum besser aussah, bezeugen manche Berichte. Hier nur eine Probe. Der Lunder Superattendent Magnus Madsen (Magnus Matthiæ † 1611) gesteht in seiner Apologie, daß einer seiner Vorgänger „quibusdam de illicito concubitu suspectus videbatur" (Dr. H. Rördam 2 R. II. Bd. S. 379), und in einer 1591 auf einer Synode gehaltenen Rede sagt er Folgendes: „Quis est paulo cordatior Ecclesiæ et verbi Dei minister, qui non videat, et cui non ex animo doleat, in Clero quoque, quem sic nominamus, et doctoribus ipsis, qui caeterorum duces et antesignani morumque alienorum gubernatores ac censores sunt constituti, plusculum reperiri, quod ne in Laico quidem aut simplici, ut sic dicam, Christiano quis ferat?

Quis enim probaverit in verbi Ministro ebrietatem et crebras ingurgitationes, horrendas nominis Divini profanationes, temeraria et non necessaria juramenta, maledicta, execrationes? Quis in sacerdote ferat sermones spurcos ac inhonestos, et jocos plusquam scurriles? Neque enim inficias quis ieret esse Doctores hujus temporis nonnullos, hisce et aliis id genus levitatibus (ne quid dicam durius) nimis

geworden.[1]) Es war daher kein Wunder, daß die eingekerkerten dänischen Bischöfe, um ihre Freiheit wieder zu erlangen, sich der neuen Ordnung der Dinge durch Christian III. unterwarfen, auf ihre Bisthümer verzichteten, dem neuen Evangelium kein Hinderniß bereiten zu wollen versprachen, kurz, die ganze obengenannte Constitution anerkannten.[2])

Der Ordensmann aber, welcher allein als Vorkämpfer der katholischen Kirche in Dänemark durch Wort und Schrift unter Friedrich I. und während des Bürgerkrieges eifrigst gewirkt hatte, der Karmelitermönch Paul Helgesen, ist seit dem Regierungsantritt Christians III. vollständig verschollen:

---

assuetos ac deditos. Quibus accedit non toleranda contendendi libido, in aliis avaritia insatiabilis, ac indefessum ditescendi studium. Taceo in hoc nostro ordine scortationes, adulteria, homicidia, imo parricidia quoque, cujusmodi, proh dolor! scelerum unum et iterum alterum ac tertium exemplum, in hac dioecesi, proxima tempora nobis exhibuerunt" etc. (ib. pp. 105, 106). — Dem Superattendenten selbst wirft ein kgl. Schreiben vom 19. Mai 1594 in wenig schmeichelhafter Weise vor, daß er, der Andern ein gutes Beispiel geben sollte, die Wittwe eines seiner Pächter samt ihren kleinen Kindern ohne genügenden Grund vom Hofe gejagt habe (ib. p. 104. n. 1.)

1) Der luthrisch gewordene (ernannte) Bischof Knud Gyldenstjerne von Odense liegt mit seiner Frau mitten im herrlichen Chor der Aarhuser Domkirche begraben. Auf dem Grabstein ist er als Ritter dargestellt; neben ihm steht die Frau.

2) Alle dänischen Bischöfe haben, bevor sie aus der Haft entlassen wurden, urkundlich alle die vom König, Reichsrath und Reichstag angeordneten politischen und kirchlichen Aenderungen anerkannt, bestätigt und denselben zugestimmt. — (Sechs dieser Urkunden hat Holger Rördam: Mon. hist. dan. I, p. 218—241 veröffentlicht.) Von einer solchen durch Joachim Rönnov ausgestellten Urkunde haben wir zwar keine Kunde. Allein er hat wenigstens sich bemüht, durch Eingehung derselben Verpflichtungen die Freiheit zu erlangen. — Oluf Munk, Coadjutor des Bischofs von Ribe, mußte in seiner Urkunde außerdem versprechen, „in den hl. Ehestand treten" zu wollen (Mon. hist. dan. I, 222).

in keiner Schrift, in keiner Chronik, in keinem Jahrbuch, in keinem Katalog jener Zeit findet man mehr eine Spur von ihm.

Den durch ihre genaue Beobachtung der Ordensregeln und ihr strenges Leben vom Volke geschätzten Franziskanern waren schon unter Friedrich I. die Adern so unterbunden worden, daß kaum einer derselben etwas Bedeutenderes zur Vertheidigung der Kirche leisten konnte. Alle geistliche Wirksamkeit war ihnen nach und nach untersagt, der Lebensunterhalt entzogen, ihre Klöster entrissen worden; wollten sie als Mönche oder auch blos als Katholiken leben, so war die Auswanderung der einzige Weg dazu, den sowohl die meisten Franziskaner, als auch Dominikaner und die treugebliebenen Karmeliten betreten haben.

Die noch zu Recht bestehenden sogenannten Herrenklöster waren dem Adel zu Lehen gegeben unter der Bedingung, den noch übrigen Bewohnern derselben das Gnadenbrod bis zu ihrem Tode zu reichen. Ob diese Ordensleute katholisch verblieben oder zum Abfall gezwungen wurden, ist uns noch nicht klar geworden. Dieselbe Frage läßt sich auch bezüglich mancher Geistlichen aufwerfen. Manche scheinen nach außen hin das Lutherthum angenommen zu haben, im Herzen aber doch katholisch geblieben zu sein.

Und wenn auch das Volk zu großem Theile noch Jahrzehnte lang an den hergebrachten katholischen Andachten festhielt, ja sogar einige Gebräuche (z. B. Kreuzzeichen) bis in unsere Zeiten gerettet hat, so war doch durch Christian's III. „Constitution“ die katholische Religion in Dänemark vernichtet und so gut wie ausgerottet. Niemand wagte mehr, für dieselbe in die Schranken zu treten, und strenge Gesetze wachten darüber, daß ja kein Däne katholisch werde. Durch einen Artikel des Gesetzes Christian's V. war sogar Todesstrafe für den katholischen Priester festgesetzt, der sich in Dänemark aufzuhalten wagte, während der Beherberger eines solchen derselben Strafe verfiel, welche auf Beschützung eines Ver-

brechers gesetzt war. Und diese Strafgesetzgebung bestand bis zum Jahre 1849.[1])

Ganz gewiß ist hiermit klar bewiesen, daß das Lutherthum nicht durch die überzeugende Kraft der Wahrheit,[2]) sondern durch die Staatsgewalt in Dänemark eingeführt ward, und daß dieses Lutherthum wenig oder gar keine Toleranz gegen die katholische Kirche bis in die neueste Zeit gekannt hat. Doch unsere Zeit scheint diesen Flecken abwaschen zu wollen, indem einerseits fleißige dänische Geschichtsforscher die Wahrheit an den Tag bringen und der katholischen Kirche Gerechtigkeit widerfahren lassen; andererseits die dänische Gesetzgebung der katholischen Kirche Freiheit gestattet, ihre gesegnete Wirksamkeit wieder zu entfalten.

Möge es zur Ehre Gottes und zum Wohle des vielgeprüften Landes gereichen!

---

1) Axel Whitte. Fädrelandshistorie for Hjem et Skole 1881, S. 101.

2) „Es ist unverkennbar," sagt Pal.-Müller in Grevens Feide (I. S. 253), „daß es, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, die Aussicht auf Beute war, welche den dänischen Adel zu so eifrigen Anhängern des reinen Gotteswortes und Evangeliums machte, von dem die meisten ebensoviel wie von der lateinischen Messe verstanden."

LIII.

Luis Mendez de Quijada.

(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)

III. Die letzten Tage in Yuste.

Kehren wir nun zum Faden unserer Erzählung zurück, den wir bei der Ankunft Karls V. in Yuste abbrachen. Drei Wochen nachher war des Kaisers Geburtstag (24. Februar), an welchem er mit seinem ganzen Gefolge beichtete und communicirte. Dann opferte er am Hochaltar 58 Thaler, 57 für die vollendeten Jahre und einen für das kommende. Er ging, gestützt auf Quijada und Gaztelú, einfach gekleidet, um den Hals die Großmeisterkette des goldenen Vließes,[1]) legte das Geld auf den Altar, betete eine Weile knieend vor demselben und kehrte dann auf seinen Platz zurück, um die hl. Messe zu hören.

Kurze Zeit nachher theilte er Quijada mit, Ruy Gomez werde nach Yuste kommen und er möge ihn in seinem Quartier wohnen lassen. Quijada freute sich sehr über den Gast, anderntheils sorgte ihn seine Verköstigung. Schließlich beruhigte ihn der Gedanke, daß er in der Fastenzeit komme.

---

1) Die schöne alte Kette ist jetzt in Wien. Der 24. Februar war für Karl V. in mehr als einer Beziehung denkwürdig. An diesem Tage 1525 siegten seine Heere bei Pavia und krönte ihn 1530 Clemens VII. zum Kaiser. Auch der Geburtstag Don Juan's de Austria fiel auf den 23. Februar.

Ruy Gomez blieb drei Tage in Yuste und arbeitete viel mit dem Kaiser.

Am 4. April machte Quijada eine Reise nach Hause und hielt sich auf dem Wege in Valladolid auf, um die beiden Königinen, die Regentin und den Prinzen D. Carlos zu besuchen. Zugleich brachte er Ordnung in eine Geldangelegenheit des Kaisers. Das Handelsgericht für Indien in Sevilla hatte diesen nämlich seit Monaten auf die Auszahlung einer bedeutenden Summe warten lassen, worüber er sehr erzürnt war. Luis Quijada brachte nun durch energisches Auftreten die Sache ins Geleise, so daß das Geld bezahlt wurde und die Beamten des Handelsgerichtes den Kaiser demüthigst um Verzeihung baten. Im August kam er wieder nach Yuste zurück.

Kurze Zeit nachher fand sich der hl. Franz Borja ein, welchen der Kaiser in einem geheimen Auftrag nach Lissabon schickte, der sich auf die eventuelle Thronfolge des D. Carlos bezog, wenn Don Sebastian, der junge König, ohne Kinder stürbe. Merkwürdig, daß Karl schon eine Art Ahnung vom Schicksal seines portugiesischen Enkels hatte, während er nicht das traurige Loos seines spanischen Enkels im Geiste voraussehen konnte! P. Franz, wie ihn Quijada nennt, hatte Karl schon einmal in Jarandilla besucht; er war ja bekanntlich in der Welt als Graf von Lombay ein intimer Freund des Kaisers gewesen. Die beiden Männer hatten sich das letzte Mal in Monzon 1542 gesehen, beide in weltlichem Glanze, der Eine als Kaiser und König, umgeben von seinen Cortes, der Andere als Vicekönig von Catalonien, liebenswürdig, fein gebildet, der geschickteste Reiter und Falkenjäger des Hofes — und nach 14 Jahren, als sie sich in Jarandilla wiedersahen, hatten sie beide der Welt entsagt, nur ging der Eine mit einem durch harte Kämpfe für die größten Ideen gebrochenen Körper dem Grabe entgegen, während der Andere in voller Manneskraft für sein eigenes und des Nächsten Seelenheil arbeitete. „Beide, der Fürst und der

Jesuit, hatten sich von dem Prunke und den Nichtigkeiten des Lebens zurückgezogen; aber die Gewohnheit war stärker als Vernunft oder Glaube, und die Begrüßung war eine so feierliche, als hätte sie unter dem Thronhimmel von Augsburg oder Valladolid stattgefunden. Der Jesuit wurde nicht blos so weit wieder Grand, daß er niederkniete, um dem Kaiser die Hand zu küssen, sondern bestand sogar darauf, während der Unterredung auf seinen Knieen bleiben zu dürfen, und ließ sich erst überreden, eine weniger demüthige Stellung anzunehmen, als der Kaiser sich weigerte, mit ihm zu reden, ehe er sich auf einen Stuhl niedergelassen und seinen Hut aufgesetzt hätte."[1]) Karl war sehr ergriffen von der ersten Unterredung mit ihm, welche $2^1/_2$ Stunden währte, und fand ihn sehr verändert, wie Quijada schreibt,[2]) seit er ihn das letzte Mal als Grafen von Lombay gesehen hatte. P. Franz wohnte mit im Kloster und verkehrte viel mit Quijada, dessen Gefährte er als Page des Kaisers gewesen, und D. Maddalena, welcher er eine große Liebe zur Gesellschaft Jesu einflößte.[3]) Zum dritten Male war der Heilige zu Weihnachten auf zwei Tage in Yuste, um dem Kaiser über seine Sendung Bericht zu erstatten. Es war das letzte Mal, daß sich die beiden Freunde auf Erden sahen.

Bis Mitte Februar ging es mit Karl's Gesundheit leidlich, als ihn ein schwerer Schlag traf: der Tod seiner Schwester, der Königin **Eleonore**, von der Luis de Avila sagte, sie sei eine unschuldige Heilige gewesen, die nicht mehr Bosheit gekannt habe, als eine alte Taube.[4]) Am 16. Februar kam ein Edelmann der Königin Maria mit üblen Nachrichten über das Befinden der Königin Eleonore nach Yuste, und um

1) W. Stirling, Das Klosterleben Karls V. Aus dem Englischen von Lindau. Dresden 1858. S. 66.
2) Gachard, Retraite et mort, I. 32.
3) Ribadeneyra, Vita F. B. (Mag. 1603) 186. Villafañe, 87.
4) Gachard, Retraite et mort, II. 315.

12 Uhr ein Bote, der meldete, daß wenig Hoffnung mehr für die Erhaltung ihres Lebens vorhanden sei. Auf diese Nachricht hin befahl der Kaiser Quijada, nach Talaruela, wo die Königinen sich aufhielten, zu reiten. Er kam um 5 Uhr Nachmittags, zwei Stunden vor ihrem Tode, an, als sie schon die Sakramente empfangen und alles Irdische geordnet hatte, „so daß sie durch ihr Ende zeigte, wie ihr Leben und ihre Frömmigkeit beschaffen war.“[1]) „Die Königin von Ungarn empfindet den Verlust so, daß es ein Jammer ist, sie zu sehen. Wenn sie mit mir auf ihren eigenen Wunsch etwas zu verhandeln hatte, konnte sie kaum sprechen, weil Thränen und Schluchzen ihre Stimme erstickten“.[2])

Der Kaiser empfing die Todesnachricht mit großer Ergebung. „Seine Augen wurden feucht“, schreibt Gaztelú,[3]) „und er sagte mir, wie er und die Königin von Frankreich einander geliebt hätten, er halte sie für eine sehr gute Christin; sie sei 15 Monate älter als er, und er habe das Gefühl, daß er ihr innerhalb dieser Zeit Gesellschaft leisten werde, er danke Gott für den immerwährenden Schmerz, den ihm seine Krankheit verursache“. Quijada fand bei seiner Rückkehr den Kaiser mit Gicht im Bett, und mußte daher an seiner statt am 24. Februar die 59 Thaler opfern.

In den ersten Tagen des März kam **Maria** von Ungarn nach Yuste, um einige Zeit da zu wohnen. Sie wurde von Luis Quijada, D. Sancho de Cordava und Luis de Avila empfangen. Dann ging sie mit Einigen ihres Gefolges in die Gemächer des Kaisers, der sich so weit erholt hatte, daß er wieder umhergehen konnte. Wie bekannt, war die Königin

1) An D. Juana, Yuste, 23. Februar 1558, Gachard, l. c. I. 276.
2) An Vazquez, Galister, 21. Februar 1558, Gachard, l. c. I. 273.
3) An Vazquez, Cuacos, 21. Febr. 1558, Gachard, ib. I. 271. Karl V. weinte selten. . . . . (questo) „mi mosse a lacrime, ancor che io sia duro a lacrimare“ sagte er selbst. Venet. Depeschen I. 72.

von Ungarn Statthalterin ihres kaiserlichen Bruders in den Niederlanden gewesen, hatte aber bei seiner Abdankung auch ihr Amt niedergelegt. Der Kaiser wünschte jetzt sehr, sie möge die Regierung wieder übernehmen. Daher benutzte Quijada mehrmals die Gelegenheit, ihr zuzureden, dies zu thun, weil es nöthig sei, und sie dem Könige viel Sorge ersparen würde; aber vergebens. Sie würde, entgegnete sie beharrlich, dem Könige mehr schaden, als nützen, und Quijada sprach daher stets umsonst.

Am 16. März verließ die Königin nach dem Mittagessen ihren Bruder, um ihn in diesem Leben nicht wieder zu sehen, während Quijada schon früh um 8 Uhr nach Valladolid abgereist war. Der Kaiser schickte ihn dahin, um mit der Regentin D. Juana wegen Angelegenheiten Maria's zu verhandeln. Am Mittag des 19. März langte er an und begab sich sofort zur Regentin und dem Prinzen D. Carlos, um ihnen über die Gesundheit des Kaisers zu berichten. Zugleich aber begann er mit ihr Geschäftliches zu besprechen. Die Infantin meinte, es sei für sie schwierig, ihrer Tante Mittheilungen über die Geschäfte zu machen, weil das ihrer Autorität als Regentin schaden würde; sie werde selbst darüber ihrem Vater schreiben. Denselben Tag hatte er keine Gelegenheit, mit den Herren des Staatsrathes zu sprechen, weil er erst mit sinkender Nacht aus dem Palaste entlassen wurde, that es aber am folgenden Tage in einer Sitzung des Rathes, welche D. Juana schon am Vormittag einberufen hatte, um die Angelegenheiten wegen der politischen und pecuniären Stellung der Königin von Ungarn zu berathen. In diesen Tagen erhielt Quijada einen Brief Karls, der ein neuer Beweis des Vertrauens war, das er ihm schenkte.

Yuste, den 19. März 1558.

Luis Quijada, Herr von Villagarcia, mein Mayordom, Nachdem Sie die Schriften mitgenommen haben, durch die Sie der Prinzessin, meiner Tochter, mittheilen sollten, was zwischen mir und der Königin von Ungarn, meiner Schwester, ab gemacht

ist, ließ dieselbe bei ihrer Abreise von Cuacos den Befehl zurück, daß der Rath Micault und der Schatzmeister Rogier dableiben sollten, um mir einen Brief zu zeigen, den sie über das Obengenannte dem Könige, meinem Sohne, geschrieben hat, indem sie mir sagen ließ, ich möge meine Ansicht darüber aussprechen und verbessern, was mir gut schiene. Und obwohl ich einige Punkte hätte ändern können, die sehr verschieden von dem waren, was wir beide miteinander abgemacht oder sie mir durch Dritte hatte sagen lassen, wollte ich es doch nicht thun, und mir mein Mißfallen auch nicht anmerken lassen, aus Gründen, die Sie sich denken können. Ich gab die Sache mit dem Bemerken zurück, sie würde den Brief wohl bedacht haben und noch bedenken. Ich halte es aber für gut, Ihnen mitzutheilen, was die Folgen der Handlungsweise der Königin, meiner Schwester, sind, damit Sie es der Prinzessin wieder sagen können. . . ."

Wie bereits schon früher erzählt ist, brachte Quijada im Juli seine Frau nach Cuacos. Sie ahnten nicht, daß ihr Aufenthalt nur einige Monate dauern würde, da der Kaiser schon am 30. August von seiner letzten Krankheit befallen wurde, die nach wenigen Wochen seinem Leben ein Ziel setzen sollte.

Bereits am 2. September schrieb Quijada dringend nach Cornelis Baersdorp, Karl's früherem Leibarzt, „einem braven und in allen Dingen geschickten Mann"[1]) und stellte ihm Alles zur Verfügung, was seine Reise beschleunigen konnte. Denn Quijada war sehr ängstlich für seinen Herrn, nahm jetzt seine ständige Wohnung im Kloster, und wich nicht von seinem Lager. Er pflegte ihn wie eine barmherzige Schwester und leistete ihm jeden Dienst. Karl hatte gleich Anfangs so hohes Fieber, daß er aus übergroßer Hitze zu Quijada's höchstem Erstaunen die Jacke auszog und Thüren und Fenster öffnen ließ. Erst als es ihm nach einigen Tagen besser ging, kam Cornelis Baersdorp, den Karl nun nicht mehr haben wollte. Aber Quijada behielt ihn für alle Fälle in Yuste. Wenn

1) Malin. litterae 84.

es auch dem Kaiser augenblicklich besser ging, blieb der treue Mayordom doch sehr besorgt, so daß er in Valladolid sich Weisungen erbat, was im Falle von Karl's Tode zu geschehen habe. Gleich bei seiner Erkrankung hatte der Kaiser gebeichtet und communicirt und sich von Quijada sein Testament vorlesen lassen. Anstatt über sein Begräbniß zu verfügen, überließ er auf den Rath seines treuen Dieners die darauf bezüglichen Bestimmungen seinem Sohne. Quijada brachte es auch dahin, daß er Maria von Ungarn noch einmal darum bat, in die Niederlande als Statthalterin zu gehen, obwohl es Karl peinlich war, dies zu thun, nachdem sie ihm seinen Wunsch mehrmals abgeschlagen hatte. Die geliebten Niederlande waren Karl's letzter irdischer Gedanke!

Am 18. September berichtet Quijada von einem furchtbar hohen Fieber, bei dem der Kaiser 22 Stunden besinnungslos gewesen sei, so daß er nicht einmal ihm, seinem Vertrauten, antwortete.[1]) Am 19. war Karl wieder bei sich und die Aerzte erklärten den Augenblick für die letzte Oelung gekommen, aber Quijada hielt den Zustand für nicht so gefährlich, so daß er sich eine Weile widersetzte. Am Abend dieses Tages gab er jedoch seinen Widerstand auf, ging in das Zimmer des Kaisers und sagte ihm mit der Offenheit eines wahren Freundes: „Ew. Majestät hat oft um die letzte Oelung gebeten; wenn es Ihnen recht ist, so kann sie gespendet werden, da Ew. Majestät noch bei gesundem Verstande ist, um sie mit Freuden zu empfangen," worauf Karl erwiderte: „Ja gleich," was auch sofort durch P. Juan Regla geschah. Am folgenden Tage beichtete und communicirte er zum letzten Male. „Ehe er die hl. Communion empfing," erzählt Quijada, „rief er mich, und befahl seinem Beichtvater und den Uebrigen hinauszugehen. Als ich mich niedergekniet hatte, begann er mühsam zu sprechen und sagte mir: ‚Luis Quijada, ich sehe, daß es nach und nach mit mir zu Ende geht, wofür ich

1) An Vazquez. Yuste, 18. Sept. 1558, Gachard, ib. I. 377.

Gott von Herzen danke, denn es ist sein Wille. Sie werden dem König, meinem Sohne, sagen, daß er für alle meine Diener sorgen solle, besonders für die, welche mir hier bis zum Tode gedient haben, und befehle, daß in diesem Hause nach mir keine andern Menschen wohnen.' Was er mir befahl über mich zu sagen, behalte ich als Geheimniß. Auch noch andere Dinge sollte ich Ew. Majestät mittheilen" . . . .[1])

Luis de Avila, der in Plasencia lebte, war unterdessen auf die Kunde von der schweren Erkrankung des Kaisers herbeigeeilt. Am 20. langte auch der Erzbischof von Toledo, Fr. Bartolomeo de Carranza, vom König Philipp in Geschäften von den Niederlanden zu seinem Vater geschickt, in Yuste an. Im Namen des Kaisers hatte Quijada schon am Anfange der Krankheit D. Juana schreiben müssen, er wünsche weder sie noch die Königin von Ungarn, noch Don Carlos zu sehen. Ueber Luis de Avila freute sich Karl wie gewöhnlich sehr, während er Carranza nur einen Augenblick sah und dann nichts mehr von ihm wissen wollte, weil er mit weltlichen Geschäften abgeschlossen hatte und ihm der Erzbischof, der früher sein Beichtvater gewesen, in Bezug auf seine Rechtgläubigkeit nicht ganz sicher dünkte. Er kam indessen mit Luis de Avila in's Vorzimmer. Der Großcommandeur, Quijada und der Graf von Oropeza baten jeder einzeln, er möge doch den Erzbischof vorlassen: Karl schwieg und schüttelte mit dem Kopf. Da sie vermutheten, P. Regla sei die Ursache, wandte sich Quijada an diesen: „Sagen Sie es Sr. Majestät, weil die Herren denken, daß Sie ihn davon abhalten," worauf der Mönch antwortete: „Gebe Gott, daß alle Prälaten Spaniens hier wären, es würde mich freuen; da jedoch Seine Majestät nicht will, so müssen wir ihm angesichts seines Zustandes den Willen thun." Da aber die Herren sich nicht beruhigten, so bat P. Regla in

1) An Philipp II., Yuste, 30. Sept. 1558, ib. I. 410.

Gegenwart Luis de Avila's und Quijada's für den Erzbischof; Karl sah ihn nur schmerzlich an, wie wenn er sagen wollte: „Und Sie auch?" Karl hatte früher Quijada oft von seinem Tode gesprochen und ihm gesagt, er fürchte nichts mehr, als ohne Besinnung zu sterben. Diese Befürchtung bewahrheitete sich jedoch nicht, denn er verlor den letzten Tag seines Lebens keinen Augenblick die Sprache oder die Besinnung und gab immer an, was die anwesenden Mönche beten sollten. „Man las ihm auch das Leiden Christi vor, indem ihm die passenden Stellen erklärt wurden; Seine Majestät hörte mit großer Andacht und Reue zu, er faltete die Hände, blickte zum Himmel oder nach einem Crucifix, was er vor sich hatte." [1]) „In seinem Leben zeigte er sich als wahren Christen, und in seinem Tode gab er durch That und Wort und eine sehr große Reue diese Gesinnung zu erkennen, indem er die Augen auf ein Crucifix und ein Bild Unserer Lieben Frau heftete, angesichts dessen auch die Kaiserin gestorben ist. Wenige Tage vor seinem Tode hatte er mir gesagt, daß er beides bei sich haben wollte, wenn er vor diesem Schritte stände." [2])

Als der Abend kam, schien es Quijada, daß der Kaiser am Letzten sei, und schickte nach dem Erzbischof, welcher in seinem Zimmer war. Der Erzbischof begann mit dem Kaiser zu reden, was diesen aber so angriff und beunruhigte, daß Quijada ihn bat, damit aufzuhören. [3]) Später fragte Karl Luis Quijada, ob eine geweihte Kerze da sei, was dieser bejahte. Gegen 2 Uhr in der Nacht wurde dieselbe dem Kaiser in die

1) An Philipp II., Yuste, 30. Sept. 1558, ib. I. 409.

2) An Vazquez, Cuacos, 26. Sept. 1558, ib. I. 406.

3) Daraus, daß Carranza bei ihm war, haben Manche sich erkühnt, Karl's Rechtgläubigkeit in Zweifel zu ziehen, welche doch, wenn er auch oft schwach gegen die Lutheraner war, über allen Zweifel erhaben ist. Carranza selbst hat jede Verdächtigung seiner Rechtgläubigkeit widerlegt und ist auch nach einem jahrelangen Proceß in Rom freigesprochen worden.

rechte Hand gegeben; der treue Quijada hielt ihm die Hand als letzten Liebesdienst; mit der Linken griff er nach dem Crucifix und mit dem Namen „Jesus“ gab Karl V. seine große Seele dem Schöpfer zurück.

„Niemals hat man Jemanden mit mehr Besinnung, Frömmigkeit und Zerknirschung sterben sehen .... Sein Leben und Ende waren so, daß man ihn eher beneiden als beklagen muß, weßhalb man glauben kann, daß der Herr ihn der Arbeit entzog, um ihm Ruhe zu geben ... Ich habe die Königin von Frankreich eines sehr christlichen Todes sterben sehen, aber Seine Majestät überragt sie auch darin, denn nie sah ich ihn den Tod fürchten“. . .[1]) So Quijada.

Nachdem der Kaiser gestorben war, verließen die meisten das Zimmer, unter ihnen D. Juan de Austria, der als Page seines Pflegevaters anwesend war; nur Quijada, Gaztelú und Luis de Avila, den der Kaiser bis zum letzten Augenblicke erkannt hatte, blieben da und ließen ihrem Schmerz freien Lauf. Der arme Quijada, der den Kaiser mehr als alle andern geliebt hatte, weinte wie ein Kind[2]) und konnte sich von dem Todtenbette kaum trennen. Die drei Herren „sagten und thaten Dinge“, erzählt ein Augenzeuge, „im Schmerze über den Tod Seiner Majestät, daß wer sie nicht gekannt, hätte glauben können, sie seien von Sinnen. Sie schrieen, schlugen sich in's Gesicht und schienen ganz außer sich zu sein. So groß war ihr Schmerz, ihren Herrn todt zu sehen, der sie so geehrt und den sie so zärtlich geliebt hatten.“[3]) Als sie sich ein wenig beruhigt hatten, überließen sie vier Mönchen die Todtenwache und zogen sich zurück. Aber Quijada fand keine Ruhe, die Liebe zu seinem todten Herrn trieb ihn so oft in das Zimmer, daß die Mönche vom immerwährenden Auf- und Zuschließen der Thüre müde wurden.

1) An Philipp II., Yuste, 21. Sept. 1558, ib. I. 386.
2) Sigüenza, III. 205. 206.
3) Gachard, Retraite et mort, II. 51.

In den nächsten Tagen wurden die Exequien abgehalten. „Luis Quijada," erzählt ein Augenzeuge,[1]) „stand die ersten drei Tage, an denen der Erzbischof die Exequien hielt, die ganze Zeit bei den Vespern, den Nocturnen, wie auch bei den Predigten und Messen, in tiefer Trauer mit bedecktem Haupte, sodaß er bis auf das Gesicht nichts unbedeckt hatte. D. Juan de Austria lehnte sich an ihn. Wir wunderten uns, woher Quijada die Kräfte hatte, so langes Stehen auszuhalten. Es schien, daß er allein alle die ersetzen und vorstellen wollte, die nicht dazu kommen konnten. Daraus erkannte man seine große Treue, Sorge und Eifer, den er stets im Dienste Seiner Majestät bewiesen hatte."

(Ein vierter Artikel folgt.)

LIV.

Gährung im deutschen Protestantismus.

(Was will werden?)

Es ist eine von der katholischen Presse immer wieder hervorgehobene Erscheinung, daß die protestantisch-kirchlichen Veranstaltungen jeder Art stets in hervorragendem Maße mit der katholischen Kirche sich beschäftigen und insbesondere, anstatt vor der eigenen Thüre, wo doch der Staub überreichlich aufgehäuft ist, zu kehren, den Kopf des Katholicismus sich zerbrechen und das Gewissen des Katholicismus erforschen. Die Gründe hierfür sind verschiedener Art, der Hauptgrund ist aber ohne Zweifel die eigene Misère, namentlich die Gleichgiltigkeit, welche in der breiten Masse der Be-

1) Gachard, Retraite et mort, II. 55.

völkerung, insbesondere der Bevölkerung der großen Städte für die protestantisch-kirchlichen Dinge herrscht, während die katholische Kirche durch den sogenannten Culturkampf im Vordergrunde des Interesses, sei es auch des polemischen Interesses, steht. Jene ausgiebige Beschäftigung mit „Rom“ und den „Römischen“ ist daher eine wenn schon unwillkürliche Anerkennung der großen Bedeutung der katholischen Kirche für unser öffentliches Leben.

Die verschiedenen Richtungen innerhalb des deutschen Protestantismus: die orthodoxe, die mittelparteiliche und die protestantenvereinliche haben sich immer befehdet; nur vorübergehend sind diese Differenzen vor dem gemeinsamen, allerdings auf recht ungleichartigen Strebungen beruhenden Kampfe gegen den Katholicismus zurückgetreten. Nachdem in dem kirchenpolitischen Conflikte, welcher durch die Maigesetzgebung heraufbeschworen worden, ein modus vivendi hergestellt und gleichzeitig an den leitenden Stellen im deutschen Reich ein bedeutungsvoller Wandel eingetreten ist, macht sich die Unzufriedenheit mit den protestantisch-kirchlichen Zuständen vornehmlich in den orthodoxen, hochkirchlichen Kreisen in verstärktem Maße geltend.

Der „Reichsbote,“ das verbreitetste Berliner Volksblatt dieser Richtung, ruft schon seit Jahren nach mehr Selbständigkeit und besserer Arbeitsorganisation für die protestantische Kirchengemeinschaft. In den schärfsten, theilweise bittersten Ausdrücken führt dieses von dem Prediger Engel redigirte Organ Klage über die Gebundenheit des protestantischen Kirchenthums und die Unzulänglichkeit seiner Hülfsmittel gegenüber den großen, namentlich socialen Aufgaben der Gegenwart. Wie der Reichsbote die von ihm verlangte veränderte Organisation der Kirche im Einzelnen sich denkt, ist mit voller Klarheit aus seinen Ausführungen nicht zu ersehen. Aber in der Verurtheilung des Staatskirchenthums mit seiner cultusministeriellen Spitze kann das Blatt sich nicht leicht genugthun. Das offizielle Kirchen-

thum, so schrieb der Reichsbote am 16. September dieses Jahres, stehe gegenüber dem Unglauben hülflos da und die theologische Wissenschaft stehe größtentheils mehr im Lager des Unglaubens als in dem der Kirche. „Die ‚moderne Theologie‘ arbeitet dem Unglauben in die Hände und liefert ihm durch ihre grundstürzende Bibelkritik die Waffen. Die Kirche weiß nicht, was sie mit den jungen Theologen, die mit einem Kopf voll Kritik zu ihr kommen, im geistlichen Amt anfangen soll, ist aber doch gezwungen, nur solche Theologen als Geistliche anzustellen, die auf den staatlichen Facultäten, auf welchen der Kirche jeder Einfluß fehlt, studirt haben. Wenn man auf kirchlichen Versammlungen über die schlimme Lage der Kirche klagen will, dann schlage man vor allem an die eigene Brust der Kirche und suche den Hauptgrund in ihrem Mangel an kirchlicher Aktionsfähigkeit, an Initiative und Leitung nach kirchlichen Gesichtspunkten und in dem zersetzenden Kriticismus, zu dem die Theologie vielfach ausgeartet ist!“ Das Blatt empfiehlt dann als wichtigste Reform, „daß man die Leitung der Kirche von den Consistorien unabhängig macht und sie in die Hand der General-Superintendenten legt, die als solche zu diesem Zweck von ihren Pfarrstellen befreit und selbständig gemacht werden müssen.“

Eine noch weit energischere Sprache hat neuerdings die Zeitung „Volk“ geführt, welche man in Beziehung zum Hofprediger Stöcker zu bringen pflegt. Mit heiligem Zorne, so ruft dasselbe aus, müßten die Protestanten sich recken und strecken, „um die unerträglich gewordene staatskirchliche Bureaukratie, die hülflose, zweifelhafte, zum Sterben verdammte Einrichtung abzuschütteln wie Plunder.“ „Als Plunder hat sich diese Bureaukratie bewährt in der Berliner Kirchennoth, als Plunder überall, wo es gilt, Kräfte zu lenken, zusammenzufassen, zu nützen. Kaum ein Lebenszeichen, das diesen Namen verdiente, läßt sich feststellen. Den herkömmlichen Gang der Maschine nothdürftig zu erhalten, zu ordi-

niren, Pfarrstellen zu besetzen — dazu reicht die ‚Verwaltung‘ zur Noth aus; neuen Aufgaben gerecht zu werden, vermag sie in keiner Weise; da ist sie, wie gesagt, ein Bild der traurigsten Hülflosigkeit. Darum muß zuerst alle in der evangelischen Kirche vorhandene Kraft auf die Beseitigung der staatskirchlichen Leitung gerichtet werden; jede andere Leitung, möge sie nun den Schwerpunkt in das geistliche Amt oder in die Gemeinde legen, ist besser als diese, welche den Schwerpunkt außerhalb der Kirche legt, in die Staatsbehörde. Man kann nicht leicht zu scharf werden in dem Ausdruck der Verdammung der gegenwärtigen Verfassung der Kirche, welche geradezu widersinnig ist, hineingeschleppt aus ganz andern staatlichen Verhältnissen in unsern modernen Staat.“

Das „Volk“ sagt dann auch unverblümt, von wem es Wandel erwartet, vom summus episcopus der preußischen Landeskirche, dem Kaiser, der in seiner ganzen Auffassung vom Staate eine glückliche Versöhnung von Autorität und Majorität vertrete. Von ihm erwartet es einen Erlaß betreffend die evangelische Kirche, „in welchem er die ungeheure Verantwortung für die Leitung der evangelischen Kirche, welcher Verantwortung die Staatsbehörden unter den neueren Verhältnissen nicht gewachsen sind, abschüttelte und eine neue Verfassung der evangelischen Kirche in Bezug auf ihr Verhältniß zu den Staatsbehörden anbahnte. Das wäre der größte Dienst, welchen der Kaiser dem Sohne Gottes des Höchsten und der Kirche Jesu Christi zu leisten vermöchte, welchen diese Kirche und ihr himmlischer König selber erwarten, ersehnen“. Die Gewährung von Freiheit an die evangelische Kirche, deren Lebenszeichen immer wieder verschüttet würden durch den herabrollenden Schutt eines veralteten staatlichen Regiments, sei eine so ernste Sache, daß man es bei ehrerbietigen Vorstellungen nicht bewenden lassen dürfe, sondern laut fordern müsse, was für die Kirche des Herrn nöthig scheine. Diese Forderung müsse mit Kraft und sogar mit Ungestüm an die Oeffentlichkeit treten. „Das Staats-

kirchenthum hat kein Ansehen noch Vertrauen mehr; es kann nichts thun für den Staat noch für die Kirche. Ehe wir andre Dinge erfolgreich in die Hand nehmen können, müssen wir unserer Kirche Freiheit erstreiten." Während der „Reichsbote" das Heil in den Superintendenten erblickt, verlangt das „Volk" in Uebereinstimmung mit der kirchlichen Monatsschrift der positiven Union, unter Hinweis auf die Bedeutung der Persönlichkeit für die Leitung und Arbeit der Kirche und die Ungeeignetheit des bureaukratischen consistorialen Collegialsystems, evangelische Bischöfe und zwar je einen für 3—400 Geistliche.

Wenn auch in weniger entschiedener Sprechweise tritt auch die „Kreuzzeitung" und zwar neuerdings wieder dringlicher für größere Selbständigkeit der protestantischen Kirche gegenüber dem Staate ein. Der Chefredakteur dieses weitaus einflußreichsten protestantisch-conservativen Blattes, Frhr. v. Hammerstein, ist ja neben Herrn v. Kleist-Retzow der Hauptträger der bezüglichen Bestrebungen im preußischen Landtage, welchen Fürst Bismarck s. Z. in so brüsker Weise Halt geboten hat, mit dem Erfolge, daß es zeitweise auch recht still davon geworden ist. Jetzt sitzt der übermächtige Staatsmann, welcher alle ihm unbequemen, seine politischen Cirkel störenden Regungen niederzuhalten wußte, als grollender Einsiedler in Friedrichsruh und die orthodoxe Presse glaubt jetzt die Gasse für die Verwirklichung ihrer Ideen frei, zumal sie an der heute entscheidenden höchsten Stelle im Staate wohlwollende Förderung derselben erwarten zu dürfen glaubt.

In ihrer Nummer vom 15. Oktober bespricht die „Kreuzzeitung" „dringend empfehlend" eine von dem Pfarrer Auerbach zu Freienbessingen veröffentlichte Broschüre: „Beschwerden der Kirche Jesu Christi gegen den Staat". Der Verfasser wirft die Frage auf: „Was ist unter der Herrschaft des Staatskirchenthums aus dem Lehrstande geworden?" Die Antwort lautet nach einem vom Reformations-Zeitalter ausgehenden geschichtlichen Rückblick: „Der Lehrstand als der eigentliche

Träger der reinen Lehre befindet sich ganz in der Hand des Landesfürsten, und da dieser als König von Preußen und deutscher Kaiser die Besetzung der Kirchenämter unmöglich selbst vornehmen kann, in der Hand des paritätischen Cultusministers. Derselbe schlägt vor und präsentirt sämmtliche Professoren der Theologie und beaufsichtigt sie, der Evangelische Kirchenrath, vorwiegend auch aus Juristen bestehend, hat sich nur gutachtlich zu äußern, der Cultusminister ist aber nicht an sein Votum gebunden. Ebenso beruft und beaufsichtigt derselbe im Namen des Königs sämmtliche Mitglieder des Oberkirchenraths und der Consistorien, die wieder an ihrem Theile die Pastoren, wenn nicht zu berufen, so doch sämmtlich zu bestätigen und zu beaufsichtigen haben. Soweit also der Lehrstand und damit die reine Lehre durch die Verfassung beeinflußt werden kann, ist er ganz in der Hand des paritätischen, d. h. unevangelischen Staates." Die zweite Thätigkeit des Lehramtes, „der Dienst an der Gemeinde", sei in der evangelischen Kirche so gut wie nicht geübt worden. „Erst unserm Zeitalter ist es wieder aufgegangen, daß neben der Lehre auch die Pflege der Armen und Verwahrlosten Aufgabe und Pflicht des geistlichen Amtes ist. Alles, was jetzt unter dem Namen der inneren Mission getrieben wird, ist in erster Linie Pflicht und Aufgabe des geordneten Amtes. Es hat sich aber in die freien Vereine geflüchtet, weil dem Lehrstande die Kirchengewalt und damit jede Initiative und freie Bewegung genommen ist." Die dritte Thätigkeit des Lehrstandes, die Aufsicht und Leitung, welche also die kirchenregimentlichen Funktionen enthalte, sei ihm durch den Uebergang an den Staat genommen. „Soweit diese Funktionen noch nicht in der Staatsgewalt untergegangen und für das Leben der Kirche absolut unentbehrlich sind, werden sie von staatskirchlichen Behörden verwaltet, deren Mitglieder vom paritätischen Cultusminister im Namen des Königs angestellt und beaufsichtigt werden und überwiegend Juristen sind." So seien dem Pfarramte allein die Ver-

kündigung des Evangeliums und Verwaltung der Sakramente und die damit zusammenhängenden kirchlichen Amtshandlungen geblieben. Unter allen Hemmnissen und Schwierigkeiten des Amtes trage jeder Geistliche am schwersten an dem Bleigewicht der völligen Energielosigkeit seiner Kirche. Sobald die Verkündigung des Evangeliums irgendwie Leben und Gestalt gewinne, höre seine amtliche Wirksamkeit und sein amtliches Recht auf, höchstens seien ihm noch einige leeren Schalen, deren Kern der Staat aufgesogen, übrig geblieben. „Er ist jetzt Verkündiger und Vertreter der christlichen Weltanschauung, neben unzähligen Verkündigern der pantheistischen und materialistischen Weltanschauung. Und diese haben ein viel größeres Publikum als er. Die Zeitungsredakteure, die Volksredner in und außer dem Parlament reden zum ganzen Volke. Aber der Geistliche hat auch sein Publikum. (Dieser Satz sagt alles.) Früher hatte er seine Gemeinde." Zu dieser innern Entleerung des geistlichen Amtes trete eine äußere Entwerthung desselben in den Augen des Volkes durch die Maßnahmen des Staates. „Daß der Staat", so schließt der Verfasser diesen Theil seiner Betrachtung, „auch unter den heutigen Verhältnissen noch dem Lehrstande den ihm zukommenden Antheil an der Kirchengewalt vorenthält, ohne ihn selbst ausüben zu können, und dadurch die himmelschreienden kirchlichen Verhältnisse heraufbeschworen hat, das ist die Beschwerde der Kirche Jesu Christi gegen den Staat."

Den Verlautbarungen der leitenden positiven Blätter der Reichshauptstadt fehlt nicht das Echo draußen. Die „Hannoversche Post" meint, es sei jetzt nicht mehr an der Zeit, dem Kaiser und König lediglich die (auf Befreiung der evangelischen Kirche von staatlicher Bevormundung gerichteten) Bitten seiner evangelischen Unterthanen vorzutragen; „Hand in Hand mit allen Vorstellungen müssen Kundgebungen gehen, aus welchen der entschlossene Protest gegen die Knechtschaft, in der wir leben, mit überwältigender Klar-

heit sichtbar wird." Und die Bielefelder „Neue Westfälische Volkszeitung" verlangt „freien Lauf" für das Evangelium und Entfesselung der Kirche.

Wie steht nun das offizielle Kirchenthum zu diesen Bestrebungen? Es scheint vorzuziehen, einstweilen keine bestimmte Stellung einzunehmen. Am 14. Juli hat der evangelische Oberkirchenrath einen vor wenigen Tagen veröffentlichten Bescheid auf Anträge, betreffend die Dotation und Verfassung der evangelischen Landeskirche, ertheilt, welche die Provinzial-Synoden der östlichen Provinzen und Westfalens an ihn gerichtet hatten. In dieser Kundgebung ist viel von den staatlicherseits bisher gewährten Erhöhungen der Unterstützungen für die evangelische Landeskirche und weiter erhofften erhöhten Bewilligungen aus Staatsmitteln für evangelisch-kirchliche Zwecke, mit keinem Worte aber von den Bestrebungen zur Befreiung der „evangelischen Kirche" von dem Joch der staatlichen Bureaukratie die Rede.

Die positive Presse kann nach ihren oben verzeichneten Auslassungen angesichts dieser Kundgebung der höchsten protestantisch-kirchlichen Behörde nur das Gefühl der Enttäuschung haben. Sie kann sich dabei unmöglich beruhigen. Unter diesen Umständen steht zu erwarten, daß die Hammerstein-Kleist'schen Anträge in der nächsten Session des preußischen Landtages wiederkehren und mit verstärktem Nachdrucke werden verfochten werden. Man darf annehmen, daß die Regierung, nach dem Rücktritte des Fürsten Bismarck, freundlicher zu denselben sich stellen wird. Aber die parlamentarischen Parteien? Nach der gegenwärtigen Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses ist dort eine Mehrheit der protestantischen Mitglieder für die Hammerstein'schen Anträge nicht vorhanden. Nur das Centrum könnte in Verbindung mit der Rechten denselben zur Annahme verhelfen und, wie es scheint, wünscht man, auf der äußersten Rechten wenigstens, die Unterstützung der Centrumsfraktion. Kein Zweifel, daß die Bemühungen, die protestantische Kirchen-

gemeinschaft unabhängiger vom Staate zu stellen, der Sympathie der Katholiken begegnen, wie dieselben auch — im Gegensatz zu der Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit weiter protestantischer Kreise — eine Erstarkung des kirchlichen Sinnes innerhalb der protestantischen Bevölkerung und eine intensivere protestantisch-kirchliche Einwirkung auf socialem Gebiete nur begrüßen würden. Aber es handelt sich hier um Fragen, welche das innere Leben des Protestantismus berühren und bezüglich deren die Protestanten, im Lande wie im Parlament, unter sich uneins sind. Steht es dem Centrum zu, hier entscheidend sich einzumischen, nachdem dasselbe über protestantische Einmischung in innere Angelegenheiten der katholischen Kirche so bitter sich zu beklagen, darunter so schwer zu leiden gehabt hat?

Es genügt, diese Momente anzudeuten, um erkennen zu lassen, welch bedeutungsvollen Entwickelungen wir, wenn nicht alle Anzeichen trügen, innerhalb des deutschen Protestantismus entgegengehen. Abgesehen von den voraussichtlichen Rückwirkungen auf das politische Gebiet bieten dieselben auch vom specifisch kirchlichen Gesichtspunkte das höchste Interesse. Innerhalb des deutschen Protestantismus gährt es mächtig, die Unzufriedenheit gerade der kirchlich gerichteten Schichten mit den gegenwärtigen innerkirchlichen Verhältnissen ist eine tiefgehende, man sucht dort eifrig nach neuen Gestaltungen. Was will werden?

Vom Rhein, Mitte Oktober.

LV.

Zeitläufe.

Aphorismen über die socialpolitische Bewegung.

„Weltconcurrenz" und amerikanische Zollpolitik; deren Geschichte.

Den 24. Oktober 1890.

Vor 27 Jahren hat das Auftreten Lassalle's die Aufmerksamkeit dieser „Blätter" zum ersten Male auf die jetzt alle civilisirten Völker erschütternde Frage gelenkt,[1]) und seit dem Frühjahr 1865 sind sie in zehn Abhandlungen unter dem Titel: „Aphorismen über die socialpolitische Bewegung" der Entwicklung derselben auf dem Fuße gefolgt.[2]) Sie haben damit wenig Ehre eingelegt; es sei unbegreiflich, wie man aus dem Sturm im Glase Wasser so viel Wesens machen möge und jedenfalls sei es nicht angezeigt, den Teufel an die Wand zu malen: solche Urtheile bekam der Verfasser aus hochpolitischen Kreisen zu hören.

Wenn die „Aphorismen" jetzt wieder aufgenommen werden, so sind derlei Einwendungen freilich nicht mehr zu befürchten. In dem kurzen Vierteljahrhundert ist das damalige „rothe Gespenst" zu einem greifbaren Weltkörper geworden. Die Literatur über die damals noch neue Erscheinung ist seitdem unübersehbar geworden; die Aeußerungen der socialen

---

1) „Das neueste Zerwürfniß der Liberalen über die sociale Frage": „Histor.-polit. Blätter" 1863, Band 52, S. 56 ff.

2) „Histor.-polit. Blätter" 1865, Band 55, S. 1000 ff. bis Band 57, S. 873 ff.

Bewegung überhaupt und die Arbeiterfragen insbesondere beanspruchen bereits den breitesten Raum in den Zeitungen, und vor Kurzem beschäftigte der socialdemokratische Congreß in Halle mit seinen 400 aus der Tiefe aufgetauchten Abgeordneten die Gedanken in aller Welt mehr, als jemals der deutsche Reichstag.

Alle die kleineren politischen Fragen, die vor 25 Jahren noch die Herzen, nicht am wenigsten in diesen „Blättern“, bewegten, sind jetzt todt und begraben oder wenigstens in den Hintergrund getreten. Von allen Ländchen und Rändern Europa's, nur von den gegen Osten nicht, gilt heute, ob wir wollen oder nicht, das Wort: „Was ist uns Hekuba?“ Der italienische Ministerpräsident hat jüngst einem Franzosen gegenüber sogar von der „Nationalitätenfrage“ geäußert: „sie weiche vor der socialen Frage zurück, welche bald die ganze Welt beherrschen werde.“

Also selbst der Götze aus dem alten Heidenthum, den die zweite Hälfte des Jahrhunderts auf den Altar gesetzt hat, soll in die politische Rumpelkammer wandern. Freilich hat er auch zur Vergiftung der socialen Zustände doppelt beigetragen. Er hat die rand- und bandlosen Excesse des Militarismus dem alten Europa als eisernes Joch aufgezwungen, und dasselbe unfähig gemacht, der großen Aufgabe des Jahrhunderts im Orient gerecht zu werden. So ist alle Politik rathlos geworden. Kaum von Einem Tag zum andern kann der Staat die Gesellschaft inmitten der Fieberschauer, von denen sie ohnehin schon geschüttelt ist, vor dem Losbruch eines Orkans bewahren, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat.

Ein zusammenfassendes Bild der Lage ist nirgends mehr möglich; nur noch „Aphorismen“ sind da am Platze. „Kommt der Tag, so bringt der Tag“; und er bringt immer wieder eine neue Störung. Wer vor sechs Wochen angefangen hätte, über unsere socialpolitische Zukunft zu schreiben, der müßte heute schon wieder sein Concept umstoßen. Denn die Ver-

einigten Staaten von Nordamerika haben inzwischen einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Es ist ihr Werk, wenn die Arbeiterfrage von der noch schwerern Arbeitgeberfrage, der Lohn vom Arbeitsmangel überholt wird. „Die Rüstungen Europa's werden schließlich Europa zum Vortheil Amerika's untergraben“: so hat derselbe Herr Crispi in der Unterredung mit dem Franzosen gesagt, und schon ist man jenseits des Oceans am Werk, den Vortheil wahrzunehmen und den Profit einzustreichen.

Als „Continentalsperre“ bezeichnet ein französisches Blatt die in der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober zu Washington in Kraft getretene, nach dem Antragsteller Mac Kinley genannte, Zollbill. Nordamerika ist industriell hinreichend erstarkt und das alte Europa landwirthschaftlich genug verelendet, um dem letztern den Trotz eines Schutzzolls bieten zu können, der mit seinen bis über 100 Proc. vom Werth steigenden Erhöhungen und einer chikanösen Zollverwaltung mehrfach dem Einfuhrverbot gleichkommt. Einer Steigerung der Staatseinnahmen durch die Zölle, wie bei uns, bedarf die fast schulden- und militärfreie Union nicht; die neuen Zölle haben andere Ziele. Sie sollen Nordamerika wirthschaftlich unabhängig machen vom Auslande, indem sie die einheimische Industrie stärken und neue Industrien schaffen, andererseits aber das Mittel zu einem Druck auf Europa bieten, damit es den landwirthschaftlichen Produkten der Union günstigere Einfuhrbedingungen gewähre. Darum ist dem Präsidenten der Republik sogar diktatorische Vollmacht eingeräumt, aus einem Lande, das der Einfuhr amerikanischer Erzeugnisse Hindernisse in den Weg legt oder sie weniger günstig behandelt, als die anderer Länder, seinerseits die Einfuhr nach der Union gänzlich zu verbieten oder es durch Wiederbelastung mit den für gewisse Artikel fallengelassenen Zöllen zu bestrafen.

Am wuchtigsten fällt der Schlag auf Frankreich und auf Deutschland hernieder, welch letzteres noch dazu mit jedem Jahre dem Tage näher rückt, wo Rußland als zweiter Mac

Kinley auftreten wird. Nach Amerika hatte Deutschland zur Zeit eine Ausfuhr im Werthe von etwa 244 Millionen, wovon der weitaus größte Theil auf Textilwaaren, der Rest auf Eisen, Leder, Chemikalien u. A. entfiel. Vor Allem wird die Industrie in Sachsen und Thüringen hart getroffen, und man macht sich bereits darauf gefaßt, daß es vielen Industrien und Ländern ergehen wird, wie der bis dahin blühenden Perlmutter-Industrie in Oesterreich.[1] „Tausenden sächsischer Arbeiter nimmt die Tariferhöhung der Vereinigten Staaten das Brod vom Tisch. Unsere Industriellen sind vielfach auf die Vereinigten Staaten ganz unbedingt angewiesen; viele von ihnen besitzen kein anderes Absatzgebiet. Bleiben von dort die Aufträge aus, so werden die Arbeiter brodlos. Schon heute ist die Lage der sächsischen Industriearbeiter oft eine bejammernswerthe; wie dieselbe sich nach Einführung der Kinley'schen Tarifbill gestalten wird, ist noch gar nicht abzusehen."[2] Aus denselben Gegenden wird über den ohnehin schon herrschenden Nothstand einem socialdemokratischen Organ wie folgt berichtet:

„Die Ernährung ist in vielen sächsischen Arbeiterfamilien bereits auf das tiefste Niveau gesunken. Eine weitere Herabdrückung kann in diesen Familien ganz unmöglich noch stattfinden; die öffentliche Armenunterstützung wird daher im nächsten Winter ihre Aufgaben voraussichtlich stark vermehrt sehen. Aber auch die Armenunterstützung kann in Sachsen oft die ärgste Noth nicht abwenden, da in den nothleidenden Gegenden die Gemeinden zu einer nur halbwegs wirksamen Unterstützung zu arm sind. Zu Alledem kommt, daß die amerikanische Tarif-

1) Diesen Erwerbszweig, der in Wien allein 566 Meister und etwa 5000 Gehilfen beschäftigt, traf der Schrecken zuerst, da der größte Theil des Betriebs für Amerika arbeitete, und dort die Zollerhöhung auf Perlmutterwaaren nicht weniger als 425 Procent vom Werth beträgt. Tausende von Arbeitern wurden mit Einem Schlage brodlos.

2) Aus der „Frankfurter Zeitung" in der „Bayerischen Handelszeitung" vom 5. Oktober d. Js.

erhöhung zusammenfällt mit einem allgemeinen Niedergang der geschäftlichen Conjunktur, der sich auch in Sachsen bereits durch Beschränkung der Arbeitszeit, Arbeiterentlassungen und Lohnschmälerungen bemerklich macht; daß die Lebensmittelpreise oft unerschwinglich und die Kohlenpreise selbst in den sächsischen Grubenbezirken unerhört sind. Fleisch ist für viele sächsische Arbeiterfamilien, auch als Sonntagsgericht, zu theuer; manche müssen sich selbst den Genuß von Pferdefleisch und das Aufkaufen der Abfälle aus den städtischen Gasthäusern und Restaurants versagen. Mit derartigen Fleischabfällen wird allem Anschein nach auf dem Lande in der Nähe größerer Städte Handel getrieben; aus der Umgegend von Dresden ist uns ein solcher Fleischabfallhandel bekannt; die Käufer sind großindustrielle und ländliche Arbeiter. Vorwiegend nährt man sich von Brod und Kartoffeln. Aber der theure Brodpreis wird von vielen Familien nur durch andere Entbehrungen aufgebracht, die Kartoffeln sind manchem armen ländlichen Industriearbeiter, der ein Stückchen Feld bebaute, verfault: Alles eröffnet in Sachsen für die arme und ärmste Bevölkerung sehr trübe Aussichten für den nahen Winter." [1])

Ein französisches Blatt hat, als das unselige Gesetz noch der Berathung im Congresse unterlag, mit der Ueberschrift „Europa in Gefahr" einen Allarmruf veröffentlicht, welcher nach allen Beziehungen hin den Nagel auf den Kopf trifft. Nordamerika erklärt dem alten Welttheil den wirthschaftlichen Krieg, während dieser durch unausgesetzte Kriegsrüstungen sich ruinirt, und die Gefahr ganz und gar übersehen hat, die ihm von einem Lande drohte, das seine ungeheuren Kräfte praktischer verwendete, als das alte Europa. Ja, man kann sogar sagen: indem alle die übereinander gehäuften fiskalischen Zölle und Verbrauchssteuern dem Nationalkriegs-Gott zum Opfer gebracht wurden, sei man den Nordamerikanern mit dem schlechten, aber dort besser verstandenen, Beispiele vorangegangen. Das ist die Lage dießseits und jenseits des Rheins:

1) „Berliner Volkstribüne" vom 4. Oktober d. Js.

„Während wir Europäer die stärkste Kugel suchen, um uns besser und aus größerer Entfernung unter einander zu vernichten, legt der Amerikaner auf uns alle an und trifft uns alle im Herzen durch eine Handelsbill, welche ganz einfach in der Praxis die europäische Ausfuhr verbietet. Schon haben die Lyoner Fabriken einen Schmerzensschrei ausgestoßen, den die ganze Welt vernommen hat, und schon sehen die Führer des großen Pariser Handels den Augenblick voraus, da die Fabrikanten gezwungen sein werden, ihre Werkstätten zu schließen. Die amerikanische Union hat einen Plan, der in Wahrheit höchst einfach ist: sie verschließt vorerst den amerikanischen Markt, und wenn sie mit ihren riesigen Reichthümern ihre Industrie genügend entwickelt hat, um allen Bedürfnissen zu genügen, dann wird sie den gesammten Weltmarkt nehmen. Sie wird Freihändlerin werden, um nach allen Plätzen der Welt frei gelangen zu können an dem Tage, da sie nichts mehr von der fremden Concurrenz zu fürchten haben wird." [1])

Der „Weltmarkt"! Alle amtlichen Versuche zur Socialreform sowohl des Kanzlers, als auch des Kaisers stellten als oberste Richtschnur auf: die Concurrenzfähigkeit unserer Industrie auf dem Weltmarkt dürfe aber nicht gefährdet werden. Für den alten Kanzler insbesondere war die Großindustrie die Henne, welche „die goldenen Eier lege", und um die Henne bei Kräften zu erhalten, hat er sogar die Steuerzahler gezwungen, ein Drittel der Kosten zu den Arbeiter-Pensionskassen beizutragen. Um den Weltmarkt zu erobern und festzuhalten, hat man die Industrie schwindelhaft in die Höhe getrieben; man hat durch liberale Gesetze eine geradezu kaninchenhafte Züchtung von Arbeitervolk befördert; man hat insbesondere Hunderttausende von Arbeitern der Landwirthschaft zu Gunsten der Industrie entzogen. [2]) Wenn nun ein so großes Stück des „Weltmarkts" verloren geht; wenn

1) Aus der Pariser „Paix" in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 14. August d. Js.

2) Nur Ein Beispiel von dem fabelhaften „Aufschwung" aus den jetzt am schwersten bedrohten sächsischen Fabrikdistrikten. „Es ergibt sich aus den Jahr für Jahr von der Handelskammer

diese Industrie keinen Absatz mehr hat; wenn der Arbeitgeber feiern und seine Arbeiter entlassen muß: was helfen dann die schönsten Versicherungs- und selbst die Arbeiterschutz-Gesetze? Hat der ehemalige Kanzler wohl daran gedacht, daß die amerikanische Absperrung des Weltmarkts eines Tages Tausende von Arbeitern brodlos machen würde, als er das „Recht auf Arbeit" verkündete? Und wenn ja, was würde er heute rathen?

Es ist gewiß richtig, daß es keine andere sichere Grundlage für die Industrie irgend eines Staates gibt, als die gesunde Kaufkraft des eigenen wohlhabend erhaltenen Volkes. Aber je mehr die Mittel der neuen Produktion und des neuen Verkehrs, die „von der Wissenschaft besiegte Natur", zur Spekulation einluden,[1]) und man bis in die Vierziger

Plauen mitgetheilten sehr genauen und eingehenden Verzeichnissen der in 29 Städten und 451 Landgemeinden dieses Bezirks vorliegenden Einschätzungsergebnisse, daß das Einkommen aus Löhnen und festen Gehältern daselbst in dem Jahrzehnt 1880—1890 von 55 Millionen Mark auf 101 Millionen gestiegen ist. Im Besonderen zeigen die 15 Städte des sächsischen Voigtlandes eine Zunahme der Löhne und Gehälter von 13 Millionen auf 26½ Millionen, haben sich also mehr als verdoppelt! In dem fast ausschließlich von Arbeitern der Web- und Strumpfwaaren-Industrie bewohnten Städtchen Mühltroff stieg das Einkommen aus Löhnen und festen Gehältern von 88,680 allmählig bis auf 182,050 Mark, in dem nahe dabei gelegenen Arbeiterstädtchen Pausa von 100,139 auf 255,180 Mark." Berliner „Kreuzzeitung" vom 14. August d. Js.

1) In der an die Berliner Conferenz gerichteten Denkschrift des französischen Delegirten Delahaye finden sich folgende Angaben: „In der Baumwollindustrie funktioniren gegenwärtig in Europa und Amerika 100 Millionen Spindeln. Heute genügen 188,000 Arbeiter, um alle diese Spindeln in Bewegung zu setzen. Ein Jahrhundert zurück hätte es 100 Millionen von Arbeitern bedurft, um das gleiche Resultat zu erhalten. Das heißt, daß heute jede Person 530mal mehr producirt, als früher. Was das Wachsthum der Betriebskräfte betrifft, so gibt es gegenwärtig 50 Millionen Pferdekräfte auf unserm Planeten; das bedeutet eine Steigerung der mechanischen Kraft, welche der um eine Milliarde Arbeiter gleichkommt." S. Berliner „Volkstribüne" vom 12. April d. Js.

und Fünfziger Jahre des laufenden Jahrhunderts Unermeßliches erzeugen konnte mit der Sicherheit, daß in allen Welttheilen sich willige Absatzgebiete finden würden, desto mehr wurde alles Maß überschritten. Schon zur Zeit, als noch die ganzen neuen Welttheile zur Verfügung stunden, sind von Zeit zu Zeit Krisen der Ueberproduktion eingetreten, von welchen mit Recht gesagt wird, daß sie ebenso mörderisch wie die Hungersnoth-Perioden des Alterthums geworden seien. Was soll aber erst jetzt werden, wenn die neuen Welttheile eigene nationale Wirthschaftsgebiete bilden, die sich selbst genügen können? Wie kann die alte Welt, geschweige denn ein einzelnes Volk, jetzt hintennach seine Produktion auf den eigenen Bedarf und bloß auf die eigene Aufnahmefähigkeit einschränken, ohne breite Schichten des Arbeiterstandes der Armenpflege preiszugeben oder dem Hungertode?[1]) Der Gedanke läßt sich ohne Entsetzen nicht ausdenken. Was sind alle die wilden Kämpfe um den höheren Lohn, wenn es einmal für Tausende überhaupt keine Arbeit und keinen Lohn mehr gibt?

Was nun? Guter Rath ist überall theuer. Man hat rasch von einer europäischen Abwehr-Liga gesprochen. Aber abgesehen von der politischen Verfeindung der Nationen, die eine ehrliche Gemeinsamkeit stets ausschließt, sind die wirthschaftlichen Interessen der verschiedenen Länder zu verschieden und gegensätzlich. Ueberdieß ist es mehr als zweifelhaft, ob Repressalien zum Ziele führen würden, da Amerika weder mit Rohstoffen, noch mit Fabrikaten von Europa abhängig ist, wohl aber umgekehrt. In Güte könnte am ehesten noch England von den Vergünstigungen Gebrauch machen, welche der Republikpräsident gegen Zugeständnisse bezüglich der Zölle auf amerikanische Cerealien und für Aufhebung der Verbote gegen die Einfuhr amerikanischen Schlachtviehs und

1) Vgl. H. G. Schauer in der Vogelsang'schen „Monatsschrift für christliche Social-Reform". 1890, Heft 7, S. 360 ff.

Schweinefleisches zu gewähren bevollmächtigt ist. Zu letzterm ist nicht umsonst durch die neue Fleischinspektions-Bill eigens eingeladen. England hat keine Getreidezölle und lebt ohnehin größtentheils von fremdem Getreide. Aber ganz anders verhält es sich mit Frankreich und Deutschland, wo der kleine und mittlere Grundbesitz, sogar trotz der Zölle, fast hoffnungslos um die Existenz kämpft und die Rücksicht au die Landwirthschaft eine Lebensfrage ist.

„Was wird nun," hat ein rheinisches Blatt gesagt und gefragt, „Europa thun, um sich zu wehren? Ja, wenn es seine vielen Millionen Soldaten gegen die Amerikaner marschiren lassen könnte! Die behält es aber bei sich, um damit die eigene Volkskraft ruiniren zu helfen."[1]) Inzwischen tröstet man sich mit der Annahme, daß es denn doch so arg nicht seyn würde, überhaupt die auf das höchste Maß hinaufgeschraubte amerikanische Schutzzollpolitik ohne schwere Schädigung der eigenen industriellen Verhältnisse, namentlich aber der einheimischen Landwirthschaft, nicht lange aufrecht erhalten werden könne.[2]) Aber wird die Hoffnung nicht auch wieder trügen?

Am wenigsten wird die Rechnung bezüglich einer entscheidenden Gegenwirkung der Farmer stimmen. Europa bedarf nun einmal der amerikanischen Brodfrucht. Aus Rücksicht auf die eigene Volksernährung wird kein westeuropäischer Staat die Eingangszölle auf die Einfuhr von Cerealien aus Amerika noch weiter erhöhen oder neu einführen können; eher dürften, um der angebotenen Handelsvortheile willen, in dieser Beziehung Zugeständnisse eintreten. Sodann wird sich die Consumtionsfähigkeit der Massen in Amerika unzweifelhaft erhöhen. Unterrichtete behaupten, die dortige Industrie könne durch Ausschließung europäischer Fabrikate das Vierfache von dem gewinnen, was sie durch Unterbindung

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 7. Oktober d. Js.

2) Berliner Correspondent der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 14. Oktober d. Js.

ihrer Ausfuhr verliere. Nun sagt man freilich, der ganze Gewinn komme nur den millionenreichen Fabrikanten und den sogenannten Monopolen zu Gute. Aber Nordamerika besitzt bereits eine Arbeiterklasse, die sich ihren Antheil sehr wohl zu erringen weiß. Mac Kinley selbst hat als Hauptgrund seiner Bill den Unterschied zwischen den Arbeitslöhnen in Europa und Amerika angegeben: „Das Land sei stolz darauf, die höchsten Löhne auf der Erde zu bezahlen; das könne es aber nur thun, indem es zur Ausgleichung einen Zoll auf alle fremden Erzeugnisse lege, die mit amerikanischen in Wettstreit treten könnten.“ Andererseits mußten selbst die Gegner zugeben, daß die neue Zollpolitik, indem sie die bestehenden Industrien vergrößern und andere neu in's Leben rufen werde, einer Masse beschäftigungsloser Arbeiter eine Existenz verschaffen werde. Und gerade dieß dürfte der Maßregel am meisten zu Gute kommen und sie entscheidend begründet haben.

In wenig mehr als neunzig Jahren ist die Bevölkerung der Union von drei Millionen auf 65 Millionen angewachsen. Im Jahre 1847 gab es in den Vereinigten Staaten nur Einen Mann, der mehr als 5 Millionen Dollar sein eigen nannte; gegenwärtig leben dort 250 Personen, deren jede im Durchschnitt über 20 Millionen D. besitzt, und es ist berechnet, daß sich drei Fünftel des Nationaleigenthums in der Hand des zweihundertsten Theils der Bevölkerung befinden.[1]) Dieser riesigen Entwickelung ist es einerseits zu verdanken, daß die weitaus meisten technischen Erfindungen auf amerikanischem Boden entstanden sind und bis heute entstehen; andererseits ist Nordamerika mit aufruhrartigen Streiks und förmlich anarchistischen Bewegungen der alten Welt vorangegangen, ohne daß noch die Socialdemokratie ihre Hand im Spiele hatte. Das hat seinen Grund in dem Niederschlag jenes riesenhaften Culturprocesses.

1) Aus der amerikanischen Zeitschrift „Forum“ in der Berliner „Volks-Tribüne“ vom 28. Decbr. 1889.

„Kein zweites Land der Welt,“ schrieb vor dreizehn Jahren ein aus Nordamerika zurückgekehrter Socialdemokrat, „ist so sehr von der herrschenden Krisis ergriffen worden, hat so sehr unter derselben zu leiden gehabt. In allen Städten sind Tausende schon seit Jahren arbeitslos; Tausende ziehen im Lande umher, hier etwas verdienend, dort etwas erbettelnd, um so ihr kümmerliches Dasein zu fristen. Die capitalistische Produktion hat ein Element geschaffen, welches weder ein Classeninteresse hat, noch sonst durch eine Idee zusammengehalten werden kann: es ist das Lumpenproletariat (tramps). Dieses ist nirgends stärker ausgebildet als in Amerika, und wir können überzeugt seyn, daß die durch das Kabel gemeldeten Brandstiftungen und Morde, wenn überhaupt nicht erlogen, auf Rechnung dieses Elements zu setzen sind.“ [1]) Bereits im März 1883 folgte dann in Cincinnati der anarchistische Aufstand unter Brandstiftung und Mord, drei Tage lang wüthend nach dem Vorbild der Pariser Commune, und wieder drei Jahre später büßten sieben Männer, darunter vier deutsche Anarchisten, als Anstifter des furchtbaren Attentats zu Chicago ihr Verbrechen am Galgen. Kurz vorher hatte ein Correspondent aus Washington über die Arbeitsverhältnisse folgendes Bild entworfen:

„Nach Bradstreets zuverlässiger Geschäftsagentur in New-York betragen die beschäftigungslosen Arbeiter in den Fabriken und Minen des Landes 316,000; diese Zahl vermehrt sich bedeutend, wenn man die Arbeitslosen in den anderen Industriezweigen noch dazu rechnet. Außerdem sind in den meisten Gewerben die Löhne zwischen 10 und 30 Procent herabgesetzt. In dem Hocking-Thale des Staates Ohio stehen Tausende von Minenarbeitern aus, weil man ihnen die Löhne bis unter das Minimum der Subsistenz herabgesetzt hatte. Die Kohlen- und Eisenbahn-Compagnien haben Slowaken und Ungarn an Stelle der ausstehenden Arbeiter für Hungerlöhne angestellt,

---

1) Leipziger „Vorwärts“ (socialdemokratisches Centralorgan) vom 5. August 1877.

und es ist bereits zwischen den ausstehenden Arbeitern und den importirten Slowaken und Ungarn zu blutigen Kämpfen gekommen, in welchen Hunderte der importirten Classe ihr Leben eingebüßt haben. Die ausstehenden Arbeiter sind bis jetzt Monate lang von den Arbeiter-Unions unterstützt worden; da aber diese Unterstützungen erschöpft sind, so sieht man einem gefahrvollen Revolutionszustande dort entgegen, um so mehr, als sich jetzt hiesige deutschen Anarchisten mit den ausstehenden Arbeitern zu dem Zwecke verbunden haben, Eigenthum und Leben der Beamten jener Compagnien zu zerstören. Diese unglücklichen Arbeiter genießen die allgemeine Sympathie, so daß es kaum möglich ist, die Staatsmiliz gegen sie zu verwenden. Der Grund dieser allgemeinen Arbeiterkrisis liegt theils in der Ueberproduction und Unterconsumtion, theils in der überreichen Ernte des Jahres 1884." [1])

Die Gefahr wuchs von Jahr zu Jahr. Sie kam nicht so fast von den Kampfvereinen der Arbeiterclasse, die sich, wie der vor drei Jahren viel besprochene „Orden der Ritter der Arbeit", zur Verbesserung ihrer Lage auf gesetzlichem Boden zusammengethan hatten, als von jenem Bodensatz, den die großartige industrielle Entwicklung fortwährend absetzte: von den vollends „Declassirten". Um dieselbe Zeit brachte ein amtlicher Bericht der Bundesregierung lehrreiche Angaben über den mit Naturgewalt verlaufenden Proceß, die derselbe Correspondent mittheilt:

„Von Interesse ist ein gedrängter Auszug aus dem jetzt erschienenen Jahresbericht des Commissioners Wright vom hiesigen Bundesbureau für Arbeitsstatistik. Hienach waren im vergangenen Jahre 7½ Procent der sämmtlichen industriellen Etablissements, z. B. Fabriken, Manufacturen, Minen u. s. w., außer Thätigkeit und in Folge dessen 1 Million Arbeiter außer Beschäftigung. Dieß macht für die beschäftigungslosen Arbeiter einen Verlust von 1 Million Dollars täglich oder ungefähr 300 Millionen Dollars jährlich. Dieser bedeutende Verlust

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 3. Februar 1885. — Das Blatt erfreut sich heute noch dieser höchst instruktiven Berichte des Mitarbeiters aus Washington.

an Löhnen bewirkt allerdings einen Verlust an Kaufkraft und an Consumtion. Gleichwohl beträgt die Zahl der beschäftigten Arbeiter nahezu 13½ Millionen, und da die Löhne durchschnittlich 600 Dollar per Jahr für jeden Arbeiter betragen, so beläuft sich die jährliche Gesammtsumme von Löhnen auf 8000 Millionen Dollars. Die fortwährend vervielfältigte und vervollkommnete Maschinenkraft repräsentirt in diesem Lande ungefähr 3½ Millionen Pferdekräfte, und da jede Pferdekraft die Arbeit von 6 Arbeitern ersetzt, macht sie also die Arbeit von 21 Millionen Arbeitern überflüssig." [1])

Man kann sagen, daß kein Land der Welt einer gewaltsamen socialen Umwälzung näher gerückt war und dann derselben hülfloser gegenübergestanden wäre, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika. „In diesem von der Natur überreich gesegneten Lande eine Arbeiterkrisis und eine Arbeiternoth zu haben, erscheint fast als ein Paradoxon. Diese Arbeiternoth bietet jetzt den Socialisten und dem extremen Flügel derselben, den Anarchisten, ein günstiges Feld zur Propaganda für ihre Utopien. Unstreitig muß die sociale Frage, das Problem der Arbeiterfrage, gelöst werden, wenn einer socialen Revolution vorgebeugt werden soll." So schloß der mehrgenannte Berichterstatter 1885 seine Schilderungen. In demselben Jahre hat der Finanzminister der Union nachgewiesen, daß in sechs Monaten mehr producirt werde, als die Gesammtbevölkerung des Landes während des ganzen Jahres bedürfe. Und dazu die Einfuhr aus den mit billigeren Löhnen arbeitenden europäischen Ländern! Was lag da näher, als die jetzt gewählte Art amerikanischer Socialreform und der Sieg jener Partei, deren Programm den Satz hochhielt: „eine chinesische Mauer des Schutzzolles habe das Land vom internationalen Freihandel abzuschließen"? [1])

Auch den Trost hat man sich bei uns eingeredet: es würde wieder anders werden, wenn die Gegenpartei an's Ruder käme. Aber auch sie könnte einen solchen Schritt

1) Aus Washington in der „Allg. Zeitung" vom 18. April 1886.

1) Correspondenz vom 14. Januar 1885 a. a. O.

zurück aller Wahrscheinlichkeit nach nicht wagen; sie müßte sich mit der vollendeten Thatsache abfinden und deren äußerste Ziele erst recht anstreben: Einbeziehung des ganzen amerikanischen Continents, zunächst der mittel- und südamerikanischen Republiken, in das geschlossene Zollgebiet. „Amerika den Amerikanern": diese Losung ist überhaupt schon am Werke. Die neue Zollpolitik insbesondere ist nur die logische Folge des Bürgerkriegs der ersten Sechsziger Jahre. Der Industrialismus des Nordens hat die agrarischen Südstaaten niedergeschlagen, der Schutzzoll damals schon den Freihandel. „Wer die eigentliche Tragweite der radikalen Zumuthungen ermessen will, muß sie an der Zollfrage studiren": hat damals ein Kenner von Land und Leuten gesagt.[1]) Die Negersklaven in den Südstaaten waren ein gutes Mittel zur Blendung des europäischen Liberalismus, und in Preußen bedurfte es dessen nicht einmal, um dem Norden den Sieg über den Süden zu wünschen. Nur Gladstone an der Spitze des englischen Ministeriums hat klar vorausgesehen, wie die Dinge kommen würden, aber es blieb bei der ohnmächtigen Erkenntniß.

Jetzt nach fünfundzwanzig Jahren geht die damalige Yankee-Politik ihrer Krönung entgegen, und durch den neuen Schutzzoll ist der Zugang unabänderlich geöffnet. Am schlimmsten ist dem gegenüber das deutsche Reich daran mit seiner auf den Weltmarkt berechneten Industrie. Vor vierzig Jahren haben seine Länder noch Getreide ausgeführt, jetzt bedürfen sie massenhafter Einfuhr von Brodfrucht: von Nordamerika, das der deutschen Industrie seine Pforten verschließt, und von Rußland, das mit aller Zähigkeit darauf hinarbeitet, ihr die Thüre gleichfalls zu versperren. Dazu die Sackgasse des „Kriegs im Frieden": was soll endlich werden?

---

1) „Der Bürgerkrieg in Nordamerika" s. „Histor.-polit. Blätter" 1862, Band 49, S. 267. — Bis jetzt zählte auch die Frage des amerikanischen Bürgerkriegs zu den verlornen Schlachten dieser „Blätter".

LVI.

Von meinem Novitätentisch.

Literarische Miscellen.

(Muth. H. Koch. E. Veckenstedt. A. Hermann. G. Karpeles.)

Lebt denn der wunderliche alte Landdoctor noch, der hier ab und zu „von seinem Novitätentisch“ zu plaudern liebte? Freilich, „er lebt noch und zappelt noch“, ist auch inzwischen zum Gerichtsarzt befördert worden, kann aber bei zunehmender Augenschwäche das Lesen im Wagen oder im Eisenbahn-Coupé nicht so gut mehr vertragen, wie ehedem, namentlich seit er an der Influenza darniedergelegen. Auch das Alter macht sich mehr und mehr geltend:

Das Alter ist ein zudringlicher Mann,
Der bettelnd vor der Hofthür steht;
Man wehrt ihn ab, so lang es geht,
Zuletzt macht er sich doch heran,
Theilt mit Dir Stube, Tisch und Bett,
Als ob er darauf ein Anrecht hätt';
In Bälde hast Du's ganz verspielt:
Du bist der Knecht und Er befiehlt.

An mein Alter hat mich neulich ein College und Studiengenosse erinnert: „Denkst Du auch daran, daß Du am 2. September ds. Js. ein Jubiläum feiern kannst? An dem Tage ist vor fünfzig Jahren Dein erster Patient gestorben“. — „Danke für die gütige Mittheilung“, lautete meine Antwort; „ich mache die Modekrankheit der Jubiläen nicht mit“. Doch ich gerathe in's Schwätzen, auch eine Folge des Alters, und gehe lieber einmal wieder an meinen Novitätentisch.

Da liegt wieder Neues von dem rheinischen Sänger und und Schriftsteller Franz Alfred Muth. Er bleibt doch immer der liebenswürdige Lyriker mit dem tiefen frommen Gemüth, dem frischen Natursinn, der heiteren sonnigen Lebensauffassung, mag er in Prosa oder in Versen dichten; er bleibt der jugendliche Enthusiast für die Poesie und deren Vertreter.

Dafür zeugen seine „Dichterbilder",[1]) worin 37 moderne Dichter und Dichterinen nach ihrer Bedeutung mehr oder minder eingehend besprochen werden. Die poetischen Damen können sich besonders bei ihrem freundlichen Kritiker bedanken; sollte derselbe, was hoffentlich nicht so bald geschehen wird, in's Jenseits abberufen werden, so wären sie ihm ein Begräbniß à la Frauenlob schuldig, wobei es an Strömen edeln Rebenblutes nicht fehlen dürfte, denn solches liebt unser moderner Frauenlob gleich jenem alten Mainzer Poeten, der — nebenbei bemerkt — nicht aus Meißen stammen soll, sondern aus einem Hause „zur Meise" (ad parum).

Weit jüngeren Datums als das Dichterbuch ist Muth's „Frühlingsgarten".[1]) Die Vorrede beginnt mit den Worten: „Was ist es doch um einen duftigblauen Frühlingstag, wenn überall die Blumen sich hervordrängen und aus allen Büschen Vögel schlagen! Wie ein Paradiesesgarten ist die Erde, und es drängt die Lippen zu innigem Gebet". Das ist der Geist, welcher in diesem Buche weht, ein frommer und doch heiterer Geist. Wir finden in diesem Frühlingsgarten sinnige, duftige Naturbilder, namentlich aus dem Weben und Treiben im Walde, diesem für Romantiker unerschöpflichen Gegenstande, frische „Wanderfahrten", unter denen uns besonders die Streifereien im Rheingau und am Mittelrhein (Marienthal, Nothgottes, Bornhofen) angezogen haben; Freunde des Ordens von Cisterz verweisen wir auf den Besuch in dem jüngst wieder in ein Kloster dieses Ordens umgewandelten Marienstatt an der Nister, von dessen Ursprüngen der alte Cäsarius Heisterbacensis so viel zu erzählen weiß.

Neulich kam ich zu dem schwer erkrankten Pfarrer in B. Als ich meine ärztlichen Anordnungen getroffen und eben Abschied nehmen wollte, brach ein heftiges und lange anhaltendes Unwetter aus, so daß ich die Pfarrwohnung nicht verlassen konnte. Da bat mich der Kranke: „Herr Gerichtsarzt, hätten Sie vielleicht die Güte mir etwas vorzulesen?" Ich

1) Dichterbilder und Dichterstudien aus der neueren und neuesten Literatur. Frankfurt a. M. und Luzern, Fösser Nachfolger. 1887. 359 Seiten.

2) Paderborn 1890. Bonifacius-Druckerei. 314 Seiten.

nahm das auf dem Schreibtisch liegende neueste Buch von Muth und las einige recht heitere Abschnitte, sowie die „Jugenderinnerungen" aus dem Dichterbuch. Der Kranke hörte aufmerksam zu; seine vorher so schlaffen Züge belebten sich, und als ich mit dem Lesen aufhörte, drückte er mir die Hand und sagte: „Sehen Sie, Herr Doctor! Ein liebenswürdiges Buch ist auch eine Arznei".

In der genannten Stadt B. herrschte die Influenza in höchstem Grade. Fünf Aerzte lagen schwer erkrankt und ich wurde hingerufen, um für einige derselben auszuhelfen. Von den mir zugewiesenen Patienten gehörten sieben oder acht zum Lehrerpersonal des dortigen Gymnasiums und der Töchterschule. Als sie auf der Besserung waren, unterhielt es mich, die verschiedenen Beschäftigungen der Genesenden zu beobachten. Einer unterhielt sich mit Papparbeiten und versuchte sich, freilich höchst ungeschickt, im Bildschnitzen; ein anderer saß unter Mineralien, getrockneten Pflanzen und Schmetterlingen. Den katholischen Religionslehrer, der sich viel mit Klostergeschichten beschäftigt, traf ich über dem neuesten Buche von Heinrich Koch in Frankfurt, das die niederdeutschen Karmelitenklöster[1]) behandelt. Mein Patient lobte mir höchlich den Eifer und das Finderglück dieses schon durch frühere Arbeiten auf dem Gebiet der niederrheinischen Geschichte geachteten Gelehrten, dem es namentlich im vorliegenden Buche gelungen sei, über ein bisher ziemlich unbeachtetes Gebiet der Ordensgeschichte ein erfreuliches Licht zu verbreiten. Ich marschire weiter und komme zu einem Mythologen und „Folkloristen"; bei dem hörte ich auch allerlei, was mir wenigstens unbekannt war. Er erzählte mir viel von dem Aufschwung, welchen die Lehre vom Volk namentlich in Frankreich, Belgien und Italien genommen habe und dem sich jetzt auch Deutschland anschließe. Ich mußte verschiedene ausländische Zeitschriften ansehen: La Tradition, die in Paris erscheint, the Testimony of Tradition (London), Folklore, a Quarterly Review of Myth, Tradition etc. etc., zwei niederländische Zeitschriften und sogar eine amerikanische: The Journal of American Folk-Lore. In Deutschland habe Dr. Edmund Veckenstedt, ein Mann von stupender Gelehrsamkeit, gediegenstem Urtheil und schneidiger Kritik, die Sache in die Hand genommen und gebe eine internationale „Zeitschrift für Volkskunde"[2]) heraus, von der nahezu zwei Jahrgänge vorliegen.

1) Die Karmelitenklöster der niederdeutschen Provinz. 13. bis 16. Jahrh. Großentheils nach ungedr. Quellen. Freiburg, Herder. 1889.

2) Zeitschrift für Volkskunde in Sage und Mär, Schwank und Streich, Lied, Räthsel und Sprichwort, Sitte und Brauch. Leipzig, A. Dörffel. 1888 ff.

Ich blätterte darin, fand aber, daß die großen gelehrten Abhandlungen über „Wieland den Schmied und die Feuersagen der Arier,“ über die „Kosmogonien“ der letzteren und Aehnliches für den Gehirnkasten eines Landdoctors zu hoch sind; dagegen reizt mich eine Abhandlung des Herausgebers über den Geist des Riesengebirgs, den mir durch Musäus liebgewordenen Rübezahl, sowie eine längere Arbeit über den hl. Nikolaus von dem unermüdlichen Ignaz Vincenz Zingerle — ein Name, der mir schon vor Jahren lieb geworden ist, als er den „Phönix“ herausgab und die Volkstraditionen seiner Heimath veröffentlichte. Uebrigens habe ich meinem Mythologen in B. gegenüber etwas dick damit gethan, daß mir der „stupend“ gelehrte Folklorist Veckenstedt durchaus keine fremde Größe sei. Ich besitze nämlich ein älteres hochinteressantes Werk von ihm über Märchen und Sagen der Litauer,[1]) worin unendlich viel Lustiges zu lesen ist, so in der uralten, höchst merkwürdigen „Stammsage“ des Volkes die tollsten Abderiten- oder Lalenburgerstreiche. Mein mythologischer Patient hat mir ein französisch geschriebenes Werkchen von Veckenstedt geliehen; es behandelt einen äußerst anmuthigen Stoff, die Mythen verschiedener Völker von der Erfindung der Musik und des Tanzes,[2]) und verspreche ich mir Genuß von dieser Lektüre.

Aber wo bleiben die Neuigkeiten meines Büchertisches? Da liegt Allerlei aus und über Oberammergau, aber das ist ein Thema, das zur Genüge in den Tagesblättern abgehandelt worden. Auch das wunderliche Opus der Frau Wilhelmine von Hillern „Am Kreuz“ hat seine gebührende Abfertigung erhalten. Welche Frivolität auf der einen, welche Geschmacksverirrung auf der andern Seite! Talentirt ist die Schriftstellerin — wie traurig, daß sie ihr Talent nicht edler zu verwenden weiß.

Auch aus dem Schwarm der Lyriker wären ein paar Namen hervorzuheben, deren Leistungen über das gewöhnliche Mittelgut sich erheben; z. B. Franz Happe, ein mir bis vor Kurzem unbekannter Name, mit seinen „Stimmungen und Gestalten“. Doch ist über ihn das Nöthige in diesen Blättern bereits gesagt worden. — Noch bedeutender ist das Büchlein „Aus dem Kirchenjahr“,[3]) dessen auch schon hierorts gedacht

1) Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer) Heidelberg, Winter. 1883. 2 Bände.

2) La Musique et la Danse dans les Traditions des Lithuaniens, des Allemands et des Grecs. Paris, aux Bureaux de la Tradition, 1890. Mit einem Vorwort von Henry Carnoy, einem der Direktoren der Tradition.

3) Gedichte und Uebersetzungen. Von A. Hermann. Münster 1890

worden. Keineswegs eine Nachahmung des geistlichen Ja
der Droste. Es sind eigene Töne und meistens recht w
lautende. Ein Schmuck der Sammlung, welcher verdient
bekannt zu werden, ist die „Glockenfahrt“. Es sei gest
wenigstens das eine Gedicht hier anzuführen:

Nach Mitte der heiligen Woche
Zieh'n alle Glocken nach Rom,
Vom Glöcklein der Waldkapelle
Bis zur Riesenglocke im Dom.

Sie ziehen hoch durch die Lüfte
Gleich einem Kranichzug,
Und Niemand hört ihr Läuten,
So hoch geht der Glocken Flug.

Es brausen von allen vier Winden
Die tönenden Schaaren daher,
Von allen Städten und Klöstern
Weit über Land und Meer.

Im Ziel die Wege sich einen,
Sie führen alle nach Rom;
Da lassen die Glocken sich nieder
Stumm über Sankt Peters Dom.

Dort, wo auf seinem Stuhle
Sankt Peter den Schlüssel hält,
Sieht man vor ihm sich schaaren
Die Glocken der ganzen Welt.

Er zählt sie wieder und wieder,
Dann schüttelt das Haupt er gelind:
„Es fehlen immer noch viele,
Die nicht gekommen sind;“

„Und wo die Glocken fehlen,
Da sind auch die Herzen noch weit,
Noch will nicht zusammen stimmen
Die ganze Christenheit.“

Und stumm, wie sie gekommen,
Sankt Peter sie entläßt;
Sie kehren zurück und läuten
Daheim zum Osterfest.

So geht der Glocken Reise
Nach Rom noch manches Jahr,
Und zu Sankt Peters Freude
Wächst jährlich der Glocken Schaar;

Bis einst der Kampf geschlichtet,
Bis einst der Streit versöhnt,
Bis aller Christen Glaube
In Eins zusammentönt.

Dann kommen mit ihren Glocken
Die Völker von nah und fern,
Zu feiern in Sankt Peter
Die Auferstehung des Herrn.

Dann braust wie ein Meer von Tönen
Unzähliger Glocken Klang,
Und mit dem Jubel auf Erden
Mischt sich der Engel Gesang.

Dichter hat es trefflich verstanden, einem einfachen
inderglauben eine hochbedeutsame Idee unterzulegen.
liegt noch eine Sammlung von Gedichten — erschrecken
— von althebräischen Dichtungen: „Zionsharfe,[1])
geben von Gustav Karpeles, dem bekannten Verfasser
chichte der jüdischen Literatur" (Berlin 1886. 2 Bde.).
mmlung besitzt literarhistorisch, culturgeschichtlich und
eine hohe Bedeutung und wird dem christlichen Dar=
elcher nicht im Stande oder in der Lage ist, mit den
n jener etwa um die Mitte des achten Jahrhunderts
. Geb. anhebenden Dichtungen sich bekannt zu machen,
lichsten Dienste leisten. Es soll nicht unerwähnt
daß darin nichts vorkommt, was den Christen verletzt.
nderer Wichtigkeit für uns ist „die klassische Blüthe=
lche im zehnten Jahrhundert beginnend einen großen
des Mittelalters umfaßt und uns einige wirklich hoch=
Dichter vorführt: Salomo ibn Gabirol (geboren zu
um 1020, gestorben um 1070), bekannt auch als
r, selbständig denkender Philosoph, Moses ibn Esra
s spanischer Jude, geboren um 1070), Abraham ibn
storben 1167 in Rom) und vor Allem Jehuda Halevi
um 1085 in Castilien, gestorben um 1140). Vor=
d ist in diesen Poesien begreiflicher Weise das religiöse
Wir treffen auf Bußlieder von erschütternder Wirkung,
as berühmte Gedicht von Clemens Brentano erinnern;
sucht nach dem Morgenlande und Zion bricht oft in
endsten Klagen aus; prächtige Hymnen feiern den Gott
von Interesse sind auch Gesänge auf einzelne Festtage.
rtreten ist ferner die Reflexionspoesie und äußert sich

Zionsharfe. Eine Anthologie der neuhebräischen Dichtung
deutschen Uebertragungen. Leipzig, Roßberg. 1889. 359 S.

besonders in Sprüchen voll Lebensweisheit und Lebenserfahrun aber auch die sinnliche Welt beansprucht ihr Recht in Wein u Liebesliedern; die letzteren sind theils leidenschaftlicher, th neckischer und sogar sarkastischer Art. Endlich fehlt es Dichtern auch nicht an heiterem Humor. Eine Probe hi bietet Abraham ibn Esra, der folgendermaßen das „Pech" be

Es haben böse Himmelszeichen,
Als ich geboren ward, auf mich gesehen.
Gut, daß ich nicht mit Kerzen handle,
Sonst würde nie die Sonne untergehen.
Vergebens such' ich nach dem Glücke
Es täuschen stets mich meines Lebens Sterne.
Ja handelt' ich mit Sterbekleidern,
Der Tod blieb' ewig dieser Erde ferne.

Moses ibn Esra besingt wie ein Troubadour und Wein. Unter den Liebesliedern sind die des Halevi an eine schöne „Ophra" besonders hervorzuhe singt von ihr:

Dein helles Sonnenantlitz spricht:
„Es werde Licht!"
Es ruft des Rabenhaares Pracht:
„Es werde Nacht!"
So kämpft in deinem Angesicht,
Geliebte, mit der Nacht das Licht!

Hören Sie noch ein sinniges Räthsel des Dichters:

Ein kleiner Stab, doch unermeßlich werth,
Grünfarben wie von Liebesgram verzehrt,
Von hohlem Körper, doch mit muth'gem Herzen,
Wirft Helden nieder, bringt gar Vielen Schmerzen,
Eilt hin zum Faß, um weidlich sich zu füllen,
Mit leerem Mund vollführt's nicht seinen Willen:
Und fünf der Diener sind bereit zur Stelle,
Vollziehend unverdrossen die Befehle.
Bald liebt's Gesang und Schmuck zu überreichen,
Bald weiß es Fürstenherzen zu erweichen,
Den Frieden kann's, den Krieg bereiten,
Sagt an, was ist's? Was soll's bedeuten?

Die Lösung ist: das Schreibrohr. Mit einer kle Aenderung im zweiten Vers paßte dieses Räthsel auch unsere Stahlfeder.

Hat Ihnen der alte Doctor genug vorgeplaudert? befohlen.

LVII.

Ein bayerischer Cardinal †.

Am 7. Oktober schloß sich in der schönen Stiftskirche von Mehrerau das Grab über einem Manne, der ewig der Stolz des bayerischen Klerus sein wird, dessen Name immer glänzen wird neben jenen der großen Theologen der Kirche, dessen Werke in Jahrhunderten noch ihren hervorragenden Werth behalten werden. In Cardinal Dr. Joseph Hergenröther ist eine Säule der katholischen Wissenschaft gefallen; mit seinem Tod ruht ein Geist, der sowohl auf dem Gebiete der Kirchengeschichte als des kanonischen Rechts so rastlos und so ersprießlich thätig war, daß man ihm in der Literatur auf diesem Gebiete, soweit sie der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts angehört, sozusagen bei jedem Schritt begegnet. Dieser Mann ist es wohl werth, daß wir ihm hier ein Denkblatt widmen.

Im Jahre 1849 stellte sich bei Döllinger ein junger Priester vor und that seine Absicht kund, an der Universität München sich die theologische Doktorwürde zu erwerben. Döllinger fragte trocken: „Wo haben Sie denn Ihre Studien gemacht?“ Der Befragte antwortete: „In Rom.“ „Gut,“ sprach Döllinger hämisch, „dann verstehen Sie sich wohl auf Latein. Wie wäre es denn, wenn ich mich bei der Disputation des Griechischen bedienen wollte?“ „Wenn es Ihnen beliebt,“ antwortete der junge Priester, „mögen Sie es thun. Sie

dürfen auch Hebräisch oder Syrisch wählen, ich werde ebenso antworten." Das imponirte Döllinger. Als er ein Jahr später als Dekan der theologischen Fakultät dem jungen Priester nach einer glänzenden Promotion das Doktorbiret aufsetzte, sprach er das bezeichnende Wort: Coronasti nos, coronamus te! Döllinger und Hergenröther, so hieß der junge Doktor, sollten sich auch später wieder begegnen.

Döllingers Scharfblick erkannte sofort die ungewöhnliche geistige Capacität Hergenröthers und er veranlaßte ihn, sich als Privat-Docent in München zu habilitiren, bis er 1855 als Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte nach Würzburg berufen wurde. Damit wurde er zugleich auf ein anderes Gebiet der theologischen Wissenschaft geführt. Bis dahin war es vorzüglich die Dogmatik gewesen, welche er pflegte. Die ausgebreiteten und tiefen Kenntnisse, welche Hergenröther in dieser Disciplin besaß, leisteten ihm übrigens auch auf dem neuen Gebiete die vorzüglichsten Dienste. Sie gaben ihm jene Feinfühligkeit für das Richtige in den canonistischen Fragen, jene Gründlichkeit und Sicherheit in der Darlegung der Häresien oder der theologischen Lehrstreitigkeiten, welche seine historischen Werke so eminent auszeichnet.

In Würzburg machte sich Hergenröther zunächst an eine große historische Arbeit über das orientalische Schisma, das ja Photius eigentlich erst so recht in's Leben eingeführt, dem er eine theologische Grundlage gegeben und das er mit allen Mitteln seines reichen, aber ehrgeizigen und ränkevollen Geistes gefördert hat. Nur ein Mann wie Hergenröther, der an Genialität und umfangreicher Gelehrsamkeit dem Photius gleichstand, war im Stande, diesen zu würdigen. Das Werk, welches mit Einschluß der aus Handschriften edirten Monumenta vier Bände umfaßt, begründete den wissenschaftlichen Ruf Hergenröthers. Es erregte in den gelehrten Kreisen von Athen und Petersburg ebenso berechtigtes Aufsehen wie in Deutschland. Hätte Hergenröther kein anderes

Werk hinterlassen, dieses allein wäre im Stande gewesen, seinen Namen unsterblich zu machen. Es ist in den gewonnenen Hauptresultaten gar nicht zu überholen. Wer den Fleiß, die Ausdehnung und Schwierigkeit gelehrter Forschung bewundern will, wer wissen will, wie viel historisches, canonistisches, dogmatisches, exegetisches, philosophisches Wissen ein großer Geist zu umfassen vermag, der mache sich näher mit diesem Werke bekannt. Je tiefer man eindringt, desto mehr bewundert man den Verfasser. Das Werk hätte die Aufgabe eines ganzen Menschenlebens bilden können. Hergenröther hat es in 12 Jahren vollendet.

Kaum war der letzte Druckbogen corrigirt, da riefen die Kämpfe, welche auf kirchlichem Gebiete dem Vatikanum vorausgingen, es begleiteten und ihm nachfolgten, Hergenröther in die Arena. Diese Kämpfe drehten sich bekanntlich nicht allein um die Unfehlbarkeit des Papstes, sondern dehnten sich auf eine große Anzahl anderer dogmatischer, historischer und besonders canonistischer Fragen aus. Es schien ja wahrlich, als seien nun alle bösen Geister, die je die Kirche befehdeten, aufeinmal los. „Es war, als sei ein Hexensabbath allum angesagt und wie Winterrauch ging's zu allen Schornsteinen heraus; an Ort und Stelle war's wie Schneefall oder Hagelschlag oder Heuschreckenziehen," hätte wohl der alte Görres wieder geschrieben. Die Leiter der Bewegung waren Männer von hohem und wohlverdientem wissenschaftlichen Rufe, denen umfassendes Wissen und große literarische Gewandtheit zur Seite stand. Wenn man jener Kämpfe gedenkt, so darf man der Namen eines Scheeben und Schätzler, eines Feßler und Plaßmann, eines Andries und Schneemann und der Gelehrten der Civiltà nicht vergessen. Aber der David in jener Geisterschlacht war Hergenröther, der den Goliath der Bewegung, Döllinger, überwunden.

Die Streitschriften, die er damals mit diesem gewechselt, haben bewiesen, das wird heute Niemand mehr leugnen, daß Hergenröther an Scharfsinn und Gründlichkeit des theologischen

Wissens jenem nicht blos gewachsen war, sondern ihn überragte. Döllinger wurde wissenschaftlich geschlagen. Wer ferner den „Antijanus“ mit dem „Janus“ vergleicht, der wird finden und zugeben müssen, daß dieser gegen jenen ein federleichtes Pamphlet ist. Man durfte Gott danken, daß damals ein Mann wie Hergenröther den Feinden entgegengestellt werden konnte. Er war ihnen, wohin immer sie den Streit zerrten, überall gewachsen und ist nirgend die schlagende Antwort schuldig geblieben. Wie groß ohne seine Werke die Verwirrung in den Geistern geworden wäre, ist gar nicht zu ermessen.

Hergenröther war noch während dieser Kämpfe von Buchhändler Herder dringend eingeladen worden, für die „Theologische Bibliothek“ die Bearbeitung der Kirchengeschichte zu übernehmen. Das dreibändige Werk, das bereits in dritter Auflage erschienen ist, nennt sich ein Handbuch — aber welch' ein Handbuch! Wer sich damit näher befaßt, wer insbesondere in kirchenhistorischen Fragen Detailstudien betreibt und den literarischen Apparat benützt, den Hergenröther gibt, der wird das Buch unbedingt zu den bedeutendsten kirchenhistorischen Werken zählen und den Namen des Autors gerne neben den des Baronius, Raynald, Alexander Natalis, Mabillon und Tillemont setzen. Man ist erstaunt, wie ein Mann ein so ungeheures Material bewältigen konnte. Dabei ist doch das Ganze so lichtvoll und klar disponirt und geschrieben, daß man nie den Eindruck der auf hohem Kothurn einherschreitenden Gelehrsamkeit empfängt. — Ein anderes Unternehmen, das die katholische Gelehrtenwelt in Deutschland noch beschäftigt und das ein ehrenvolles Monument deutschen Fleißes und Wissens sein und bleiben wird, trägt Hergenröthers Namen an der Stirne — das Kirchenlexikon. Ueberhaupt wurde man es gewohnt, Hergenröther als den Fürsten der deutschen Theologen der Gegenwart zu betrachten und zu verehren.

Als er im Jahre 1879 von Leo XIII. als Cardinal

nach Rom gerufen wurde, war man in Deutschland, sosehr man die Auszeichnung als eine wohlverdiente anerkannte und darüber sich freute, doch fast traurig, weil es nun schien, daß dieser hervorragende Geist der Wissenschaft verloren sei. Aber abgesehen von den historischen Arbeiten, die der gelehrte Cardinal selbst noch veröffentlichte (die Regesten Leo X. und die zwei Bände Fortsetzung der Conciliengeschichte von Hefele), hat er hier der Wissenschaft erst einen Dienst erwiesen, wie er ihr größer nicht leicht geleistet werden konnte. Bekanntlich war das päpstliche Archivwesen nicht in der besten Verfassung und es haben Männer, denen man durchaus nicht irgend eine Animosität gegen die Kirche zutrauen darf, sich bitter darüber beklagt. Der edle Friedrich Böhmer z. B. schrieb einst: „Möchte man doch den hl. Vater darauf aufmerksam machen, daß hier Alles verbessert werden, und daß ein Mann an die Spitze gestellt werden müsse, der durch Kenntnisse und Charakter befähigt ist, Rom vor den europäischen Gelehrten zu vertreten, und der die Fähigkeit und den Willen besitzt, der Wissenschaft ohne Selbstsucht zu dienen.“ „Wolle Gott, daß der nächste Papst, den man ja als lumen de coelis vorausprophezeit hat, auch die wahrheitsliebende ernste Wissenschaft der Historie als ein Himmelslicht für das Dunkel und die Irrwege der Principienlosigkeit der Gegenwart betrachte.“ In Leo XIII. war zu diesem Werke in der That der rechte Papst erschienen und in Hergenröther der rechte Gelehrte hiefür gefunden. Wir zweifeln nicht, daß Böhmer, hätte er noch im Jahre 1879 gelebt, auf Hergenröther oder seinen eigenen Schüler Janssen gedeutet hätte. Die Verdienste, die sich Hergenröther durch Ordnung des päpstlichen Archivwesens erworben, sind weltbekannt und so oft nun ein Forscher die Sichel an die unermeßliche Ernte setzt, welche hier sich mit einem Male eröffnet hat, wird er des gelehrten bayerischen Cardinals gedenken.

Wir haben nun erst den Kirchenhistoriker gewürdiget und gar nicht des Canonisten gedacht. Und doch hat

Hergenröther nicht geringere Verdienste auf diesem Gebiete. Bei Hergenröther ist auch der Historiker Canonist. Wo immer er auf Fragen kirchenrechtlicher Natur stößt, und wie viele gibt es deren in der Kirchengeschichte und wie schwer sind sie oft, da kommt der Canonist gründlich zu Wort. Dann zeigt sich aber auch eine Sicherheit und Klarheit in der Beurtheilung der Thatsachen und der durch sie geschaffenen Situationen, daß man oft im Lesen einhält und Gott dankt, daß er seiner Kirche ein solches Licht geschenkt hat. Ich weise z. B. nur auf die Geschichte des Constanzer und Baseler Concils hin und auf die damit in Verbindung stehenden canonistischen Fragen. Wer ist Hergenröther nicht dankbar für die überaus werthvollen Beiträge, welche er zur Geschichte der orientalischen Kirchen-Rechtsquellen durch seine eingehenden Untersuchungen über den Nomokanon des Photius und dessen sonstige Sammlungen geliefert hat. Nur der Canonist von Fach war dazu im Stande. Während der Zeit des tobenden Culturkampfes, der so viele und so wichtige Grundfragen des canonischen Rechtes in den Vordergrund der Diskussion schob und diese dann durch alle erdenklichen historischen Schwierigkeiten zu verwirren trachtete, hat Hergenröther sein großes Werk: „Katholische Kirche und christlicher Staat“ geschrieben, um dessentwillen allein die Katholiken Deutschlands immer seinen Namen segnen dürfen. Wer war wie er im Stande die historischen und dogmatischen Fundamente des Kirchenrechts so zu sichern und mit so siegreicher Gelehrsamkeit die Angriffe abzuschlagen? Wie hat dieses Buch beigetragen, die schwankenden Gemüther zu befestigen, die Geister zu erleuchten, auch unter den Katholiken das unsichere Tasten und Suchen nach dem Rechten wie auf einmal zu beseitigen! Der Schreiber dieses, der die hauptsächlichen Traktate über das Verhältniß von Staat und Kirche genau zu untersuchen veranlaßt war, glaubt sagen zu dürfen, daß seit der gelehrten Ventilirung dieser Fragen, die vornehmlich durch den defensor pacis des

Marsilius von Padua angeregt wurde, kein Werk erschienen ist, das in gleicher Weise hierüber orientirt und die erhobenen Schwierigkeiten auf historischem und dogmatischem Wege löst, wie das Buch Hergenröthers. Wer in fünfhundert Jahren über das Verhältniß von Staat und Kirche schreibt, wird für diese gelehrten Essays noch dankbar sein. Sie verlieren nie ihren Werth. Auch zu den übrigen in den beiden letzten Decennien auftauchenden kirchenrechtlichen Fragen ist Hergenröther fast stets zu Wort gekommen in den vielen Artikeln, die er in Zeitschriften schrieb.[1]) Sein Wort aber hatte immer entscheidende Auktorität.

„Gedenken Sie zuweilen eines alten Canonisten, der noch mit voller Sympathie dem canonischen Rechte zugethan ist": hat der nun Verewigte dem Schreiber dieser Zeilen vor einigen Wochen beim Abschied noch nachgerufen. Welcher Canonist wird hinfort Hergenröthers Namen nicht voll Verehrung nennen?

Ein großer Gelehrter ist nicht immer auch groß als Mensch und noch weniger als Priester. „Ein anderes Gericht trifft den Menschen, ein anderes den Gelehrten", hat Hergenröther selbst geschrieben.[2]) „Nur zu oft hat unser Jahrhundert, zum Theil noch beeinflußt durch das Erbe der Epoche Voltaire's, zum Theil aus serviler Schmeichelei und jenem kleinlichen Stolze, der durch Apotheose derjenigen, die man die Seinen nennen kann, selber groß und göttlich zu erscheinen vermeint, zwei so verschiedene Momente gehörig auseinander zu halten vergessen; es hat das Prädikat des Großen wahrhaft verschwendet, in seinem Heroenkult nicht

1) Zu denselben gehörten namentlich auch diese „Blätter", in welchen er die italienische Revolutionsgeschichte in den Fünfziger und Sechsziger Jahren Schritt für Schritt verfolgt hat. Das Jahr 1870 veranlaßte ihn zu der Reihe von Artikeln über „die Conciliumsbriefe der Allg. Zeitung", sowie über „die päpstliche Unfehlbarkeit vor dem vatikanischen Concil", welche in Bd. 65 und 66 erschienen sind. Anmerkung d. Red.

2) Vorrede z. I. Bd. des Photius S. VI.

selten Tugend und Religion schmachvoll verhöhnt; die Genialität des Geistes hat ihm die sittliche Schwäche, ja oft selbst die Verworfenheit nur allzusehr in den Hintergrund gedrängt." „Fast wird man bei der Lektüre der Schriften des Photius versucht, die Identität des hier zu uns redenden mit dem von der Geschichte geschilderten zu bezweifeln, wäre man nicht durch die Erfahrung aller Jahrhunderte von der traurigen Thatsache überzeugt, wie oft das größte Mißverhältniß zwischen Geist und Herz, zwischen Wort und That bei hochbegabten Männern sich findet, wiese nicht die byzantinische Geschichte, wie die psychologische Wahrnehmung das mögliche und nur zu oft wirkliche Zusammensein hoher geistiger Bildung und sittlicher Corruption uns nach." [1])

Von dem edlen Cardinal wird nun selbst der erbittertste Gegner gestehen müssen, daß in ihm hohe geistige Bildung und wahre Charaktergröße vereinigt waren. Bei ihm bestand das schönste Ebenmaß zwischen Geist und Herz, zwischen Wort und That. Von gelehrtem Stolze war an ihm nicht eine Spur zu entdecken, dagegen eine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit, ein Wohlwollen und eine Dienstgefälligkeit, welche den Besucher geradezu überraschte. In seinen Werken begegnet uns überall eine Gewissenhaftigkeit in der wissenschaftlichen Forschung, eine Wahrhaftigkeit in der Darstellung, eine Begeisterung für alles Gute, ein Abscheu gegen alle Gemeinheit in Gesinnung und That, eine so freudige Anerkennung jeder edlen Bestrebung und tüchtigen Leistung auch auf Seite des Gegners, daß man mit wachsender Hochachtung gegen den Verfasser bei der Lektüre erfüllt wird. Wie nobel ist Hergenröther in der Polemik, wie abhold jeder persönlichen Verunglimpfung, wie gemäßigt und gerecht in seinem Urtheil! Wo er je ein scharfes Verdikt fällen muß, da begründet er es zuerst zehnmal. Seinem großen Gegner Döllinger hat er stets, auch nach dem Abfalle noch,

1) Photius III. Bd. S. 3.

eine Hochachtung erwiesen, wie sie nur großen Seelen eigen ist, und oft gestand er den tiefen Schmerz, mit dem er erfüllt war, als er aus Liebe zur Kirche und zur Wahrheit die Feder ergreifen mußte gegen seinen früheren Lehrer. Noch in der Vorrede zur Kirchengeschichte sagt er von ihm: „Ubi bene, nemo melius“.

Dabei war Hergenröther eine kindlich fromme Seele, ein Priester nach dem Herzen Gottes. Es war ein rührender Anblick, den gebrechlichen, nur mit größter Mühe sich aufrecht haltenden Cardinal am Altare zu sehen, wie er in tiefer Andacht und Sammlung die hl. Messe feierte. Die narkotisch erschlaffende Wirkung gelehrter Studien hatte die tiefe Frömmigkeit dieser Seele nicht berührt.

Döllinger und Hergenröther, beide schienen bestimmt als Sterne erster Größe am Himmel der Kirche zu strahlen. Lange ging auch ihre Bahn parallel, da neigte sich die des Einen und wir sahen ihn wie einen Blitz vom Himmel fallen; die Bahn des Anderen stieg.

Döllinger und Hergenröther — beide sind nun todt und auf dem Grabe beider steht die Jahreszahl 1890. An beiden Gräbern trauert die Kirche, aber mit welch verschiedenen Gefühlen! In dem Einen betrauert sie den verlornen Sohn, der gegen sie in seinen alten Tagen noch Kränkung auf Kränkung häufte, der all der Liebe vergessen zu haben schien, welche er einst zu ihr getragen hatte; in dem Andern betrauert die Kirche einen ihrer edelsten, muthigsten und fähigsten Vertheidiger, die sie je besessen, einen Sohn, dessen Liebe mit den Jahren gewachsen, der keine andere Bitte in den Tagen schweren Leidens kannte als die, Gott möge ihm, so lange er lebe, das Auge und die Hand gebrauchen lassen, um die Kirche zu verherrlichen. Wir glauben, daß an ihm auch das Wort schon wahr geworden: Qui elucidant me, vitam aeternam habebunt.

Eichstätt. Dr. Hollweck.

LVIII.

Die katholischen Glaubenszeugen in der Verbannung am Uralgebirge.

III. Die Gewaltmaßregeln zur „Bekehrung" des Volkes.

Es ist eine schmerzliche Aufgabe, die Scenen zu schildern, welche sich nun in dieser Diöcese während der verhängnißvollen sieben Jahre (1868 bis 1875) abgespielt haben. Darin hat uns aber bereits Viktor Frank in diesen Blättern vorgearbeitet und wir verweisen den geneigten Leser auf den betreffenden Artikel.[1]) Ein deutscher Schriftsteller, der sich auf amtliche Documente stützt, dürfte wohl auf Glaubwürdigkeit vollen Anspruch haben. Auch haben die katholischen Zeitungen neulichst einen ausführlichen Artikel über diese Vorgänge gebracht,[2]) so daß wir uns hier nur auf einige kurze Bemerkungen zu beschränken brauchen.

Das englische Unterhaus verlangte, auf Antrag M. Owen Lewis, in einer Adresse an die Königin vom 5. März 1877, die Veröffentlichung der diplomatischen Correspondenz, welche über die Vorgänge in der Chelmer Diöcese eingelaufen war.

---

1) Histor.-polit. Bl. Bd. 105, S. 39—43.

2) Der Artikel trug die Aufschrift: „Die Verfolgung der griechisch-unirten Katholiken in Rußland nach bisher ungedruckten Aktenstücken". Kölnische Volkszeitg. 6. April 1890. Nr. 95, 97, 98. Schlesische Volkszeitg. 6. April 1890. Nr. 157, 159, 161. Germania 6. April 1890.

Dieselbe wurde auch dem Unterhause vorgelegt.[1]) Die Berichte des englischen Consuls in Warschau, Oberst Mansfield, beginnen mit dem 21. September 1871, also um die Zeit als Popiel die eigenmächtige Verwaltung der Diöcese übernahm. Mansfield verfolgt die Vorgänge Schritt für Schritt, und obgleich er die historische Entwickelung der kirchlichen Angelegenheiten nicht genau kennt und als Protestant für die Verfolgten keine besondere Sympathie an den Tag legt, so hat ihn doch die Nähe des Schauplatzes in den Stand gesetzt, genaue Informationen einzuziehen. Seine Berichte sind deshalb um so werthvoller, als der englische Gesandte in Petersburg, Lord August Loftus, darüber nichts zu erfahren vermochte und seiner Regierung nur Auszüge aus russischen amtlichen Blättern übersandte, ohne zu wissen, ob man ihnen vollen Glauben schenken dürfte. Er wandte sich an den österreichischen Collegen in Petersburg, doch dieser versicherte ihn, daß der österreichische Generalconsul zu Warschau ihm von keinen Gewaltmaßregeln melde, wohl aber zugebe, daß eine „bedeutende Pression“ auf das Volk ausgeübt werde, um die „Bekehrung“ durchzuführen.[2])

In seiner dritten Depesche (29. Jan. 1874) berichtet Mansfield schon darüber, daß das Volk mit Peitschenhieben „bekehrt“ werde und daß die Gefängnisse in Siedlec und Biala so überfüllt seien, daß man die Bauern sogar in Ställe und Scheunen einschließe, was zu der eben in Petersburg gefeierten Hochzeit nicht besonders passe. Bald darauf berichtet er über große Geldcontributionen, welche dem Volke auferlegt werden.[3]) Inzwischen erfährt Lord Loftus aus dem

1) Wir citiren diese Documente nach der französischen oben angeführten Ausgabe.

2) Documents off. l. c. S. 35. Nr. 14. L. Loftus an Derby, 16. Februar 1875. Wir werden noch einmal darauf kommen, daß die liberale Regierung Oesterreichs damals ganz auf Seiten Rußlands stand.

3) Jedes Dorf zahlte wenigstens 400 Rubel, aber in einzelnen Dörfern wurden die wohlhabendsten Ackerwirthe zu Bettlern.

Petersburger Journal, daß in den Dörfern Zablocie, Drelow und Pratulin auf das Volk, welches den Zutritt zu der Kirche wehrte, gefeuert wurde. Leider war aber in dem Amtsblatte die Zahl der Todten und Verwundeten nicht genau angegeben.[1]) Aus diesen kurzen Berichten läßt sich darauf schließen, wie die „Bekehrung“ vor sich ging. Mansfield entschuldigt sich,[2]) daß er die Vorgänge nicht ausführlich schildern könne, berichtet aber zu wiederholtem Male, daß das Volk geprügelt wurde, bis der Militärarzt erklärte, daß weitere Hiebe das Leben gefährden könnten. Diese Fürsorge des Militärarztes wäre wirklich rührend, wenn der Oberst nicht gleich darauf berichtete, daß die Geprügelten in einen halb gefrornen Fluß bis an die Brust getrieben wurden und von da zwischen den Soldaten in die Kirche gehen mußten, wo ihre Namensunterschriften in die Liste der Bekehrten eingetragen wurden. Ob der betreffende Militärarzt das eiskalte Bad im Winter als hygienisch angesehen hat, darüber blieb uns Mansfield die Antwort schuldig!

Die ungeheueren Geldcontributionen, die Einquartirung von Kosaken, welche alles Hab und Gut verzehrten und vergeudeten, dabei aber sich noch alle denkbaren Gewaltthaten

---

1) In Drelow hatte der neue Pfarrer am Neujahr 1874 die russische Liturgie abgehalten. Das Volk verschloß die Kirche und wollte die Kirchenschlüssel nicht ausliefern. Der Bezirkshauptmann telegraphirte nach Petersburg und bekam den Befehl: „Alle todtschlagen“. Da ließ er Feuer geben. Es fielen 5 Personen auf der Stelle, viele waren verwundet (17. Januar 1874). — In Pratulin war der Pfarrer gefangen genommen und ein neuer sollte eingeführt werden. Das Volk wollte ihm die Kirchenschlüssel nicht ausliefern. Hier blieben 9 Personen auf der Stelle todt (am 26. Januar 1874). — Das Journal de St. Petersbourg vom 27. Februar 1874 (Documents off. S. 13. Annexe Nr. 6) spricht nur von Einem Todten in Drelow, in Pratulin aber gibt es die Zahl der Todten auf 10 und der Verwundeten auf 14 an.

2) Documents off. S. 32 Nr. 12, 29. Januar 1875.

straflos erlaubten,[1]) die unausgesetzten Verfolgungen derjenigen, welche sich weigerten, in die von den neuen Priestern eingenommenen Kirchen zu gehen, ihre Kinder von ihnen taufen, sich trauen und die Verstorbenen begraben zu lassen, brachten das Volk dahin, daß es schaarenweise in die Wälder floh. Es kam so weit, daß Mansfield die Befürchtung aussprach, daß die ganze Angelegenheit zu einer Agrarfrage werden könne, weil die Aecker unbebaut lagen. Die Verzweiflung war unter dem Volke so weit gestiegen, daß Mansfield sogar einen Fall meldete, wo sich ein Mann nebst Frau und Kindern in einer Scheune verbrannte.[2]) Eine furchtbare Sterblichkeit mußte sich auch bald einstellen, aber das Volk begrub die Verstorbenen selbst, ohne den Beistand der neuen Pfarrer.

Einen solchen einmüthigen Widerstand des Volkes hatte die Regierung nicht erwartet, und deshalb war bereits im Jahre 1873 eine Conferenz nach Petersburg zusammenberufen worden. Der Reichskanzler Fürst Gortschakoff (Gorczakow), der Statthalter von Polen Graf Kotzebue, der Gens-

1) Wie weit die Kosaken in dieser Hinsicht gehen konnten, beweist der Fall im Städtchen Lomazy, wo die Frauen in eine Reitschule eingeschlossen wurden, und während die Kreishauptleute Aleszko und Gubaniew die Männer zu bekehren suchten, wurde den Kosaken der Befehl gegeben, in die Reitschule zu gehen und mit den Frauen zu thun, was sie wollten. Das verzweiflungsvolle Geschrei ihrer Weiber und Töchter bewog die Männer zu „freiwilligen" Unterschriften auf den ihnen vorgelegten Akt, daß sie in die Kirche gehen würden.

2) Documents off. l. c. S. 23 Nr. 9, d. 1. Januar 1875. Der Mann hieß Joseph Koniuszewski. Er wohnte in dem Dorfe Kloda, gehörig zur Pfarrgemeinde Horbow. Da er sein neugeborenes Kind bei dem neuen Pfarrer nicht taufen lassen wollte, wurden ihm Geldstrafen auferlegt, welche von Tag zu Tag höher stiegen, bis er kein Geld mehr hatte, und zur Verzweiflung gebracht, am 11. December 1874 den Selbstmord an sich, seiner Frau Anastasia und zwei Kindern beging.

darmeriegeneral und der Civilgouverneur von Lublin riethen, von dem Vorhaben abzustehen, da man sich vor den Augen Europa's compromittire. Aber Tolstoi und Popiel drangen mit der Ansicht durch, daß sich die Regierung eine Blöße geben würde, wenn sie von dem begonnenen Werke abstehen und dem Widerstande des Volkes weichen wollte. So war denn die Majorität für den Beschluß weiteren Vorgehens gewonnen und Zar Alexander bestätigte den Beschluß fünf Tage später, indem er auf dem Protokolle das verhängnißvolle „wykonat" (ausführen) schrieb (22. Juni 1873).[1])

Das unglückliche Volk meinte aber im Gegentheil, daß alle diese Gräuelthaten ohne Wissen des Zaren verübt würden, denn es hatte noch im frischen Andenken jenes Versprechen, welches der Zar einer Bauerndeputation (1865) gegeben, als sie ihm für die Grundentlastung zu danken nach Petersburg gekommen war. Er sagte ihnen damals, daß er nie erlauben werde, ihre Religion anzutasten. Als nun die Kunde kam, daß der Zar von einer Badereise über Warschau zurückkommen werde, da wußten die Unirten, trotz aller Wachsamkeit der Polizei, ihm eine Adresse einzuhändigen (11. Juli 1874). Sie beriefen sich in dem Bittgesuche auf jene Toleranz, welche sogar Heiden im Russenreiche genießen, auf das kaiserliche Wort, welches ihnen vor neun Jahren gegeben war, und baten um einen vom Papste bestätigten Bischof. Die Adresse war mit vielen tausend Unterschriften versehen.

Noch an demselben Tage wurde die Antwort des Zaren vom Generalgouverneur Grafen Kotzebue bekannt gegeben und in den Amtsblättern publicirt. Sie war vernichtend, denn der Zar verlangte ganz einfach, daß das griechisch-katholische Volk die „Irrthümer" verlasse und zu demselben Glauben „zurückkehre", welchen es früher gehabt und zu dem sich sein Alleinherrscher bekenne. Nun wußte das Volk, woran es war, denn bis jetzt hatte man stets vorgespiegelt, daß es

1) Lescoeur l. c. Bd. II, S. 343.

sich lediglich um die „Reinigung" der Liturgie von lateinischen „Neuerungen" handele, daß aber Niemand daran denke, den Glauben anzutasten. Man ging sogar soweit, daß in allen Rundschreiben des Popiel und in den amtlichen Circularschreiben die Bullen der Päpste citirt wurden, in welchen dieselben die Erhaltung des griechischen Ritus gewährleistet hatten. Das ganze Vorgehen suchte man also mit der Autorität des apostolischen Stuhles zu decken und verlangte auch von den Unirten Unterschriften nur daraufhin, daß sie den neureformirten Gottesdienst und die neuen Pfarrer nicht meiden würden. Nun hatte aber der Zar selbst offen gesprochen und das Spinngewebe der Lüge eigenhändig zerrissen.

Inzwischen aber erhob auch P. Pius IX. seine Stimme in der herrlichen Encyklica: Omnem sollicitudinem (13. Mai 1874), welche er an den griechisch-katholischen Metropoliten von Lemberg und andere ruthenische Bischöfe adressirte. Mit wuchtigen Schlägen zertrümmerte der hl. Vater das ganze lügnerische Werk der Verführer, indem er darauf hinwies, daß alle Aenderungen in der griechisch-katholischen Liturgie mit dem Vorwissen der Päpste und auch nur deshalb geschehen seien, um dieselbe von jeder häretischen Makel zu reinigen, daß daher der Vorwand, man wolle nur den Ritus reinigen, nichts Anderes bedeute, als die griechisch-katholische Kirche von der römischen loszureißen. Popiel wurde ausdrücklich als Eindringling bezeichnet und das Volk wegen seiner Standhaftigkeit belobt.[1])

Nun hatten die beiden obersten Gewalten gesprochen. Das Volk erfuhr auch bald die Stimme des hl. Vaters, denn die Encyklica wurde ihm in polnischer Uebersetzung in Tausenden von Exemplaren durch die nach Galizien verbannten Priester übermittelt.[2]) Vergebens hatte die russische

---

1) Acta S. Sedis Bd. VII, S. 593—98. — „Nero's Zeiten" S. 157 bis 166, lateinisch und polnisch.

2) Documents off. l. c. S. 38, Nr. 14 Annexe 2. Lord Loftus, 16. Februar 1875.

Polizei das zu verhindern gesucht.[1]) In Petersburg aber hatte man die Hoffnung auf das Gelingen des ganzen Unternehmens verloren; der Urheber desselben und der Protektor Popiel's, Graf Tolstoi, verlor am 11. Dezember 1874 die Oberleitung der griechisch-katholischen Angelegenheiten. Sie wurden dem Minister des Innern wieder zugetheilt.[2])

Da kam ganz unverhofft der Bericht des Gouvernements von Siedlec, daß zwei Gemeinden den orthodoxen Glauben „freiwillig“ angenommen hätten. Man wollte anfangs dieser frohen Botschaft keinen Glauben schenken und es wurden zwei Regierungscommissäre ausgeschickt, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Diese zwei Gemeinden waren wirklich durch Mißhandlungen, Drohungen und allerlei Versprechen dazu gebracht worden, daß sie ein ihnen vorgelegtes Schriftstück unterschrieben. Nun faßte man neuen Muth und beschloß, mit doppelter Kraft vorzugehen. Wirklich wurde auch das unglückselige „Missionswerk“ von einem unerwarteten Erfolge gekrönt, denn bald konnte der Gouverneur die „Bekehrung“ von 45 Pfarrgemeinden und 50,000 Seelen nach Petersburg melden. Es war zwar kaum ein Sechstel der griechisch-katholischen Bevölkerung der Diöcese, aber für den Anfang war es mehr, als man gehofft hatte.

Inwieweit der freie Wille bei dieser „Bekehrung“ die Rolle gespielt hat, werden wir nach dem, was wir bereits

---

1) Wie unangenehm dieses Ereigniß für die russische Regierung war, beweist das „Petersburger Amtsblatt,“ welches Lord Loftus am 27. Januar 1875 als Annexe zu Nr. 10 übersendet. Auffallender Weise berief sich das Petersburger Blatt „Golos“ (die Stimme) auf das „Wiener Neue Fremdenblatt,“ welches die Behauptung aufstellte, daß der hl. Vater durch seine Encyklica die griechisch-katholische Bevölkerung zwinge, sich mit der schismatischen Kirche zu vereinigen. Diesen Hundedienst des liberalen Blattes verstand man auch in Petersburg richtig zu würdigen.

2) Documents off. l. c. S. 25, Annexe zu Nr. 10. Mansfield an 27. Januar 1875.

oben gesagt, nicht mehr wiederholen, um so mehr, als wir auf diesen Punkt noch einmal zu sprechen kommen müssen. Es reichte eben auch aus, daß in einer Gemeinde zwei wankelmüthige Personen gefunden waren, die als Delegirte der ganzen Gemeinde angesehen und zur Unterschrift „im Namen der Gemeinde" gezwungen wurden, ohne manchmal zu wissen, was sie eigentlich unterschrieben.[1]) Aber die Freude über diese Bekehrung war in Petersburg so groß, daß der Zar auf die telegraphische Nachricht aus Warschau, (12./25. Januar) sofort den Unirten seinen Dank im Petersburger Amtsblatte veröffentlichen ließ, was selbst Lord Loftus voreilig fand, da man nicht einmal das obligate Bittgesuch der „Bekehrten" um Aufnahme in die orthodoxe Kirche abgewartet hatte.[2])

Umsomehr aber konnte Popiel frohlocken, denn jetzt war nur noch der letzte Akt der ganzen Tragödie, wie ihn einst Siemaszko (1839) in Scene gesetzt hatte, nothwendig: nämlich das Bittgesuch der Geistlichkeit an den Zaren um gnädige Aufnahme in den Schoß der orthodoxen Kirche. Das konnte nun auf keine Schwierigkeiten stoßen, da von der ganzen Anzahl der Pfarrgeistlichkeit, welche in der letzten Zeit 200 betrug, bereits 74 Pfarrer in die entlegenen Gouvernements deportirt und 66 Pfarrer nach Galizien geflohen waren.[3]) Ihre Stellen hatten bereits die galizischen Ueberläufer und die von Popiel herangebildeten neuen Priester eingenommen. Diese wurden nun zu Dekanats-Congregationen zusammenberufen und dort unter dem Vorsitze des Chefs der Abtheilung für Angelegenheiten der Unirten aus Warschau, Namens Baranow, zur Zeichnung einer diesbezüglichen Adresse ge-

1) Documents off. l. c. S. 33—34, Nr. 13. Mansfield, 10. Februar 1875.
2) Documents off. l. c. S. 30, Nr. 11. Loftus, 28. Januar 1875.
3) Das Namenverzeichniß dieser verbannten und entflohenen Priester befindet sich in „Nero's Zeiten" l. c. S. 243—249. Likowski (deutsch) Bd. II, S. 332—339.

nöthigt. Popiel verfaßte seinerseits (18. Febr. 1875) ein Protokoll der Sitzung des Kathedralklerus und des Consistoriums zu Chelm, welchem ein langathmiger Akt der Apostasie und ein Bittgesuch um Aufnahme in die orthodoxe Kirche beigefügt wurde. Eine Deputation fuhr mit diesen Schriftstücken nach Petersburg und fand selbstverständlich die gnädigste Aufnahme.

Inzwischen kam der schismatische Erzbischof von Warschau Joannicius und celebrirte die feierliche russische Liturgie in den Städten Biala und Janow (am 27. Jan. und 6. April). Das Journal de St. Petersbourg brachte detaillirte Beschreibungen dieser Feierlichkeiten mit der Behauptung, daß das Volk mit der größten Freude daran theilgenommen habe. Dabei wurde natürlich des Umstandes nicht erwähnt, daß das Volk mit Waffengewalt dahin gebracht und zwischen Soldatenspalieren in die Kirchen hineingetrieben wurde. Joannicius war auch ehrlich genug, diese ganze Komödie richtig zu würdigen und die Thränen, welche das Volk vergoß, zu schätzen. Er näherte sich nach dem Amte dem Volke und sprach zu den Weinenden: „Ihr seid wahre Märtyrer!“[1])

Die Chelmer Diöcese wurde nun amtlich für eine orthodoxe erklärt und bildet von nun an, mit Warschau vereinigt, das Erzbisthum Chelm-Warschau. Um das übrige noch „unbekehrte“ Volk kümmerte man sich nicht mehr, denn von amtswegen waren jetzt alle für orthodox erklärt, obgleich noch über 260,000 es nicht waren. Sie sollten von nun an durch Strafen dazu gebracht werden, ihre religiösen Pflichten bei den apostasirten Pfarrern zu erfüllen.

Alles geschah also auf dieselbe Weise wie vor 36 Jahren (1839) in Lithauen und Weißruthenien, und ebenso wie dereinst Siemaszko über den Undank der Russen zu klagen hatte, fand auch Popiel jetzt Grund genug, um zur Erkenntniß zu kommen, daß auch die Russen wohl den Verrath, nie aber den Verräther schätzen. Er verlor nämlich die Ver-

---

1) Likowski (deutsch) Bd. II, S. 257.

waltung der Diöcese und ward zum Saffraganbischof von Lublin ernannt. Erst 1888 wurde er Mitglied der hl. Synode, aber ein selbständiges Bisthum hat er bis jetzt nicht bekommen. Den Hauptmacher der ganzen Apostasie, den Gouverneur von Siedlec, Gromeka, traf ein noch schlimmeres Loos, denn er bekam Dimission und starb bald darauf (1876). Der Skandal der ganzen „Bekehrung" war nämlich durch seine Schuld doch zu arg gewesen.[1])

Dennoch wagte der diplomatische Agent, Fürst Urusow, in Rom dem hl. Vater Pius IX. gegenüber die freche Behauptung auszusprechen, daß die Katholiken an allen Unruhen die Schuld tragen; er wurde dafür zur Thüre gewiesen und die diplomatischen Beziehungen wurden damit ganz abgebrochen (1877). Auf das Memorandum, in welchem der Staatssekretär Cardinal Simeoni gegen die verübten Gewaltthaten Protest erhoben hatte (1878), gab die russische Regierung keine Antwort.

Als der jetzige Papst Leo XIII. die diplomatischen Beziehungen mit Rußland wieder anknüpfte, wurde seitens Rußlands stets rundweg geleugnet, daß es in dem Zarenreiche überhaupt Unirte gebe. Da geschah etwas, was dem Wetterleuchten oder vielmehr jenen Flammenworten auf der Wand im Saale Königs Baltazar ähnlich schien. Zar Alexander II. starb eines furchtbaren Todes auf der Straße seiner Hauptstadt (13. III. 1883). Zur Krönungsfeier des neuen Zaren entsendete Leo XIII. den apostolischen Nuntius Vanutelli. Wenn es überhaupt anginge, so müßte man das ein Meisterstück der diplomatischen Kunst nennen, wie es noch nie einem Papste gelungen war. Denn seit dem Bestehen des Russenreiches wurde noch nie einem päpstlichen Nuntius, mit den Insignien dieser Würde offen in Moskau zu erscheinen erlaubt. Und das Peinlichste für die russische Regierung war bei diesem

[1]) „Nero's Zeiten" l. c. S. CXV.

Besuche, den man doch nicht verhindern konnte, der Umstand, daß der Nuntius den Weg nach Moskau gerade über das Gouvernement Siedlec machen mußte. Seine Reise wurde deshalb auf das strengste geheimgehalten und der Lokomotivführer hatte die Weisung erhalten, sich mit dem Extrazuge nirgends aufzuhalten. Es geschah aber dennoch, daß das unirte Volk die Ankunft des Nuntius rechtzeitig erfahren hatte. Auf jeder Station sah nun der Nuntius große Menschenmassen, aber der Zug sauste vorbei. Aber in dem Städtchen Lukow ist eine Kreuzungsstation und der Zug mußte halten, weil er hier auf ein anderes Geleise kam. Augenblicklich war der Zug von Menschenmassen umringt. Das Volk warf sich vor die Lokomotive, so daß der Zugführer nicht fahren konnte, und nun erfuhr der Nuntius, daß dieses Volk, welches weinend die Hände zu ihm emporstreckte, die seit acht Jahren „bekehrten" Unirten seien. „Vater! rette uns, wir leben seit Jahren ohne Sakramente!" rief ihm das unglückliche Volk zu.

Der Anblick war so erschütternd, daß der Nuntius weinte. Ja, sogar die russischen Beamten konnten sich der Thränen nicht enthalten. Was kann aber der apostolische Stuhl einer brutalen Macht gegenüber für die Unglücklichen thun, welche für die russische Regierung nichteinmal existiren? Das Loos der bedrängten Christen im Orient hatte dereinst die ganze Christenheit in Bewegung gesetzt, und die Stimme eines Einsiedlers reichte hin, um Tausende zu einem Kreuzzuge zu bewegen; das waren aber Zeiten der mittelalterlichen Finsterniß. Jetzt hatten die europäischen Mächte von dem barbarischen Vorgehen in der Chelmer Diöcese keine Notiz genommen, umsoweniger, als gerade damals „Krieg in Sicht" war. Die englische Regierung war auch die einzige, welche die bereits angeführten diplomatischen Aktenstücke veröffentlichen ließ.

Es blieb also den Unglücklichen, welche ihrem katholischen Glauben treu bleiben wollten, nur das Dante'sche: lasciate

ogni speranza! Aber die katholische Kirche besitzt eine so unerschöpfliche Fülle der Nächstenliebe und eine so unaussprechliche Macht des apostolischen Eifers, daß jene Unglücklichen doch nicht hilflos gelassen wurden. Wir wüßten Vieles von der Missionsthätigkeit hochherziger, wahrhaft apostolischer Priester in jenen Gegenden zu erzählen, nachdem dort sehr viele katholische Kirchen geschlossen und der lateinische Klerus durch Verbannung nach Sibirien und andere Strafen daran verhindert war, den Unirten irgend welchen Seelentrost zu spenden: doch darüber darf das Schweigen noch nicht gebrochen werden.

Nur Eines Mannes soll hier eine ehrende Erwähnung geschehen, da er bereits der Schwindsucht erlegen ist und beim Allmächtigen für seine Aufopferung den Lohn erhalten haben wird. Es ist der Jesuitenpater Adler, ein geborener Deutscher, der die polnische Sprache erlernt hatte und in jenen Gegenden als Missionär gewirkt hat. Er wurde in dem Städtchen Sokolow von einem russischen Gendarmen erfaßt, aber das Volk entriß ihn mit Gewalt und brachte ihn heimlich über die Grenze. Er ging von da nach Rom um dem hl. Vater genauen Bericht zu erstatten.

Allmählig fiel der Schatten der Vergessenheit auf das tragische Ende einer katholischen Diöcese. Die Nachrichten von den Leiden der verfolgten Unirten wurden immer spärlicher; Europa vergaß sie ganz. Der Faden der Geschichte schien zerrissen und es fand sich seit zehn Jahren Niemand, um ihn weiter zu spinnen.[1]) Und doch ist es ein wahres Martyrologium, welches wohl verdient, in unserer Zeit des Indifferentismus weitererzählt zu werden, um so mehr, als es nach den eigenhändigen Briefen der Verfolgten selbst erzählt werden kann.

---

1) Das letzte Werk über die Geschichte der unirten Kirche von Likowski ist 1880 erschienen.

IV. Die Briefe der verbannten Unirten.

„Nessun maggior dolor,“ sagt Dante, „kein Schmerz ist größer, als die Erinnerung an glückliche Zeiten im Elende.“ Einen solchen Schmerz zu schildern, ist keine frohe Aufgabe, um so mehr als das Elend so groß ist, daß wir Gefahr laufen, keinen Glauben zu finden. Diese Gefahr wäre zwar geringer, wenn wir in der Lage wären, unsere Gewährsmänner dem Namen nach anzugeben; da wir aber die Schreiber der Briefe, welche wir zur Hand und theilweise bereits publicirt haben, der Rache des Feindes nicht preisgeben können, so muß unsere Namensunterschrift den Lesern für die Authentie bürgen.

Am Uralgebirge, im Gouvernement Orenburg, leben gegenwärtig seit 1887 und 1888 vierzig griechisch-katholische Familien, ungefähr 400 Personen, welche aus der Diöcese Chelm, namentlich aus dem Gouvernement Siedlec, dorthin verbannt und hilflos verlassen sind. Die Geschichte ihrer 17jährigen Verfolgung, die Leiden, welche sie ausgestanden, und ihre jetzige trostlose Lage passen so wenig zu dem vielgerühmten neunzehnten Jahrhundert, stehen in solchem Contraste zu den Protektionsbestrebungen, mit welchen die Russen alle Slavenvölker zu beglücken suchen, daß sie wohl der Beachtung werth sind.

Die Russen feierten eben in Wilna das bereits erwähnte 50jährige Gedenkfest der Vernichtung der griechisch-katholischen Kirche in Lithauen und Weißruthenien, als uns drei polnische Briefe eingehändigt wurden. Sie trugen den Poststempel Orenburg und waren von zwei verbannten Unirten geschrieben, welche ein Jahr früher (1888) aus dem Gouvernement Chersones dorthin deportirt waren. Nach Chersones aber waren sie von der Heimath aus im Jahre 1875 verbannt gewesen. Der Eine der Briefsteller ist ein Greis von 72 Jahren und beschrieb die beschwerliche dreimonatliche Reise, welche er von Chersones bis Orenburg mit der Eisen-

bahn, von da aber, über das Uralgebirge, bis dicht an die Grenze des Gouvernement Perm zu Fuß gemacht hatte. Der Verfasser der beiden anderen Briefe war sein Reisegefährte. Beide trafen dort bei ihrer Ankunft ihre Familien, von welchen sie dreizehn Jahre getrennt waren, und welche, vom Gouvernement Siedlec dorthin deportirt, einen Monat früher angekommen waren.

Der Eindruck, welchen diese Briefe auf uns machten, wäre schwer zu schildern. Eine wahre „vox clamantis in deserto," schienen sie aus jenen wüsten Steppengegenden den Protest zu erheben gegen die eben abgehaltene russische Jubiläumsfeier, und den besten Beweis zu liefern, wie jene angebliche „Liebe" ausgeschaut, durch welche die „Wiedervereinigung" der Unirten mit der orthodoxen Kirche zu Stande gekommen sein sollte. Es war also eine Pflicht, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie wurden wörtlich ohne jede Veränderung abgedruckt,[1]) aber selbstverständlich mußte das wegbleiben, was die Schreiber und den Adressaten hätte compromittiren können. Kurz darauf bekamen wir von einem greisen griechisch-katholischen Priester, welcher aus der Diöcese Chelm verbannt, glücklich nach Krakau entkam, eine größere Anzahl von Briefen, welche aus dem Orenburger Gourvernement von den verbannten Unirten an ihre Verwandten geschrieben waren. Einige von diesen Briefen waren so zerfetzt, daß sie nicht mehr zu entziffern waren, aber neun von ihnen wurden wieder auf dieselbe Weise veröffentlicht[2]) und machten einen noch größeren Eindruck auf das Publikum. Bald regte sich auch die christliche Charitas,[3]) und wir waren in Stand

1) Kuryer Poznanski nr. 144, 26. Juni 1889.

2) Kuryer Poznanski nr. 200 ff. 1. September 1889.

3) Den Anfang machten einige Pfarrer aus der Umgegend von Samter (Gr.-Herzogthum Posen), welche bei Gelegenheit eines Ablasses versammelt waren und durch ihren Dekan uns den Ertrag einer Geldsammlung zuschickten. Die beiden conservativen

gesetzt, den Unglücklichen mit einer Geldunterstützung zu Hilfe zu kommen.

Es handelte sich vor Allem darum, genaue Kunde von den Verbannten zu bekommen, denn aus den losen Bemerkungen in den ersten 12 Briefen konnte man nicht wissen: wie viele verbannt seien und wo sie sich eigentlich befinden. Ein Briefwechsel mit den Deportirten, welche in jenen Gegenden unter Polizeiaufsicht stehen, ist aber eben nicht sehr leicht; doch hat der liebe Gott geholfen und bis jetzt ist kein einziger Brief verloren gegangen. Nachdem wir nun bereits über fünfunddreißig Briefe verfügen, welche wir von den Unglücklichen erhalten haben, konnten wir die einzelnen Details chronologisch ordnen und uns ein genaues Bild von ihrer Lage, sowie von dem Hergange ihrer Verbannung machen. Denn auf eine Reihe von Fragen, welche wir gestellt haben, antworteten die Verbannten ziemlich genau und ausführlich. Mit Hilfe einer russischen Specialkarte dieses Gouvernements war es möglich geworden, die einzelnen Ortschaften, in welchen sie internirt sind, aufzufinden und ein Verzeichniß der vierzig Familien zu machen.[1])

Blätter, der Kuryer in Posen und Czas in Krakau, eröffneten eine Sammlungsliste. Nie werden wir des Eindruckes vergessen, den ein Geldbrief auf uns machte, den wir aus Ostpreußen bekamen. Er kam aus Lithauen und enthielt 60 Rubel für die verbannten Unirten, war aber ohne Unterschrift. „Wir bitten Ew. Hochwürden um Verzeihung," schrieb der Briefsteller, „daß wir unseren Namen verschweigen, aber diesen Brief schicken wir durch einen Schmuggler nach . . . . in Ostpreußen. Derselbe muß drei Linien der russischen Grenzwächter passiren; wird er abgefaßt, so werden die Russen wenigstens unseren Namen nicht erfahren."

1) Acht von den jetzt erhaltenen Briefen haben wir wieder publicirt (zusammen zwanzig) und diese Sammlung im Separatabdrucke aus dem „Kuryer Poznanski" mit einer Vorrede herausgegeben u. d. T.: „Aus der Leidensgeschichte der Union (II). Briefe der verbannten Unirten aus dem Orenburger Gouvernement".

Bei den barbarischen „Bekehrungsversuchen", welche die Russen in der Diöcese Chelm machten, waren 23 Pfarreien in den Dekanaten Sokolow, Radzyn, Konstantynow und Biala so standhaft geblieben, daß keine einzige Seele sich zur Apostasie bekehren ließ.[1]) Aus dieser Gegend stammen nun alle die Verbannten, mit welchen wir jetzt zu thun haben. Sie ertragen also seit 23 Jahren die schrecklichsten Verfolgungen und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir sie wahre katholische Glaubenszeugen nennen.

Ihre Leidensgeschichte werden wir nun mit ihren eigenen Worten illustriren.

Posen 1890. 16°. S. 27 und 76. Diese Vorrede und einige Briefe wurden übersetzt in L'Univers vom 4. und 5. Juni 1890 (Nr. 8183 und 8184) u. d. T.: „Les Grecs-Unis Polonais déportés en Sibérie". Außer den polnischen Blättern haben diese Briefe die „Germania" und andere katholische Zeitungen Deutschlands wiedergegeben. In Spanien gab sie „Diario di Tarragona" von Februar 1890 (Nr. 35, 36, 44, 56). Die übrigen 15 Briefe werden wir demnächst wieder veröffentlichen.

1) Likowski (deutsch) Bd. II, S. 277.

LIX.

Licht in's Dunkel.

Aufzeichnungen eines österreichischen Anonymus. (III.)

Rückblicke.

Dasselbe Organ der Vereinigten Antichristen, welches durch seinen Leitartikel und die darin enthaltenen rhetorischen Fragen unsere offene Antwort provocirte, bringt in derselben Nummer unter dem Striche als Feuilleton einen weiteren Artikel, welcher die Ueberschrift „Rückblicke“ trägt und als Unterschrift — die bekannten trois points!!

Nach einer Einleitung, deren seichter Schwulst mit der tiefen Trauer des christlichen Oesterreichers in unheimlichem Contraste steht, fährt der .·. Schreiber fort: „Es ist etwas Anderes, wenn ein Fürst auf letzter Altersstufe der Natur seinen Zoll entrichtet, etwas Anderes, wenn er in der ersten Mannesblüthe verschwindet. Je höher das junge Opfer eines sinnlosen Schicksales im Leben gestanden, um so unglaublicher, unmöglicher scheint sein Verlust.“ Bei solcher Sprache zweifelt man ordentlich, ob man an der appischen Straße des sinkenden heidnischen Rom, oder noch in der Hauptstadt des christlichen Oesterreich, an der Pyramide des Cestius oder an der Pforte einer katholischen Kaisergruft sich befindet. Erst ein indisches Sprichwort muß dem orientalischen Schreiber das deutsche Wort „Tod“ in Erinnerung bringen, um sogleich auch diesen wieder mit dem muhamedanischen

Fatum und dem Neid der heidnischen Götter Griechenlands in Verbindung zu setzen.

Er hält sodann Umschau unter den europäischen Fürstengeschlechtern seit der ersten französischen Revolution und „gewahrt fast überall die Kronprinzen von einem dunklen Verhängniß bedroht". Fünf Beispiele aus unserm Jahrhundert führt er an und fügt ein sechstes aus Eigenem hinzu: „Ein Jahr vor dem Tode des (orleanistischen) Kronprinzen von Frankreich 1842 war der (bourbonische Thronerbe) Graf Chambord vom Pferde gestürzt und hatte dabei ein Bein gebrochen. Nur ein Bein! Ein Glück für ihn, daß er nur ein Prätendent, kein Kronprinz war — er hätte es vielleicht mit dem Leben büßen müssen." Wahrlich! Hundert Dukaten demjenigen, welcher aus diesen Worten des .·. Orientalen auch nur eine Veranlagung zu Loyalitätsgefühl herausfindet! Was aber den Tod des Herzogs von Berry, des Vaters von Graf Chambord, betrifft, so spricht .·. zwar von „Louvels Mordstahl", aber er spricht wohlweislich nicht von jener .·. Presse, welche dem fanatischen Mörder den Haß gegen die christlichen Fürsten in's Herz und so den Stahl in die Hand gedrückt hat, wie es doch die Prozeßakten dargethan.

Der Artikel schließt: „Die angeführten Beispiele unglücklicher Thronfolger ließen sich noch vermehren. (Allerdings!) Allein es sei genug des wehmüthigen Spieles! Möglich, sogar wahrscheinlich, daß blos der Zufall diese unheimlichen Dinge gereimt hat; allein versucht fühlt man sich immerhin, aus der Regelmäßigkeit der ähnlichen Erscheinungen ein Gesetz abzuziehen und anzunehmen, daß die jungen Männer, welche der höchsten Macht am nächsten, den Neid der Götter am leichtesten erregen."

Den Neid der Götter? Wo in aller Welt sind diese Götter? Wir antworten abermals: der Sitz dieser Götter ist im Orient der Loge! „Ich legte", sagt der im Artikel citirte Chateaubriand, freilich in einem andern Sinne, „ich legte das Ohr an die Logenthüre." Wir werden dort hören

die Stimmen der Götter über „jene jungen Männer, welc der höchsten Macht am nächsten stehen," und auch „w werden gewahren, daß die Kronprinzen fast überall von eine dunklen Verhängniß bedroht sind."

Am 6. Mai 1886 brachte dasselbe Wiener Organ d Vereinigten Anti-Christen eine kurze Notiz folgenden Inhalte „Der Privat-Journalisten- und Schriftstellerverein Concord veranstaltete den 17. Mai abends 8 Uhr, als am Voraben des hundertsten Geburtstages von Ludwig Börne, im Saa Bösendorfer eine solenne Erinnerungsfeier, zu welcher d Einladungen in den nächsten Tagen ausgegeben werden."

Es ist offenbar nur Zufall, daß auch ein Berline Organ der Vereinigten Anti-Christen unter demselben 6. M sich aus Frankfurt schreiben ließ: „Nachdem am vergangene Sonntag die hiesigen Socialdemokraten eine Börnefeier ve anstaltet hatten, in welcher der Reichstags-Abgeordnete Sab den großen Publicisten für seine Partei in Anspruch nahm wurde gestern Abends der Gedenktag des Kämpfers fü Humanität von der Loge „zur aufgehenden Morgenröthe festlich begangen. Heute Abend fand die allgemeine Börn feier statt, bei welcher der von unserm Friedrich Stoltze ve faßte herrliche Prolog vom Schauspieler Karl Hermann vo getragen wurde."

Und damit im Kreise der Vereinigten Anti-Christen kein theueres Haupt fehle, wurde der von Socialdemokrate und Freimaurern bereits gefeierte Jude vom Festredner Ve Valentin auf der allgemeinen Börnefeier auch no als „Liberaler" gefeiert und „seine Bedeutung für die En wicklung der nationalen Ideen" betont.

Könnten wir eine bessere Illustration für unsere anfang gegebene Erklärung der Vereinigten Anti-Christen auch nu ersinnen, als sie mit dieser „allgemeinen" Börnefeier de Berliner „Börsencourier", der Milchbruder der Wiener „N Fr. Pr.", gewiß unfreiwillig selbst geliefert?

Aber beim Baumeister der Welten! Warum diese all

gemeine Feier der Vereinigten Anti-Christen für einen Ludwig Börne? Sprechen wir es offen aus: Weil Ludwig Börne der Patron aller un- und um-getauften jüdisch-freimaurerischen Journalisten ist, der erste Wagenlenker, Hierodul und Opferpriester der Alliance Israélite. Der Prager Journalist Alfred Klaar, recte Gustav Karpeles, legt uns das Wort selbst in die Feder; denn er nennt in seinem Werklein „Unter Palmen", worin er Anekdoten über die jüdisch-deutschen Dichter und ihre jüdischen „Freundinen" sammelt, unsern Ludwig Börne, recte Löw Baruch, selbst „den Priester der Freiheit". Welcher Freiheit? Natürlich jener Freiheit, wie sie das Judenthum beansprucht; denn geopfert wird dabei doch nur die christlich-germanische Freiheit.

Auch hiefür können wir uns auf einige Verslein des „herrlichen Prologs von unserm Friedrich Stoltze" berufen. Der Dichterling läßt eines schönen Abends Frau Baruch am offenen Fenster im Frankfurter Ghetto sitzen, ihr Söhnlein Löw auf dem Schooße, und also zu Jehovah prophetisch beten:

„Warum sind wir ......
Zu dieses Ghetto's Schmach verdammt?
Warum verstoßen und gemieden
Von Menschen, die wir Menschen sind?
O Herr, ist mir es nicht beschieden,
So segne hier mein liebes Kind!
Erweck' in ihm einen Menschheitsschmerz!
Herr, gebe ihm ein freies Herz!"

Der kleine Löw vom Stamme Juda brach in der That mit Hilfe der deutschen Freimaurerei die Fesseln des Ghetto und — legte sie den Christen an, den christlichen Fürsten wie dem christlichen Volke.

1. Br.·. Börne.

Löw Baruch wurde am 18. Mai 1786 als Sohn des Wechslers Jakob Baruch in Frankfurt geboren. Als Jurist trat er 1809 der Loge „zur aufgehenden Morgenröthe" bei. Der neue „Großherzog von Frankfurt", der Erz-Freimaurer

Dalberg, unter den Illuminaten als Br. Crescens bekannt, hatte den Frankfurter Juden die „Freiheit" gegeben und bestellte sogar den jungen Br .·. Baruch zum — Polizei-aktuar. (Auch anderswo werden unter dem Einfluß der Freimaurer Juden gerne bei der Polizei angestellt). Die Reden, welche der Polizei-Aktuar 1811 in der Frankfurter Loge hielt, öffneten angelweit seinen Stammes- und Glaubensbrüdern die bisher so ziemlich verschlossene Pforte zum „Orient des Lichtes". Und hierin liegt die welthistorische Bedeutung des damals 25jährigen Löw Baruch; durch ihn trat an die Stelle der bisherigen Leiter der Freimaurerei, der Rosenkreuzer und der Illuminaten — das Judenthum in der Freimaurerei; denn die Freimaurerei im engern Sinne ist ihrer Natur und Geschichte nach nur das empfangende, weibliche Princip. Aus der Verbindung von Judenthum und Freimaurerthum entwickelte sich naturgemäß jene Verkörperung des internationalen Anti-Christenthums, welche wir Alliance Israélite im weiteren Sinne nennen.

Unterdessen war 1815 nach dem Sturze der napoleonischen Revolutionsschöpfungen auch Frankfurt seines Großherzogs ledig und wieder freie Reichsstadt, ja sogar der Sitz des deutschen Bundestages geworden. Aus war es wieder mit der „Freiheit des Judenthums," aus war es mit der Stelle eines Juden als Polizei-Aktuar!

„Es wär' zu schön gewesen,
Es hat nicht sollen sein."

Wie überall, so erging es auch in der Freimaurerei. Bei der ihnen angebornen Bescheidenheit erlangten die Juden bald Oberwasser. Schon nach fünf Jahren, 1816, erschien aus Freimaurerkreisen eine geharnischte Klageschrift gegen die Uebergriffe des Judenthums in Freimaurerkreisen. Löw Baruch wußte, was er zu thun habe. Um den anti-christlichen Ideen durch den Geheimbund der Freimaurerei überall zum Siege verhelfen zu können, wurde er selbst — Christ und ließ sich am 5. Juni 1818 vom protestantischen Pfarrer

Bertuch taufen, wobei er sich selbst von Löw Baruch in Ludwig Börne umtaufte. Wir haben es also mit einer „Glaubens-“ und mit Namensänderung zu thun.

Was Ludwig Börne über die Glaubens-Aenderung des Löw Baruch dachte, zeigen seine späteren Worte: „Ich wollte, es gäbe mir einer die drei Louisdor zurück, die ich dem Herrn Pfarrer für sein Christenthum verehrte! Drei Louisdor für ein Plätzchen im deutschen Narrenhaus!“ Wir entnehmen sie dem Werke seines Glaubensbruders Klaar.

Wahrhaftig, ein Plätzchen im Narrenhaus verdient Jeder, der bei sothanen Umständen an „Glaubens“-Aenderung glaubt! Ist es ja doch männiglich bekannt, daß im „deutschen Narrenhaus“ der Freimaurerei die „wissenden Brüder“ vom „Reformchristenthum“ ebensoviel und ebenso wenig Glauben haben, wie die vom „Reformjudenthum,“ aber desto mehr Aberglauben. Was nun die Namens-Aenderung von Baruch in Börne betrifft, so dürfte der Schlüssel hiezu in einer späteren Aeußerung des alten Revolutionärs Börne zu finden sein: „Noch hat jede Revolution mit einer Judenverfolgung geendigt.“

Kostbare Worte eines Mannes, welchen die Socialdemokraten mit weit mehr Recht für sich in Anspruch nehmen können, als die manchester-liberalen Brüder der Johannesmaurerei! Worte, mehr werth als drei Louisdor!

„Noch hat jede Revolution mit einer Judenverfolgung geendigt!“ Nichts wahrer als dieses! Denn begonnen hat seit 1789 noch jede Revolution mit einer Juden-Emancipation und Christen-Verfolgung. Das ist eine unumstößliche historische Wahrheit! Eine wohl berechnete jüdisch-freimaurerische Lüge aber war es, da man das Wiedererwachen des christlichen Oesterreicherthums als den Vorboten einer Judenverfolgung, die Juden-Verfolgung als den Beginn einer Revolution und die Vereinigten Christen als Revolutionäre nach oben zu verdächtigen suchte. Dieses Verfahren erinnert lebhaft an jene Pharisäer, welche auf den kaiserlichen Statt-

halter Pilatus eine Pression ausübten mit den Worten: „Wenn Du diesen frei lässest, bist Du kein Freund des Kaisers; er wiegelt das Volk auf," im selben Athem aber auch riefen: „den Revolutionär Barabbas gib uns frei! Hoch Barabbas!"

Graphisch drückt diese für die Vereinigten Christen so ehrenrettende Wahrheit der protestantische Geschichtsschreiber Menzel aus: „Wenn Christus vor Gericht geschleppt wird, schüttelt Judas Iscariot den vollen Beutel." Man erinnere sich doch an die Flitterwochen des Juden-Liberalismus in Oesterreich 1873! Wer stand verurtheilt vor den Geschworenen und saß im Kerker? Wer jobberte auf der Börse und baute sich Paläste? —

Wie denkt sich nun dieser tiefeingeweihte Br ∴ Börne das Verhältniß zu den künftigen Regenten? Es wurde in der Loge die Frage erörtert, ob man die christlichen Prinzen zur Freimaurerei heranziehen solle. Einige erlaubten sich, ihre Befürchtung auszusprechen, es möchten durch die Heranziehung der Prinzen die eigentlichen Pläne der Freimaurerei gekreuzt werden. Börne wußte aber auch hier zu helfen. Er antwortet: „Die Sehkraft des Auges erfaßt die Dinge, das Licht bietet sie nur an; seid unbesorgt, Brüder, es wird einem Jeden nur so viel Licht zu Theil, als ihm gebührt!" Das ist der jüdische Cynismus gegenüber den christlichen Fürsten.

Welches aber die eigentlichen Pläne der Freimaurerei sind, soll uns ebenfalls mit cynischer Klarheit ein jüdischer Bruder der Hochgrade mittheilen.

LX.

Gährung im deutschen Protestantismus.

(Weiteres Stadium.)

In der protestantischen Presse wird die Erörterung über Neugestaltungen im evangelischen Kirchenwesen eifrig fortgesetzt und zwar tritt man allmählig mit concreteren Vorschlägen hervor. Der Reichsbote insbesondere deutet neuerdings an, was er unter der von ihm immer wieder verlangten „Arbeitsorganisation" versteht. Vorausgeschickt wird abermals eine bewegliche Klage über die derzeitigen Zustände des protestantischen Kirchenwesens. Die Kirche, sagt das Blatt, sei „innerlich zerfressen", sei schon in ihrer jetzigen Gestalt „kein Selbst", sei lediglich ein „Appendix des Staates". Das Selbst der Kirche müsse in ihrer Verfassung zum Ausdruck kommen. „Das kann nur geschehen, wenn ihre Leitung in die Hände von specifischen Dienern der Kirche, von Trägern des geistlichen Amtes gelegt wird. Die Regierung und Leitung der Kirche muß einen hirtenamtlichen Charakter tragen. Ob man die an die Spitze der Kirchenregierung zu stellenden Geistlichen General-Superintendenten oder Bischöfe nennen will, das lassen wir dahingestellt; wir würden dem letzten gut kirchlichen, apostolischen Wort ‚Bischof' vor dem unpopulären, für den Volksmund kaum aussprechbaren, zu sehr nach dem staatskirchlichen Bureaukratismus schmeckenden ‚General-Superintendent' den Vorzug

geben. Den Bischöfen stehen als Berather Geistliche und kirchliche Laien zur Seite, die theils von ihnen selbst, theils von den Synoden ihrer Diöcesen zu erwählen sind. Die Bischöfe der Provinz bilden einen Körper unter sich, der die Verständigung und Berathung über gemeinsame Aktionen zur Aufgabe hat, und die Bischöfe aller Provinzen der Landeskirche treten in festgesetzten Zeiträumen oder auch je nach Bedürfniß zu gemeinsamer Tagung zusammen. Die den Bischöfen untergeordneten Organe sind die Superintendenten oder Decane. Da die bischöflichen Diöcesen nicht zu groß sein dürfen, sollten die Superintendenten von Verwaltungs-Geschäften ganz befreit bleiben, die Gemeinden könnten alle diese Geschäfte direkt mit den Verwaltungs-Abtheilungen der Bisthümer vermitteln. Jeder Superintendent muß aus seinen Geistlichen feste Arbeitskörper für die verschiedenen Gebiete der kirchlichen Arbeit bilden: für die kirchliche Wissenschaft, für die innere und die äußere Mission, für die Literatur und für die socialen Fragen. In diesen Arbeitskörpern wird sich dann auch die so nöthige volkserziehliche Erbweisheit ausbilden, die uns fehlt und welche der Kirche doch so sehr noth thut. Ohne organisirte Arbeit ist heute eine durchgreifende Wirksamkeit nicht mehr möglich; mit erbaulichen frommen Reden richtet man dem Unglauben unserer Zeit gegenüber nichts aus. Will die Kirche sich Achtung, Respekt und Einfluß erwerben, so muß sie ihre Arbeit in dieser hirtenamtlichen Weise organisiren."

Zum „gemeinsamen Werk der Kirchenreformation" fordert auch die Kreuzzeitung nochmals auf. Das Kirchenregiment in seiner jetzigen Gestalt sei den Aufgaben der Zeit nicht gewachsen; an seine Stelle müsse „Neues, die Einheit der Kirche Darstellendes" gesetzt werden. „Zusammengefaßt müssen die einzelnen Gemeinden werden in eine große Gemeinschaft, damit wir nicht zum Gespött werden mit unserm Bekenntniß: ich glaube an eine, heilige, allgemeine Kirche, und straff organisirt muß diese eine Gemeinschaft werden

und auch straff regiert — durch ein Kirchenregiment, das sich mit dem Leben der Gemeinden in steter, innigster Fühlung erhält. Hier Zugeständnisse an den Staat machen und sich fürchten vor dem Schreckgespenst einer ‚evangelischen Hierarchie‘, das heißt den rechten Augenblick versäumen; was einst die Kirche hieß, hört auf zu sein!“

In den letzten Tagen ist nun die „Kirchenreformation“ aus dem Stadium der bloßen Zeitungserörterung herausgetreten. In Berlin tagte die Brandenburgische Provinzialsynode, welche mit Rücksicht auf ihren Sitz und Wirkungskreis eine besondere Bedeutung beanspruchen darf. Präses derselben ist Herr von Levetzow, der Präsident des deutschen Reichstages, eines der rührigsten und einflußreichsten Mitglieder der Hofprediger Stöcker. Wie der Verlauf der Verhandlungen gezeigt hat, verfügt die Stöcker'sche Richtung in der Synode über die große Mehrheit. Ein erster Antrag Stöcker's ging dahin, an den König in einer Adresse die Bitte zu richten: „den entsprechenden Organen der evangelischen Landeskirche eine wirksame Theilnahme an der Berufung der evangelischen Professoren der Theologie und der Mitglieder der kirchlichen Behörden Allergnädigst zu gewähren.“ Die Minderheit machte lebhafte Opposition. Der Synodale Propst Frhr. von der Goltz bemerkte: nimmermehr würden er und seine Freunde einem Schritte zustimmen, welcher auch nur den Schein erwecken könnte, daß die theologische Wissenschaft an den Buchstaben des Bekenntnisses, an die Theologie der Kirche gebunden sei. Mit der Annahme des Antrages treibe man bewußt oder unbewußt einem Ideal von Kirchenverfassung zu, welches zuletzt zur sogenannten Freikirche, zur Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments führen müsse. Eingebracht wurden weiter Anträge, die „gegenüber der schnellen Vorwärtsbewegung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens“ und namentlich im Hinblick auf die sociale Frage eine häufigere Berufung der Generalsynode und die Bildung einer Synodalcommission bezweckten,

welche „die sociale Frage unter dem kirchlichen Gesichtspunkte zu bearbeiten und die Entwicklung der socialen Angelegenheiten überhaupt zu verfolgen hat."

Weit schärfer als bei diesen Anträgen platzten die Gegensätze aufeinander bei der Resolution: „die Generalsynode zu ersuchen, in Bezug auf die Stellung der General-Superintendenten Bestimmungen herbeizuführen, durch welche die Wirksamkeit derselben ihrem Amte als Oberhirten der Provinzialkirche gemäß erweitert und gehoben wird." Dieser Antrag gehört, wie man sieht, vollständig dem Gedankenkreise des „Reichsboten" und der verwandten Blätter an. Auf das entschiedenste trat demselben der Synodale Oberpräsident von Achenbach entgegen. Es gebe ja vielleicht, so führte er aus, in der evangelischen Landeskirche eine große Strömung, welche für die evangelische Kirche eine ähnliche Verfassung wünsche, wie sie die katholische Kirche besitze; aber anderseits gebe es auch sehr viele Evangelische, welche alsdann lieber aus der Landeskirche ausscheiden würden, und er selbst könnte für sich keine Garantie dafür übernehmen, was er thäte, wenn die evangelische Kirche auf diese Bahnen gedrängt würde. Er halte den Antrag Stöcker gerade deßhalb für gefährlich, weil er in gewisser Beziehung dahin aufgefaßt werden könnte, als bezwecke er die Einführung der episcopalen Verfassung. Er sei schon deßhalb gegen den Antrag, weil derselbe viel zu allgemein gehalten sei und das Wort „Oberhirt" enthalte. Der General-Superintendent solle in der evangelischen Kirche durchaus nicht die Stellung eines „Oberhirten" oder gar eines „Kirchenfürsten" nach katholischem Muster haben. Der Haupterfolg der Reformation sei gerade die Abschaffung des bischöflichen Regiments gewesen, und gerade das halte er für einen wesentlichen Vorzug der evangelischen Kirche, daß sie keine Bischöfe habe. Die evangelische Kirche brauche und wolle keine Kirchenfürsten und Bischöfe, und jedem Antrage, welcher der episco-

palen Verfassung zustrebt, würde er sich mit Leib und Seele widersetzen, so lange er lebe.

Der Antrag wurde trotzdem, wie die übrigen, angenommen, wenn auch in der abgeschwächten Fassung: daß der darin ausgedrückte Wunsch der Generalsynode „zur Erwägung“ empfohlen werde Es steht zu erwarten, daß auch die Mehrheit der meisten Provinzialsynoden Beschlüsse in gleicher Richtung fassen werde, so daß die Generalsynode der Stellungnahme sich nicht entziehen kann. Die Orthodoxen verfügen gegenwärtig in den Synoden über die Mehrheit. Die brandenburgische, auf welcher die Stadt Berlin mit vertreten ist, zählt unter 141 Mitgliedern nur 10 Liberale und 29 Angehörige der kirchlichen Mittelpartei.

Aber wie wird der Landtag und wie wird die eigentlich entscheidende Stelle, der Kaiser, zu der Frage der größeren Selbständigkeit der protestantischen Kirche sich stellen? Oberpräsident von Achenbach, welcher so entschieden gegen den die Stellung des General-Superintendenten betreffenden Antrag sich aussprach, gehört im Abgeordnetenhause der freiconservativen Partei an. Nimmt man an, daß seine Fraktionsgenossen ähnlich zu der Sache stehen, so stünden den Conservativen, falls diese geschlossen mit Stöcker gingen, die Freiconservativen, die Nationalliberalen und die Freisinnigen, also eine ansehnliche Mehrheit von Protestanten der verschiedenen Richtungen entgegen. Und der Kaiser? Liberale Blätter bringen in Erinnerung, daß Graf Douglas in einer Rede vom 4. Oktober 1888, welche angeblich die Zustimmung des Kaisers erhielt, den Satz ausgesprochen habe: „Alle Versuche, dem Kaiser eine persönliche Stellungnahme zu Gunsten Stöcker's zuzuschreiben, beruhen auf positiver Entstellung der Wahrheit. Am wenigsten huldigt der Kaiser den extremen politischen und confessionellen Anschauungen Stöcker's“. Dieselben Blätter weisen darauf hin, daß der jetzige Kaiser die Berufung des ziemlich weit links stehenden Professors Harnack bestätigt habe. Doch das

war zu einer Zeit, wo der Einfluß des Fürsten Bismarck noch ein fast unumschränkter war, wo insbesondere dem jugendlichen Herrscher der Gedanke einer Trennung von seinem Reichskanzler noch völlig fern zu liegen schien.

Man kann nur sagen, daß die Stellung des Staatsoberhauptes und Summus Episcopus der evangelischen Landeskirche zu der Frage der protestantischen Kirchenverfassung eine zweifelhafte ist. Oberpräsident von Achenbach, welcher den Austritt aus der Landeskirche für den Fall der Annahme der Stöcker'schen Anträge in Aussicht stellen zu dürfen glaubte, war sicherlich der Ansicht, mit seiner scharfen Opposition den Absichten an allerhöchster Stelle zu entsprechen. Aber für die Anträge stimmte der königliche Commissär, Consistorial-Präsident Hegel, der zweifellos gleichfalls dafür gilt, im Einklange mit der Willensmeinung des Landesherrn sich zu befinden. Wer von Beiden täuscht sich? Wahrscheinlich steht die Sache so, daß eben an entscheidender Stelle in diesen wie in andern Fragen eine bestimmte Position noch nicht genommen ist. Die verschiedenartigsten Einflüsse suchen sich Geltung zu verschaffen, die verschiedenartigsten Eindrücke stürmen auf den jugendlichen Monarchen ein und die letzte Entschließung erscheint ebenso schwierig wie verantwortungsvoll.

Aber die Verfassungsfrage ist nun gestellt und es läßt sich nicht absehen, wie dieselbe von der Tagesordnung wieder verschwinden könnte, oder wie deren Lösung ohne eine Krise in der Landeskirche zu finden wäre. Abgeneigt sind den Stöcker'schen Ideen und Bestrebungen nicht blos sämmtliche Liberale, sowie auch die „Positiven" aus dem Westen, namentlich aus der Rheinprovinz, welche von irgend welchen Anklängen an katholisches Kirchenwesen nichts wissen wollen, und außerdem die meisten Mitglieder der Consistorien und des Oberkirchenrathes selbst. Der Evangelische kirchliche Anzeiger in Berlin bringt über „die Einführung des Episcopats in der evangelischen Landeskirche" einen von der Kreuzzeitung einem „hochgestellten Kirchenbeamten" zugeschriebenen

Artikel, welcher sich durchaus ablehnend verhält. Da heißt es u. a.: „Was die Stärkung des geistlichen Einflusses und Ansehens durch den Episcopat anbetrifft, so ist in der Landeskirche durch die Verfassung in den unteren Organen die Stellung der Geistlichen als die leitende Kraft gesichert. Der Pfarrer ist der Pastor der Gemeinde und hat den Vorsitz in den Gemeinde-Organen. Ebenso wird die Diöcese von dem Superintendenten geleitet, dem gesetzlich der Vorsitz in der Kreissynode zusteht. Wenn nun in der weiteren Consequenz begehrt wird, daß dem General-Superintendenten der Vorsitz im Consistorium übertragen und ebenso ein Geistlicher zum Präsidenten des Evangelischen Ober-Kirchenraths ernannt werden möchte, so halten wir diese Idee für unevangelisch und praktisch unausführbar. Die Geschichte der deutschen Reformation hat den Episcopat beseitigt; derselbe ist aus dem Bewußtsein unseres evangelischen Volkes verschwunden; es fehlt der durch Geschichte und Tradition begründete Glaube an einen wahren und wirklichen Bischof in der evangelischen Kirche Deutschlands, und dieser Glaube kann durch äußere Ehrenbezeugungen nicht wieder erweckt werden. Man würde einen evangelischen Bischof zu seinem Nachtheil mit dem römisch-katholischen Bischof vergleichen."

Die Linke führt eine geradezu drohende Sprache. Von der Thatsache ausgehend, daß die brandenburgische Provinzialsynode neben den auf größere Selbständigkeit der Kirche gerichteten Anträgen auch solche wegen Erhöhung der Staatsdotation für die Evangelischen angenommen hat, schreibt u. a. der Abg. Eugen Richter in der Freisinnigen Zeitung: „Haltet die Taschen zu gegenüber allen kirchlichen Sammlungen, an denen irgendwie Orthodoxe ein Interesse haben, das ist die einzige richtige Antwort, welche die Kirchlichliberalen in Berlin und außerhalb Berlins auf das Gebahren der Stöcker'schen in den Synoden geben können. Haltet die Taschen zu, rufen wir auch den politischen Körperschaften, insbesondere den Gemeindevertretungen zu,

und zwar hier nicht blos mit Rücksicht auf die Herrschaft der Orthodoxen in der evangelischen Kirche, sondern auch im Namen der Gleichberechtigung aller Religionsparteien. Jede Zuwendung auf Kosten der politischen Steuerzahler an eine einzelne Kirchengemeinde ist ein Unrecht gegenüber allen denjenigen Steuerzahlern, welche der betreffenden kirchlichen Richtung nicht angehören."

Anderseits hat die Stöcker-Hammerstein'sche Richtung diesesmal so weit sich vorgewagt und ihre Stellungnahme in einer so rückhaltlosen und rücksichtslosen Verurtheilung des gegenwärtigen protestantischen Kirchenwesens begründet, daß nicht einzusehen ist, wie dieselbe zurück könnte, wenn Alles beim Alten bliebe. Aus den Kreisen der Hochkirchlichen wird versichert, daß selbst der Austritt aus der Landeskirche in ernste Erwägung gezogen werden müsse, falls man aus dem verrotteten und unfruchtbaren Staatskirchenthum nicht herauskommen. Entweder Freiheit der Kirche oder die Freikirche! ist die Losung der Energischesten unter den antistaatskirchlichen Elementen. Unter diesen Umständen muß die Lage der Dinge im deutschen Protestantismus und insonderheit in der preußischen Landeskirche die Aufmerksamkeit der Kirchenpolitiker in hervorragendem Maße in Anspruch nehmen. Vom Rhein, Anfang November.

Nachschrift. Nachdem Vorstehendes geschrieben, hat sich in Berlin eine Thatsache vollzogen, welche in mehrfacher Beziehung als „klärendes Ereigniß" sich darstellen dürfte: der Hof- und Domprediger Stöcker hat seinen Rücktritt aus diesen Stellungen angeboten und den Abschied erhalten. Der nächste Anlaß zu dem Entlassungsgesuch war die Berufung des Consistorialrathes Dryander zur Stellvertretung des erkrankten Oberhofpredigers Kögel. Nach der hierarchischen Hofordnung hätte diese Stellvertretung zunächst dem Hofprediger Stöcker und dann dem Hofprediger Schrader zufallen müssen. Beide boten die Niederlegung ihrer Aemter

an. Eine politische bezw. kirchenpolitische Bedeutung hat nur die Entlassung des Ersteren. Für unsere obige Betrachtung interessirt von den vielen hier in Betracht kommenden Gesichtspunkten vor allem der eine, daß nunmehr eine indirekte Stellungnahme des Kaisers zu der Bewegung innerhalb des deutschen und insbesondere preußischen Protestantismus vorliegt. Hofprediger Stöcker war der eifrigste und ohne Frage begabteste Vertreter der auf größere Selbständigkeit der „evangelischen Kirche" gegenüber dem staatlichen Regimente gerichteten Bestrebungen. Er war ganz zweifellos der Meinung, einen gewissen Rückhalt beim Kaiser zu finden, der vielfach als der hochkirchlichen Richtung zugethan galt, wie dies, was die Kaiserin angeht, notorisch ist. Stöcker glaubte nach dem Regierungsantritte Kaiser Wilhelms II. Herr der Situation zu sein und gab seinem Hochgefühl öffentlich und privatim wiederholt in der rückhaltlosesten Weise, zuweilen in einer Form Ausdruck, welche bei Hofe Anstoß erregt hat. Die kurzer Hand erfolgte Genehmigung seines Entlassungsgesuches beweist, daß Stöcker jedenfalls über das Maß seines Einflusses an der entscheidenden Stelle sich getäuscht hat. Bedeutet nun die Entlassung auch einen vollständigen Bruch mit der hochkirchlichen Richtung? Diese Frage läßt sich mit absoluter Sicherheit noch nicht beantworten, so nahe es liegt, die Verabschiedung im bejahenden Sinne zu deuten. Unter allen Umständen scheint eine aktive Förderung der Stöcker-Hammerstein-schen Bestrebungen durch die Hofkreise nunmehr ausgeschlossen zu sein. Stöcker hat seinerseits jetzt die volle Freiheit der Bewegung erlangt, zu deren Gunsten er schon früher einmal den Verzicht auf sein Hofamt in Erwägung gezogen hat, — es muß sich jetzt zeigen, was der „neue Luther" und sein Anhang aus eigener Kraft für die von ihnen in den denkbar stärksten Ausdrücken als unerläßlich bezeichnete „Kirchenreformation" leisten wollen und können.

LXI.

Eine Geschichte des Allgäus.

Nur wenige deutsche Gaue werden eine so eingehende und sachkundige Behandlung ihrer Geschichte, das Wort in seinem weitesten Sinne genommen, aufzuweisen haben, als dies von unserem schönen und interessanten Allgäu gerühmt werden kann. Wie für das benachbarte Württemberg der vortreffliche Chr. Fr. v. Stälin in seiner „Wirtembergischen Geschichte" ein anerkanntes, ja unübertroffenes Meister- und Musterwerk einer Specialgeschichte geschaffen, so ist dem Allgäu aus der Mitte seiner eigenen Söhne in dem gelehrten und unermüdlich thätigen Donaueschinger Archivar Dr. Fr. Ludwig Baumann ein Geschichtschreiber erstanden, den tiefe Sachkenntniß, Gewandtheit der Darstellung und Wärme der Begeisterung für das heimische Land in gleichem Grade auszeichnen.

Seit zwei Decennien bildet Schwabens Land und Volk so recht eigentlich den Mittelpunkt seiner reichen literarischen Thätigkeit. Abgesehen von einer Reihe kleinerer, in mehreren Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen und Aufsätze zur schwäbischen Orts- und Namensforschung lieferte Baumann schon vor einer längeren Reihe von Jahren jene gründlichen und von Fachkreisen ausnahmslos mit hoher Anerkennung aufgenommenen Arbeiten, welche die mächtige von Schwaben ausgehende Bewegung des Bauernkrieges zu ihrem Gegenstande hatten: „Die oberschwäbischen Bauern im März 1525 und die zwölf Artikel" (1871), „Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges in Oberschwaben" (1876) und „Akten zur Geschichte des deutschen

Bauernkrieges in Oberschwaben“ (1877). Hier einschlägig sind auch seine eingehenden Abhandlungen „Die Gaugrafschaften im Wirtembergischen Schwaben“ (1879) und „Schwaben und Alamannen, ihre Herkunft und Identität“ (XII. Bd. der Forsch. z. deutsch. Gesch.), in welcher Schrift er neben der nunmehr ziemlich allgemein recipirten Deutung des Namens der Alamannen auch deren Verhältniß zu den Schwaben zum erstenmale in wissenschaftlich haltbarer Weise feststellt. Bekannt ist ferner der hervorragende Antheil, welchen Baumann an der Herausgabe des hochbedeutsamen Urkundenbuches des Hauses Fürstenberg hat, die ihm seit den letzten Jahren allein obliegt, und seine Nekrologien in den Monumenta German. werden als eine ebenso verdienstvolle als mühevolle und umsichtige Arbeit gerühmt, Leistungen, die wir hier um so mehr namhaft machen dürfen, als sie auch vielfach in das Gebiet schwäbischer Geschichtsforschung einschlagen.

Vor allem aber möchten wir an dieser Stelle neuerdings auf B.'s Hauptwerk zusammenhängender Geschichtsdarstellung aufmerksam machen, von dem nunmehr der zweite Haupttheil vollendet vorliegt, auf die „Geschichte des Allgäus“.[1]) Mehr als neun Jahre sind verflossen, seit das erste Heft des Werkes erschien, das ursprünglich auf 20 Lieferungen berechnet war, das aber freilich jetzt bereits diesen Rahmen überschritten, obschon noch der abschließende dritte Band aussteht; volle sieben Jahre liegen zwischen dem Erscheinen des ersten und zweiten Bandes, ein Beweis dafür, wie ernst Verfasser wie Verleger ihre Aufgabe genommen, die auch in der That nach der Art und Weise, wie sie dieselbe lösen wollen, nach Umfang und Inhalt eine sehr schwierige, aber auch hochverdienstliche genannt

1) Geschichte des Allgäus von Dr. Fr. Ludw. Baumann Kempten, Kösel'sche Buchhandlung (J. Huber). I. Band 1881 bis 1883, gr. 8°. 640 S. mit Karte; II. Band 1884—1890, 776 S. (Zus. 22 Lieferungen à 1,20 M.) Wenngleich über den ersten Band seinerzeit in diesen Blättern bereits von sachkundiger Feder Bericht erstattet wurde (1883, Bd. 92, S. 426 ff.), so wird es in Ansehung der Bedeutung des Werkes doch nicht überflüssig sein, wenn hier neben dem ausführlicheren Hinweise auf dessen zweiten Band auch noch kurz an den ersten Theil erinnert wird.

werden darf. Zwar ist das Territorinm, dessen Vergangenheit uns nach allen Seiten hin in dem Werke erschlossen wird, von recht mäßigem Umfange — B. begreift unter Allgäu alles Land, das zwischen dem Lech, dem Hochgebirge und einer Linie Scheidegg-Wangen-Kißlegg-Memmingen-Kaufbeuren gelegen ist — so handelt es sich doch um einen Strich deutschen Landes, in welchem im Laufe der Jahrhunderte eine ganze Reihe eigenartiger rechtlicher und socialer Erscheinungen hervorgetreten, deren Spuren zum Theile bis heute bemerkbar geblieben sind, um ein schönes merkwürdiges Land, dessen historische und culturelle Entwicklung auch für weite Kreise Bedeutung und Interesse beanspruchen darf. Das Bild einer solchen Heimath zu entwerfen, hat für den Forscher doppelten Reiz, der so wohl gerüstet an die vielseitige Aufgabe herantrat, wie es bei B. der Fall ist. Und wahrlich, etwas von der Begeisterung, die ihm die Feder geführt, hat er gewiß auch seinen Lesern beigebracht; sie zählen aber sicher nach Tausenden in allen Schichten des Volkes, in Schwaben nicht nur, sondern im ganzen weiten Vaterlande. Anordnung und Ausstattung des Buches und vor allem seine Darstellung zielen darauf ab, den Zweck voll und ganz zu erreichen, den sich der Verfasser vorgesetzt: „Meine Geschichte ist in erster Reihe nicht für gelehrte Fachgenossen, sondern für meine Allgäuer Landsleute geschrieben.“ Dabei „soll es ein ernstes, durchaus auf selbständige Studien aufgebautes Werk sein, dessen Aussagen auch wissenschaftliche Kritik und Nachprüfung ertragen.“ Das hat B. in der Einleitung zum ersten Bande (S. 11) versprochen, das hat er mit den bisherigen zwei Bänden auch voll und ganz gehalten; darin liegt auch vor allem des Werkes eigenartiger Vorzug und besonderer Werth. Er hat uns nicht blos eine sogenannte politische Geschichte des Alpgaues geboten, sondern dabei in ganz überwiegender Weise auch „eine Darstellung der Rechts- und Verfassungszustände, der Wirthschaft und Gesittung im Allgäu“ gegeben, und dafür müssen ihm die Nichtfachleute ganz besonderen Dank wissen.

Doch folgen wir zunächst in Kürze dem Faden der Darstellung, wie er sich durch das ganze Werk zieht. Die gesammte Geschichte des Allgäus gliedert B. in sechs Abschnitte (von der

Ur- und keltischen Zeit bis zum Schlusse des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts), wovon in den zwei Bänden bisher die vier ersten behandelt sind, nämlich: die Ur- und keltische sowie die römische Zeit bis 496; die altschwäbische und karolingische Zeit (496—911); Zeit des schwäbischen Herzogthums (912—1268) und endlich die Zeit des späteren Mittelalters (1268—1517), letzterer den ganzen zweiten Band umfassend. Dabei handelt der Verfasser in jedem dieser Abschnitte zunächst von der politischen oder „äußeren Geschichte" und reiht in den folgenden Kapiteln daran die Darstellung der Verhältnisse der Verfassung, des Rechts, des Grundbesitzes, der Gesittung und des Bildungszustandes in den betreffenden Zeitabschnitten. Es liegt in der Natur der Sache begründet, daß über den ersten dieser sechs Abschnitte verhältnißmäßig nur spärliche Mittheilungen nach beiden Richtungen gegeben werden können, doch treten einzelne Punkte bereits deutlicher hervor; wir erinnern an die viel besprochene likatische Hochburg, nach Baumanns Annahme Strabo's Damasia, den Auerberg, und an das altberühmte Cambodunum (Kempten), worüber freilich nach den neuerlichen Ausgrabungen noch mancherlei nachzutragen wäre.

Auch sonst fehlt es nicht an größeren oder kleineren Ueberresten jener ältesten Jahrhunderte; nur spärliche Reste des von den Römern weggefegten Volksthums der Vindelicier sind zu verzeichnen, reichlicher sind die der Römerherrschaft und der Römischen Cultur aus der Zeit vor 496, in welchem Jahre das Allgäu schwäbische Bewohner erhalten hat; daß auch das Christenthum schon um das 4. Jahrhundert festen Boden in jenem Landstriche gewonnen, der ihm dann durch den Sturm der Völkerwanderung entzogen wurde, hält B. aus mehrfachen Gründen für sehr wahrscheinlich. Romanen, zerstreut unter den neuen Eroberern lebend, bewahrten später das Gut des Christenthums inmitten der heidnischen Schwaben, bis auch sie allmählig bis auf verschwindende Reste in dem mächtigen Strome untergingen. Der Hauptstamm der alten Semnonen, denn dies und nichts anderes sind nach Baumann die Schwaben oder Alamannen, kamen aus weiter Ferne in das neue Heimathland, wo sie sich nach langer Wanderung niederließen, zunächst unter ostgothischer Schirmherrschaft. Leider fließen auch für diese

2. Periode die Quellen noch recht spärlich, sowohl für die Zeit der Merowinger wie für die der Karolinger. Zwar weiß die alte Legende von Karls des Großen jugendlicher Gemahlin Hildegard, einer Urenkelin des altberühmten Schwabenherzogs Gottfried, der Erbin der Allgäuer Güter ihrer Ahnen, viel zu erzählen, aber nur weniges davon vermag vor der Kritik der Forschung die Probe zu bestehen. Die Ungarn haben schon zu jenen Zeiten die schwäbischen Gaue heimgesucht, wenn auch nähere Angaben für diesen Abschnitt fehlen; Eines aber wissen wir, und das ist für die ganze künftige Entwicklung des Landes von allergrößter Bedeutung — das ist die Bekehrung des Allgäus zum Christenthum im Laufe des 7. und 8. Jahrhunderts. Anknüpfend an die schwachen christlichen Ueberreste aus römischer Zeit verbreitete sich das Licht des Evangeliums zunächst im Westallgäu besonders durch den großen Glaubensboten Gallus, dessen Kloster (St. Gallen) geradezu der Ausgangspunkt der Bekehrung des Allgäus ward; in Ostallgäu predigten etwas später der hl. Magnus und der hl. Theodor die Lehre des Heils; „Zellen", Privat- und öffentliche Kirchen entstanden bald in großer Zahl, und die drei großen Klöster: Kempten, Füssen und Ottenbeuren wurden wahre Culturcentren für einen weiten Umkreis. Gerade über diese Verhältnisse verbreitet sich B.'s Darstellung sehr ausführlich; in Bezug auf die vielumstrittene Magnusfrage schließt sich der Verfasser durchaus der Auffassung des leider inzwischen auch heimgegangenen hochverdienten Forschers auf dem Gebiete der schwäbischen Geschichte, dem hochseligen Erzbischof Antonius v. Steichele, an. Wie er des Näheren die Verfassung der Klöster und die kirchlichen Verhältnisse jener Zeit überhaupt schildert, so führt er uns die Art der Ansiedlung und die Beschaffenheit der Wohnorte jener Zeit ausführlicher vor Augen. Die alten sehr ausgedehnten Urmarken (Argengau und Nibelgau) wurden bald in viele kleinere Antheile zertheilt. Mit dem 9. Jahrhundert war die Auflösung der alten großen Marken überhaupt vollendet und es gab fortan im Allgäu mit wenigen Ausnahmen nur noch Marken der Einzelansiedelungen; das „Hof-" oder „Einödungssystem" ergab sich angesichts der immermehr sich verdichtenden Bevölkerung einerseits und der natürlichen Beschaffenheit des Bodens andrerseits nach und nach von selbst.

Darauf deuten auch zahlreiche alte Ortsbenennungen hin, die auf das Ueberwiegen von Höfen oder Weilern hinweisen; über sie bringt B. sehr viel Lesenswerthes vor (S. 133 ff.),[1] indem er einen längeren Excurs über altdeutsche Namengebung für Orte und Personen überhaupt macht, wobei er sich auch als gründlichen Kenner der einschlägigen philologischen Literatur erweist.

Nicht minder bemerkenswerth als das Resultat eigener eingehender Forschung sind seine Auseinandersetzungen über die „Vertheilung des Grundbesitzes" und die „Gauverfassung" jener Jahrhunderte, wie über „Gericht und Recht", „die Stände" und andere einschlägige culturelle Verhältnisse. Das hier mit so großer Gründlichkeit und dabei doch in gemeinverständlichem Tone Gebotene rechtfertigt, im Zusammenhalte mit den analogen Ausführungen im zweiten Bande, den Wunsch, der Verfasser möchte uns diese Seiten der Vergangenheit unseres deutschen Volkes, Rechts- und Verfassungsgeschichte und was damit zusammenhängt, in einer gesonderten ausführlichen Darstellung bieten; das hier für ein kleineres Gebiet Ausgearbeitete dürfte Typus und Vorbild für eine derartige größere Arbeit sein. Hier ist nicht der Ort neuerdings auf diese Ausführungen zurückzukommen; auch für „Leben und Cultur" können wir nur auf B.'s anziehende Schilderung (S. 217—240) verweisen.

Es folgt die Zeit der schwäbischen Herzoge, drei und ein halbes Jahrhundert vielfach wechselnder Geschichte umfassend, für die leider auch noch so manche Lücke in den Quellen zu beklagen ist. In der Zeit von Burkard I. bis zu dem unglücklichen letzten Schwabenherzoge Konradin, der sein junges Haupt zu Neapel unter das Henkerbeil legen mußte (1268), traten sowohl in Bezug auf Gerichtsverfassung als auch auf Heeresdienstleistung und Besitzverhältnisse wesentliche Umgestaltungen ein, die B. in sechs großen Hauptstücken erörtert:

1) An dieser Stelle möchten wir auch auf das Vorkommen des Namens Allgäu, einer Einöde und Waldgegend im oberbayer. Oberlande bei Warngau, Ger. Miesbach, hinweisen, worüber man Näheres findet in dem recht lesenswerthen Schriftchen A. Weßingers, „Bayerische Orts- und Flußnamen". 2. Aufl. München, 1886. S. 12 f.

„Aeußere Geschichte, Verfassung und Recht, Kirche, Grundbesitz und Leben, Stände und Leben und Cultur.“ Besonders hervorheben möchten wir hier den Abschnitt über die Kirche und über die Culturverhältnisse jener Zeit; auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens, des künstlerischen wie des wissenschaftlichen Strebens wetteiferte das Allgäu mit den rührigsten Theilen Deutschlands; so manche werthvolle Ueberreste jenes Schaffens sind uns erhalten, so manche freilich durch die Ungunst der Zeitverhältnisse oder durch den Unverstand der Menschen verkommen. Die Klöster Ottenbeuren, Isny und Irsee enthielten in ihren Büchereien Schätze ersten Ranges, auch die mittelalterliche Dichtung blieb unserem Gau nicht unbekannt, war doch sein letzter Herzog Konradin selbst unter die Dichter gegangen. Die ältesten Versuche, die im Allgäu gemacht wurden, in deutscher Sprache zu schreiben, finden sich in einem aus Irsee stammenden Psalmenbuche (um 1200 geschrieben); in Kaufbeuren fand die mittelhochdeutsche Sprache in der ältesten in deutscher Sprache überhaupt gegebenen Königsurkunde Konrad's IV. vom St. Jakobstage 1240, erstmals Verwendung — in trefflicher Photolithographie reproducirt dem Werke beigegeben (zu S. 572). Die Dienstmannenfamilien des Allgäus, welche aus der Zeit vor 1268 urkundlich nachgewiesen werden können, werden alle aufgeführt, und zahlreiche Wappen von Allgäuer Edlen und Grundherren in vorzüglichen Chromolithographien bilden einen Haupttheil des reichen Bilderschmucks des ersten Bandes.

Eine historische Karte bringt uns den Umfang und die politische Eintheilung des Allgäu zur Anschauung, wie sie sich im 12. Jahrhundert gestaltet hatte; in derselben sind nur diejenigen Orte aufgenommen, welche vor 1200 in Geschichtsquellen genannt werden oder deren Existenz für jene Zeit doch mit großer Wahrscheinlichkeit erschlossen werden kann, wobei noch überdies jeweils das Jahr angegeben ist, in welchem die betreffenden Orte zum erstenmale namhaft gemacht werden.

Ein wichtiger neuer Abschnitt der allgäuischen und schwäbischen Geschichte überhaupt beginnt mit der Epoche „des späteren Mittelalters,“ welche Baumann zum Gegenstand der Darstellung des zweiten Bandes seiner Geschichte macht, die

den ersten wie an Umfang so in mancher Richtung auch an Bedeutsamkeit seines Inhalts übertrifft.

In der „äußeren Geschichte" dieser Landestheile ist zunächst nur von vielfachen, den Wohlstand der Städte und der Stände oft schwer erschütternden Fehden der Städte und adeligen Geschlechter untereinander die Rede. Der einst so bedeutsame Städtebund wird in seiner Bedeutung und Kraft erschüttert und zuletzt ganz gebrochen. Kempten, Memmingen, Isny und andere Städte und Stifte des Gebiets litten schwer unter solchen Verhältnissen; zudem wurden diese Städte und sonstige Reichsstände des Allgäus auch in den Reichskrieg gegen den Bayernherzog Ludwig den Reichen (1462) verwickelt, und bei der schweren Niederlage bei Giengen fielen auch Hunderte reichstreuer Schwaben, nachdem jene Gegend in weitem Umkreise die Hand des Feindes schwer empfunden hatte. Bald brachen neue Fehden im oberen Illerthal und dann wieder zwischen dem bekannten, stets fehdelustigen Friedrich von Helfenstein und den Seestädten aus, bald auch wieder andere in anderen Theilen des Allgäus. Stadt und Stift Kempten standen sich zum Verderben beider mehr als einmal feindlich gegenüber, oft aus recht unbedeutenden Ursachen; auch gewöhnliche Leute, selbst Leibeigene begannen bei immer weiter fortschreitender Unsicherheit für Personen und deren Hab und Gut mit den Waffen in der Hand sich ihr Recht selbst zu suchen. Dies dauerte auch dann noch fort, als 1466 eine Reihe schwäbischer darunter auch allgäuischer Städte von der Noth der Zeit gedrängt dazugekommen waren, einen gegenseitigen Schutzbund zu schließen und wiederholt auf je fünf Jahre zu erneuern; endlich 1488 gelang es, die meisten schwäbischen Stände und Städte zur Errichtung des gemeinsamen „schwäbischen Bundes" zu vereinen, dem sich zuletzt auch Kempten und Wangen anschlossen. War er auch nur auf eine Reihe von Jahren gestiftet, so trug er doch in der Noth der Zeitlage und in der festeren Gestaltung seiner Organisation eine größere Gewähr längeren Bestandes in sich, als es bei den bisherigen Bündnissen der Fall gewesen war; an seiner Spitze standen anfangs zwei Hauptleute und achtzehn Räthe, die Hälfte wählten Klöster

und Adel, die andern aber die Reichsstädte. Auch die weitaus meisten Klöster — Ottenbeuren schloß sich nie an — und sehr viele Edelleute traten allmählich dem Bunde bei; freilich hörten damit noch lange nicht alle Fehden und Kämpfe auf; auch die folgenden Reichskriege unter Friedrich III. und Maximilian I. nahmen die Streitkräfte unseres Bundes recht vielfach, zum Theil in weitabgelegenen Landen in Anspruch und im Innern der schwäbischen Lande selbst zeigten sich in dem Kampfe der Leutkirchener gegen den Grafen Hans von Sonnenberg und dem Aufstande der Bauern des Stifts Kempten im Spätjahre 1491 Erscheinungen, die in ihrem Wesen bereits als die ersten Vorboten der blutigen Aufstände des Jahres 1525 betrachtet werden dürfen. Zwar gelang es diesmal noch, eine friedliche Ausgleichung zwischen den in ihrem Rechte gekränkten Kemptener Bauern und dem Fürstabte zu Wege zu bringen, aber der Stachel wurde nie mehr von dieser Bauernschaft genommen, sondern stätig gährte es in ihrem Innern in der Stille fort (S. 85). Andere Kämpfe, besonders gegen die Eidgenossen, traten in den nächsten Jahren auf, nicht zum Nutzen des schwäbischen Bundes, der sich trotz seiner Erweiterung (1500) nicht stark und fest genug erwies. Am bayerischen Erbfolgekriege (1504) betheiligte sich der schwäbische Bund mit großem Nachdrucke zu Gunsten Albrecht's von Bayern-München; es waren die allgäuischen Grafen Hans und Andreas von Sonnenberg, welche damals für Albrecht die Stadt Erding eroberten und gegen mehrfache Angriffe behaupteten.

Zwar sind wir auch für diesen Zeitraum mangels entsprechender ausführlicheren Quellen in Bezug auf die äußere Geschichte des Allgäus nicht so eingehend unterrichtet, als es zu wünschen wäre, allein immerhin genügte das Vorhandene für unseren Geschichtsschreiber, um daraus ein lebendiges und übersichtliches Bild der allgemeinen politischen Entwicklung der äußeren Geschichte zu gestalten und selbst manchen kleineren, aber recht bezeichnenden Zug in dasselbe einzuführen, der die eigenartige Gestaltung der Verhältnisse des Allgäus trefflich illustrirt.

Ungleich ausführlicher freilich und tiefeingreifend ist die

Darstellung der Entwicklung der innerstaatlichen Verhältnisse auf all ihren Gebieten. Gleich das zweite Hauptstück: „Verfassung und Recht“ (S. 102—360) bildet sozusagen ein kleines Buch für sich. Die Hoheitsrechte hatten sich auf Allgäuischem Gebiete im Laufe der Jahrhunderte außerordentlich mannigfach und bunt untereinander gestaltet, so daß es nahezu als unmöglich betrachtet werden muß, sie gerade für den Zeitraum des späteren Mittelalters im Einzelnen klar und erschöpfend vor Augen zu führen. Denn „wir stehen hier vor einem Wirrnisse von Ueberresten alter Einrichtungen und neuer Schöpfungen, vor einem bunten Durcheinander von voll, halb und knapp ausgestatteten Gerichtsherrlichkeiten“ (S. 111). Trotzdem ist es B. gelungen, in dankenswerther Uebersichtlichkeit und Ausführlichkeit zugleich gerade diese außerordentlich schwierige und wichtige Materie zur Darstellung zu bringen.

E. Rosenthals verdienstvolle „Geschichte des Gerichtswesens und der Verwaltungs-Organisation Bayerns“ und Riezlers einschlägige Kapitel in seiner „Geschichte Bayerns“ erhalten dadurch eine äußerst schätzenswerthe Ergänzung und Erweiterung. B. betont und hält zunächst fest die wichtige Unterscheidung zwischen dem öffentlichen und dem privaten Rechte, und auf ersterem Gebiete wieder den wesentlichen Unterschied zwischen hoher und niederer Gerichtsbarkeit, welch letztere die ganze bürgerliche Jurisdiktion und auch die strafrechtliche umfaßt mit alleiniger Ausnahme der todeswürdigen Verbrechen (Raub, Mord, Brand, Münzfälscherei, Ketzerei u. a.), welche neben dem Urtheile über persönliche Freiheit und freies Eigen zur hohen Gerichtsbarkeit zuständig waren. Die niedere Gerichtsbarkeit, womit auch verbunden war der Besitz von „Zwing und Bann“ und meist auch die sogenannten „Ehehaften“ (Taferne, Badstube, Schmiede, Mühle u. a.), besaßen aber im späteren Mittelalter die Mehrzahl aller Grundherren. Auf dem Gebiete des privaten Rechts andrerseits muß „Lehensherrlichkeit“ und „Frohngerichtsbarkeit“ unterschieden werden, welche mit sehr ausgedehnten Competenzen verknüpft war. Dazu kommt, daß die Gemeinden in Angelegenheiten ihrer Gemarkung auch im späteren Mittelalter selbständig auftraten und hierin immer noch eine Art

Hoheit besaßen. B. entwickelt alle diese Verhältnisse unter Berücksichtigung der ehemaligen Grafschaften und reiht daran eine sehr interessante Darstellung der Entwicklung des Städtewesens (S. 238 ff.). Die Herrschaft Trauchburg, die äußerst umfangreiche Reichspfandschaft Zeil, die Gebiete von Memmingen, Kempten, Ottenbeuren, Irsee, Füssen, die Gebiete der Augsburger Bischöfe, sowie der Herren von Rotenstein und Montfort, die sehr verwickelten Verhältnisse der Grafschaft Eglofs, der Reichsgrafschaft Rotenfels, der „Pflege Rettenberg“, auch die einigen später an Oesterreich gefallenen Theile des Allgäus: der Gemeinde Möggers, des sogenannten kleinen Walserthales, des Thannheimerthales und der Herrschaft Vils werden im Einzelnen eingehend behandelt. Es geht daraus hervor, daß in einzelnen Gegenden die älteren, frühmittelalterlichen Hoheitsrechte sich noch sehr lange erhielten, so in der uralten Reichsvogtei Aitrang (bei Kempten), wo die Grundherrschaft sammt den Frohngerechtsamen seit urvordenklichen Zeiten dem Kloster Füssen zustand, während die hohe Gerichtsbarkeit dem Stifte Kempten und endlich die Vogtei sammt der niederen Gerichtsbarkeit dem Reiche zukam, bis letztere nach mancherlei vorübergehendem Wechsel 1401 als Reichspfand an die Familie Freiberg-Eisenberg überging, in deren Besitz sie bis zum Schlusse des Mittelalters verblieb. Während andrerseits in mehreren Theilen Schwabens und im Besonderen auch des Allgäus sehr ausgedehnte geschlossene Herrschaftsgebiete mit weitausgedehnten Vollmachten entstanden, gelang dies den Grundherren im oberen Allgäu am wenigsten; es gab da noch um 1500 wenige Orte, in denen ein einzelner Herr die gesammten Hoheitsrechte über alle Einwohner in seiner Hand vereinigt hätte. Die Grafschaft Rotenfels bildete hierin eine seltene Ausnahme.

In Bezug auf die Städte stellt B. zunächst die vielfach irrigen Auffassungen richtig, welche über die Entstehung und die ursprünglichen Vorrechte der Reichsstädte bestehen, deren das Allgäu sechs zählte: Wangen, Isny, Leutkirch, Memmingen, Kempten, Kaufbeuren und (kurze Zeit freilich nur) Füssen. Gerade die frühe Geschichte von Memmingen, Kaufbeuren und Isny gibt uns volle Aufklärung über die Entwicklung dieser

Gemeinwesen. Es ist eine unrichtige Vorstellung, daß „die Reichsstädte, soweit sie diesen Charakter erhalten, unabhängige Republiken geworden wären, und daß sie ihre Rangerhöhung einem königlichen Privilegium zu verdanken hätten. Die allmählig erstehende und sich steigernde Unabhängigkeit der Reichsstädte — gegenüber Reich und Kaiser — ist vielmehr in Wirklichkeit das Ergebniß einer langjährigen Entwicklung und steht insbesondere mit dem Verfalle der königlichen Macht in Deutschland im Zusammenhange“ (S. 239). Rudolf von Habsburg und seinen Nachfolgern verdanken diese Städte zunächst eine Reihe werthvoller Freiheiten, die zumeist den Zweck und auch den Erfolg hatten, das bürgerliche Gedeihen der damit bedachten Städte zu stützen und zu fördern.

Erst im 14. Jahrhundert eigentlich begann die raschere Entwicklung, welcher die Reichsstädte ihre spätere politische Unabhängigkeit verdanken; so geschah es, daß bereits Friedrich der Schöne 1313 mit den Städten Memmingen und Kempten wie mit gleichberechtigten Reichsständen ein förmliches Bündniß schließen mußte. Bedeutung und Selbständigkeit des Ammanns trat immer mehr zurück, und Bürgermeister und Stadtrath treten dafür in den Vordergrund in den Reichsstädten, die allmählig alle Rechte an sich ziehen; gleichzeitig geht der Zug der Zeit mehr und mehr dahin, das Stadtregiment nicht mehr bloß in den Händen angesehener Geschlechter (Patrizier) zu belassen, sondern zum Gemeingute der gesammten Bürgerschaft zu machen. So entstand auch das Zunftregiment; diese Verbände, an deren Spitze die Zunftmeister standen, übernahmen bald nach Beseitigung des Regiments der Geschlechter die Regierung der Stadt, womit freilich nicht ausgeschlossen war, daß die durch Intelligenz und Wohlhabenheit hervorragenden Patrizier in Krieg und Frieden noch immer ein gut Theil tiefgreifenden Einflusses besaßen. Unter solchen Verhältnissen erwuchs die vielseitige Blüthe des Städtewesens im 14. und 15. Jahrhundert; freilich ging daraus bereits im 15. Jahrhundert auch jene einseitige, auf das Ganze vergessende und im kleinlichen Kirchthurminteresse aufgehende Politik hervor, die zur Schwächung des Reiches ein Wesentliches beitrug. Wie die Dinge in den einzelnen

allgäuischen Reichsstädten sich entwickelten, wird von B. sehr ausführlich auseinandergesetzt. Der lange Zwist zwischen Stadt und Stift Kempten ist, soweit es die Lückenhaftigkeit des Quellenmaterials zuläßt, Gegenstand einer fast zu sehr ins Einzelne gehenden Darstellung. Mit dem Jahre 1510 erhält die Stadt als Krönung ihrer mehrhundertjährigen Bestrebungen von Kaiser Maximilian I. das Recht der Prägung von Gold-, Silber- und anderen Münzen und dadurch volle Gleichstellung mit anderen Reichsstädten.

Was über die Verfassung der drei Landstädte Füssen, Vils und Immenstadt bekannt ist, entbehrt vielfach der Sicherheit und Klarheit; das vorhandene Material hat B. mit thunlichster Vollständigkeit ausgenützt. Füssen erlangte das Stadtrecht wohl schon vor dem Ende der Staufer; erst seit dem Jahre 1431, wo die Stadt vom Kaiser Sigmund auch den Blutbann verliehen erhielt, ist sie in ihrer Verwaltung und in ihrem Gerichtswesen vom Augsburger Bischof ganz unabhängig geworden, der durch Jahrhunderte der eigentliche Grundherr der Stadt gewesen war. Vils und Immenstadt erhielten erst im 14. Jahrundert Stadtrecht, letzteres, wie Baumann vermuthet, erst durch die Thätigkeit des Grafen Heinrich von Montfort, Herren zu Rotenfels (1360), nicht, wie vielfach irrthümlich angenommen wurde, um das Jahr 1414 oder gar erst 1463; der Name Immendorf freilich blieb bis ins 15. Jahrhundert hinein. Ottenbeuren ist bis zur Stufe einer Stadt nicht emporgediehen, obschon seine „Bürger“ gewisse Vorrechte besassen. Bertholdshofen stand nur vorübergehend auf derselben; alles Nähere über dessen Emporkommen und Niedergang ist uns indessen unbekannt.

Die Darstellung des allgäuischen Gerichtswesens (S. 299—333) in der Zeit von 1268 bis 1517, auf die wir hier nur mit einem Worte hinweisen können, ist ganz dazu angethan, den lebhaftesten Wunsch bei allen Lesern rege zu machen, Baumann möchte sich zu einer umfassenden Bearbeitung dieser hochwichtigen Materie für den ganzen Umfang des Schwabenlandes entschließen. Bemerkt zu werden verdient, daß schon in jenen Jahrhunderten recht viele, nur zu berechtigte Klagen

darüber laut wurden, daß, zumal in den Städten, bei Ausübung der Rechtspflege gar häufig nach Ansehen der betheiligten Personen geurtheilt und verfahren wurde; blutige Strenge der Gerichte, zum Theile barbarische Rohheit in der Exekutive einerseits und Willkür der rechtsprechenden Richter andererseits treten vielfach zu Tage. Gerichtet wurde nach dem „Schwabenrechte", einem in ganz Schwaben durch Jahrhunderte und von Generation zu Generation überlieferten Gewohnheitsrechte, das nicht mit dem „Schwabenspiegel" verwechselt werden darf. Lokal verschiedene Lehens- und Frohnhofrechte, sowie alsbald auch verschiedengeartete Städterechte verbanden sich bald damit; ebenso andere Partikularrechte und „Weisthümer", die im Allgäu theilweise bis heute im Volke erhalten geblieben sind. Gelegentlich der Auseinandersetzungen über das Urkundenwesen ist auch auf die erste in jener Landschaft vorkommende Papierurkunde aufmerksam gemacht, aus dem Jahre 1317 stammend und im Kaufbeurer Stadtarchive aufbewahrt; ihr Stoff ist aber nicht Linnen-, sondern ganz reines Baumwollenpapier (S. 307). Was B. bei dieser Gelegenheit über die Siegel bemerkt, verdient ebenfalls alle Beachtung. — Kürzer behandelt ist das Kriegswesen (S. 333—353), worüber Würdinger in seiner sehr verdienstvollen „Kriegsgeschichte" sehr genaue Angaben enthält. — Das noch übrigbleibende Gebiet des Finanzwesens endlich bedarf erst noch eingehender Specialforschung, weshalb sich B. mit einer kürzeren, immerhin aber des Interesses nicht entbehrenden Darstellung desselben begnügt hat (S. 353 bis 359). Hohe Steuern, große Schulden zählten auch damals bereits nicht zu den seltenen Dingen!

Das dritte Hauptstück endlich des ersten Hauptabschnittes behandelt die „Kirche" (S. 360—483). Nach einer Feststellung der Reihenfolge der Bischöfe von Constanz und Augsburg, in deren Sprengeln das Allgäu gelegen war, behandelt der Verfasser zunächst die Geschichte der reichsunmittelbaren Klöster Kempten, Ottenbeuren und Irsee, dann der unter landesherrlicher Hoheit stehenden Abteien Füssen und Isny und zahlreicher anderer klösterlicher Niederlassungen, Pfarreien und Kirchen; alle hervorragenden Prälaten und Kirchenfürsten werden

in ihrer Thätigkeit näher vor Augen geführt und das mit der Zeiten Gunst und Ungunst auf- und niederschwankende Bild zahlreicher altberühmter Stiftungen tritt uns lebhaft vor die Seele. Wie viel religiöser Sinn, wie viel Opferfreudigkeit und Wohlthätigkeit auf diesem kleinen Fleck Erde! Beachtenswerth ist der Hinweis B.'s (S. 455), wie so ganz irrig die weit verbreitete Ansicht sei, als ob im Mittelalter nicht häufig gepredigt worden sei; gerade das Gegentheil sei richtig, wenn auch die Errichtung eigener Prädikaturen in früher Zeit seltener gewesen — zu Isny, Wangen und Memmingen kommen auch solche vor mit sehr bemerkenswerthen Stiftungsbedingungen — andere Städte folgten bald nach.[1]) Die Verhältnisse des Weltklerus, ihre Bepfründung, ihre sociale Stellung und Organisation, sowie ihre Vorbildung und Lebensweise werden ausführlich geschildert, ebenso das mit dem kirchlichen Leben verbundene Bruderschafts-, Ablaß- und Wallfahrtswesen, sowie die Armenpflege in all ihren Formen. Die christliche Barmherzigkeit rühmt der Geschichtsschreiber als eine der schönsten Tugenden der Allgäuer Vorväter, wie sie sich in Werken der Wohlthätigkeit aller Art, am glänzendsten in der Stiftung und Mehrung der Spitäler kund gegeben habe; jede Stadt und jeder sonstwie bedeutendere Ort erfreute sich in der That meist mehr als nur einer frommen Stiftung solcher Art zum Heile der in Krankheit und Noth jeder Art sich befindenden Mitbürger. Denselben regen frommen Sinn bezeugen herrliche Kirchenbauten in Stadt und Land und deren reichliche Ausschmückung mit Kunstwerken aller Gattungen, nicht als ob natürlich neben diesen Lichtseiten nicht auch so manche düstre Schatten sich fänden!

(Schluß folgt.)

---

1) Wenn Maurenbrecher, Gesch. der kath. Ref. S. 69 bemerkt: In weit energischerer Weise und in weit ausgedehnterem Umfange, als dies in den letzten Jahrhunderten geschehen, wurde damals von Seite der Kirche und ihrer Diener das Volk bearbeitet, so gilt dies sicher auch vom Allgäu und Schwaben überhaupt, zumal in der Diöcese Augsburg allein in jener Zeit zwölf neue Prädikaturen, darunter zum Theil in kleinen Städten, zu den bereits vorhandenen zahlreichen älteren errichtet wurden.

LXII.

Zeitläufe.

Socialpolitische Aphorismen
vom 1. Mai und 12. Oktober 1890.

Den 12. November 1890.

Es ist so rasch gegangen, daß man nur mühsam noch nachkommen kann. Am 1. Mai auf Befehl des vorjährigen Pariser Congresses große Heerschau und versuchsweise Volkszählung; am 30. September stiller Hinfall des Bismarck'schen Ausnahmegesetzes; zwölf Tage nach dieser Luftreinigung constituirende Versammlung in Halle a. S., und jetzt bereits eine Parteiregierung in Berlin mit Besoldung und Budget, an ihrer Spitze ein jüdischer Reichstagsabgeordneter, den seine Mantelnäherinen zum Millionär gemacht haben. Neidlos gestehen alle „Genossen" der Welt der preußischen Socialdemokratie den Preis zu; ihre Regentschaft zu Berlin ist eine Weltregierung in ihrer Art, und an ihrer Spitze steht ein — reicher Jude.

Es liegt etwas Geheimnißvolles in diesem äußerlichen Umstand. Auf unserer Seite berührt das wenig oder gar nicht, aber was denkt sich der Liberalismus dazu? Nicht zum wenigsten das Judenthum hat ihm zum Siege über die geordnete alte Gesellschaft verholfen. Genau so, wie sich am 1. August der socialdemokratische Congreß in Halle an-

kündigte, hat sich der Liberalismus dreißig Jahre lang der Welt angepriesen und am lautesten trompeteten stets die jüdischen Organe. Man braucht nur anstatt „Socialismus" Liberalismus zu lesen: „Er ist die Frage des Zeitalters geworden, um die sich Alles bewegt. Die innere und die äußere Politik, alle Parteien und Gesellschaftsschichten werden von ihr beeinflußt und beherrscht. Er ist der mächtigste Faktor der Gegenwart und wird in nicht ferner Zeit der Alles entscheidende seyn. Bei diesem siegreichen Fortschreiten unserer Ideen können wir guten Muthes der Zukunft entgegengehen". Ebenso hat der Liberalismus stolz gethan, und jetzt unterzeichnet ein aus dem Liberalismus herausgetretener Jude den Aufruf als zweites Mitglied der „Parteileitung", um sofort zum ersten Präsidenten der Parteiregierung aufzusteigen!

Als nach dem ruhigen Verlauf des „Weltfeiertags vom 1. Mai" die sogenannte „bürgerliche Gesellschaft", die der Liberalismus für sich allein in Anspruch nimmt, von ihrem Schrecken sich erholt hatte, sagte sein Berliner Hauptorgan in einem hoch aufathmenden Artikel: „Es gab Augenblicke der Erregung, dieß besonders nach den kaiserlichen Erlassen und während der Wahlcampagne des deutschen Reichs, da man zu vergessen schien, daß die Kraft des Capitals den Kreislauf der Güter beherrscht und leitet, daß es der Souverain unserer rastlos producirenden Zeit ist".[1]) Dieser Souverain ist aber Fleisch geworden im Großjudenthum, dessen ergebenste Anbeterin die liberale Bourgeoisie ist. Gegen eben diese Herrschaft empört sich die Socialdemokratie. „Soll", so hat der Münchener Abgeordnete zum Congreß in Halle berichtet, „das Ergebniß der Cultur darin bestehen, daß eine Handvoll Menschen die ganzen Güter, Reichthümer

---

1) Aus der „Nationalzeitung" in der „Berliner Volkstribüne" vom 31. Mai d. Js.

und Genüsse besitzt, während Millionen und aber Millionen ausschließlich ihrer Gnade übergeben sind? Der Socialdemokrat wird darauf antworten: das Privateigenthum mit allen seinen Folgen hat seine Schuldigkeit gethan, es war nützlich, aber es ist jetzt gemeinschädlich geworden, und die Güter müssen nun in den gemeinsamen Besitz übergeführt werden".[1]) Und nun leitet ein jüdischer Millionär an oberster Spitze diese Empörung gegen das Capital, den „Souverain unserer Zeit", ohne daß Haus Rothschild abwinkte, wie es in seiner Macht läge!

Vor einigen Monaten ist ein „jüdischer Genosse" sogar öffentlich gegen die Anfeindung des Antisemitismus durch die Socialdemokratie aufgetreten, freilich nicht, ohne daß die Redaktion sich gegen die von ihm befürwortete Taktik verwahrte.[2]) Der Genosse erklärte, es sei ganz falsch, sich den „hauptsächlichen Gegnern des Antisemitismus, den Liberalen", anzuschließen. Die Ursache des so scharf pointirten Gegensatzes der Socialdemokratie gegen den Antisemitismus sei in dem „sicherlich nicht verächtlichen Antheil der Partei an den Ideen der französischen Encyklopädisten, der englischen und deutschen Aufklärer des vorigen Jahrhunderts, kurz der Ideen von 1789 zu suchen". Für die Socialdemokratie sei aber entscheidend, daß „die Juden die consequentesten Organe der capitalistischen Wirthschaftsweise seien", und im Antisemitismus ein „anticapitalistischer Kern" stecke, den man ruhig arbeiten lassen solle, dann werde er zur „Vorfrucht der Socialdemokratie" werden.

Aehnlich hat sich auch Friedrich Engels in London, der geistige Erbe der zwei jüdischen Altväter der Partei, Marx und Lassalle, geäußert. Das Judenthum, sagt er, sei ein

---

1) „Augsburger Postzeitung" vom 25. Oktober d. Js.
2) „Berliner Volkstribüne" vom 26. Juli d. Js.

ganz wesentliches Element in der modernen Gesellschaftsentwicklung, welche dahin gehe, alle Stände, socialen Gruppen und Gliederungen zu zerreiben, so daß schließlich nur zwei Classen vorhanden seien: Capitalisten und Lohnarbeiter; die Arbeiter würden dann leichtes Spiel haben, denn sie seien im Besitze der physischen Gewalt und eine moralische Gewalt stehe ihnen nicht mehr gegenüber. „Deshalb muß die Socialdemokratie für eine flotte Entwicklung des Capitalismus sorgen, weil sie dadurch indirekt die socialdemokratischen Ziele fördert, und deshalb haben die Juden in der Socialdemokratie Geltung".[1]) Sieht man nun auf dem Präsidentenstuhl einer solchen Partei einen jüdischen Millionär glänzen, so möchte man fast fragen: Wen betrügt man hier?

Am Congreß zu Halle hat in liberalen Kreisen der Geschäftsbericht des Herrn Bebel am meisten imponirt. Das Berliner socialdemokratische Wochenblatt gibt daraus folgenden Abriß: „Von 493,000 Stimmen, die wir vor dem Ausnahmegesetz hatten, sind wir zu anderthalb Millionen bei der letzten Reichstagswahl emporgestiegen, unaufhaltsam, unüberwindlich. Unsere Presse, der unscheinbare, tägliche, nie ermüdende Agitator des socialen Gedankens, gedeiht vortrefflich. Sie wird durch 104 Blätter mit zusammen etwa 600,000 Abonnenten repräsentirt. Aber auch in dem Punkte, welcher von Vielen für den wichtigsten bei jeder Kriegführung gehalten wird, haben wir die wunderbarsten Erfolge. Unsere Kassen sind so wohl gefüllt, daß der Agitationsfonds unserer Gegenparteien zur Lächerlichkeit daneben zusammenschrumpft. Wahrlich, die Zahlen Bebels sprachen eine ergreifende Sprache. Wir, die Partei der Proletarier, der lumpigen, hungernden Habenichtse, wir besitzen als Partei weitaus das meiste

---

1) Aus der Wiener „Arbeiterzeitung" in der „Germania" vom 25. Oktober d. Js.

Capital. Unsere Genossen wissen von ihrer Armuth Opfer zu bringen, vor denen der Reichthum der staatserhaltenden Parteigänger zurückschreckt! Das Vermögen, das blos in den Händen der Parteileitung concentrirt ist, beträgt augenblicklich 171,830 Mark".[1]) Nimmt man zu dieser Ziffer eine Ausgabe von mehr als 200,000 Mark, alles erst seit 1887 und unter den Argusaugen des Socialistengesetzes, dann wird man den Jubel begreifen.[2]) Aber sollte denn wirklich all' das Geld nur aus den Groschen und Pfennigen der armen Arbeiter angesammelt seyn? welchen der jetzige Präsident der Parteiregierung, ein steinreicher Jude, im Congreß zurief: „Proletarier aller Länder vereinigt euch!"

Eine durchaus verläßliche Stütze hat der Liberalismus der „bürgerlichen Parteien" am Judenthum offenbar nicht mehr. Das Vertrauen in die Zukunft scheint da im Schwinden. Was soll man dazu sagen, wenn sogar ein Organ wie das große Frankfurter Blatt sich von dem Gedanken beschleichen läßt, wie der Staat vor dem Liberalismus habe capituliren müssen, so werde es auch der Gesellschaft vor der Socialdemokratie ergehen? „Die sociale Reform wird einmal dieselbe Geschichte haben, wie die deutsche Einheit: der Aechtung wird die Erfüllung folgen und die als Verbrecher galten, wird man als Märtyrer verherrlichen. Wenn heutzutage, wie es jüngst in Leipzig geschah, Veteranen der deutschen Burschenschaft davon erzählen, wie sie dereinst durch die Polizei gehetzt und verfolgt worden seien, wie man ihre Versammlungen ausgespürt, ihre Spaziergänge überwacht und in jedem schwarzroth-goldenen Band einen Versuch des Hochverraths erblickt habe, muß man da nicht an eine spätere Zeit denken, in der

1) Das Nähere in der Stuttgarter socialpolitischen Wochenschrift „Neue Zeit" 1890, Nr. 4. S. 117.

2) „Volkstribüne" vom 18. Oktober d. Js.

die Bebel, Liebknecht und Genossen die gleichen Erinnerungen austauschen?" [1])

Richtig ist es, daß die Socialdemokratie dem Liberalismus seine schneidigsten Waffen gegen Kirche und Staat aus den Händen gerungen hat und mit denselben nun gegen die bestehende Gesellschaft kämpft; und hierin ist sie ganz folgegerecht. In einem Stöcker'schen Verein zu Berlin hat einmal ein Christlichsocialer einem jüdischen Socialdemokraten vorgehalten: „Die heutigen Socialdemokraten seien gar keine Socialisten, sondern Ultraliberale." Er hatte nicht unrecht. Ebenso hatte der Münchener Liberalismus recht, als er ein Wahlbündniß der Centrumspartei gegen die Socialdemokratie ablehnte: „Einen Ultramontanen können wir nicht wählen, denn da trennt uns eine ganze Weltauffassung." [2]) Mit der Socialdemokratie aber hat der Liberalismus die ausschlaggebende Weltauffassung völlig gemeinsam: Naturalismus und Materialismus. Nur um die logische Anwendung auf die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft dreht sich der Streit, und da ist der ältere Vertreter der gemeinsamen Weltauffassung entschieden im Nachtheil.

„Wissenschaft", „Bildung", „moderne Schule": das waren die Bomben, welche aus den liberalen Mitrailleusen ein Menschenalter hindurch gegen die Kirche und den conservativen Staat geschleudert wurden. Jetzt hat die Socialdemokratie den Liberalismus selber vor die Scheibe gestellt, weil er die Errungenschaften der siegreichen Weltauffassung für sich unterschlagen habe und nur Einer Classe in der Gesellschaft, der eigenen, zu Gute kommen lassen wolle. So meinte es Hr. Liebknecht in Halle, wenn er wiederholt die wissenschaftliche

---

1) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 26. Januar d. Js.

2) „Augsburger Postzeitung" vom 25. Oktober d. Js.

Hebung der Partei seit Lassalle betonte: „Wir stehen jetzt auf streng wissenschaftlichem Boden“; „sorgen wir dafür, daß im Volke Wissen verbreitet werde, daß die Schulen besser werden“; „die Wissenschaft und die Wirklichkeit sind unsere Waffen“; „die Schule und die Erziehung können am erfolgreichsten gegen die Religion ankämpfen.“ Das sind zwar lauter ächt liberale Sätze, aber hier sind sie gegen den „Classenstaat“ gekehrt, in dem nur die Interessen bestimmter Classen behütet seien. Darum waren derlei Sprüche in liberalen Ohren bloßer „Bildungsdünkel, der sich für Wissenschaftlichkeit ausgab“.[1]) Die Antwort von der anderen Seite ist immer schon von vornherein fertig:

„Als die Bourgeoisie unter dem Banner des Liberalismus in den Kampf für ihre politische Vorherrschaft zog, als es sich für sie darum handelte, die kraftvolle Unterstützung des Bruders Arbeiter zu erhalten, da konnte sie den Mund nicht voll genug mit Phrasen von Aufklärung und Bildung nehmen, die durch Wissen zur Macht führen. Sie schwärmte für die religiöse Freigeisterei, für eine freie, der Masse zugängliche Wissenschaft fast ebenso sehr, wie heutigen Tags für das Steigen der Beute, die Erhöhung der Profitrate und für Ausnahmegesetze. Und als der dritte Stand mit Hilfe des Volks die socialpolitische Vorherrschaft der Aristokratie gebrochen hatte und anfing, die Früchte des Sieges zu genießen, als sie sich den Löwenantheil der gesellschaftlichen Privilegien, dem Volke den Löwenantheil der gesellschaftlichen Lasten zuertheilte, da suchte sie die breiten Massen die versprochenen socialen Reformen vergessen zu machen, indem sie in der sogenannten liberalen Aera unter betäubendem Tamtam daran ging, ‚Aufklärung und Bildung‘ zu verbreiten. Kurz, die Schulreformen, die Bildungsfrage war eine Zeit lang das große Paradepferd, das die liberalisirende Bourgeoisie vor den Augen der Masse cabrioliren ließ. Und eine Zeit

---

1) Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 22. Oktober d. Js.

lang war sie mit diesem ihrem Werk sehr zufrieden, denn es erwies sich als hervorragend einträglich; es verschaffte ihr ‚intelligentere, leistungsfähigere Hände‘ und billige geistige Lohnarbeiter. Im Laufe der Zeit bekam jedoch die Frucht der Aufklärung einen recht bitteren Beigeschmack. Das Wissen der Massen strebte darnach, sich als Macht zu bethätigen, die Aufklärung führte zur Auflehnung. Und die Bourgeoisie hat von ihrem Standpunkte aus Recht, für die gegenwärtige Ordnung vor den Deklassirten zu zittern, welche sie, damit das Angebot die Nachfrage übersteige und die Preise drücke, in Masse gezüchtet hat, wobei sie sich allerdings angelegen sein ließ, das, was eine Forderung des capitalistischen Mechanismus war, hinter dem Feigenblatt der Liebe zur Bildung zu verstecken. Im Schooße der heutigen Gesellschaft ist ein intellektuelles Proletariat entstanden, eine Classe von intelligenten und unterrichteten Leuten, welche auf Gottes Erdboden nichts weiter als die Kraft ihres Gehirns ihr eigen nennen, die sie — wie der Handarbeiter seine Muskelkraft — pro Monat, Woche oder pro Tag verkaufen müssen. Und wie die Angehörigen des Proletariats der Handarbeit sind sie allen Zufälligkeiten, allem Elend der capitalistischen Ausbeutung preisgegeben. Die Zahl dieser Proletarier der Kopfarbeit wächst von Tag zu Tag, und es ist sicher, daß sie ihrerseits innerhalb der heutigen Gesellschaft zu revolutionären Elementen werden müssen.“ [1])

Es ist in letzter Zeit viel die Rede gewesen von Zerwürfnissen innerhalb der socialdemokratischen Partei, zwischen den „Alten“ und den „Jungen“. Um die grundsätzliche Weltauffassung handelt es sich nicht; aber es ist kein Zweifel, daß die alten Praktiker nachhinken, während die unmittelbar aus der liberalen Aera herübergekommenen „Jungen“ die Wissenschaft der neuen Lehre bis in die äußersten Consequenzen und mit der bittersten Kritik gegen den Naturalismus der liberalen Welt vertreten. Sie machen eigentlich der Partei

---

1) „Berliner Volkstribüne“ vom 21. Juni d. Js.

erst die hohe Schule, haben auch bereits verschiedene Organe, die sich mit der liberalen Wissenschaftlichkeit sehr wohl messen können, und werfen sich nun sogar als Reformer der schönen Künste und Wissenschaften im ausgesprochenen Gegensatz zu der liberalen „Verderbniß“ auf:

„Der Naturalismus ist eine Gährungserscheinung des abfaulenden Bürgerthums. Gerade die Besten, Verständigsten dieser Classe haben eingesehen, daß es mit der bisherigen Verlogenheit, Heuchelei und allgemeinen Corruption nicht mehr weiter gehen kann; da sie sich aber politisch und volkswirthschaftlich in dieser Richtung nicht bethätigen konnten, ohne ihre Existenzberechtigung in Frage zu stellen, so warfen sie sich auf die Literatur. Auf diesem Gebiete hatte man so ziemlich freien Ellbogenraum, und ging die Geschichte einmal schief, nun, so konnte man ja immer noch einlenken. Die meisten Vertreter des deutschen Naturalismus gehören bürgerlichen Parteien an und sie werden auch nie in anderen Bahnen wandeln.“

„Der deutsche Dichter! Was ist er denn jetzt? Der Bajazzo, Vergnügungscommissär der satten Zehntausend, der Hanswurst, der nur dann kommen darf, wenn man ihn braucht. Seit einem Menschenalter hat die ganze Dichterei zum culturellen Fortschritt des deutschen Volkes nicht einen Deut beigetragen Die Entwickelung aufzuhalten versucht, um ihrem Publikum gefällig zu sein, das haben die deutschen Dichter. Sie sind zu Zerr- und Spottbildern jener Ausnahmemenschen geworden, als die sie sich so gern betrachten und feiern lassen.“ [1])

Schon seit August d. Js. wurde in Berlin ein Unternehmen in's Werk gesetzt, durch welches die Corruption des Naturalismus in der höheren bürgerlichen Welt dem Volke bildlich vor Augen gestellt werden sollte: die Gründung einer „Freien Volksbühne“. Die Organe der „Jungen“ konnten nicht genug von der Begeisterung erzählen, mit welcher der Plan von der hiezu einberufenen Versammlung

1) „Berliner Volkstribüne“ vom 18. Oktober d. Js.

aufgenommen worden sei: „Ein idealer Zug, wie nie vorher, geht heute durch die Tiefen der Gesellschaft. Die Bourgeoisie hat ihren Idealismus verloren, das Proletariat schickt sich an, die Bourgeoisie auch hierin zu ersetzen. Nicht das traditionelle Theater der Bourgeoisie mit seinen raffinirten und leeren Ehebruchsdramen, keinen Ausstattungspomp und kein Possengeklingel wird die freie Bühne vorführen; sie huldigt der Kunst der Wahrheit, jener in moderner Zeit entstandenen Kunst, welche in ernstem Bemühen das Wirkliche, so wie es lebt, zu gestalten bemüht ist."

Bald darauf ereigneten sich jene neuen Gräuelscenen in der Hauptstadt, und insbesondere in den Kreisen der „Edelsten und Besten der Nation"; die „Freie Volksbühne" konnte sich freuen auf den reichen Stoff. Sie wurde mit einem Stücke des jetzt vielgefeierten Dichters Ibsen eröffnet, zur ersten Feier des „Liebesbundes zwischen Socialismus und Naturalismus", welche die weltgeschichtliche Zuchtwahl zu einander geführt habe. „Da saßen die Berliner Arbeiter in dichten Reihen Kopf an Kopf und gaben sich in athemloser Spannung, mit tiefem verständnißvollem Ernst, aber auch mit nicht minder verständnißvollem Lächeln dem sittlichen Zorn und der bittern Satyre des nordischen Wahrheitsapostels ganz, ja sogar leidenschaftlich hin."[1])

Beim Congreß selber war von solchem höhern Schwung und schöngeistigem Idealismus nichts zu bemerken. Er verlief so geschäftsmäßig, fast bureaukratisch, daß man liberalerseits über „den kläglichen und die bürgerliche Gesellschaft geradezu beruhigenden Eindruck" förmlich aufathmete.[2]) Die nüchterne Politik der „Alten" hatte die „Jungen" unter den Daumen genommen und vor der Oeffentlichkeit den Schleier vorgezogen. Ihnen ging die Praxis über die Theorie. Vor

1) „Berliner Volkstribüne" vom 2. August u. 25. Oktober d. Js.
2) Berliner Correspondenz a. a. O.

Allem sollte der Entscheidungskampf gegen die katholische Kirche, der „Todfeindin" Bebels, aufgenommen, der katholische Arbeiter und Bauer von den Aposteln der Partei heimgesucht werden. Sodann aber hatte sich die Nothwendigkeit aufgedrängt, daß die Socialdemokratie sich wieder mehr als „Arbeiterpartei" aufspiele und ihr Agitationsfeld vornehmlich in die Gewerbe-, die sogenannten „Fachvereine", verlege. Denn durch die Beschäftigung mit der Gewerkschaftsbewegung und der beruflichen Praxis werde „die socialdemokratische Theorie am sichersten aus dem Bereiche der Utopie auf das Gebiet der Realität geführt".[1])

Die deutschen Katholiken sind dem Ansturm des vereinigten Liberalismus nicht unterlegen, und sie sind jetzt auch nicht schlimmer daran. Der Kirchenhaß ist das einzige Lebenselement, das dem Liberalismus noch nicht entzogen ist, und er ist unser Feind nach wie vor. Aber er ist nun zwischen zwei Feuer gerathen und steht vor dem innern Kriege, den die Socialdemokratie ihm, die Söhne dem Vater, erklärt haben, von Anfang an und lange vor dem neuen Feldzugsplan in's katholische Gebiet. Und jeder Sieg der Umsturzpartei auf diesem Gebiet trifft die Liberalen mit, doppelt und dreifach.

Auch die Gewerksvereine sind ursprünglich eine liberale Schöpfung und als Assecuranz der capitalistischen Produktion gedacht. Unter der Tyrannei des Socialistengesetzes sind sie massenhaft theils der polizeilichen, theils der Selbstauflösung verfallen, und insbesondere der Verlauf des großen Arbeiterfeiertags vom 1. Mai zeigte der Socialdemokratie, was und wie viel hier noch nachzuholen sei. Alles hängt ja auch davon ab, ob es ihr gelingen wird, die ganze Arbeiterwelt in ihre Netze zu bringen.

---

1) Aus dem Leipziger „Wähler" in der „Augsburger Postzeitung" vom 25. September d. Js.

Es waren wieder die „Jungen“, welche an den Aufruf des Pariser Congresses die kühnsten Hoffnungen knüpften. „Die Thatsache,“ schrieb ihr Berliner Organ, „daß zu derselben Stunde die Räder auf dem weiten Erdenrunde stillstehen, und zwar auf das Geheiß des simplen, unbedeutenden Arbeitsmannes, der einmal sich selbst gehören will: diese Thatsache erscheint uns als das wahrhaft Großartige, Imposante an der Feier zu seyn. Wie wird es der Bourgeoisie vor ihrer eigenen Gottähnlichkeit bange werden, wenn sie sieht, daß die größten Fabriketablissements am 1. Mai feiern mußten.“ Es war freilich damals die Zeit, wo man sagen konnte: „Kein Tag ohne Streik“; aber den „Alten“ in der Fraktion stiegen denn doch Zweifel auf an dem „Müssen“ der Arbeitgeber. Sie stellten es zur freien Wahl, ob je nach den Umständen öffentliche Aufzüge oder Abendversammlungen und Bezahlung des Taglohns in die Streikkasse sich empfehlen würden.[1])

Trotzdem trat überall in den besitzenden Classen eine allgemeine Beunruhigung und klägliche Angst vor dem, was dieser 1. Mai bringen würde, zu Tage. Die Regierungen konnten nicht polizeiliche und militärische Vorsichtsmaßregeln genug treffen, um zu beruhigen. Unfraglich war schon dieses gewaltige Aufsehen in der ganzen civilisirten Welt für's erste Mal Erfolg genug; der Ruf des Socialisten-Congresses war eben doch überall gehört worden, und die zusehends enger werdende Solidarität der Arbeiterwelt vor Augen getreten. Wo aber die öffentliche Feier möglich war, wie in Oesterreich, wo fast allgemeine Arbeitseinstellung stattfand, und in England, wo das Fest kluger Weise auf den Sonntag verlegt war, da konnte man der Demonstration beim besten Willen den tiefsten Respekt nicht versagen.

---

1) Berliner „Germania“ vom 2. Mai d. Js.

In London zog fast eine halbe Million Menschen nach dem Hydepark; „ich muß gestehen", berichtete ein Augenzeuge, „daß ich nie zuvor eine so große Menge gesehen habe, die sich so ruhig, vernünftig und anständig benahm." In Brüssel manifestirten zweimal hunderttausend Arbeiter; „Eines haben sie am gestrigen Tage bewiesen, daß sie Disciplin zu halten verstehen, nirgends auch nur der leiseste Versuch zur Störung der Ruhe." In Wien zogen weit über hunderttausend Arbeiter in den Prater: die Polizei meldete bedeutend weniger Arretirungen an, als an jedem andern Tage. [1]) Ein Zuschauer schrieb darüber nach München: „Die Ordnung war so musterhaft, die Leitung der Schaaren, die, von mehreren Seiten zusammenströmend, durch die Praterstraße sich in den Prater ergossen, so fest und überlegt, daß Ordnung und Leitung beinahe unheimlich erschienen. Die Führer der Arbeiter hatten ihre Truppen sicher in den Händen, man folgte ihren leisesten Winken; man sah, wie sie Marschrichtung und -Tempo mit einem Zeichen des Stockes angaben, den Aufbruch aus dem Prater mit zwei Worten anbefahlen und wie die gesammte Schaar mit militärischer Disciplin dem ausgegebenen Befehle, die Ordnung dürfe nie und nirgends gestört werden, nachkam. Beinahe lautlos zogen die Schaaren hinunter und nur um etwas bewegter und heiterer zurück. Dießmal befahlen die Führer die Ordnung und die Ruhe an, liegt da aber nicht die Frage nahe, ob sie ein andermal nicht die Auflehnung und den Widerstand anbefehlen könnten? Jedenfalls hat es der Staat und die Gesellschaft mit einer machtvollen Organisation zu thun." [2])

In Paris hatten die Arbeiter am 1. Mai Riesenpetitionen um den Achtstunden-Tag durch 20 bis 30,000 Personen

---

1) Gesammelte Berichte in der „Berliner Volkstribüne" vom 10. und 17. Mai d. Js.

2) „Allgemeine Zeitung" vom 6. Mai d. Js.

der Kammer überreichen lassen. Dazu bemerkte der bekannte liberale Oeconomist Jules Simon: „Der 1. Mai war nur eine erste Sommation. Man wollte zeigen, daß ein von einem geheimnißvollen Punkte ausgegangenes Schlagwort zugleich und bei allen Völkern von Millionen von Arbeitern gehört wird; daß es gehorsam aufgenommen und buchstäblich und auf Tag und Stunde befolgt wird. Man hat dieß gezeigt, oder sagen wir, um nichts zu übertreiben, man hat den Anfang gemacht, dieß zu beweisen. Eine neue Gewalt, die in latentem Zustande existirte, ist hervorgetreten — eine Gewalt, welche als Charakter die Internationalität besitzt. Ich erkenne ohne Zögern an, daß dieß eine sehr ernste Thatsache ist, mit der sich alle Regierungen in höchstem Grade beschäftigen müssen." [1])

Die Eindrücke sind zu verstehen, unter welchen Kaiser Wilhelm zu Breslau aufgefordert hat: „Das Bürgerthum möge aus dem Schlummer erwachen, und alle Elemente der Ordnung mögen mitwirken an der Lösung der socialen Frage." Aber diese Elemente schlummern nichteinmal, sondern sie raufen sich untereinander, jetzt sogar, zum ersten Male seit der Zerstörung Jerusalems, die Juden.

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 13. Mai d. Js.

LXIII.

Die Kreutzer-Sonate.[1])

Ausnahmsweise greifen wir aus der Romanliteratur, deren Massenproduktion längst nicht mehr zu übersehen ist, ein Exempel der naturalistischen Richtung heraus, das als eine symptomatische Erscheinung krankhafter Entartung im socialen Organismus, wenigstens in gewissen Gesellschaftskreisen, ernste Beachtung verdient.

„Die Kreutzer-Sonate“ ist der Titel, welchen Graf Leo Tolstoi seinem neuesten Roman gegeben hat, weil das Spielen dieser Beethoven'schen Sonate eine ernste Verwicklung in seiner Erzählung herbeiführt. Uns interessirt dieser Name hier nicht, auch werden wir uns weder über die Persönlichkeit des epochemachenden russischen Schriftstellers verbreiten, der in Folge seiner wunderlichen Theorien das Loos eines Bauern erwählte,[2]) noch die Verwicklung des Romans des längeren auseinandersetzen — Jugend, Heirath, Ehe eines russischen Gutsbesitzers, der schließlich aus Eifersucht seine Frau ersticht — alles das soll uns hier nicht beschäftigen, sondern nur Eines, nämlich der sociale Hintergrund, welchen Tolstoi seiner Erzählung gegeben,

---

1) Die Kreutzer-Sonate von Graf Leo Tolstoi. Aus dem russischen Manuscript übersetzt. Berlin 1890. Fünfte Auflage.

2) Vgl. hierüber den lehrreichen Artikel: „Die russische Kirche nach russischen Zeugen und Selbstbekenntnissen“ in Bd. 103 S. 135 f. der Histor.-polit. Blätter (1889).

und auf welchen ja auch der russische Graf selbst trotz aller spannenden Detailmalerei unverkennbar den meisten Werth gelegt hat.

Die russische gebildete Welt ist es, welche sich uns hier aufthut, diese äußerlich so anständige, glatt rasirte und schön frisirte Welt, in ihrer wirklichen Verkommenheit und inneren Fäulniß — ganz ähnlich, überraschend ähnlich unserer sogenannten „bessern" Gesellschaft. Man hat frühere Schilderungen Tolstoi's für literarische Seitenstücke zu den Gemälden Wereschagin's erklärt; was Realität in der Schilderung der Gemüthsbewegungen und in der Zeichnung sittlicher Zustände ganzer Klassen angeht, ist das Urtheil nicht unzutreffend, wenn auch in Bezug auf die Sittenschilderungen hie und da Uebertreibungen unterlaufen: die Hauptzüge des Bildes sind richtig, erschreckend genau gezeichnet. Derjenige, welcher einen Blick in unsere deutsche ungläubige „bessere" Gesellschaft geworfen, wird leicht auf alte Bekannte stoßen.

Die russische gebildete Männerwelt wird gerade so wie bei uns schon in den Knabenjahren verdorben. Der Gutsbesitzer Posdnischew, in dessen Erzählung Tolstoi den Roman einkleidet, schildert uns seine Jugend. „Mein Unglück begann, als ich noch nicht 16 Jahre alt und noch am Gymnasium, und mein älterer Bruder Student im ersten Cursus der Universität war. Ich kannte die Frauen noch nicht, war aber, wie alle unglücklichen Kinder unserer Kreise, kein unschuldiger Knabe mehr. Ich war schon seit zwei Jahren von Knaben verdorben; schon quälte mich die Frau ... Mein Alleinsein war nicht rein. Ich quälte mich, wie gewiß auch Sie, wie 99 Proc. unserer Knaben sich gequält haben. Ich war entsetzt über mich, ich litt, ich betete, und fiel. Ich war schon verdorben in der Phantasie und in der Wirklichkeit; aber den letzten Schritt hatte ich noch nicht gethan. Ich ruinirte mich allein, hatte aber noch nicht Hand an ein anderes menschliches Wesen gelegt. Ich hätte noch gerettet werden können. Da überredete mich ein Student, Commiliton meines Bruders, ein fideler Kumpan, ein sogenannter ‚famoser Kerl' — in der That aber der größte Taugenichts, der nur Trinken und Kartenspielen

lehrte — nach einem Trinkgelage ‚dorthin' zu fahren. Wir fuhren. — Mein Bruder war auch noch unschuldig und fiel in derselben Nacht .... Niemand hatte mir bisher gesagt, daß das, was ich that, schlecht sei. Es stand freilich in den zehn Geboten, doch die waren ja nur dazu, um das Examen darin bestehen zu können, und waren lange nicht so wichtig, wie der Gebrauch des ut in dem Bedingungssatz."

„Ich hatte also niemals von ältern Leuten, die ich achtete, sagen hören, daß eine solche Handlungsweise verwerflich sei; im Gegentheil, ich hatte von Leuten, die ich achtete, sagen hören, daß sie richtig sei. Ich hörte, daß meine Kämpfe und Leiden darnach aufhören würden: ich hörte und las es; ich hörte von ältern Leuten, daß es für die Gesundheit zuträglich sei, und die Kameraden sahen darin ein gewisses Verdienst und eine Ehre. Ich sah also darin nichts als Gutes. Was Gefahr vor Krankheit anbetrifft, so war ja schon vorgesehen, denn die Regierung sorgte dafür; sie controllirte die geregelte Thätigkeit der öffentlichen Häuser, sie garantirte unsern, der Gymnasiasten Verderb, bezahlte Aerzte hatten die Aufsicht darüber. Die Aerzte behaupten, es müsse so sein; sie meinen, daß Ausschweifung der Gesundheit zuträglich sei, und organisiren selbst regelmäßige und regelrechte Sittenverderbniß. Ich kenne Mütter, welche in diesem Sinne für die Gesundheit ihrer Söhne sorgen."

Als ich das Vorstehende zum ersten Male las, trat mir unwillkürlich das Bild eines reichen jungen Mannes vor die Seele, der ganz ungenirt erzählte, wie sein Arzt ihm Ausschweifungen angerathen und zugleich die nöthigen Mittel bei Krankheits-Symptomen angegeben habe. Dieser junge Mensch ist das Herzeleid seiner Mutter geworden.[1])

Der Gutsbesitzer erzählt weiter. „Es handelt sich darum, daß mir das Schreckliche passirte, daß ich fiel, — und gleich

---

1) Andere Folgen bleiben nicht aus. Nach der Statist. Correspondenz haben in den sechs Jahren von 1883—1888 allein in Preußen 289 Schüler selbst Hand an sich gelegt, im Jahre 1888 waren es 56. Bei mehreren ist als Grund sittliche Verkommenheit ausdrücklich angegeben.

mir fallen neun Zehntel, nicht nur meines Standes ... Ich fiel, weil meine Umgebung in diesem meinem Falle eine vollkommen gesetzliche, der Gesundheit nützende Verrichtung sah, und man es als ein ganz natürliches und nicht nur verzeihliches, sondern sogar unschuldiges Vergnügen junger Leute betrachtete. — Ich wurde das, was man mit dem Worte Wüstling bezeichnet."

Das folgende Kapitel beginnt: „Ja, so war es, so ging es weiter und weiter; es gab allerlei Abweichungen vom rechten Wege. O Gott, wenn ich an all die Greuel dieser Art denke, so erfaßt mich ein Schauder. Das ist mein Urtheil über mich selbst, während meine Kameraden mich wegen meiner sogenannten Unschuld belachten. Und wenn man die jeunesse dorée, die Offiziere, die Pariser, reden hört, und wenn wir alle, 30jährige Sünder reingewaschen und glattrasirt, parfümirt, in sauberer Wäsche, in Frack oder Uniform in einem Salon oder auf einem Ball erscheinen — sind wir dann nicht ein Bild der Reinheit und Würde? O, es ist abscheulich!"

Auch mit der modernen Erziehung der Damen ist Tolstoi gar nicht zufrieden. „Wenn man bedenkt, unter welchen Bedingungen unsere jungen Damen erzogen werden, so kann man sich über die Verderbniß unserer gesellschaftlichen Kreise nicht wundern; im Gegentheil, man kann sich nur darüber wundern, daß es nicht schlimmer ist. Denken Sie nur, von frühester Kindheit an: Putz, Ausschmücken des Körpers, Schönheitspflege, Grazie, Tanz, Musik, das Lesen von Gedichten und Romanen, Theater und Concerte, durch Hören und Ausüben, und dabei die vollkommenste physische Unthätigkeit, die Pflege des Körpers und die süßeste und fetteste Nahrung!"

Wie wird es nach solcher Erziehung, insbesondere nach einem so ausschweifenden Leben des jungen Mannes mit der Verehelichung aussehen, falls er noch dazu Lust hat? „Bei uns ist unter zehn Heirathenden kaum einer zu finden, der nicht nur keinen Glauben an das Sakrament hat, sondern der nicht einmal an das glaubt, was er verspricht. Unter hundert Männern finden Sie kaum einen, der nicht schon früher verheirathet gewesen, und unter fünfzig keinen, der

nicht schon im Voraus auf Treubuch sinnt, und die Mehrzahl unter ihnen betrachtet die Fahrt zur Kirche als eine bloße Form, welche ihnen den Besitz der Frau zusichert. Denken Sie, welch' eine schreckliche Bedeutung dann alle diese Einzelheiten erhalten. Ein unschuldiges Mädchen wird an einen Wüstling verkauft und dieser Handel in täuschendster Weise beschönigt."

Tout comme chez nous. Das Mädchen wird verkauft. Warum? Es muß versorgt werden. Warum an den Wüstling? Er hat Geld, ist Bankdirektor, ist Regierungsassessor, ist sogar ein Herr von. Alles andere, das Lebensglück und der Seele Seligkeit ist Nebensache, denn das Mädchen ist versorgt — ja, für die Hölle.

Greuel vor der Ehe, Greuel beim Abschluß derselben, die Greuel in der Ehe werden nicht ausbleiben. „Der Mann will genießen und will nichts von den natürlichen Folgen — den Kindern — wissen. Aber, Kinder kommen und werden zum Hinderniß des beständigen Genusses. Und so muß der Mann, der nur nach Genuß verlangt, auf Mittel sinnen, dieses Hinderniß zu umgehen. Dazu hat man drei Auswege gefunden. Der erste nach dem Recept gewissenloser Aerzte ist folgender: die Frau zum Krüppel machen — durch Unfruchtbarkeit, was ihr ganzes Leben unglücklich gestaltet. Der zweite Ausweg ist die Polygamie, unsere europäische Polygamie voll Lüge und Betrug. Der dritte Ausweg ist nicht einmal ein Ausweg, sondern eine einfache, grobe, direkte Uebertretung des Naturgesetzes, welche von allen Männern im Volke und von der Mehrzahl der Männer in den sogenannten ehrenhaften Familien begangen wird."

Werden Kinder geboren, so „betrachtet die Frau bei uns das Kind nur als ein Spielzeug, ... es spricht sich nur das thierische, sinnliche Muttergefühl aus. Sie denkt gar nicht über die geheimnißvolle Bedeutung der Erscheinung eines neuen menschlichen Wesens nach, das uns fortsetzen soll; sie denkt nicht darüber nach, welchen Sinn die Taufe hat; niemand will es wahr haben, aber die Taufe ist nichts anderes als die Mahnung an die Bedeutung eines Menschenkindes(?). Das ist



nicht lebt wie ein Mensch."

Scharf spricht Tolstoi auch gegen den Un
Frauen. „Hätten die Frauen wie in alten Zei
Glauben — der Herr hat's gegeben, der Herr
Wenn sie doch daran glaubten, daß die engel
Gott geht, daß es für das verstorbene Kind besse
als in Sünden zu sterben! Wenn die Fraue
Glauben Aehnliches hätten, so würden sie die
Kinder leichter ertragen; aber davon ist ja
handen. Etwas aber muß man glauben. Un
einfältiger Weise an die Medicin, und nicht
Medicin, sondern an die Aerzte, die eine an
an P. J., sehen das Lächerliche ihres Gla
sondern glauben quia absurdum ... Uns
eben ungebildet. Sie haben keinen Glauben a
die Eine glaubt an Zauberei, die andere an d
welcher sich gut bezahlen läßt. Hätten sie Gla
sie, daß das Scharlachfieber und andere Kran
so schrecklich sind, da sie das nicht zerstören k
Mensch als das Höchste lieben kann und so
Keiner von uns kann ja der Krankheit und de
Sie haben keinen Glauben an Gott, sie lieb
ihr ganzes Streben ist nur darauf gerichtet, d
halten, was ja gerade unmöglich ist, und was
den Thoren und Thörinnen gegenüber erhalten

stimme des Gewissens eingeschriebenen Naturgesetzes? lich sein Mangel an gesunder Philosophie und denken ließ ihn diesen Weg verfehlen. Etwa Rückkehr eboten Gottes und der Kirche? Die verknöcherte taats= und Popenkirche erstickte wohl jeden Gedanken Keime. Was also? Als Motto hat Tolstoi seinem Worte vorgesetzt: Ich aber sage Euch: „Wer ein ht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die hen in seinem Herzen," Matth. 5, 28, und die Schluß= lben lauten: „Man muß die Worte des Evangeliums 28 in ihrer vollen Bedeutung verstehen; diese Worte ch nicht nur auf das Weib im Allgemeinen, oder hwester oder das Weib des anderen, sondern vor= — auf die eigene Frau." Dieselbe Thorheit, die ten Worten liegt — eine alte Häresie — kommt in dem Buche zum Ausdruck. Z. B. „Wenn der ie es in unserer Gesellschaft der Fall ist, von vorn= sinnlicher Liebe strebt, so wird die Ehe — in men der Moral sie sich auch kleiden mag — doch r sein, als eine Genehmigung zu Ausschweifungen Individuum; das Leben bleibt also unmoralisch." einer andern Stelle: „Dem Bauer, dem Arbeiter nöthig und dadurch sind seine ehelichen Beziehungen t; uns, die wir keine Kinder haben, und die wir auchen, sind dieselben eine überflüssige Sorge, eine re Scheinehe hat keine Berechtigung. Die Mehr= Menschen in der jetzigen gebildeten Welt gibt sich rbniß ohne alle Gewissensbisse hin; . . . das Straf= cht man auch nicht zu fürchten. Die garstigen r Soldatenweiber, welche ihre Kinder in die Teiche en werfen, werden freilich in's Gefängniß gesteckt, ir uns zu rechter Zeit vorsehen, kann so etwas nicht

in diesen Worten, so geht auch bei allen anderen ophischen Auseinandersetzungen Tolstoi's Wahres, und Falsches kunterbunt durcheinander. Er hat christlicher und katholischer Moralphilosophie keinen

abgethan, wird nicht mehr geglaubt, ist aber durch nichts Anderes ersetzt, und von der heiligen Handlung ist nichts übrig geblieben, als Bänder, Spitzen, Händchen und Füßchen."

Das Resultat eines Vergleiches zwischen der Mutterliebe bei den Thieren und Menschen faßt dann Tolstoi in die zwei Sätze zusammen: „Wenn der Mensch nicht menschenwürdig lebt, ist er schlimmer als das Thier"; und: „es erweist sich, daß es dem Menschen schlechter geht als dem Thiere, wenn er nicht lebt wie ein Mensch."

Scharf spricht Tolstoi auch gegen den Unglauben der Frauen. „Hätten die Frauen wie in alten Zeiten den religiösen Glauben — der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen! Wenn sie doch daran glaubten, daß die engelgleiche Seele zu Gott geht, daß es für das verstorbene Kind besser sei, unschuldig, als in Sünden zu sterben! Wenn die Frauen etwas diesem Glauben Aehnliches hätten, so würden sie die Krankheiten der Kinder leichter ertragen; aber davon ist ja keine Spur vorhanden. Etwas aber muß man glauben. Und da glauben sie einfältiger Weise an die Medicin, und nicht einmal an die Medicin, sondern an die Aerzte, die eine an J. J., die andere an P. J., sehen das Lächerliche ihres Glaubens nicht ein, sondern glauben quia absurdum ... Unsere Frauen sind eben ungebildet. Sie haben keinen Glauben an Gott, sondern die Eine glaubt an Zauberei, die andere an den Doctor J. J., welcher sich gut bezahlen läßt. Hätten sie Glauben, so wüßten sie, daß das Scharlachfieber und andere Krankheiten gar nicht so schrecklich sind, da sie das nicht zerstören können, was der Mensch als das Höchste lieben kann und soll — die Seele. Keiner von uns kann ja der Krankheit und dem Tode entgehen. Sie haben keinen Glauben an Gott, sie lieben nur physisch, ihr ganzes Streben ist nur darauf gerichtet, das Leben zu erhalten, was ja gerade unmöglich ist, und was nur die Doctoren den Thoren und Thörinen gegenüber erhalten zu können behaupten."

Welches Facit zieht nun Tolstoi in seinem Roman aus all' diesen trostlosen und oft greuelhaften Zuständen? Etwa Rückkehr zur Beobachtung des von Gott jedem Menschenherzen

durch die Stimme des Gewissens eingeschriebenen Naturgesetzes? Wahrscheinlich sein Mangel an gesunder Philosophie und logischem Denken ließ ihn diesen Weg verfehlen. Etwa Rückkehr zu den Geboten Gottes und der Kirche? Die verknöcherte russische Staats= und Popenkirche erstickte wohl jeden Gedanken daran im Keime. Was also? Als Motto hat Tolstoi seinem Buche die Worte vorgesetzt: Ich aber sage Euch: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen," Matth. 5, 28, und die Schluß=worte desselben lauten: „Man muß die Worte des Evangeliums Matth. 5, 28 in ihrer vollen Bedeutung verstehen; diese Worte beziehen sich nicht nur auf das Weib im Allgemeinen, oder auf die Schwester oder das Weib des anderen, sondern vor=zugsweise — auf die eigene Frau." Dieselbe Thorheit, die in den letzten Worten liegt — eine alte Häresie — kommt wiederholt in dem Buche zum Ausdruck. Z. B. „Wenn der Mensch, wie es in unserer Gesellschaft der Fall ist, von vorn=herein nach sinnlicher Liebe strebt, so wird die Ehe — in welche Formen der Moral sie sich auch kleiden mag — doch nichts weiter sein, als eine Genehmigung zu Ausschweifungen mit einem Individuum; das Leben bleibt also unmoralisch." Oder an einer andern Stelle: „Dem Bauer, dem Arbeiter sind Kinder nöthig und dadurch sind seine ehelichen Beziehungen gerechtfertigt; uns, die wir keine Kinder haben, und die wir sie nicht brauchen, sind dieselben eine überflüssige Sorge, eine Last. Unsere Scheinehe hat keine Berechtigung. Die Mehr=zahl der Menschen in der jetzigen gebildeten Welt gibt sich dieser Verderbniß ohne alle Gewissensbisse hin; . . . das Straf=gesetz braucht man auch nicht zu fürchten. Die garstigen Dirnen oder Soldatenweiber, welche ihre Kinder in die Teiche oder Brunnen werfen, werden freilich in's Gefängniß gesteckt, uns, die wir uns zu rechter Zeit vorsehen, kann so etwas nicht geschehen."

Wie in diesen Worten, so geht auch bei allen anderen moralphilosophischen Auseinandersetzungen Tolstoi's Wahres, Halbwahres und Falsches kunterbunt durcheinander. Er hat eben von christlicher und katholischer Moralphilosophie keinen

eigenen Pfleglinge, die noch dazu soviel Geld gekostet, werden immer unfähiger, ihrem Universal-Vormund und Pflegvater dem „Staat" die unentbehrliche Stütze zu sein, wie er aus seinen statistischen Tabellen über die progressive Untauglichkeit zum Militärdienst, ja in Frankreich aus der bereits constanten Abnahme der Einwohnerzahl sich überzeugen muß. Wer aber das Gewehr zu tragen im Stande ist, warum sollte er es nicht klüger gebrauchen, um eigenen Genuß zu erobern, als blos um fremden Genuß gegen sich selbst und verhungerte Brüder zu beschützen? Das ist die Consequenz des Materialismus.

Ohne diesen Materialismus der durch Reichthum, Amt oder Geburt thatsächlich leitenden Gesellschaftskreise stände es ja auch mit der socialen Frage lange nicht so verzweifelt, brauchte der Staat nicht so sehr zu bangen vor den Ausschreitungen der von demselben Materialismus, derselben Corruption angefressenen Arbeitermassen.

Ob man wohl etwas von dem russischen Grafen lernen wollte? Eines könnte man sicher lernen. Die Corruption und die erheuchelte Anständigkeit der weltgebietenden glaubenslosen Gesellschaftskreise muß jeden edler angelegten Charakter anekeln und abstoßen. Möchte dieser Abscheu nur nicht zu alten oder neuen Irrthümern führen, sondern einen Pfad bilden zur Wahrheit. Jeder kann diesen Pfad finden, der guten Willens ist und — betet.

LXIV.

Die katholischen Glaubenszeugen in der Verbannung am Uralgebirge.

V. Berichte der Augenzeugen über die Art der Bekehrungsversuche. Die Deportationen nach dem Gouvernement Chersones.

Oberst Mansfield wußte genau, welcher Art die Bekehrungsversuche waren, welche man seitens der Russen anwendete, um das Volk von der katholischen Einheit abzubringen. Ein drastisches Bild dieses unglückseligen Missionswerkes gibt ein Brief, welchen wir am 26. April d. Js. erhalten haben.[1]) Wir geben hier die betreffende Stelle in wörtlicher Uebersetzung:

„Man hat zuerst unseren Bischof Johann Kalinski genommen, deswegen, weil er den Rosenkranz (in der Kirche) zu singen nicht verbieten, die Orgeln und Meßglocken zu entfernen nicht erlauben wollte. Zur Nachtzeit haben ihn die Gendarmen wie reißende Wölfe erfaßt und führten ihn acht Tage in die Verbannung und am neunten Tage haben sie ihn erwürgt in der Nähe von Taschkent unweit von hier, wo wir uns jetzt befinden.[2]) Als dann später Popiel kam, hat er eine

1) Der Brief ist der 26. unserer Sammlung (noch nicht publicirt).

2) Der Bischof Kalinski wurde nach Wiatka gebracht und nicht nach Taschkent. Aber darin hat der Briefsteller Recht, daß er diese Reise in wenigen Tagen gemacht hat, denn man gab ihm keinen Rasttag. Er fuhr bis Nischny Nowogrod mit der Eisenbahn

Verordnung erlassen, daß die Meßglocken, Monstranzen, Orgeln unnöthig seien, weil das Alles fremd sei. Auch verbot er den Geistlichen polnisch zu predigen. Später verabredete er mit der Regierung, daß den Pfarrern je 700 Rubel gezahlt werden sollten und jeder Dekan sollte das Geld vertheilen, dafür sollten aber die Orgeln entfernt werden.[1]) Da begannen die Gemeindevorsteher die Orgeln zu zerstören, und sie zum Bezirkshauptmann abzuliefern. Das dauerte von 1867 bis 1873. Man hat alle Orgeln, Meßglocken, Monstranzen und Kreuze hinausgeschafft und russische Ikonostassen aufgestellt.[2]) Es kamen, wer weiß woher, fremde Geistliche und begannen die Leute für Unterschriften zu fangen, wer aber nicht unterschreiben wollte, der wurde sofort unter Polizeiaufsicht gestellt und von dem Gemeindevorsteher oder von einem Gemeinderathe bewacht. Als nun das Jahr 1873 kam, da begannen sie schon mit einer Abtheilung Kosaken die Runde zu machen und zu Unterschriften zu zwingen. Da kam am 16. Dezember der Commandant der Ortsmiliz mit einer Abtheilung von 100 Kosaken zu uns, versammelte die ganze Gemeinde und begann sofort eine Untersuchung mit denjenigen, welche kleine Kinder hatten, indem er die Familien einzeln hervorrief: „Wirst du dein Kind taufen lassen?“ Einige haben es versprochen, aber drei von unserem Dorfe . . . . antworteten auf die Frage: „Wir wissen nicht, wo wir sie taufen lassen sollen“. Da befahl er sofort den Kosaken, diese drei zu fassen. Sie stürzten sich auch wie

---

und von da mit der „Kibitka“, einem Wagen, der vorne höher ist, so daß man nach vorne gebückt sitzen muß und die Füße nicht ausstrecken kann. Dabei fahren die Postpferde nur im Galopp. Die Verbannten nennen diese Fahrt eine Teufelserfindung. Cfr. „Nero's Zeiten“ l. c. S. LXXXV.

1) Durch eine kaiserliche Verordnung vom 18./30. Juni 1866 wurden die Gehälter der griechisch-katholischen Geistlichkeit auf 300 bis 500 Rubel normirt. Dabei wurde dem Bischofe das Recht genommen, die Pfarrer wegen eines Vergehens des Amtes zu entsetzen. Likowski (deutsch) II, 179.

2) Ikonostassen sind große Standbilder, welche vor der Kaiserpforte aufgestellt sind. Man kniet in der russischen Kirche vor ihnen hin, wogegen man bei der Elevation nur eine tiefe Verbeugung macht

milde Tiger auf dieselben, warfen sie zu Boden, einer setzte sich auf den Kopf, ein anderer auf die Beine und je drei, von beiden Seiten aufgestellt, hieben mit den Peitschen, ohne zu zählen. Dabei schrie der Commandant: „Hau zu! ich werde ihm zeigen, wo er taufen lassen soll!" Nach einer Tracht von Hieben, hieß er demjenigen Kosaken, der auf dem Kopfe saß, aufstehen und frug: „Nun hast Du's überlegt?" Der Aermste war wie im Feuer, antwortete aber doch: „Ich denke stets dasselbe!" Da befahl er dem Kosaken sich wieder auf den Kopf zu setzen, und so wurde das mehrmals wiederholt. Da ließ er endlich den Kosaken abtreten und begann den Mann mit Füßen zu treten und zu stoßen, wie ein schlechtes Vieh.[1]) Dann ließ er die Geprügelten in die Kanzlei abführen. Jetzt schrie er, wuthschnaubend wie ein Tiger, der ganzen Gemeinde zu: „Auf die Knie ihr . . . !"[2]) Da fiel die ganze Gemeinde . . ., welche von der unserigen vier Werst entfernt liegt, auf die Knie vor diesem Antichrist. Auch thaten es fünf von der unserigen Gemeinde, wir übrigen aber standen ruhig, wie am Rande des Grabes.

Als nun jene auf die Knie gefallen waren, da begann er ihnen folgende Fragen zu stellen: „Entsaget ihr dem römischen Papste, den Monstranzen, Meßglocken und allen lateinischen Gebräuchen?" Jene antworteten zum dritten Male: „Wir entsagen", immer noch auf den Knien. Da warnte er sie:

1) Nach einem anderen Briefe (Nr. 30), den ich am 22. Februar d. Js. erhalten habe, wurden auch Mädchen von 14 Jahren geprügelt. In dem Dorfe Kolembrody und in dem Städtchen Lomazy gaben zwei Männer unter den Knutenhieben der Kosaken den Geist auf. Einen traurigen Ruf in dieser Hinsicht haben sich durch ihre Grausamkeit vier Vorsteher der Kreise Konstantynow, Wlodawa, Radzyn, der Sohn des Gouverneurs von Siedlec und noch ein Kosakenoffizier erworben. Sie verdienen es wohl nicht, hier dem Namen nach erwähnt zu werden. Es geschah aber sehr oft, daß die Soldaten selbst mit Widerwillen das Gesicht von den mit Blut überlaufenen Opfern abwandten.

2) Die bei den Russen üblichen Schimpfworte und Flüche sind so obscön, daß sie sich gar nicht wiedergeben lassen.

„Ihr werdet von nun alle orthodoxen Gebräuche heilig halten; die Trauungen, Begräbnisse und Taufen in der Kirche vornehmen lassen! Habt Ihr's gehört?" Jene bejahten wieder dreimal. Da befahl er ihnen nach Hause zu gehen, näherte sich nun unserer Gemeinde und frug: „Und Ihr seid damit nicht einverstanden?" Wir antworteten alle einstimmig: „Nie werden wir damit einverstanden sein!" Da befahl er jene drei, welche blutig geschlagen waren, aus der Kanzlei herauszuholen, auf Wagen zu legen und sie nach dem Gefängniß abzuführen. Keiner von uns durfte ihnen nahen, um Abschied zu nehmen. Den Kosaken befahl er nun, unsere Häuser zu untersuchen und alles mitzunehmen, was sich vorfand: Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine, Hühner, Gänse, Enten, Brod. Und so wurden wir 25 Landwirthe durch acht Tage geplündert.

Am 26. December kam er wieder in unser Dorf mit einer Abtheilung von 100 Kosaken und hieß wieder die ganze Gemeinde zusammenkommen. mit Ausnahme jener fünf, welche bereits ihre Zustimmung gegeben hatten. Da begann er Einzelne zu fragen: „Wirst Du in die Cerkiew[1]) gehen?" Hier werde ich nun von mir selbst erzählen. Als er an mich diese Frage stellte, da antwortete ich: „Ja ich werde hingehen, wenn unsere alten Geistlichen und unsere früheren Gebräuche wieder da sein werden. Anders aber gehe ich um Alles in der Welt nicht hin!" Da schlug er mich in's Gesicht, daß mir in den Augen grün wurde und meine Mütze zu Boden fiel. Er befahl den Kosaken mich zu fassen, doch sie schlugen mich nicht. Auf diese Weise wurde die ganze Gemeinde ausgefragt und sechs von uns wurden sofort in's Gefängniß geführt."[2])

Diese Erzählung braucht keinen Commentar. Man sieht, daß bereits zwei Jahre vor der allgemeinen Apostasie (1875) die „Hartnäckigsten" entfernt wurden. Man hielt sie ein Jahr lang in den Gefängnissen von Biala, Siedlec,

---

1) So heißt die Kirche bei den Russen und bei den Ruthenen.

2) Von den neun hier erwähnten Personen sind sieben gegenwärtig am Uralgebirge. Wir haben deshalb ihre Namen und die Namen der beiden Gemeinden ausgelassen.

Brest u. a., welche vollgepfropft waren, so daß man Ställe und Scheunen mit Menschen anfüllte. Man lud sie jede Woche zweimal vor, um sie auszufragen, ob die furchtbarsten Qualen des Gefängnisses ihren Sinn nicht geändert hatten.[1])

Nach den Berichten des englischen Viceconsuls von Cherson, Webster,[2]) waren bereits früher schon ungefähr 20,000 Unirte nach Saratoff und anderen Provinzen deportirt worden; jetzt (1875) wurden 300 Personen nach dem Gouvernement Chersones und 300 Personen nach dem Gouvernement Ekaterinoslaw deportirt. Davon wußte auch übrigens Oberst Mansfield und berichtet darüber aus Warschau an Grafen Derby in London.[3]) Das bestätigt auch der Verfasser desselben Briefes, von dem wir eine Stelle oben angeführt haben, indem er schreibt: „Man hielt uns ein Jahr im Gefängnisse und jede Woche zweimal wurden wir wegen unserer Religion befragt. Im folgenden Jahre wurden wir, zu Weihnachten am 25. Dezember 1874, nach dem Gouvernement Chersones abgeführt. Es waren unser 267 Personen (darunter nur drei Weiber), aber 33 waren schon ein Jahr früher dorthin deportirt.“[4])

Der Aufenthalt in jenen südlichen Gouvernements war, verhältnißmäßig zu dem gegenwärtigen im Gouvernement Orenburg, noch erträglich zu nennen. Wohl aber suchte man ihn mit allen möglichen Mitteln unerträglich zu machen, um die Verbannten wo möglich zu „bekehren“. Vor Allem wurden sie jeden religiösen Trostes beraubt, und man hat ihnen sogar alle Skapuliere, Rosenkränze, Kreuze und Gebetbücher, welche sie von Hause mitgenommen hatten, ab=

---

1) Nähere Details darüber haben wir in den Briefen 21 und 26 unserer Sammlung (ungedruckt).

2) Documents off. l. c. S. 58—61, Nr. 21. Odessa, 29. Juni 1876.

3) Documents off. l. c. S. 56, Nr. 19. Warschau, 14. Februar 1876.

4) Am Pfingstfeste 1875 wurden 30 Personen von Biala nach Chersones deportirt. Das Namensverzeichniß dieser 30 Personen befindet sich in „Nero's Zeiten“ l. c. S. CXVII.

genommen, wobei auch manches, was sie an Geldvorrath besaßen, wegkam. In den ersten zwei Monaten ihres Aufenthaltes in der Verbannung bekamen sie 8 Kopeken (16 Pfennige) tägliches Zehrgeld, dann wurden sie aber gezwungen, sich durch Handarbeit zu ernähren. Bis zu dem russisch-türkischen Kriege durften sie in den Städten wohnen, dann aber befahl man, sie in verschiedenen Dörfern zu interniren. Die Bekehrungsversuche der verschiedensten Art wurden aber nie aus dem Auge gelassen. Interessante Details gibt darüber einer von denjenigen, welche dort in Verbannung gelebt haben. Er war am 10. Februar 1874 in's Gefängniß in der Stadt Siedlec geworfen und mit vielen Anderen am 25. December nach Chersones deportirt worden. Er schreibt unter Anderem:

„Ich war fünfmal nach Hause geflüchtet, wieder gefangen und zurückgeführt, vor hohe Behörden gestellt, in Gefängnisse eingesperrt worden. In Kiew hat man mich in alle russischen Kirchen geführt und gab mir einen halben Rubel täglich. Gespeist habe ich sogar mit Mönchen und Oberstlieutenants, da sie mich durchaus zu ihrem Glauben bekehren wollten. Darüber müßte ich ein ganzes Buch schreiben. Man versprach mir, daß meine Kinder nach Petersburg kommen und dort mit den Kindern des Zaren zusammen erzogen würden, wenn ich ihnen den orthodoxen Glauben anzunehmen erlaube.“ [1])

Die Bekehrungsversuche scheinen wirklich ganz fruchtlos gewesen zu sein, wenigstens haben wir in den Briefen nur einen einzigen Fall der Apostasie erwähnt gefunden. Deßhalb mußte auch ein solches Beispiel der Standhaftigkeit auf die Bevölkerung der Chelmer Diöcese, welche trotz ihrer amtlichen Bekehrung dennoch die entweihten Kirchen mied und bei dem neuen Popen keine geistliche Hilfe suchte, bestärkend wirken. Man versuchte also noch ein Mittel. Am 15. April 1887 wurde den im Chersoneser Gouvernement Internirten

---

1) Der Brief (Nr. 30) ist am 15. Mai d. Js. geschrieben (ungedruckt).

von den Gemeindevorstehern eine Verordnung verlesen, in der es hieß, daß ihnen allen freistehen sollte sich zu dem katholischen Glauben zu bekennen, sobald sie nur damit einverstanden wären, daß ihre Kinder den orthodoxen Glauben annehmen. Sie antworteten auf diesen Vorschlag: „Wir haben unsere Kinder auf keinem Marktplatze gekauft und werden sie auch an einen fremden Glauben nicht verkaufen".[1]) Da wurde ihnen eröffnet, daß sie sammt ihren Familien nach dem Orenburger Gouvernement transportirt würden. So lautete der allerhöchste Befehl vom 25. Februar 1887, auf Grund dessen 20 Verbannte aus Chersones und ihre Familien aus dem Gouvernement Siedlec nach Orenburg übersiedelt werden sollten.[2]) Die Gemeindevorsteher konnten nur berichten, daß

1) Brief (Nr. 21) vom 21. Februar d. Js. und (Nr. 26) vom 15. April d. Js.

2) Wir geben hier dieses Document als Muster des russischen Kanzleistyles in wörtlicher Uebersetzung (nach Dziennik Poznanski Nr. 171, d. 28. VII. 1889): „In Folge des Einvernehmens des Generalgouverneurs von Warschau mit dem Minister des Inneren in Betreff der Nothwendigkeit einer Deportation nach dem Orenburger Gouvernement zwanzig im Widerstande verbleibender Familien der gewesenen Unirten in dem Gouvernement Siedlec, zusammen mit ihren Familienhäuptern, welche im Jahre 1875 nach den Gouvernements Chersones und Ekaterinoslaw deportirt worden sind: in Vertretung des Ministers des Inneren benachrichtigte sein Gefährte, der Senateur Plewe, in dem Schreiben vom 7. März d. Js. Nr. 2818 den General-Adjutanten Hurko von dem allerhöchsten Befehle d. d. 25. Februar, von der Uebersiedelung jener zwanzig Familien der gewesenen Unirten des Gouv. Siedlec nach dem Kreise Tschelabinsk, im Orenburger Gouv. und gleichzeitig von der Deportation nach dem Kreise Tschelabinsk jener Familienhäupter, bei denen es sich nöthig zeigen wird. — Außerdem fügte der Senateur Plewe hinzu, daß dieser allerhöchste Befehl dem Minister der Staatsdomänen mitgetheilt worden ist, auf daß er den Deportirten fiskalische Grundstücke im Kreise Tschelabinsk anweise, und daß das Haupt-Gefängnißamt von der Deportation der Unirten auf Staatskosten benachrichtigt worden sei."

die Familienhäupter im Gouvernement Chersones gar keine Lust zeigten sich zu bekehren, und so wurde der kaiserliche Befehl genau ausgeführt.

Die Familien der in Chersones Internirten wurden nun vor den Gouverneur nach Siedlec berufen und befragt, ob sie nicht Willens seien, den orthodoxen Glauben anzunehmen, widrigenfalls ihrer eine Verbannung nach Orenburg warte. Ihre Antwort lautete einstimmig: „Wenn Ihr uns auch wegnehmet, werden wir unseren Glauben doch nicht ändern!“ Der Gouverneur hat auch wohl kaum eine andere Antwort erwartet, denn während der langen Zeit hatte man die verschiedensten Bekehrungsmittel bereits fruchtlos angewendet. So schreibt darüber einer von den Unglücklichen:

„Im Anfange dieser Verfolgung wurde unser - ältester Bruder verhaftet, und nachdem er ein Jahr im Criminalgefängniß in Biala geschmachtet, wurde er mit vielen Anderen nach Chersones deportirt (1874). Wir jüngeren Brüder blieben zu Hause, denn jeder von uns hatte sein eigenes Haus und Ackerwirthschaft. Und man hat uns auf verschiedene Art geplagt, durch Exekutionen, Contributionen und ungerechte Rechtssprüche ausgeplündert. Die Eheleute sollten durchaus auseinander gehen, oder die Trauung noch einmal in der Cerkiew

---

„In Folge dessen ersucht mich der General-Gouverneur von Warschau, diesen allerhöchsten Entschluß in Betreff der in diesem Jahre stattfindenden Uebersiedelung der Familien der gewesenen Unirten im Gouvern. Siedlec allen Familienhäuptern, welche im Gouvern. Chersones unter Polizeiaufsicht stehen, bekannt zu geben, damit sie Zeit haben wegen ihrer Fehler in sich zu gehen und mit ihren Familien, welche im Gouvern. Siedlec wohnen, sich zu verständigen. Das Verzeichniß derjenigen Familienhäupter, welche nach dem Orenburger Gouvern. geschickt werden sollen, wird in der nächsten Zeit mitgetheilt werden.“

„Indem ich Sie davon behufs der schleunigsten und genauesten Ausführung dieser Verordnung in Kenntniß setze, bitte mir über das Resultat so schnell als möglich zu berichten.“ Gezeichnet „Gouverneur Erdeli“.

erneuern, was wir nicht thun wollten, so bestraften sie mit 50 Rubel und zogen die Strafe ein. Ebenso straften sie für eine Taufe oder ein Begräbniß, wenn es ohne ihre Popen geschah." [1])

Dieser Umstand, daß sich das Volk heimlich durch Missionäre trauen ließ, wurde nun bei der Deportation zu einer neuen unmenschlichen Maßregel ausgenutzt. Da man die sogenannten „Krakauer Trauungen" [2]) als rechtmäßig nicht anerkannte, so wurden jetzt solche Eheleute von einander getrennt, so daß die Männer ohne ihre Frauen, oder auch umgekehrt, in die Verbannung geschickt wurden. [3])

VI. Der erste Transport der Verbannten nach Orenburg.

Um die Mitternacht am 8. Juni 1887 wurden 20 Familien in ihren Häusern verhaftet. Drei Bezirkshauptleute gingen unter Begleitung der Gemeindevorsteher und einer Abtheilung Soldaten in die Dörfer. Die Wohnhäuser wurden sofort besetzt und die Aermsten erhielten den Befehl, sich auf den Weg zu machen. Während sie sich ankleideten, wurden die hl. Bilder, vor allen aber das Bild des hl. Vaters, von den Wänden gerissen und mit Füßen getreten, die

---

1) Brief (Nr. 18) vom 28. Dezember 1889.

2) Man nennt sie deshalb „Krakauer Trauungen", weil sie zu Krakau in die Matrikelbücher der Pfarrkirche zu Allen Heiligen eingetragen wurden. Näheres darüber darf man hier gegenwärtig noch nicht angeben.

3) Dieses Mittel bewährte sich auch in Einem Falle; denn eine nach Orenburg deportirte Frau fühlte sich dort so verlassen und unglücklich, daß sie ihren Mann, der zu Hause gelassen worden war, flehentlich bat, zu ihr zu kommen. Er bekam den Reisepaß nur unter der Bedingung, daß er dort die Trauung bei einem russischen Popen erneuern werde. Sie thaten es und erhielten auch gleich die Erlaubniß, zurückzukehren, aber nun wurden sie angehalten, bei den Popen auch zu beichten, weil sie doch als Orthodoxe angesehen wurden. (Brief Nr. 35 vom 18. Juli 1890.)

Gebetbücher und andere Devotionsgegenstände confiscirt und in einen Sack gesteckt. Kein Mensch durfte den Gefangenen nahen, auch von den nächsten Verwandten durften sie nicht Abschied nehmen. Ihr Mobiliar und das ganze Vermögen wurde verkauft und das Geld wanderte in den Staatssäckel. [1])

Diese Familien zählten 130 Personen, kleine Kinder mitgerechnet. Sie wurden alle in dem Gefängniß zu Biala eingesperrt, wo man sie einer Revision unterzog und ihnen die Rosenkränze, Skapuliere und dergleichen wegnahm. Man versuchte ihren Muth wankend zu machen, indem man ihnen die furchtbaren Strapazen der Reise und die trostlose Lage in der Verbannung vorhielt. [2])

Am nächsten Sonntag Nachmittags wurden sie in Ketten geschlagen, unter Militärbedeckung nach dem Bahnhofe in Biala geführt. Eine unzählbare Menschenmenge leistete ihnen das Geleite, unter lautem Weinen und Schluchzen, denn viele kamen aus den Dörfern, um sie noch einmal zu sehen. Doch ihnen nahen durfte Niemand. Sie wurden in sogenannte „schwarze Wagen", welche mit Eisengittern versehen sind, eingeschlossen. Von dort streckten sie ihre in Eisen geschlagenen Hände ihren Freunden entgegen. Die Abschiedsworte eines dieser Unglücklichen mögen hier wörtlich angeführt werden, weil sie unwillkürlich an die Abschiedsrede des hl. Gregor von Nazianz erinnern, welche er in Constantinopel hielt.

„Wir riefen: leb wohl, du heilige polnische Erde, du theueres Vaterland! welches uns von unserer Geburt an wie auf den Händen getragen, und einer Mutter ähnlich durch deine Früchte genährt hast! Wir danken dir für alles Wohlergehen, denn nun müssen wir von dir scheiden und in fremdes, unbekanntes Land gehen! Leb wohl du heilige Kirche, du theuere und liebevolle Mutter! Wir danken dir, daß du uns gnädig in deinen heiligen Schooß, unter deinen mütterlichen Schutz

1) Brief (Nr. 19) vom 22. Dezember 1889
2) Brief (Nr. 34) vom 18. Juli 1890 (ungedruckt).

aufgenommen hast! Lebt wohl, ihr geistlichen Väter, wir danken euch für die Gnade des heiligen Glaubens, die wir durch euere Hand in der hl. Taufe empfangen haben und die durch eueren Mund mit den süßen Worten der Lehre bestärkt worden ist. Lebt wohl, ihr Brüder und Schwestern, Verwandte und Bekante! Gott vergelt's euch, daß ihr zum Abschiede hierher gekommen seid!" [1])

Das Schmerzlichste bei dieser Deportation war der Umstand, daß mit den Unirten zugleich allerlei Diebe und Mörder, welche nach russischem Gebrauch den Kopf und den Bart zur Hälfte geschoren hatten, in dieselben Wägen eingeschlossen wurden. Von diesem Gesindel hatten sie auch unterwegs viel auszustehen. Sie kamen mit der Bahn nach Smolensk, wo sie vier Tage im Gefängnisse blieben. Sie wurden hier einer neuen Revision unterzogen, wobei ihnen auch das abgenommen wurde, was man ihnen in Biala noch etwa übriggelassen hatte. Von Smolensk fuhren sie nach Moskau, wo sie im Gefängnisse mit vielen anderen Verbrechern, unter den schrecklichsten Qualen, acht Tage zubringen mußten. Vor Allem wurden sie wieder einer Revision unterzogen und zwar in der Weise, daß sie alle ohne Ausschluß der Weiber nackt ausgezogen wurden. [2]) Von Moskau fuhren sie mit der Bahn nach Nischny Nowogrod und weiter mit einem Dampfer den Wolgastrom abwärts. Dann fuhren sie auf dem Nebenflusse Kama bis zur Stadt Perm. Während dieser Schiffahrt, welche fast sechs Wochen dauerte, wurden alle wegen des ungesunden Klima's krank. Von Perm fuhren sie mit der neuen Eisenbahn, welche zwischen dem Uralgebirge führt, bis zur Stadt Ekaterinburg. Hier begruben sie drei von den Ihrigen „mit römischen Worten" auf dem für Verbrecher bestimmten Kirchhofe, um sie nicht auf dem

---

1) Brief (Nr. 34) vom 18. Juli 1890.

2) Brief (Nr. 6) ohne Datum 1888 und Brief (Nr. 19) vom 22. Dezember 1889 (beide gedruckt).

schismatischen Kirchhofe zu begraben. Von Ekaterinburg gingen sie bis zur Stadt Tschelabinsk, 220 Werst, zu Fuß und machten diese Strecke in elf Tagen. Nach einem Rasttage fuhren sie mit Wagen zum Dorfe Butersk,[1]) wo für jede Familie 10 Morgen Acker angewiesen waren.

Das für sie bestimmte Land anzunehmen, schien den Verbannten ebensoviel, als ein für alle Mal auf das Recht auf ihr Eigenthum im Vaterlande und auf die Rückkehr zu verzichten. Sie wollten aber auch nicht zu jener Kategorie von Verbrechern gezählt werden, welche aus Rußland in entlegene Provinzen als Colonisten entsendet werden. Deshalb wollten sie um keinen Preis die Grundstücke annehmen. Vorläufig drang man auch nicht darauf, und während der ersten Zeit bekamen sie dort Zehrgeld und Quartier, da man inzwischen für sie gemeinschaftliche Wohnungen auf jenen Grundstücken baute.

Am 13. Juni 1888 wurden sie aber aus den ihnen bis jetzt gewährten Quartieren mit Gewalt hinausgeworfen, ihre Sachen wurden auf Wagen geladen und nach jenen neuen, für sie gebauten Wohnungen gebracht. Sie selbst aber wollten nicht hin, und als man sie zwingen wollte, da warfen sie sich auf die Erde. Als nun die Ortsmiliz, deren 80 Mann zur Hand waren, sie mit Gewalt fortschaffen wollten, da umarmten sie sich gegenseitig und lagen unbeweglich auf dem Boden. Inzwischen war eine große Menschenmenge

---

1) Die Stadt Tschelabinsk liegt jenseits (östlich) des Uralgebirges, also in Asien. Das Dorf Butersk liegt dicht am Flusse Mijas, einem Nebenflusse des Issela, welcher in den Tobola mündet. Dieser aber ist ein Nebenfluß des Ob, welcher in das Eismeer mündet. Das Dorf gehört zum Gemeindeverbande Iwankowa und liegt unweit der Grenze des Gouvernements Perm und des sibirischen Gouvernements Tobolsk, in einem Winkel, welchen die Grenzen der beiden Gouvernements hier bilden. Deshalb haben sie die nächste Poststation in der Stadt Schadrinsk, welche im Gouv. Perm liegt.

zusammengekommen und es entstand ein Zetern und ein Geschrei, daß sechs Weiber ohnmächtig wurden. Da der Gemeindevorsteher[1]) sah, daß er nichts ausrichten könne, schrieb er eine Meldung an den Bezirkshauptmann in Tschelabinsk und fuhr nach Hause, aber zwölf „Rädelsführer" unter den Unirten nahm er gefangen. So blieben nun die Aermsten acht Tage lang unter freiem Himmel, von 40 Mann Ortsmiliz bewacht. Es wurde unter 15 Rubel Strafe verboten, für sie Brod zu backen oder sie in ein Haus aufzunehmen.

Endlich kam der Bezirksvorsteher mit einigen hundert Beamten, Polizeidienern und Ortsmiliz, ließ die Unirten binden und auf Wagen legen, wobei man sie derart mißhandelte, daß alle bluteten und ein Weib den Geist aufgab.[2]) So wurden sie vor die neuen Wohnungen gebracht und hier verlas ihnen der Bezirksvorsteher eine Hausordnung, worin für jede Familie ein bestimmtes Zimmer angewiesen war. Dabei wurde aber bemerkt, daß derjenige, welcher zuerst hineingehen werde, sich ein besseres Zimmer nach Belieben wählen könnte. Die einzelnen Zimmer wurden auch mit Tafeln und Namensaufschriften der Verbannten versehen. Doch diese lagen alle unbeweglich auf der Erde, wie sie von den Wagen abgelagert waren, und keiner von ihnen rührte sich. Nun wußte auch der Bezirksvorsteher keinen Rath und fuhr nach Hause. Da standen sie alle auf und machten sich davon. Man ließ sie sofort zurückführen und stellte fünfzig Mann Ortsmiliz zu ihrer Bewachung auf. Das dauerte 14 Tage, bis die Miliz des Dienstes überdrüssig wurde und nach Hause ging. Da machten sich die Verbannten wieder auf und gingen fort. Sie waren schon an den Fluß

---

1) In jener Gegend gehören einige 20 Dörfer zu einem Gemeindeverbande, an dessen Spitze ein Gemeindevorsteher (Stanowy) steht.

2) Sie hieß Rosalie Wawrynink. Als sie besinnungslos zur Erde fiel, ließ sie der Bezirksvorsteher mit Nesseln auf die Füße streichen, aber dieser Belebungsversuch mißlang.

Mijas gekommen, als die Ortspolizei ihnen zuvorkam und die Brücke abbrach. Die Männer wurden nun wieder gebunden, auf Wagen geladen und nach Butersk zurückgebracht, die Weiber und Kinder kamen ihnen nach.

Da kam endlich der Gouverneur von Orenburg selbst und sprach zu den Leuten: „Ihr habt den Gouverneur sprechen wollen, hier bin ich!“ Da fielen sie auf die Knie und riefen: „Wofür werden wir so gemartert?“ Jener aber antwortete: „Das wißt ihr selbst und ich weiß es auch, aber sonst darf kein Mensch es wissen.“ „So tödtet uns lieber,“ antworteten die Verbannten, „oder schickt uns in die Katorgi!“[1]) „Ihr habt hier Katorgi genug,“ sagte der Gouverneur, „denn ihr werdet hier auch verkümmern. Ihr macht uns mehr zu schaffen als die ganzen Polen, und es war uns leichter, Plewna zu nehmen, als eueren Widerstand zu brechen.“ Damit ging er.

So hatten die Aermsten vom 13. Juni bis zum 8. September (1888) unter freiem Himmel in der größten Noth gelebt. Sie hatten sich anfangs Leinwandzelte aufgestellt, aber diese wurden von der Polizei verbrannt. Das Leben fristeten sie nur von dem Almosen, welches ihnen die Einwohner jener Gegend aus Mitleid hin und wieder gaben. Kein Wunder also, daß zwölf Personen während der Zeit am Hungertyphus starben. Sie wurden von ihnen, ohne Beistand der Popen, mit „römischen Worten“ begraben.

Als aber der Winter kam, wurden sie in neun verschiedenen Gemeinden, in einzelnen Dörfern, auf die Weise untergebracht, daß jede Familie wenigstens 30 Kilometer von der anderen entfernt wohnte.[2]) Den ganzen Winter hin-

1) Katorgi heißen die Zwangsarbeiten in den Bergwerken Sibiriens, zu welchen allerlei Verbrecher, aber auch die politischen, verurtheilt werden.

2) Die einzelnen Details sind aus den Briefen Nr. 6 und 19 (welche bereits publicirt sind) und aus dem Briefe Nr. 27 vom 22. Februar 1890 (noch nicht gedruckt).

durch und die erste Hälfte des Sommers bis zur Erntezeit lebten sie nun wieder vom Almosen, da aber das Volk dort sehr arm ist, und in den letzten fünf Jahren Mißernte war, so war auch selbstverständlich die Noth der Verbannten um so größer. Die Ernte im vorigen Jahre (1889) war aber ausnahmsweise günstig und so konnten auch die Unirten bei Feldarbeiten etwas verdienen, und damit fristeten sie sich den letzten Winter (1890). Doch dieses Jahr ist wieder sehr schwer, denn bis Pfingsten dauerte die Kälte und als es mit dem 13. Juni wärmer wurde, war die Witterung sehr trocken, so daß die Sommersaaten nicht aufkamen. Sie leben also wieder von Almosen. Einige von ihnen gingen in den Dienst, was ihnen um so schwerer fällt, als das dortige Volk keinen Sonn- und Feiertag heilig hält. Diejenigen aber, welche kleine Kinder haben, leiden eine noch größere Noth und können auch nichts durch Arbeit verdienen. Zehn Kinder sind unter ihnen, welche noch nicht getauft sind.[1])

In diesem Jahre wollte man ihnen ein Zehrgeld von fünf Kopeken geben, wobei aber für Kinder und über sechszig Jahre alte Personen nichts angewiesen war. Man verlangte dafür Unterschriften. Da sie nun seit zwanzig Jahren mit Unterschriften geplagt werden, so fürchteten sie auch hier einen Hinterhalt und wollten lieber auf das Zehrgeld verzichten.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

---

1) Brief Nr. 33 vom 26. Juni 1890 (nicht gedruckt).

LXV.

Luis Mendez de Quijada.

(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)

IV. Don Juan de Austria und Don Carlos.

Mit dem Tode des Kaisers begann für Quijada eine Zeit angestrengter Arbeit, da er das ganze Haus aufzulösen hatte. Zugleich hatte ihm Karl den letzten Beweis der Liebe und des Vertrauens gegeben: er ernannte ihn und P. Regla zu Testamentsvollstreckern. Nicht nur überließ Karl Vieles in Bezug auf Almosen und dgl. seinem Ermessen, sondern er sprach ihm auch noch einmal seinen Dank für die langen treuen Dienste aus: „Ich bitte und beauftrage ernstlich den König, meinen Sohn, daß angesichts der vielen Jahre, die mir Luis Quijada, mein Mayordom, treu gedient, und der Bereitwilligkeit und Liebe, die er gezeigt, als er auf meinen Wunsch mit seiner Frau und seinem Haushalte hierher kam, ungeachtet der sich ihm darbietenden Unbequemlichkeiten und des geringen Lohnes, der ihm für alles das von mir zu Theil wurde, daß er ihm das von mir vermachte Geld auszahle und Luis Quijada in gutem Gedächtniß behalte, um ihn zu belohnen und zu ehren. Denn außer daß dieser es so sehr verdient hat, wird der König, mein Sohn, mir dadurch wegen der Liebe und Geneigtheit, die ich für ihn (Quijada) hatte, Freude machen.“ Später nennt ihn der Kaiser an der Spitze derjenigen, die er besonders bedenkt,

und bestimmt ihm 4000 Dukaten jährlich und auf einmal 750,000 Maravedi's und betont dabei wieder die Liebe, die ihm der Treue dadurch gezeigt, daß er seine Frau nach Cuacos gebracht habe und überhaupt bei ihm geblieben sei.

Während er noch in Yuste beschäftigt war, starb die Königin von Ungarn in Cigales, was ihn ungemein schmerzte. „Den Tod ihrer Majestät der Königin von Ungarn habe ich tief gefühlt, wie begreiflich," schreibt er am 24. Oktober.[1] „Sie selbst wird uns Allen sehr fehlen, und besonders auch ihr weiser Rath, welcher dem Könige in dringenden Fällen eine große Hilfe sein könnte. Es ist sehr traurig, daß in acht Monaten drei Geschwister gestorben sind, die größten Fürsten der Christenheit; weil es aber Gott so gefällt, geschehe sein Wille."

Im Dezember verließ er mit seiner Familie Yuste und kehrte über Valladolid nach Villagarcia zurück, wo er sich ungestört der Erziehung D. Juan's de Austria widmete, der, damals beinahe 14 Jahre alt, ein sehr lebhafter Knabe war.

Es fing nun an sich das Gerücht zu verbreiten, der sogenannte Hieronymus sei der Sohn Kaiser Karls, so daß Quijada endlich nichts mehr übrig blieb, als die Wahrheit der Sache einzugestehen. Bei einem Auto-da-Fé in Valladolid sah die Regentin D. Juana zum ersten Male den schönen, blonden Knaben, der sie so lebhaft an ihren Vater erinnerte, daß sie ihn ungeachtet aller Etiquette umarmte und küßte.[2]) D. Maddalena schrieb Quijada, der gerade abwesend war, welche Freude die Infantin an dem Kinde gehabt habe. Er sprach ihr seine große Befriedigung aus, daß sie ihn dahin gebracht, weil es die Tochter seines kaiserlichen Herrn erfreut habe. Von da an begannen Quijada und seine Frau ihren Zögling mit mehr Respekt zu behandeln.

---

1) Gachard, Retraite et mort, I. 439.

2) V. d. Hammen, Don Juan de Austria, 23 b.

Niemals setzte er seinen Hut in der Gegenwart des Knaben auf; sie ließ ihn stets auf dem Ehrenplatz sitzen und erhöhte die täglichen Almosen von einem halben Real auf einen Thaler.

Nicht lange nachher schrieb König Philipp an Quijada, daß er den Knaben kennen lernen und ihm eine Stellung geben wolle, und er ihn deßhalb am Lukastage (18. Oktober) nach dem eine Meile von Villagarcia gelegenen Kloster S. Pedro de la Espina bringen solle; er, der König, wolle sie dann im Walde auf der Jagd treffen. Quijada[1]) forderte alle seine Lehnsleute dazu auf, ihm auf die Jagd des Königs zu folgen. Er ließ sein bestes und schönstes Pferd elegant aufgezäumt für sich und ein geringes für D. Juan vorführen, und als Alles bereit war, ging er noch einmal in den Saal, wo sich D. Maddalena gerade aufhielt, und enthüllte ihr das ganze Geheimniß, welches er acht Jahre vor ihr verborgen hatte; dann aber eilte er, ohne eine Antwort abzuwarten, in den Hof und ritt mit D. Juan und seinem Gefolge in den Wald, wo sie nach etwa einer Meile einem Reitknecht begegneten, der ein sehr schönes Pferd führte. Quijada saß ab und befahl seinem Zögling, dasselbe zu thun. Dann kniete er vor dem erstaunten Knaben nieder, und bat ihn darum, seine Hand küssen zu dürfen, indem er ihm sagte, er werde es bald vom König selbst erfahren, warum er das thue, und solle das schöne Pferd besteigen, das der Stallknecht ihm vorführte. D. Juan[2]) war buchstäblich starr über die Worte seines Pflegevaters, wußte nicht, ob er wache oder träume, reichte ihm weder seine Hand, noch setzte er den Fuß in den Bügel, bis Quijada darauf bestand, daß er aufsäße. Da kam er wieder zu sich, ließ sich die Hand küssen, sagte aber dann mit einer gewissen Großartigkeit: „Nachdem Du mir die Hand küssen willst, kannst Du mir auch den Bügel halten!“ Sie ritten

---

1) Villafañe l. c. 50.

2) ib. 50, und V. d. Hammen, 27.

nun ein Stück weiter, bis sie sich einer Gruppe von Edelleuten gegenüber sahen. Quijada hielt wieder an, stieg vom Pferde und sagte D. Juan, dasselbe zu thun. Da kam ein kleiner, schmaler, blonder, blasser Mann mit grauen Augen, schwarz gekleidet, auf sie zugeritten und hielt sein Pferd einige Schritte vor ihnen an. „Kniee nieder," sagte Quijada, „und küsse die Hand Seiner Majestät!" Als der Knabe dies gethan hatte, frug ihn der König: „Weißt Du, wer Dein Vater war?" worauf dieser sich hülfesuchend nach Quijada umsah, ohne ein Wort hervorzubringen.

Philipp saß ab, umarmte den erstaunten D. Juan und sagte ihm, Karl V. sei sein Vater gewesen und er fühle sich verpflichtet, ihn als Bruder anzusehen. Dann stiegen sie Alle wieder zu Pferde und zogen in Valladolid ein, wo D. Juan fortan in einem für ihn eingerichteten Hause mit seinen Pflegeeltern, denen er von nun an die Namen „Onkel" und „Tante" gab, wohnte. Von jetzt an wurde er auch nicht mehr Hieronymus genannt und bekam einen eignen Hausstand, dem als Ayo oder Erzieher Quijada vorstand.

Zwei Jahre später (1561) zog dieser mit ihm nach Alcalá de Henares, wo D. Juan mit Don Carlos und Alexander Farnese zusammen auf der Hochschule studirte. Quijada war aber noch in einer andern Stellung dort, denn der König hatte ihn nach dem Tode des Kaisers zum Oberstallmeister seines Sohnes ernannt. „Indem ich mich daran erinnere," hatte er ihm bei der Gelegenheit geschrieben, „wie gut und treu Sie Seiner Majestät und mir gedient haben, und weil mir daran liegt, einen Mann von Ihren Verdiensten und Eigenschaften zum durchlauchtigsten Prinzen, meinem Sohne, zu bringen, habe ich beschlossen, Ihnen das Amt eines Oberstallmeisters bei ihm zu geben."[1])

Im April 1562 stürzte dort Don Carlos bei einem Liebesabenteuer[2]) eine halbverfallene Treppe hinab. Auf

1) Gachard, Don Carlos et Philippe II., I. 155.
2) ib. II. 72.

sein Geschrei eilten D. Garcia de Toledo, sein Erzieher, Luis Quijada und einige Diener herbei, um ihn aufzuheben. Sie fanden eine Wunde am Kopfe und riefen sofort den Chirurgen des Königs, Daze, welcher an der linken Seite des Hinterkopfes eine Wunde in der Größe eines Daumennagels constatirte. Als Daze die Wunde verband, verursachte er dem Prinzen etwas Schmerz, worüber dieser sich beklagte. Quijada, fürchtend, dies könne den Arzt bestimmen, in der Behandlung einzuhalten, sagte diesem: „Behandeln Sie Seine Hoheit nicht als Prinzen, sondern als Privatmann!“ Keiner von ihnen ahnte, daß diese Verletzung die Ursache der Geistesumnachtung des unglücklichen Thronerben und dadurch der Anfang einer erschütternden Familientragödie sein würde, wie sie die Welt selten gesehen hat: der Sohn, der im wahnsinnigen Hasse gegen den Vater und König sich verschwört, und der Vater, der als König den Sohn wie einen Staatsverbrecher behandelt! Jetzt war Alles noch vom Schleier der Zukunft bedeckt und Philipp eilte, als er bedenkliche Nachrichten vom Befinden seines Sohnes erhielt, mit dem Herzoge von Alba nach Alcalá. Es sei ein Schauspiel gewesen, daß Steine hätten weinen können, schreibt ein Florentiner Gesandter, den König zu sehen, wie er mit Thränen in den Augen unausgesetzt seinen einzigen Sohn mit der größten Sorgfalt gepflegt habe. Auch D. Garcia de Toledo sorgte mit großem Eifer für seinen Zögling, während Quijada den Enkel seines kaiserlichen Herrn mit einer Aufopferung pflegte, daß sein Leben in Gefahr kam.[1])

D. Carlos erlangte für den Augenblick die Gesundheit wieder, und verfaßte zwei Jahre später sein Testament, in dem er Quijada, den er zum Testamentsvollstrecker ernannte, so erwähnt, daß man daraus sein vertrautes Verhältniß zu ihm sehen kann: „Ich hinterlasse Luis Quijada, meinem Oberstallmeister, alle mir gehörigen Sachen, die er

1) ib. I. 80.

hat oder am Tage meines Todes haben wird, ohne daß er Rechenschaft davon abzulegen brauchte. Ich hinterlasse ihm außerdem alle Geschütze, die ich im Alcazar von Segovia unter Aufsicht des Grafen von Chinchon, Commandanten des Alcazar, und seines Stellvertreters besitze, denen ich befehle, sie ihm auszuliefern" . . . Im selben Jahre starb der Erzieher des Prinzen, D. Garcia de Toledo, und Quijada vertrat seine Stelle, bis der König, der sich schon mehrmals über Unbotmäßigkeiten seines Sohnes zu beklagen gehabt hatte, glaubte, für diese Stelle keinen Besseren finden zu können, als seinen Jugendfreund Ruy Gomez, der aber gerade in dieser Stellung der böse Dämon Philipp's wurde. Zugleich ernannte er Quijada zum Mitgliede des Staatsraths und zum Comthur von Calatrava und verlieh ihm die Einkünfte des Moralordens.

Die Sitzungen des Staatsrathes wurden meist in einem Zimmer des Königs oder Ruy Gomez' abgehalten.[1]) Der Staatsrath war in zwei Parteien getheilt, in die des Ruy Gomez und die des Herzogs von Alba. Quijada hielt es mit Ersterem und war ihm in inniger Freundschaft verbunden. „Ruy Gomez," schreibt Soriano[2]), „genießt mehr Ansehen beim König, der Herzog von Alba hat mehr Erfahrung." „Obgleich," berichtet Tiepolo,[3]) „Ruy Gomez öffentlich nicht mit dem Herzog streiten will, so ist er ihm im Geheimen nichts desto weniger in Allem entgegen."

Nach der Genesung des Prinzen, im Jahre 1562, waren er und seine beiden Gefährten von Alcalá fortgezogen und hielten sich an verschiedenen Orten auf. Quijada wohnte meist mit D. Juan zusammen. In Madrid brach 1562 in dem Hause, das Quijada mit seiner Frau und seinem Pflegesohne bewohnte, Feuer aus. Zum zweiten Male entschloß

1) Fr. Badoer, Relaz. Ven. 1, III, 240.
2) Mich. Soriano ib., 381.
3) Paolo Tiepolo Rel. Ven. 1, V, 71.

verrieth dem Könige den verrätherischen Plan seines Sohnes, woraufhin dieser sofort vom Escurial nach Madrid kam.

Am 19. Januar 1568 bestellte er Ruy Gomez, den Herzog von Feria, den Prior D. Antonio und Luis Quijada zu sich auf 11 Uhr Abends und, wie eine gleichzeitige Quelle sagt,[1]) sprach zu ihnen, „wie noch kein Mensch sprach". Dann ging er mit ihnen, D. Pedro Manuel und D. Diego de Acuña, hinunter in die Wohnung des Prinzen. Zwei Kammerdiener mit Hämmern und Nägeln, wie auch der Lieutenant und zwölf Leute von der Wache folgten. Feria trug ein Licht vor dem Könige her, welcher einen Panzer unter den Kleidern und einen Helm angelegt hatte. Sie drangen in das Gemach des Prinzen ein, Philipp versteckt hinter den Andern, welche D. Carlos die Waffen, die dieser am Bett hatte, wegnahmen. Der Prinz erwachte, erschreckt über die vielen Menschen, und frug, wer da sei. „Der Staatsrath," sagte Einer von ihnen. In diesem Augenblicke trat Philipp vor. „Was ist das?" rief der unglückliche Prinz. „Will Ew. Majestät mich tödten?" Der König versicherte ihm, er wolle nur sein Bestes, und ließ die Fenster vernageln. Dann rief er Feria, Ruy Gomez und Quijada herbei und sprach zu ihnen: „Ich gebiete euch, über die Person des Prinzen zu wachen, ohne meinen Befehl nichts zu verändern. Ich verlasse mich auf die Treue, die ihr mir geschworen habt." Dann wurden die Papiere des Prinzen in einer eisernen Cassette in das Cabinet des Königs getragen. Philipp unterwarf sie mit seinen Begleitern einer genauen Untersuchung. Sie fanden außer vielen Briefen eine Liste, die sich der unvorsichtige D. Carlos angelegt hatte, die, von seiner eignen Hand geschrieben, auf der einen Seite die Namen seiner Freunde enthielt, darunter den der Königin Elisabeth, D. Juans de Austria, Luis Quijadas, auf der andern aber die Namen seiner Feinde, die er bis zum

1 Gachard, D. Carlos et Philippe II., II, 478, 680.

Tode verfolgen wolle; oben an fand Philipp seinen eignen Namen, den von Ruy Gomez, von dessen Frau, vom Herzog von Alba und Andern. In derselben Nacht übernahmen Feria, Lerma und Mendoza die Wache bei D. Carlos, während in der folgenden Ruy Gomez, der Prior D. Antonio und Quijada dieses Amt ausübten. Wenn Einer von ihnen in das Zimmer des Prinzen ging, mußte er vorher auf Befehl des Königs Degen und Dolch ablegen.

Am folgenden Tage wurden beinahe alle Obengenannten von D. Carlos getrennt, und außer Lerma und Ruy Gomez ihm neue Edelleute zugetheilt, u. a. ein Sohn des hl. Franz von Borja. Auch Quijada wurde entlassen und man glaubte, er sei wegen seiner Anhänglichkeit an D. Carlos in Ungnade gefallen, aber der König ernannte ihn im Mai desselben Jahres zum Präsidenten des Rathes von Indien. „Angesichts Ihrer Klugheit, Tüchtigkeit und Erfahrung," schrieb der König, „und weil wir es für unsern Dienst und für die gerichtlichen und geschäftlichen Angelegenheiten des Rathes von Indien so für gut halten . . . ist es unser Wille, daß Sie, Luis Quijada, Mitglied unseres Staatsrathes . . . Präsident des besagten Rathes an Stelle des D. Francisco Tello de Sandoval seien." Der Prinz vergaß seinen Freund nicht, denn als er im Juli ein neues Testament machte, hinterließ er ihm ein Andenken, und am 24. Juli beschloß der unglückliche Enkel Karl's V. sein kurzes Leben.

Am 3. Oktober starb die Königin Elisabeth von Valois, Philipp's dritte Gemahlin, welche keinen Sohn, sondern nur zwei Töchter, Isabella Clara Eugenia und Katharina hinterließ. Die Beiden waren ganz klein, als sie ihre Mutter verloren, Katharina erst ein Jahr, da sie am 10. Oktober 1567 geboren war. D. Juan de Austria trug sie wie ihre ältere Schwester zur Taufe in die Kapelle und auch Quijada wohnte der hl. Handlung bei. Am 4. Oktober wurde die Leiche der Königin in die Kirche der unbeschuhten Carmeliterinen übertragen, an welchem feierlichen Zuge neben vielen andern

Großen und Edelleuten auch Luis Quijada theil nahm. Er schien dazu bestimmt zu sein, stets Freud' und Leid seiner Könige zu theilen!

Quijada war aber nicht blos der treue Diener seines Herrn, sondern auch ein liebenswürdiger Freund seiner Freunde, welche er, wenn sie durch Villagarcia reisten, sogar in seiner Abwesenheit reichlich bewirthete. So schrieb er am 13. Juli 1567:[1]) „Pedro Salzedo, Freund. Der Herr Alcalde Salazar, Alcalde des Hauses und Hofes Seiner Majestät, reist nach Coruña, und ich glaube, daß er durch Villagarcia kommen wird. Wenn er es thut, so werden Sie mir viel Freude machen, wenn Sie sich seiner annähmen, wie wenn ich es wäre, denn ich liebe ihn sehr und bin ihm viel Dank schuldig. Lassen Sie ihn in meinem Hause wohnen und geben Sie ihm ein Dutzend Hühner, ein halb Dutzend junge Hähne, ein Kalb, ein Faß Wein, und das Futter, was er für seine Thiere braucht. Wenn er sich dort einen Tag aufhalten will, laden Sie ihn auf den Berg ein, damit er sich dort unterhalte. Ueberhaupt geben Sie sich viel Mühe, ihn gut zu bewirthen . . . .“ Wegen eines andern Freundes schrieb er nach Villagarcia an den dortigen Pfarrer, er möge doch ja dafür sorgen, daß der Gast Gelegenheit habe, in den Bergen Hasen, Kaninchen oder was ihm sonst beliebe, zu jagen.

„Zu dieser Zeit (1569) aber,“ schreibt P. Villafañe in seiner mehrerwähnten Schrift, „war Luis reif für den Himmel, wo er die Krone seiner Tugenden empfangen sollte. Im Fortschreiten in den christlichen Tugenden, die er stets mit der Ehre des Edelmannes zu verbinden wußte, näherte er sich seinem glorreichen Ende, welchem seine Wünsche zustrebten, die darin bestanden, das Leben nicht in der Ruhe eines Bettes nach langwieriger Krankheit, sondern in den anstrengenden Mühen eines Krieges, im

1) Villafañe 71.

Kampfe gegen die Feinde des christlichen Namens zu verlieren, bei welchem glücklichen Unternehmen man immer gewinnt, entweder siegend Namen und Ruhm, oder sterbend die Palme ewiger Unsterblichkeit."

In dieser Beziehung war er der würdige Diener Karl's V., welchem der Tod eines Kreuzfahrers stets als Ideal vorschwebte. — Und Quijada's echt katholischer, heldenmüthiger Wunsch sollte erfüllt werden.

(Schlußartikel folgt.)

LXVI.

Die Hinterlassenschaft des Boulangismus.

Ein französisch-politisches Sittenbild.

Aus Paris.

Durch den unfreiwilligen Rücktritt Bismarcks ist Deutschland, zum ersten Male seit vielen Jahren, wenigstens während der Sauregurkenzeit von politischen Aufregungen und Beklemmungen bewahrt geblieben. Frankreich dagegen ist durch den Bankerott des Boulangismus und die Enthüllung seiner Geheimnisse gründlich aufgerüttelt worden. Ein selbst Betheiligter, der Abgeordnete Mermeix, plauderte zuerst im „Figaro" aus, worauf dann von allen Seiten weitere Beiträge geliefert wurden. Da fast Alle, welche bei dem Boulangismus eine Rolle spielten, sich geäußert haben, so ist der Thatbestand hinreichend festgestellt und ein vollständiges Bild der vielbesprochenen Affaire zu Tage gekommen.

Dasselbe ist kaum schmeichelhaft für irgend Jemand

Dillon war der Rath und Schatzmeister Boulangers, dessen Wahlmache er besorgte. Den Republikanern, mit denen Boulanger sich umgab, spiegelte er vor, daß er das zur politischen Wühlerei nöthige Geld aus eigenen Mitteln vorschieße, auch einiges von guten Freunden erhalte. Anfänglich hatte Dillon in der That Vorschüsse gemacht; als aber größere Summen nothwendig wurden, hatte er sich, durch Vermittelung Arthur Meyers, an die Royalisten gewandt und zunächst 25,000 Fr. zu Wahlzwecken von der Herzogin d'Uzès erhalten. Die Herzogin war durch einen Zufall mit Boulanger bekannt geworden, der dann als Kriegsminister, auf ihren Wunsch, das Verbot der Theilnahme von Officieren an den Jagden der altadeligen und conservativen Gutsbesitzer zurückgenommen hatte. Die Herzogin hat dann allmählig volle drei Millionen zur Bestreitung der boulangistischen Wahlgeschäfte, namentlich zu den bekannten Mehrwahlen in verschiedenen Bezirken, hergegeben. Sie holte dazu eigens bei einem Stelldichein in Coblenz die Zustimmung des Grafen von Paris ein, welche indeß nur zögernd gegeben wurde.

Die Herzogin hatte gewollt, daß Eine dieser Millionen ausschließlich für die bekannten Neuwahlen zum September 1889 vorbehalten bleibe; aber alle drei Millionen waren schon lange vorher ausgegeben und verschleudert. Die vorhergegangenen Einzelwahlen Boulangers hatten freilich viel gekostet. So die erste Wahl im Norddepartement 200,000 Fr., diejenige im Departement Ardèche 50,000, die dreifache Wahl am selben Tage im Departement Charente-Inférieure 170,000, in den Departem. Nord und Somme je 230,000 Fr. Die Wahl in Paris am 27. Januar 1889 verschlang sogar 450,000 Fr. Für Wahlen sind etwa anderthalb Millionen ausgegeben worden, die Hälfte des Geldes der Herzogin ist vergeudet und für die persönlichen Bedürfnisse Boulangers verwandt worden. Letzterer beanspruchte monatlich 10,000 Fr. für seinen Haushalt, außerdem hatte er stets größere Summen zur Verfügung. Als er zum zweiten Male (1. April 1889)

nach Brüssel geflüchtet war, betrug seine Gasthofrechnung 22,000 Fr. für kaum vierzehn Tage.

Boulanger war nämlich schon einmal, vierzehn Tage vorher, nach Belgien ausgekniffen, aber von seinen Anhängern Laguerre und Dillon schnell wieder zurückgeholt worden. Als er dann wirklich flüchtete, hatte die Regierung noch keine ernstlichen Schuldbeweise gegen ihn, die eine Verhaftung rechtfertigen konnten. Sie wünschte also um so mehr seine Flucht, weil diese als mittelbarer Beweis seiner Schuld in den Augen des Volkes gelten und auf den Mann ein übles Licht werfen mußte. Der Minister des Innern, Constans, ließ daher in sehr geschickter Weise im Beisein eines Beamten, von dem er wußte, daß er Boulanger Alles zutrug, verlauten, dieser werde verhaftet werden. Boulanger erfuhr sofort die Schreckensmähr und riß aus. Da er sich dann dem Senatsgericht nicht stellte, war seine Verurtheilung gesichert. Durch die Enthüllungen weiß man nun auch, daß Boulanger einen triftigen Grund hatte, sich aus dem Staub zu machen. Er konnte glauben, daß die Regierung von seinem Verrath erfahren habe. Boulanger hatte nämlich, als Befehlshaber des 13. Corps in Clermont-Ferrand, im Januar 1889 seinen Posten heimlich verlassen, um sich nach Prangins zu begeben, wo er den Prinzen Jerome Bonaparte zu bewegen suchte, eine Million für politische Zwecke herzugeben, freilich vergebens. Er wollte dann einen Umschwung zu Gunsten der Bonapartisten herbeiführen. Ein olcher Versuch des Hochverrathes seitens eines im Dienst befindlichen Generals hätte die Verurtheilung durch das Kriegsgericht unfehlbar nach sich gezogen.

Im Ardèche-Departement war Boulanger, troß der aufgewandten großen Mittel, elend durchgefallen, weil die monarchische Parteileitung ihre Anhänger nicht angewiesen hatte, für ihn zu stimmen. In allen übrigen Departements, in denen er gewählt wurde, geschah es durch die ohnedies vorhandene conservative Mehrheit. Blos Paris bildete eine

Ausnahme, weil nur hier die von Dillon in's Werk gesetzten ächt amerikanischen Mittel zur Bearbeitung der Wählermasse die gewünschte Wirkung hervorbringen konnten. Tausend gedungener Agenten („Anreißer") durchzogen in größeren und kleineren Haufen die Stadt, stets den Namen Boulangers rufend und singend, verkauften und vertheilten dabei Zeitungen, Bilder und Drucksachen zu dessen Verherrlichung. Abends brachen diese Rotten in die Versammlungen der Gegner ein, um sie zu sprengen oder zu Hochrufen auf Boulanger zu drängen. Von Morgens früh bis Abends spät waren Schaaren von Kleistermännern in Thätigkeit, um die Wahlaufrufe des Gegners sofort mit denjenigen Boulangers zu überkleben. Cocarden, Fähnlein auf den Namen Boulanger wurden den Leuten auf den Hut gesteckt, von den Anreißern selber getragen. Dillon ließ Bilder und Drucksachen aller Art zu Hunderttausenden herstellen; er hatte immer einige Goldstücke für die hungrigen Dichter, welche Boulanger in ihren Liedern verherrlichten. Er fand Mittel, Boulanger überall hin zu stecken, ihn in aller Mund zu bringen. In Paris schlugen diese Mittel natürlich bei der beweglichen, stets nach Neuem und Sonderbarem lüsternen Bevölkerung an, der Namen Boulanger wurde zur Fahne, zum Ausdruck der in weiten Schichten herrschenden Unzufriedenheit. Aber warum gaben sich auch die Conservativen zu dem Schwindel her, in Bezirken, die ihnen sicher waren, und in denen die allgemeine Unzufriedenheit schon längst andere Namen auf den Schild gehoben hatte? . . In Folge davon sind sie nun in der neuen Kammer mit den Boulangisten weniger zahlreich, als früher ohne dieselben.

Von Paris abgesehen, war also durch diese Einzelwahlen genugsam erwiesen, daß mit Boulanger nichts zu erringen sei; das Ergebniß stand nicht entfernt im Verhältniß zu den gebrachten Opfern. Trotzdem ließen sich die Royalisten durch Dillon und Arthur Meyer zu neuen Opfern bewegen. Im Jahre 1885 hatten sie mit viel geringeren Ausgaben

(800,000 Fr.) beinahe gesiegt; sie waren nur um eine halbe Million Stimmen hinter den Republikanern zurückgeblieben. Diesmal ging der Graf von Paris mit gutem Beispiel voran, er gab 2½ Millionen für die Wahlen. Das wirkte; es kamen schnell fünf Millionen zusammen, wovon indessen 1,300,000 dem boulangistischen Schatzmeister Dillon überwiesen wurden. Auch jetzt wieder wurde das Geld in oft geradezu schändlicher Weise vergeudet. Die Empfehlung von der Kammerfrau einer Maitresse Boulangers genügte, um einen Herumtreiber zum boulangistischen Candidaten zu erheben, der dann 6 bis 8000 Fr. aus der Wahlkasse erhielt. Mehrere gerichtlich bestrafte Betrüger bekamen in ähnlicher Weise beträchtliche Summen, ohne das Mindeste für die Wahlen zu thun. Einer erhielt 5000 Fr. und verjubelte das Geld.

Wie war es aber möglich, daß die Monarchisten noch dazu ihre eigenen Wahlkreise preisgaben zu Gunsten der Boulangisten? Arthur Meyer hat den leitenden Gedanken dieser Politik zu erläutern versucht: „Unsere Sache, unsere Grundsätze, unsere Aufgabe, der Haß gegen die jetzigen Zustände, Alles gebot uns, Boulanger nicht zu bekämpfen. Hätten wir den Boulangismus nicht unterstützt, so würde er, im Falle seines Sieges, sich gegen uns gewandt haben. Als Sieger mit der Regierung würde diese uns des andern Tages erdrückt haben. Wir thaten daher noch mehr, als ihn nur zu unterstützen, wir leiteten den Boulangismus. Wir waren von einer großen Gefahr bedroht. Wie oft wiederholte uns Dillon: der General darf Geld nur von Euch erhalten! Gewisse Geldleute, welche in ihm ein gutes Geschäft sehen, bieten ihm ungeheure Summen; aber am Ende hätte das Land den Schaden zu bezahlen. Der aus dem Heere ausgestoßene General, ein Martyrer, würde dann seinem Programm nur das Wort ‚Krieg den Aristokraten' beigefügt und damit eine ungeheure, von Rochefort bis zum Prinzen Jerome reichende demokratische Liga gebildet haben.

Das Land ist unzweifelhaft demokratisch und imperialistisch. Als der Herzog von Orleans sich durch seine ritterliche That dem aufgeregten Lande offenbarte, hörte ich am Abend seiner Verhaftung einen braven Hauswart ausrufen: Der hat wie ein ächter Napoleon gehandelt. Die Royalisten mußten daher dem Lande zeigen, daß sie ebenso modern sind, als die Napoleone und besser als sie seine Wünsche erfüllen können. Der General konnte uns nicht verrathen. Siegten wir miteinander, so bestand die Mehrheit zu zwei Dritteln aus Conservativen. Wir hielten dann Carnot im Schach, ließen kein Ministerium am Ruder, wenn er uns widerstand. Löste er die Kammer auf, dann kamen wir zahlreicher zurück. Unterdessen hatte Boulanger, als Vorsitzender der Kammer, gewisse Rechte (beliebig Truppen zum Schutze der Kammer heranzuziehen), die ich nicht weiter betonen will. Gab Carnot nach, dann waren die Minister unsere Leute, wir säuberten den Beamtenstand, ernannten die Befehlshaber der Truppen, machten Frankreich monarchisch. Der Congreß oder Berufung an das Volk thaten das Uebrige. Das würde länger gedauert haben, als ein Gewaltstreich, aber wir wollten keinen solchen. Wenn Boulanger am Tage nach seiner Wahl in Paris keinen Gewaltstreich beging, so war es, weil wir es nicht wollten. Hätte das Volk ihn nach dem Präsidentschaftspalast getragen, so konnte er am andern Tag eine Rolle spielen, die wir nicht wollten. Es war unsere Pflicht, ihn zurückzuhalten."

Und nun schildert der Vertraute seinen Patron, der das Land für die Monarchie retten sollte: „Boulanger hat nie hohe Pläne gehabt. Wir kannten ihn gut; Thiébaud kennzeichnet ihn mit Einem Worte: ‚Ein Unterlieutenant'. Er hatte als Soldat eine glänzende Laufbahn hinter sich, aber er verstand nichts vom Leben. Er kannte weder Paris, noch Politik, noch Welt und Frauen. Er war Republikaner, da er der Republik das Meiste verdankte und von der Monarchie nur das dem Volke vorgemachte Zerrbild kannte.

Aber der Uebermuth ist ihm bald gekommen durch die tausend Kleinigkeiten des glänzenden Pariser Lebens, die vielfachen Versuchungen und die aus der Volksthümlichkeit entstehende Verblendung. Wir hatten all' seine guten und schlechten Eigenschaften abgewogen. Durch Sittenstrenge würde er uns Besorgnisse und Schrecken eingeflößt haben, als Lüstling waren wir seiner sicher."

Die Monarchisten hatten also laut dieser Geständnisse ihres diplomatischen Orakels ihre Pläne auf die Lüderlichkeit Boulangers gebaut! Sie hatten nicht vorausgesehen, daß derselbe aus diesem Grunde das Wohlleben mit einer Maitresse im Auslande dem Gefängniß in der Heimat vorziehen werde. Und damit war Alles gescheitert. Denn die Flucht Boulangers hat unbedingt einen peinlichen Eindruck auf das Volk gemacht, da bis dahin der Mann ihm als Ritter ohne Furcht und Tadel, als ein weltüberwindender Held angepriesen worden war. Die Flucht hat unzweifelhaft zu der Wahlniederlage der Boulangisten und ihrer Kampfgenossen, der Monarchisten, wesentlich beigetragen.

Boulanger ist die Antwort diesen Spekulanten nicht schuldig geblieben: „Nach Arthur Meyer war ich das Werkzeug, der Gefangene der Orleanisten. Auf der andern Seite schreibt man mir den höchsten Ehrgeiz zu; ich soll nach der Diktatur gestrebt haben. Man sollte aber doch etwas folgerichtiger oder wenigstens menschlich denken. Malen Sie sich das Bild aus. Zu der höchsten Stelle gelangt, die Jemand sich träumen kann, zum höchsten Amte meines Landes erhoben, sollte ich eines schönen Tages zu einem Graf von Paris genannten Herrn sagen: ‚Königliche Hoheit! erweisen Sie mir die Gnade, meinen Platz einzunehmen; ich bin von den Vertretern Frankreichs erwählt, die mir in seinem Namen die Wahrung der Republik anvertraut haben, derjenigen Staatsform, welche das Land seit zwanzig Jahren durch mehrfache Abstimmungen bekräftigt hat. Aber, gleichviel! Dies Alles gilt bei mir nicht so viel, als die Ehre,

einer Ihrer unterthänigen Diener zu sein. Wahrhaftig, man muß Arthur Meyer heißen, um mir einen solchen Plan zuzumuthen."

Andererseits muß daran erinnert werden, daß Boulanger bei jeder Gelegenheit, in zahlreichen Versammlungen und in all seinen Kundgebungen, stets seine republikanische Ueberzeugung betont hat. Er würde doch alle Achtung verloren, sich unmöglich gemacht haben, wenn er dann noch umgesattelt hätte, was überdieß selbst bei gutem Willen seine Schwierigkeit gehabt haben würde. Es bezeichnet überhaupt eine sittliche und Geistesverfassung der bedenklichsten Art, wenn der Gedanke Eingang finden kann, ein gewiß doch in den Augen der Royalisten so erhabenes Werk, wie es die Herstellung des Thrones in Frankreich wäre, auf die sittliche Verkommenheit, die Treulosigkeit und Unehrlichkeit desjenigen zu bauen, der dabei das Hauptwerkzeug sein sollte. Boulanger hatte sich auch schon durch seine Verlogenheit und Undankbarkeit gegen den Herzog von Aumale unrühmlich ausgezeichnet und überdies sich zu der Ausstoßung der Orleans'schen Prinzen aus dem Heere verstanden, was alle anderen Generale abgelehnt hatten. Selbst als Verräther wäre der Mann nicht zuverlässig genug gewesen.

Was sodann die angeblichen Anerbietungen seitens der Geldleute betrifft, so genügt die Thatsache, daß Rothschild vier Millionen für die Wahlen der Republikaner beisteuerte, aber dem Herzog de Larochefoucauld, der ihn im Namen des abwesenden Grafen von Paris darum ansprach, einen Vorschuß von 200,000 Fr. zu Wahlzwecken rundweg abschlug. Gegen Rothschild und die Regierung wird aber kein anderer Geldmann sich einlassen. Daß Boulanger durch Verstoßung seiner braven Frau, Versuch einer freventlichen Scheidung von derselben, Zusammenleben mit einer geschiedenen Dame und Anderes öffentliches Aergerniß gab, hätte ihn in den Augen aller rechtlich Denkenden unmöglich machen und abthun müssen. Deshalb klagt auch die „France", ein

sehr republikanisches Blatt: Das ganze Geheimniß der Wahlkämpfe bestehe im Geld und nur im Geld. „Der Spieler, welcher es am längsten aushalten kann, gewinnt. Wenn die Herzogin d'Uzès statt der Paar Millionen die Milliarden Rothschilds hätte in die Wagschale werfen können, wer weiß, was aus der Republik geworden wäre. Man spielte Republik und Monarchie zwischen Herzogen und Baronen. Aber was wird dabei aus den alten armen Theoretikern der Demokratie, welche der an unseren Mauern prangenden Formel: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! treu geblieben sind? Diese heldenhafte Republik ist vorbei und begraben. Dies wußte man wohl, aber das vorige Jahr hat uns belehrt, daß wir auch über das Zeitalter politischer Ueberzeugungen hinaus sind. Die letzten Wahlen sind hauptsächlich mit und durch Geld gemacht worden. Aufrichtige demokratische Gesinnungen sind dabei nicht viel mehr im Spiele gewesen als monarchische".

Das ist auch des Pudels Kern. Bei den Monarchisten sitzen die Ueberzeugungen so wenig tief, daß wenigstens ein Theil derselben einem so schwindelhaften, unlauteren Plane zustimmen konnte, wie ihn zwei so geriebene Abenteurer, wie Arthur Meyer und Dillon, zu erfinden vermochten. Die beste Sache muß verderben, wenn für dieselbe mit solchen Mitteln gekämpft wird. Diese in einem großen Theile der französischen Gesellschaft herrschende politisch-sittliche Fäulniß ist der Boden, auf dem das „Boulangismus" genannte Sumpfgewächs gedeihen konnte. Träger, wo nicht Urheber dieser Fäulniß, besonders soweit es die Politik betrifft, sind hauptsächlich zwei Pariser Blätter: „Figaro" und „Gaulois". Besonders verhängnißvoll ist der Einfluß des in 80 bis 90,000 Abdrücken verbreiteten, in allen besseren Familien, in allen Schlössern gelesenen „Figaro". Man kann nicht gerade sagen, daß derselbe aus Grundsatz schlecht sei. Aber das Blatt befolgt den Grundsatz, Allen Alles zu sein, Jedem Etwas, Allen aber nur Angenehmes, den Sinnen Schmei-

chelndes zu bieten, die Dinge mehr von der gefälligen und leichtfertigen Seite darzustellen. Der „Figaro" ist conservativ, aber nicht aus Ueberzeugung, sondern gerade nur so weit, um nicht im Genußleben, welches er an erster Stelle pflegt, gestört zu werden. Das Blatt wirkt thatsächlich dahin, die Conservativen in Sicherheit, Thaten- und Hoffnungslosigkeit einzuwiegen. Es vergißt nie, zu betonen, daß selbst eine conservative Mehrheit die Monarchie nicht herzustellen vermöge, weshalb es sich besonderer Anstrengungen nicht verlohne und man sich lieber mit der Republik abfinden möge. Namentlich im Jahre 1885 hat der „Figaro" auf diese Weise entmuthigend auf die Wahlen gewirkt, welche trotzdem verhältnißmäßig günstig ausfielen. „Was hätten wir aber erst erreicht, wenn wir statt mit Gleichgiltigkeit und Hoffnungslosigkeit voller Muth und Zuversicht, mit Einsetzung aller Kräfte in den Kampf eingetreten wären"! so rief damals angesichts der unerwarteten Wahlerfolge der „Gaulois" aus.

Der „Figaro" machte aus dem Boulangismus Gewinn. Er war das Hofblatt Boulangers, hatte wenigstens ständig Einen Mitarbeiter um denselben und brachte täglich begeisterte Schilderungen der Thaten und Reden des Generals. Der Boulangismus war für den „Figaro" ein Gegenstand der Spekulation, wie jede andere Erscheinung des Tages, sei es nun eine Tänzerin oder ein Hanswurst.

Boulanger hatte nach seiner Flucht auch eine Zusammenkunft mit dem Grafen von Paris in London, dem er versprach, das Gesetz aufzuheben, welches die Thronerben aus Frankreich verbannt. Aber er verstand sich nicht dazu, in zwei conservativen Pariser Bezirken den Royalisten keine Nebenbuhler entgegenzustellen; beide Bezirke sind denn auch den Conservativen verloren gegangen. Der Plan der Monarchisten ging dahin, mittelst Boulangers die Mehrheit in der Kammer zu erlangen und dann durch Neuwahlen oder Berufung an das Volk die Monarchie herzustellen. In dem-

selben Sinne hatten sie auch schon gelegentlich der Präsidentenwahl Boulanger Anerbietungen gemacht. Er befand sich damals, entgegen seiner Pflicht, die ihn nach Clermont-Ferrand rief, heimlich in Paris und hatte in derselben Nacht (des 1. Dez. 1887) Zusammenkünfte mit den Radikalen wie mit den Monarchisten. Erstere beriethen, wie die Wahl Ferry's hintertrieben und andernfalls der Einzug desselben in den Präsidentschaftspalast, die Besitznahme von der Staatsgewalt verhindert werden müsse. Ein Aufstand in den Gassen wurde geplant und auch schon Vorkehrung dazu getroffen. Die Führer der radikalen Vereine waren aufgeboten, hatten sich auch schon im Rathhaus festgesetzt. Boulanger gab zu verstehen, die Truppen würden keinen Widerstand leisten. Den Conservativen versprach er, darauf hinzuwirken, daß das Volk sich frei äußern könne. Unmöglich konnte er allen Parteien das halten, was er ihnen versprach, und das wußte er im Voraus. Folglich hatte er die Absicht, sie alle zu betrügen, die Parteien nur zur Erreichung seiner persönlichen Zwecke auszunützen.

Das Zusammengehen mit ihm und die Unterstützung des Boulangismus war ein Fehler, den die Royalisten zu spät eingesehen. Sie wollten, wie Arthur Meyer sagte, „modern“ sein, und dies steht ihnen gar nicht an. Die beste Sache, der löblichste Zweck wird durch schlechte Mittel geschädigt. Der Graf von Paris lebt in der Verbannung, er wünscht sehnlichst nach Frankreich zurückzukehren und konnte daher um so eher von seinen Berathern getäuscht werden. Er hat nur widerwillig das Zusammengehen gestattet. Aber als die Niederlage eingetreten war, hat er offen und rückhaltlos die Verantwortung übernommen, mit seinem Namen den Mißgriff gedeckt, welchen weniger scrupulöse Berather begangen. Vor der Abreise nach Nordamerika, wo er in den Vereinigten Staaten wie in Canada mit königlichen Ehren gefeiert wurde, veröffentlichte er von Folkestone 23. Sept. 1890 aus folgenden Brief an den Senator Bocher:

„Der durch eine Reihe von Enthüllungen der letzten Zeit entbrannte Streit könnte die Oeffentlichkeit täuschen über die von mir bei den vorjährigen Wahlen befolgte Politik. Da ich morgen Europa auf einige Wochen verlassen werde, will ich Verläumdungen und Irrthümern vorbeugen. Ich glaube in schwieriger Zeit die Sache der Monarchie richtig verstanden zu haben. Von der Republik verbannt, gebrauche ich die Waffen, die sie mir gibt, um sie zu bekämpfen. Ich bedauere nicht, mich derselben zur Veruneinigung der Republikaner bedient zu haben. Ihre Angst vor den Wahlen, ihre Gewaltthätigkeiten nach denselben beweisen, welche Wirkungen der Erfolg gehabt haben würde. Als Vertreter der Monarchie darf ich keinen Anlaß versäumen, deren Sieg herbeizuführen. Ich wollte, daß dem Lande das Wort gegeben werde. Ich habe nie ein anderes Ziel verfolgt, und stets nur Alles von Frankreich erwartet. Heute verlange ich von meinen Freunden, nicht mit Auseinandersetzungen ob der Vergangenheit die Zeit zu vergeuden. Sie mögen laut und kräftig ihre monarchistischen Ueberzeugungen bekunden, sich einigen zur Fortsetzung des Kampfes. Sie werden das Vertrauen Frankreichs nur verdienen, wenn sie Vertrauen auf sich selbst, ihre Sache und auf Gott haben."

Also: Schwamm über das Vergangene, auf zu neuem Kampfe! Leider sind aber die Nachwehen der Niederlage, der verunglückten Berechnung nicht so leicht zu verwinden, trotzdem nur ein Theil der Royalisten an dem Bündniß mit Boulanger sich betheiligt hatte. Gar viele sind entmuthigt; etwa dreißig Mitglieder der Rechten unter Piou haben sich bereits als unabhängige Rechte der Republik anschließen wollen. Glücklicherweise wird ihnen aber von dieser die Thüre an der Schwelle zugeschlagen. „Wir wollen sehen, ob diese Herren nunmehr auch für Durchführung der Gesetze eintreten werden, die sie bisher als Verbrechen bezeichnet haben. Was werden sie namentlich über die den kirchlichen Genossenschaften auferlegten Steuern sagen? Das ist der Prüfstein." So

äußerte sich der „Siècle“, während andere Blätter fast gleichlautend erklärten, es genüge nicht, die Republik anzuerkennen, man müsse vielmehr auch mit den Republikanern stimmen, namentlich an der Durchführung der Schul- und Wehrgesetze, der letztern bezüglich des den Priestern auferlegten Wehrdienstes, mitwirken. Das wird aber doch selbst dem versöhnlichsten Conservativen zu stark. Es zeigt sich hier wieder, daß die Staatsform Nebensache ist. Es mag Jemand tausendmal versichern, daß er zur Republik hält, täglich durch die That beweisen, daß er für deren Erhaltung eintritt: es hilft Alles nichts. Sobald er nicht sich als Feind der Kirche bethätigt, nicht den Bedrückungen derselben ausdrücklich beistimmt, wird er nicht als Republikaner anerkannt, sondern als Feind und Verräther am Staat verketzert und verfolgt. Es ist daher vergebliche Mühe, eine conservative republikanische Partei bilden zu wollen: sie würde genau so scharf bekämpft werden, wie jetzt die monarchistischen Parteien. Das Volk versteht es auch kaum anders: ein Republikaner ohne Kirchenfeindschaft ist ihm unbegreiflich, weil dergleichen nicht vorkommt.

Gerade während der herbstlichen Sitzung der Kammern ist wiederum eine neue kirchenfeindliche Maßnahme getroffen worden. Die kirchlichen Genossenschaften sind von früher her mit einer Besteuerung der todten Hand belegt als Ersatz für den Entgang der Erbschaftssteuer. Durch Gesetze von 1880 und 1884 sind ihnen trotzdem zwei weitere Ausnahmesteuern auferlegt worden, und nachdem die Genossenschaften mit ihren Beschwerden gegen die ganz ungeheuerlichen Anrechnungen von den Gerichten und schließlich vom Staatsrath abgewiesen waren, sollten sie auch noch für die Jahre seit Erlaß der Gesetze nachzahlen. Mehrere dieser kirchlichen Genossenschaften haben buchstäblich das Geld erbetteln müssen, um die Steuern zu bezahlen. So namentlich die „Kleinen Armenschwestern“, welche außer ihren Häusern kein Vermögen besitzen dürfen und ihre darin aufgenommenen Greise mit den täglich gesammelten Gaben (namentlich dem Abhub reicherer Tafeln)

ernähren. Wie könnte ein Conservativer eine solche Gesetzgebung über's Herz bringen?

Das boulangistische Abenteuer hat auch noch eine neue Verläumdung aufgebracht. Mehrere Führer der Republikaner (Ranc, Maret, Lacroix, Brisson u. A.) sprengten die Lüge aus: die Jesuiten, insbesondere der P. Dulac (Provincial) hätten das Geld für den Boulangismus beschafft, um die ihnen verhaßte Republik zu erwürgen. Die Anschuldigung ist zu blödsinnig, wird aber täglich wiederholt und geglaubt, ist daher auf dem besten Wege, eine neue Geschichtslüge zu werden. Widerlegung nützt nichts; man braucht derlei für den unerbittlichen Schluß: also müssen die Kirche, kirchliche Anstalten und die Katholiken für die Versündigung an der Republik bestraft und niedergedrückt werden, damit sie nicht nochmal anfangen können. Heute ist weniger als je auf Versöhnlichkeit zu hoffen. Gerade seit dem Boulangismus haben sich die wenigen versöhnlichen Republikaner (linkes Centrum) um so enger den Radikalen und Opportunisten angeschlossen. So namentlich der jetzige Minister des Auswärtigen, Ribot, der sich seither durch kirchenfeindliche Reden hervorthat, während er früher sogar als „klerikal“ galt.

LXVII.

Landeskirchliches in Preußen.

I. Die Austritte und Stöckers Entlassung.

Im Juli dieses Jahres kam aus dem Königreich Sachsen die Nachricht, daß daselbst eine Anzahl Socialdemokraten aus der Landeskirche ausgetreten sei. Als Grund ihres Vorgehens, so wurde weiter gemeldet, hätten die Malcontenten eine kleine populär geschriebene Broschüre über Luthers Lebensende angegeben. Habe es, so hätten sie erklärt, mit Luther ein „so schlimmes" Ende genommen, so besäßen sie keine Neigung mehr, weiterhin für die lutherische Kirche Steuern zu zahlen. — Die Steuern werden wohl also das Hauptmotiv zu dem auffälligen Schritt gebildet haben.

Auch in der preußischen Provinz Sachsen sowie in der Hauptstadt Berlin sind neuerdings zahlreiche Austritte aus der Landeskirche von socialdemokratischer Seite erfolgt. Hier wie dort gaben ebenfalls die Kirchensteuern den Grund zu dem Vorgang ab. Speciell in Berlin bilden die Austritte, seitdem dieselben durch das „Culturkampfs"-Gesetz vom 14. Mai 1873 so sehr erleichtert wurden, ein chronisches Uebel in der Leidensgeschichte der protestantischen Kirchenbehörden.

Aber die Secession sämmtlicher Socialdemokraten in Preußen wie in Sachsen hätte nicht das Aufsehen erregt, welches unlängst die von einer einzigen Persönlichkeit ausgegangene Androhung des Austritts hervorgerufen hat.

nde Oktober tagte in Berlin die Brandenburgische
zial=Synode, welche nach ihrer gegenwärtigen Zu=
ısetzung eine „orthodoxe" Mehrheit hat und auf der
› auch eine Reihe von Anträgen im Sinne der „Or=
e" gestellt und durchgegangen waren. Darunter
sich auch ein Antrag des — inzwischen aus seinem
diger=Amte entlassenen — Synodalen Stöcker, welcher
ıte, daß den Generalsuperintendenten eine erweiterte
ınkeit als „Oberhirten der Provinzialkirche" eingeräumt
sollte. Hiergegen erklärte sich unter Anderen der
äsident der Provinz Brandenburg, der ehemalige
:r Dr. von Achenbach, welcher mit auffälliger Er=
ausrief, daß „Viele lieber aus der Landeskirche aus=
ı, als gestatten würden, daß dieselbe in den General=
tendenten Oberhirten oder gar Bischöfe und
ıfürsten nach katholischem Muster bekäme". Trotzdem
die Synode den Antrag an. Herr v. Achenbach würde
h schon jetzt mit „Vielen" aus der Landeskirche austreten
, wenn nicht der Antrag zuvor noch mehrere Instanzen
:ufen müßte, bevor er kirchliches Gesetz werden kann.
err v. Achenbach gilt als Vertreter der sogenannten
:elpartei", welche die undefinirbar kunstvolle Mittel=
ıwischen dem Quadrat der „Orthodoxie" und dem
des Radicalismus herzustellen sich bemüht. Er war
:r (Handelsminister) mit Falk und hat mit diesem
die neuen protestantischen Kirchengesetze unterzeichnet.
agt auch, daß der jetzige Kaiser, den er als Prinzen
innern Verwaltung unterrichtet hatte, ihn noch heute
n zu Rathe ziehe. In jedem Falle konnte v. Achenbach
llein de multis, sondern auch de multo reden. Die
ılcher Seite erfolgte Androhung des Austritts aus
ndeskirche ist etwas so Außergewöhnliches, daß sie
llein wie ein Ultimatum vor der Kriegserklärung zu
ten ist, sondern namentlich auf tiefliegende, unverein=
egensätze innerhalb der „Kirche" schließen läßt. Es

dürfte darum wohl an der Zeit sein, diese Gegensätze hinsichtlich ihrer Genesis und späteren Entwickelung einer näheren Erörterung zu unterziehen.

Wie in andern protestantischen Staaten ging auch in Preußen seit den Tagen der „Reformation" die oberste geistliche Gewalt auf den Landesherrn über. Die staatlichen Behörden wurden damit zugleich Kirchenbehörden. Nur wurden später im preußischen Cultusministerium zwei gesonderte Abtheilungen eingerichtet: die eine „für die inneren", die andere „für die äußeren evangelischen Kirchensachen".

Durch Erlaß Friedrich Wilhelm's IV. vom 29. Juni 1850 wurde die Abtheilung für innere Kirchenangelegenheiten gänzlich aus dem Cultusministerium ausgeschieden und dafür der „Evangelische Oberkirchenrath" als Organ für die landesherrliche Episcopalgewalt eingesetzt. Der König blieb dabei in seiner Person der „summus episcopus". Die sogenannten Externa, z. B. die Verwaltung des Kirchenvermögens, ressortirten nach wie vor zum Cultusministerium und den ihm untergeordneten staatlichen Behörden.

Dieser Einrichtung gegenüber erstrebte der kirchliche „Liberalismus" eine doppelte Abänderung: 1) Er wünschte die „Selbständigkeit" der Kirche in Bezug auf die Externa, d. h. es sollte die Kirche auch in Vermögens- und verwandten Angelegenheiten sich selbst regieren und dem Staate nur das allgemeine Oberaufsichtsrecht verbleiben. Aber es sollte zugleich 2) der Schwerpunkt der Kirchenregierung — auch in inneren Angelegenheiten — von der Person des summus episcopus und den von diesem allein abhängigen Organen theils auf kirchliche Synoden, deren Mitglieder der Mehrzahl nach vom Volke zu wählen seien, theils auf das Parlament übergehen. Der König, der in staatlicher Beziehung durch die Verfassung aus einem absoluten Monarchen ein constitutioneller geworden war, sollte seinen bisherigen kirchlichen Absolutismus theilen mit einer kirchlichen und politischen Volksvertretung. Auch hier handelte es sich um die „Selbst-

ständigkeit" der Kirche, d. h. um die Befreiung derselben vom landesherrlichen Summepiscopat.

Dieser Plan gelangte stückweise zur Ausführung unter Wilhelm I. und unter dem Ministerium Bismarck-Falk. Schon Herr v. Mühler — er mußte seit 1866 dem „Liberalismus" oft contre coeur Concessionen machen — sah sich genöthigt, im Jahre 1869 außerordentliche Provinzialsynoden zusammenzurufen, um sie den Wünschen der Neupreußen von Bennigsen, Miquel und Genossen, des Altpreußen Lasker — dieser hatte, obschon er Jude war, ein gewichtiges Wort über die „evangelische" Kirchenverfassung mitzureden — ferner des süddeutschen „Bruders" Bluntschli e tutti quanti geneigt zu machen. Da damals aber Herr von Bismarck den Krieg mit Frankreich „einzufädeln" hatte — um den Ausdruck des seligen von Mallinckrodt zu gebrauchen — so mußten sich Lasker und Genossen auch bezüglich der protestantischen „Kirche" noch gedulden „bis das Dach gewölbt war über das gemeinsame Reich."

Da endlich, im Jahre der ersten Maigesetze, am 10. September 1873 erließ Wilhelm I. kraft der ihm „als Träger des landesherrlichen Kirchenregiments zustehenden Befugnisse" eine Kirchengemeinde- und Synodalordnung, zunächst für die sechs „älteren" Provinzen. In diesem kirchlichen Gesetz wurden vorab Kirchen-Vorsteher und Gemeinde-Vertreter eingesetzt, nach Analogie des später für die katholische Kirche erlassenen Gesetzes. Hier wie dort war der Zweck, die Befugnisse des Seelsorgers zu schmälern und dem Laien-Element zu ungebührlicher Machterweiterung zu verhelfen, ein Zweck, der ja in der katholischen Kirche bei der überragenden Stellung des Priesterthums sich bald als unerreichbar herausstellte, bei der protestantischen Geistlichkeit aber heute noch zu den bittersten Klagen Veranlassung gibt.[1])

1) Wegen vielfacher Unzuträglichkeiten, welche die neue Kirchenordnung insbesondere hinsichtlich des Wahlverfahrens zur Folge gehabt, ist inzwischen unterm 25. Januar 1882 eine „revidirte Instruction" zu derselben ergangen.

Sodann wurden sogenannte Kreis- und Provinzial-Synoden eingesetzt, denen resp. deren ständigen „Vorständen" wesentliche kirchenregimentliche Befugnisse eingeräumt wurden. Der Wahlmodus, auf Grund dessen die Synoden zusammengesetzt waren, war ein solcher, daß die kirchliche Linke auf ihnen die Oberhand gewinnen konnte, wie sie bisher auch faktisch bisweilen die Oberhand gehabt hat.[1])

Unterm 20. Januar 1876 erließ dann der König eine Verordnung, „betreffend die Einführung einer Generalsynodal-Ordnung für die evangelische Landeskirche der acht älteren Provinzen der Monarchie". Diese Synode sollte bestehen: 1) aus 150 Mitgliedern, welche von den Provinzialsynoden gewählt werden; 2) aus 6 Mitgliedern, von welchen jede evangelisch-theologische Facultät an den Universitäten Königsberg, Berlin, Greifswald, Breslau, Halle und Bonn Eines aus ihrer Mitte wählt; 3) aus den betreffenden Generalsuperintendenten; 4) aus 30 vom Könige zu ernennenden Mitgliedern.

Der Monarch, welcher bisher als Träger des landesherrlichen Kirchenregimentes das alleinige Recht besaß, kirchliche Gesetze zu erlassen, begab sich nunmehr dieses Rechtes, d. h. er wollte in Ausübung dieses Rechtes nicht nur von der Generalsynode, sondern selbst vom Cultusminister abhängig sein. Denn der § 6 der von ihm noch kraft seiner alleinigen Befugnisse erlassenen Generalsynodal-Ordnung lautete: „Landeskirchliche Gesetze bedürfen der Zustimmung der Generalsynode und werden vom Könige, kraft seines Rechts als Träger des Kirchenregiments, erlassen. Die Generalsynode hat das Recht, landeskirchliche Gesetze vorzuschlagen. Bevor ein von der Generalsynode vorgenommenes Gesetz dem Könige zur kirchenregimentlichen

1) Auch bezüglich der Kreis- und Provinzialsynoden ist unterm 25. Januar 1882 eine „revidirte Instruction" ergangen, die indeß kein Princip berührt.

Genehmigung vorgelegt wird, ist die Erklärung des Ministers der geistlichen Angelegenheiten darüber herbeizuführen, ob gegen den Erlaß desselben von Staatswegen etwas zu erinnern ist."

Der König, der hierüber eine in außerordentlicher Weise zusammenberufene Generalsynode befragt hatte, erließ das neue kirchliche Grundgesetz mit sichtlicher Befriedigung. „Das wichtige Werk einer selbständigen Verfassung für die evangelische Landeskirche ist hiermit in allen ihren Entwickelungsstufen begründet," sagte er in dem Erlaß vom 20. Januar 1876; „überall sind den Gemeindegliedern wesentliche Befugnisse der Theilnahme an der kirchlichen Gesetzgebung und Verwaltung übertragen." „Ich vertraue", fuhr er fort, „auf die Barmherzigkeit Gottes, an dessen Segen Alles gelegen ist, daß auch diese neue Ordnung dienen wird zur Hebung des kirchlichen Lebens, zur Herstellung des kirchlichen Friedens und zur Anregung eines kräftigen und ersprießlichen Zusammenwirkens aller Betheiligten für die Wahrung des evangelischen Glaubens und guter Sitte."

Diese Hoffnungen des Regenten erwiesen sich sogleich als trügerische. Wegen verschiedener in ihr enthaltenen Bestimmungen, namentlich wegen der Befugnisse zu kirchlichen Besteuerungen, mußte die neue Kirchenordnung auch die Sanktion der Parlamente erhalten und die „culturkämpferische" Majorität des Abgeordnetenhauses benützte die Gelegenheit sofort, um auch auf diesem Gebiete seine Machtbefugnisse zu erweitern — ein Bestreben, welches das durch wiederholten Pairsschub geschwächte Herrenhaus zugab.

Zunächst fügte das Abgeordnetenhaus dem Artikel 1 der Vorlage einen Zusatz hinzu, auf Grund dessen eine künftige Aenderung in der Zusammensetzung der Synodal-Organe nur durch eine Legalisirung mittelst Staatsgesetz möglich wird.

Ferner erhielt die obenerwähnte Bestimmung, wonach vor Erlaß eines Kirchengesetzes der Cultusminister anzuhören

sei, folgende Verschärfung: „Bevor ein von einer Provinzial-Synode oder von der Generalsynode beschlossenes Gesetz dem Könige zur Sanktion vorgelegt wird, ist durch eine Erklärung des Staatsministeriums festzustellen, daß gegen das Gesetz von Staatswegen nichts zu erinnern ist. In der Verkündigungsformel ist diese Feststellung zu erwähnen."

Endlich wurde bestimmt, daß sobald kirchliche Umlagen vier Procent der Staatssteuern überschreiten oder „wenn Kirchengesetze eine Belastung der Gemeinden zu Gemeindezwecken anordnen oder zur Folge haben", das „Staatsgesetz", d. h. das Abgeordnetenhaus dies zu bestätigen habe.

Dies die wesentlichsten Festsetzungen der neuen preußischen landeskirchlichen Verfassung.

Jeder Unparteiische wird sagen müssen, daß dadurch die preußischen Protestanten aus der Scylla des monarchischen Absolutismus in die Charybdis der ministeriellen Bureaukratie und der parlamentarischen Unberechenbarkeiten gerathen waren. Dieser Ueberzeugung war man auch von Anfang an insbesondere in orthodox-protestantischen Kreisen. Man gab derselben nur keinen lauten Ausdruck, theils weil man sich eine Zeit lang noch durch den „gemeinsamen Kampf gegen die römische Kirche" födern ließ, theils weil man den „guten alten Kaiser" nicht ärgern wollte, von dem man überdies hoffte, daß er den Interessen der Orthodoxie keinen nennenswerthen Schaden zufügen lassen würde.

Indeß schon als der specifische Kampf gegen die katholische Kirche sich seinem Ende zuneigte, ließ der Neid gegen die Siegerin auf „liberaler" Seite den „Evangelischen Bund", auf der Rechten den Antrag von Hammerstein-Kleist entstehen, der unter ausdrücklichem Hinweis auf die „Wiedergewähr größerer Freiheit und Selbständigkeit an die römisch-katholische Kirche" auch der evangelischen Kirche ein „entsprechend größeres Maß von Freiheit und Selbständigkeit und reichlichere Mittel zur Befriedigung der kirchlichen Be-

dürfnisse" verlangte. Gleichzeitig hatte der Hofprediger Stöcker im Verein mit dem jetzt mit ihm zugleich entlassenen Hofprediger Schrader ein eigenes Wochenblatt „zur Förderung kirchlicher Selbständigkeit", die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung", begründet, in welcher der Unzufriedenheit über die bestehenden Zustände ein stets offener Sprechsaal geboten wurde.

Aber auch hier zeigt sich wieder die alte Erfahrung, daß die Herren nur einig sind im Protestiren; sobald sie positive Vorschläge zur Aenderung ihrer Lage machen sollen, gehen sie nach allen nur möglichen Dimensionen auseinander. Einig sind sie dann nur wieder in ihrem Neide über die Erfolge der „Schwesterkirche".

Nach der Entlassung des Fürsten Bismarck aus seinen Aemtern brachte die „Deutsche Ev. Kirchenztg." eine Serie von Artikeln, welche die Ueberschrift führten: „Am Wendepunkt". In jedem Satze kannte man den Stil Stöckers heraus. Der Autor hatte sich vorgenommen, die ministerielle Thätigkeit Bismarcks namentlich auf kirchlichem Gebiete zu zeichnen. Er ließ dabei durchblicken, daß es im Plane des Reichskanzlers gelegen war, durch Besiegung der beiden katholischen europäischen Großmächte nach außen und durch die Verstaatlichung der katholischen Kirche nach innen den Katholicismus in Deutschland mit dem Protestantismus zu einer deutschen Nationalkirche umzubilden. Nach der Ansicht des Verfassers wäre der erste Theil dieses Programms nicht nur mechanisch gelungen, sondern es wäre damit auch der Realisirung des zweiten Theils wirksam vorgearbeitet worden. „Es muß als ein völliger Umschwung der deutschen Geschichte angesehen werden", sagte er, „daß schon im Jahr 1866, wenn auch nicht ohne Widerstreben und noch mehr im Jahre 1870, und zwar dann in voller Einmüthigkeit, die deutschen Katholiken mit den deutschen Protestanten zusammenwirkten, um der katholischen Hegemonie in Deutschland und Europa ein Ende zu machen". Es wird nicht

nöthig sein, hierzu einen ernsthaften Commentar zu schreiben, um so weniger, als sich der Verfasser selbst sogleich aus dem Gebiete seiner Phantasie in das der rauhen Wirklichkeit begibt, denn er fährt unmittelbar darauf fort:

„Hätte diese Verbrüderung, die auf den Schlachtfeldern geschlossen und besiegelt war, in der Friedenszeit erstarken können, vermuthlich würde unsere innere Geschichte einen andern Verlauf genommen haben: die Herausbildung der katholischen Partei in der gegenwärtigen Stärke wäre unmöglich, das Zusammenwachsen von Elsaß-Lothringen mit dem alten Mutterlande wäre gewiß gewesen. Unter diesen Gesichtspunkten war der Culturkampf ein unseliges Verhängniß. Er rief den katholischen Geist zu ungeheurem Widerstande auf, er schlug den katholischen (?) Widerspruch gegen den vatikanischen Größenwahn (!) nieder; er riß die Katholiken Deutschlands aus der eben errungenen Gemeinschaft los. Kundige sagten voraus, daß jener Kampf mit dem Siege Roms endigen müsse. Und so ist es geschehen. Niemals seit den Tagen Luther's hat der katholische Geist in Deutschland eine ähnliche Machtentfaltung gezeigt. Die Katholiken stehen im Ganzen und Großen treu zum Papst. Der Gedanke der katholischen Kirche erfüllt sie und treibt zu einer starken Propaganda. In Kunst und Wissenschaft, im socialen wie im politischen Leben stehen sie für sich und schließen sich eng zusammen. Die Wiedertaufe der Protestanten ist ebenso wie die Versagung der katholischen Trauung in Mischehen, wenn diese evangelisch eingesegnet sind, eine Kündigung jeder kirchlichen Gemeinschaft, ein Zerschneiden des Tischtuches. Diese Entwickelung hat sich vollzogen, während die evangelische Kirche ihre Glieder vielfach an eine falsche Philosophie, an einen rohen Materialismus, an die religiöse Gleichgiltigkeit verlor. Während Rom seine Schaaren zur energischen Wirksamkeit um sich sammelte, zersplitterte sich der Protestantismus noch mehr als sonst in feindselige Richtungen; nicht einmal auf dem kirchlichen Gebiete vermochte er sich geltend zu machen; im öffentlichen und socialen Leben erlitt er eine Niederlage nach der andern. Und weil die evangelische Kirche ohnmächtig,

die katholische mächtig war, wurde diese erhoben, jene gemißachtet. Seit dem Aufhören des Culturkampfes, etwa seit zehn Jahren, ist die römische Macht bei uns im Aufsteigen begriffen; die Ehre, welche man dem Papst und den Bischöfen bewies, die Bedeutung, welche der katholischen Socialpolitik beigelegt wird, die Ueberschätzung der katholischen Missionsthätigkeit: das Alles geht auf dieselbe Quelle zurück, auf die Anerkennung des katholischen Einflusses bei gleichzeitiger Geringschätzung protestantischer Hilflosigkeit. Das päpstliche Schiedsgericht in der Karolinenfrage, die Heranziehung der Curie zur Bewerkstelligung der Septennatswahlen, die Ernennung Bischof Kopp's zur internationalen Arbeiterschutzconferenz sind die Höhepunkte dieses falschen Systems in der auswärtigen, der innern und socialen Politik. Es ist unleugbar, daß die Siege über zwei katholische Großmächte die Besiegten des Schlachtfeldes zu Siegern im Volksleben gemacht haben."

So das Organ des Herrn Stöcker oder vielmehr Stöcker selbst. Wie man sieht, hat bisher noch kein katholischer Schriftsteller die Erfolge, welche ein Theil der streitenden Kirche im abgelaufenen Jahrzehnt errungen hat, mit so lebhaften Farben geschildert, als es hier von Seiten des protestantischen „Cicero", des „zweiten Luthers," geschehen ist. Aber er ist mit seinen Erörterungen noch nicht zu Ende. Nunmehr schildert er erst die Misere, an welcher der Protestantismus laborirt:

„Daß das so nicht weiter gehen kann, ist gewiß; aber wie der Fortschritt Roms aufgehalten werden soll, ist durchaus ungewiß. Einiges ist im Werden. In dem Evangelischen Bunde haben sich die verschiedenen Richtungen unserer Kirche zur Abwehr der römischen Uebergriffe, in dem Evangelisch-socialen Congreß zur Pflege der socialen Angelegenheiten verbunden. Der dogmatische Streit wird zurückgestellt, die Arbeit des praktischen Christenthums steht im Vordergrund. Die evangelische Gemeinde, als würde sie eben erst entdeckt, soll belebt und ausgebaut werden. Eine beachtenswerthe Stimme fordert auf, einen Kirchenbund zu begründen, der den deutschen Protestantismus

zu einer gemeinsamen Aktion fähig macht. Wir heißen alle diese Regungen der Besserung willkommen; auch wo sie widerspruchsvoll auftreten, wollen wir von ihrer Klärung und Ausreifung Gutes erwarten. Die Hauptsache bleibt doch, daß die evangelische Kirche selbst an Kraft und Klarheit, an Anregung und Einfluß gewinnt. Und daß hier viel Grund zur Hoffnung wäre, können wir leider nicht behaupten. Gerade an diesem Punkte hat die Bismarck'sche Aera ungemein geschadet, das Staatskirchenthum verstärkt und den eigentlichen Kirchengedanken verdunkelt. Wir fürchten, daß die evangelische Kirche, trotz der in ihr begonnenen Bewegungen, nicht viel leisten wird, so lange sie in der gegenwärtigen Gestalt bleibt. Die juristische Leitung, die viel zu sehr unter staatlichen Gesichtspunkten steht, die bureaukratische Verwaltung, die Nebensachen über die großen kirchlichen Aufgaben stellt, die collegiale Schwerfälligkeit, die einen Fortschritt beinahe unmöglich macht, die völlige Beherrschung durch den Staat lassen die evangelische Kirche nicht einmal dazu kommen, sich über ihre Mißstände klar zu werden, geschweige denn sie zu überwinden."

„Unsere Kirche geht in der That durch schwere Zeiten der Buße und durch starke Proben des Glaubens. Daß es an Kraft im kirchlichen Leben und in der theologischen Wissenschaft, an Freudigkeit des Wirkens und Kämpfens, an Impulsen und an Persönlichkeiten mangelt, fühlt Jeder mit Schmerzen. Wie dem Mangel abzuhelfen sei, darüber fehlt jede Uebereinstimmung. Mehr Freiheit und dabei mehr Bekenntnißtreue, mehr persönliches Regiment und dabei mehr Eingehen auf das Volksleben, das sind unsere Forderungen für die evangelische Kirche. Aber wer soll sie prüfen, wer durchsetzen? Die Noth der Zeit, deß sind wir gewiß, wird zuletzt die Fürsten wie die Staatsmänner, die Geistlichen wie die Laien überzeugen, daß wir auf falschen Wegen sind, daß die Stunde des Staatskirchenthums geschlagen hat, daß die weltlichen Fürsten die Kirche nicht mehr regieren können. Aber dieses Bewußtsein der Krankheit genügt nicht, wenn nicht die Erkenntniß der Heilmittel hinzukommt. Wie die Dinge liegen, ist — menschlich gesprochen — nur von er-

leuchteten Fürsten eine wirksame Initiative zu hoffen. Wenn sie nicht kommt, sollten die nächsten Synoden den Ernst der Lage in Erwägung ziehen. Und ein Kirchentag müßte aus dem gesammten Deutschland berufen werden, um die Kirche der Reformation vor ihre Aufgabe zu stellen. Jedenfalls muß die Bevorzugung Roms aus Rücksichten der Macht definitiv aufhören und bei Festhaltung der staatsrechtlichen Parität doch die Pflege des evangelischen Geistes wieder lebendig werden. Mit Bismarcks Abtreten ist die Bahn frei geworden. Wer gibt nun die Losung für den neuen Tag?"

So abermals Herr Stöcker. Seine Mitarbeiter an der Zeitschrift — und er zählt deren viele, wie denn überhaupt sein Organ binnen kurzer Zeit das verbreitetste seiner Art geworden zu sein scheint — stimmten fast in jeder Nummer in denselben Ton ein. In derselben Ausgabe, der Vorstehendes entnommen war, lieferte ein Mitarbeiter einen Artikel über „die Zwangslage der evangelischen Kirche" den „demnächst zusammentretenden Provinzialsynoden" zur besonderen Beherzigung. Darin wird u. A. Folgendes ausgeführt:

„Das Kirchengesetz vom 3. Juni 1876 hat das constitutionelle Princip auch auf die Kirchengewalt, welche den Landesherren im Reformationszeitalter zur Schirmherrschaft über die Kirche zugemessen war, übertragen; es hat dieselbe gegen alles Recht und Lehre der Protestanten, aber allerdings folgerichtig, in die drei Faktoren: König, Ministerium, Parlament zerlegt und damit die evangelische Kirche dem Staate vollständig einverleibt. Waren die kirchlichen Organe, Superintendenten, Consistorien, Oberkirchenrath immer schon reine Verwaltungsbehörden, die irgendwelche Macht selbständig und selbstthätig zu handeln nicht besaßen, so wurde ihnen doch durch den souveränen Willen des Königs, als Inhabers der Kirchengewalt, wenigstens für jedes einzelne Gesetz und Verordnung eine solche Gewalt eingehaucht und gegeben. Jetzt kann der König eine solche Gewalt, einen solchen Auftrag, der irgendwie über den Rahmen der Verwaltung des Bestehenden hinausgeht,

den kirchlichen Behörden gar nicht mehr geben ohne Zustimmung des Staatsministeriums und des Parlamentes. Schon der einfache Blick auf diesen Doppelconstitutionalismus, der damit für die Kirche geschaffen ist: Kreis-, Provinzial-, Generalsynode, Abgeordneten- und Herrenhaus, Staatsministerium, Krone, läßt erkennen, daß dieser Instanzenweg, selbst den besten Willen auf allen Stufen vorausgesetzt, einer Lahmlegung der evangelischen Kirche gleichkommt. Von einem spontanen Handeln der Kirche kann gar nicht die Rede sein. Ja, jede Fortentwickelung, die nicht rein geistig sich vollzieht, ist ihr völlig abgeschnitten. Aber nicht blos dies, auch die Aenderung dieses Zustandes auf gesetzlichem Wege ist ihr eben durch dieses Gesetz unmöglich gemacht. Das Abgeordnetenhaus ließe schwerlich ein Gesetz durchgehen, das zum Heile der evangelischen Kirche wäre. Wollte z. B. die Generalsynode die Beschlüsse der letzten Provinzialsynoden auf Milderung einiger Paragraphen der Verfassung oder auf Aufhebung derselben, wie die Augustconferenz beantragte, zu den ihrigen machen, als Gesetz beschließen — und Cultus- und Staatsministerium stimmten auch zu — an dem Abgeordnetenhause scheiterte unweigerlich der Versuch. Die gesetzliche Lahm- und Festlegung der evangelischen Kirche ist ja der höchste Triumph der Liberalen, nur durch Fesselung derselben stehen sie in Kraft, und sie müßten Thoren sein, wenn sie der eingeschnürten evangelischen Kirche irgendwie die Fesseln lockern helfen wollten."

Es scheint, daß der Verfasser der vorstehenden Zeilen identisch ist mit dem Autor einer Broschüre, welche unlängst unter dem Titel: „Beschwerden der Kirche Jesu Christi gegen den Staat. Von Pfarrer O. Aurbach, Barmen 1890." erschienen ist.

Wieder in einer andern Nummer der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung" (v. 16. Aug. c.) wurde offen eingestanden, daß „die evangelische Kirche in der Bekämpfung der Socialdemokratie bisher so gut wie nichts geleistet habe." Die Schuld daran wurde abermals dem Staatskirchenthum zugewiesen. „Bei der heutigen Verfassung der Kirche trifft den Staat die Verantwortung, nicht

die Kirche, wenn dieselbe nichts leistet," sagte der betreffende Verfasser. „Denn trotz des bischen Synodalverfassung," führte er aus, „liegt die Entscheidung kirchlicher Angelegenheiten überall in den Händen des Staates."

Sehr interessant sind nun die verschiedenen Vorschläge, welche gemacht werden, um diese „furchtbare Zwangslage der evangelischen Kirche" zu beseitigen. Die bezüglichen Projekte sind sehr vielseitiger Art, auch widersprechen sie sich, wie schon oben bemerkt, gegenseitig; endlich gestehen einige ihrer Concipienten offen ein, daß ihre Pläne in der Praxis unausführbar sind; trotzdem mögen wenigstens die Hauptumrisse dieser Programme hier mitgetheilt werden.

Zugegeben wird auf fast allen Seiten der „Orthodoxie", daß „der Summepiscopat in seiner gegenwärtigen Gestalt aufhören" müsse. Zur Ausführung dessen wird von der einen Seite folgender Vorschlag gemacht: „Der König, wenn er jetzt auch nicht mehr der alleinige Inhaber der Kirchengewalt ist, bleibt doch der ursprüngliche und eigentliche und darum auch immer noch der hauptsächlichste Träger derselben. Nur dadurch, daß der König geschichtlich auch der Träger der evangelischen Kirchengewalt war, ist diese auf die constitutionellen Staatsfaktoren mit übergegangen. Gäbe also Se. Majestät jetzt die Kirchengewalt durch einen Willensakt der Kirche zurück, so wäre damit auch sofort der Antheil, den Staatsministerium und Parlament an derselben erlangt haben, hinfällig geworden. Dagegen muß dem Könige das Majestätsrecht, das Oberaufsichtsrecht, das Recht zu reformiren und das Recht der Schirmherrschaft über die Kirche verbleiben. Demgemäß müßte die nächste Generalsynode eine Deputation an den König senden mit der Bitte: 1) daß das Majestätsrecht des evangelischen Landesherrn unversehrt wiederhergestellt, 2) daß der Kirche die Kirchengewalt voll zurückgegeben werde."

Der Urheber dieser Proposition (S. 299 der „D. Evang. Kirchenztg.") bemerkt dazu: „Die evangelische Kirche sieht sich

jetzt vor die Alternative gestellt, entweder diesen principiellen Antrag unmittelbar vor Se. Majestät zu bringen, oder aber auf ihren göttlichen Ursprung und Beruf zu verzichten und in antik-römischer Weise eine Ministerial-Abtheilung des Staates zu bilden und in ihm aufzugehen."

Wir verzichten unsererseits auf einen Commentar hierzu — die Frage, ob das jus reformandi sowohl mit einer freien Kirche, wie mit ihrem göttlichen Ursprung vereinbar sei, wäre vor Allem zu beantworten — und lassen für uns wieder Herrn Stöcker reden oder vielmehr die Redaktion der „D. Evang. Kirchenzeitung". Dieselbe erklärte sich (S. 342) im Wesentlichen mit den vorstehenden Vorschlägen einverstanden. Sie bemerkte:

„Die Kirchenverfassung hat selbst an dem Summepiscopat gerüttelt, das Gesammtministerium steht in Bezug auf die Gesetzgebung über dem Summepiscopat. So regieren die Fürsten nicht die Kirche, sondern sie sind nur noch das Werkzeug, durch welches der Staat die Kirche beherrscht. Diese Stellung ist doppelt unrichtig und muß geändert werden. Die rechte Form der Aenderung ist gar nicht so schwer.[1]) Selbstverständlich muß der weltliche Fürst als Staatsoberhaupt eine einflußreiche Stellung für das kirchliche Leben behalten, es wäre kindisch,

---

1) In dem Herrn Stöcker „nahestehenden" Journal „Das Volk" (v. 7. November) ist dieselbe Ansicht ausgesprochen. Es heißt dort: „Die Loslösung der Kirche vom Staate ist gar kein so großes Wagniß, als wie viele fürchten, namentlich wenn der Staat eine genügende Abfindungssumme an die Kirche zahlte, wozu er vielen Orts verpflichtet wäre. Ebenso würden wie bisher die einzelnen Gemeinden zu Bezirks-, Kreis-, Provinzial- und Landeskirchen sich vereinigen und gliedern, nur eben mit dem Unterschiede, daß die Kirche sich selbst erhalten und regieren würde. Desgleichen würde der kleinere Kreis immer dem ihn umfassenden größeren Kreise untergeordnet sein, der Pfarrer müßte dem Superintendenten, der Superintendent dem Bischof oder wie wir diesen höheren Geistlichen nennen wollen, gehorchen." „Wenn" — „wäre" — „würde"!

bloß von einer Abschaffung des Summepiscopats zu reden und Fürsten wie Laien behandeln zu wollen. Aber wir meinen, wenn man die Kirchenhoheit des Staates in den Fürsten concentrirt, so kann, auch nach Wegfall des staatlichen Kirchenregiments, die heilsamste Einrichtung geschaffen werden. Man stelle sich einmal vor, der Fürst habe das Recht, bei der Besetzung der leitenden Stellen in den Landes- und Provinzialkirchen die personae minus gratae zu streichen, ein suspendirendes Veto gegenüber den Kirchengesetzen auszuüben und für die Generalsynode eine Anzahl von Mitgliedern, vielleicht ein Zehntel, zu ernennen — ist das nicht eine große Stellung? Vor anderthalb Jahrzehnten haben wir diesen Gedanken einmal näher ausgeführt und von vielen Seiten, auch von kirchenregimentlichen Persönlichkeiten, Zustimmung gefunden. Heute wird das schwerlich geschehen, so sehr ist durch unsere neueste Entwickelung der Freiheitsbegriff zurückgedrängt und der Byzantinismus erstarkt. Und doch soll die Kirche heute mehr leisten als je."

„Dazu kommt noch Eins, das immer wieder übersehen wird. In den links stehenden Volksschichten, besonders bei der Demokratie und Sozialdemokratie, kann eine Kirche überhaupt erst dann wieder Einfluß haben, wenn sie dem Staat selbständig gegenübersteht. Die Staatsregierung liegt mit den radikalen Mächten in einem Kampf auf Leben und Tod. In den zwölf Jahren, die hinter uns liegen, hat sie die Sozialdemokraten eingekerkert, ausgewiesen, unterdrückt. Wir können dawider vom Standpunkt des Staates aus nichts einwenden. Aber glaubt man, daß die so gemaßregelten Sozialdemokraten einer Kirche innerlich anhangen werden, deren Regiment dasselbe ist wie jene Staatsregierung, mit der sie im Kampfe steht? Nimmermehr! Wohin wir auch blicken, überall finden wir die Schwierigkeit der Staatskirche als Ursache ihrer Unwirksamkeit. Das würde mit einem Schlage anders werden, wenn die Kirche ihre Freiheit erhielte."

„Die große Frage ist freilich, wie das geschehen soll. Die Antwort ist schwer, aber sie ist zu finden. Folgendes stellt sich uns als ein mögliches Zukunftsbild vor Augen. Der Summepiscopat ernennt — als die letzte Funktion seines Re-

giments — die bestehenden Generalsuperintendenten zu Bischöfen, welche ihre Sprengel mit persönlicher Vollmacht leiten. Die Consistorialpräsidenten werden die juristischen Berather der Bischöfe, die Consistorien rein kirchliche Behörden. Die Convocation sämmtlicher Bischöfe, verbunden mit dem Generalsynodalvorstand, erwählt den Landesbischof; die centrale Kirchenbehörde, der Oberkirchenrath, bleibt und wird bei Vacanzen durch die mit dem Generalsynodalvorstand vereinigte Convocation ergänzt. Das Gesetzgebungsrecht wird von den Synoden und der Convocation ausgeübt, die Verwaltung von den Bischöfen und dem Landesbischof. Eine Dotation in der gegenwärtigen Höhe der Staatsleistungen wird der Kirche sichergestellt, für die Zukunft auf jeden weiteren Staatszuschuß verzichtet. Die Ernennung der theologischen Professoren bleibt Sache der Staatsregierung, die jedoch hierbei in Uebereinstimmung mit dem Landesbischof und Oberkirchenrath handelt. — Wir sind überzeugt, daß die so verfaßten Kirchen sehr bald Volksthümlichkeit gewinnen und in den sozialen Angelegenheiten den Einfluß erobern würden, der vom Staat gefordert wird. Eine Conföderation aller deutschen evangelischen Kirchen würde das Uebrige thun, und der Protestantismus hätte Lebensformen, die ihn zur Pflege des Volks, zum Kampf gegen die Feinde der Kirche befähigten."

Man muß gestehen: an der sonst bei protestantischen Vorschlägen üblichen Nebelhaftigkeit leidet dieses Programm nicht, es ist das concreteste, welches wohl seit Jahrzehnten an die Oeffentlichkeit gekommen ist, auch an Originalität fehlt es ihm nicht. Ein Landesbischof, d. i. ein Metropolit, der seine Suffragane hat, dessen Competenzen freilich noch nicht genau definirt sind: das klingt ja fast katholisch!

In der That: es hätte befremdlich erscheinen müssen, wenn dieses Programm nicht im Leserkreise der „D. Evang. Kirchenztg." auf Widerspruch gestoßen wäre. Und wirklich: schon in der zweitfolgenden Nummer (S. 373) nahm das Blatt alle seine Vorschläge indirekt zurück. Was ihm noch kurz vorher als „gar nicht so schwer" erschien, scheint ihm

etzt unausführbar zu sein. „Die Forderungen der Unabhängigkeit," sagt es neuerdings, „werden zunächst vermuthlich leere Seufzer bleiben", denn die Parlamentsmehrheit werde schwerlich die Rechte über die Kirche, welche sie einmal erlangt habe, wieder aus den Händen geben. Ein Mitarbeiter des Blattes läßt sich dann noch (S. 389) also vernehmen:

„Die radikale Aufhebung des Summepiscopates würde unsere Kirche in eine Freikirche umgestalten. Das wäre aber das größte Unglück, welches ihr geschehen könnte. Denken wir nur den Gedanken aus, der König legte das landeskirchliche Regiment nieder, der Staat höbe seine Verbindung mit der Kirche auf! Was würde die Folge sein? Der Zusammensturz der Kirche in einen Haufen loser Trümmer! Es mag ja sein, daß diese und jene Trümmer sich zusammenfänden und eine Gemeinschaft bildeten, aber eine, die Gesammtheit unserer Gemeinden zusamenschließende Kirche würde wohl nicht daraus entstehen, sondern vielmehr eine Vielheit von Kirchen und Kirchlein, so buntscheckig, wie sie nur in England oder Amerika zu finden ist. Und selbst, ob das der Fall sein würde, muß jedem, der unsere Gemeinden kennt, zweifelhaft sein. Aber auch angenommen, es entstände eine Kirche daraus, was dann? Irgend einer muß doch das Regiment führen. Entweder eine Hierarchie von Bischöfen mit dem Erzbischof an der Spitze — die läßt sich aber ohne den katholischen Priesterbegriff nicht construiren, wäre also ausgeschlossen — oder die Exekutivbeamten der durch Wahl entstandenen Synoden. Wäre solch ein Kirchenregiment erträglicher als das jetzige? Man denke sich doch nur unsere Gemeinden frei! Wer würde gewählt werden? Etwa die würdigsten, die frömmsten, die um die Kirche verdientesten Männer? Nein, die mächtigsten, die begünstigtsten, die reichsten! Herrscht in der Staatskirche die weltliche Macht des Staats, so in der Freikirche die des Mammons, der Intrigue, der Wahlumtriebe! Das kann jeder sehen, der sich einmal die Mühe nimmt, einen Blick in das Leben der englischen oder amerikanischen Freikirchen zu werfen. Alles was an biblischen Gründen oder an solchen, die in unseren kirchlichen

Verhältnissen liegen, gegen die Staatskirche gesagt werden kann, das läßt sich auch gegen die Freikirche sagen. Deshalb müssen wir uns eben gegen Aufhebung des Summepiscopats erklären. Nicht Lösung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, sondern sach- und zeitgemäße Gestaltung desselben, nicht Aufhebung des Summepiscopats, sondern Befreiung desselben aus der ministeriellen Bevormundung ist das, was wir bestreben!"

Hierauf erwidert wieder das Stöcker'sche Blatt (S. 406):

„Daß mit dem Aufgeben des Summepiscopats die evangelische Kirche in einen Haufen von Trümmern zusammenbrechen müßte, bestreiten wir aus Gründen sowohl des Glaubens, wie der Praxis. Bisher hat das bestehende Staatskirchenthum allerdings einen gewissen Zusammenhalt der verschiedenen Kirchenglieder bewahrt; aber es hat überall die Kirche in Parteien zerreißen lassen und in manchen Staaten — wir erinnern an die Schweiz und Schottland — auch die Zerreißung der Kirche in Theilkirchen nicht verhindert. Daß die Freikirche aus Trümmern bestehen würde, glauben wir gar nicht. Allerdings wäre dies eine Lösung, der wir den gegenwärtigen Zustand noch vorziehen würden, da die Geschichte zeigt, daß Separationen in Deutschland keine Zukunft haben. Aber wir denken an eine freie Volkskirche, die nicht in abstrakter Trennung vom Staat, sondern in rechtlicher Auseinandersetzung und in praktischer Verbindung mit ihm unter seiner Hoheit ihr Leben führt. Daß für den Träger der Krone eine besonders große Stellung in der Kirche geschaffen werden müßte, ist eine einfache Folge der geschichtlichen Entwickelung. Aber wir meinen auch, neben der Abweisung der personae minus gratae, die für die Aemter der evangelischen Kirche in größerem Umfang zu üben wäre als in der katholischen Kirche, seien das Suspensivveto bei der Gesetzgebung und die Ernennung einer großen Zahl von Delegirten in die Generalsynode so große Rechte, daß es uns unbegreiflich ist, wie man behaupten kann, die Krone werde unserer Kirche gegenüber in dieselbe Stellung gerückt, wie gegenüber der katholischen."

„Die Frage, was an die Stelle des heutigen landes-

herrlichen Kirchenregiments treten solle, ist gewiß schwierig. Aber wenn man die Alternative stellt: entweder eine Hierarchie von Bischöfen oder eine Exekutivbehörde der Synode, so setzen wir dem eine Simultanität entgegen. Es ist unsere innerste Ueberzeugung, daß ein Fallenlassen der synodalen Verfassung für uns unheilvoll sein müßte. Die Synoden mit ihren Vorständen müssen bleiben, aber sie müssen nicht wiederum mit collegialen Behörden, sondern mit amtlichen Persönlichkeiten zusammenwirken, um kräftig wirken zu können. Ob man diese Persönlichkeiten Generalsuperintendenten oder Bischöfe nennen will, ist uns völlig gleichgültig. Ein achtsilbiger Titel ist ein sprachliches Monstrum; das Wort Bischof ist viel volksthümlicher."

So das Stöcker'sche Organ noch am 4. Oktober 1890.

Die Zeitungen aller Parteien haben in den letzten Tagen hin und her gerathen, worin wohl der „eigentliche" Grund zur Entlassung Stöckers aus seinem Hofpredigeramte gelegen haben möchte. Sie haben insgesammt nicht die „D. Evang. Kirchenztg." gekannt. Wäre dies der Fall gewesen, so würden sie wohl bald begriffen haben, warum Herr Stöcker nicht länger in seinem Amte verbleiben konnte.

Wenn ein Blatt, das Stöcker's Namen in jeder Nummer ebenso ostentativ an der Stirn trägt, wie die „Freisinnige Ztg." den des Herrn Eugen Richter, continuirlich dem Cultusminister und dem gesammten Staatsministerium vorhält, daß sie zu viel Rechte über die protestantische Kirche besitzen; wenn es andererseits den Pastoren, Superintendenten, Consistorialräthen, Generalsuperintendenten, Oberkirchenräthen und zuletzt dem Kaiser selber[1]) unaufhörlich zu Gemüthe

1) Auch auf andern Gebieten fehlte es in dem Stöcker'schen Blatte nicht an Anspielungen, welche direkt gegen den Kaiser gerichtet waren. So wurde in der Nummer vom 9. August dem Unwillen darüber Ausdruck gegeben, daß in der Provinz Sachsen manche Landgeistliche höhere Einnahmen hätten, als manche Generalsuperintendenten, die doch viel zu repräsentiren hätten,

führt, daß sie insgesammt zu wenig Rechte haben: so muß das die Minister kränken und alle Anderen peinlich berühren, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn man sich auf beiden betheiligten Seiten in dem Wunsche begegnet, den lästigen Ermahner mundtodt oder doch wenigstens möglichst unschädlich zu machen, jedenfalls nicht mehr seine Position in dem Nimbus eines hohen Amtes strahlen zu lassen.

Doch dies nebenbei. Jetzt wird es sich in erster Linie um die Frage handeln, welche praktischen Folgen die seit Jahren von Herrn Stöcker verkündigten, unlängst von der Brandenburgischen Provinzial-Synode zum Theil sanktionirten Theorien haben werden.

Der Oberpräsident von Achenbach hatte erklärt, daß viele Evangelische „lieber aus der Landeskirche ausscheiden", als Generalsuperintendenten mit bischöflicher Stellung sich unterwerfen würden. Trotz dieser Drohung hatte die Mehrheit der Synode dies beschlossen. Aber von diesem Beschluß bis zum landeskirchlichen Gesetz hat der Vorschlag bekanntlich noch einen weiten Weg zu durchlaufen.

Wie die Krone darüber denkt, bekundet eben die Entlassung Stöckers. Der gegenwärtige Cultusminister resp. das Staatsministerium würde die Proposition, selbst wenn die Generalsynode sie annehmen würde, dem Könige nicht zur Sanktion empfehlen und so wird wohl die, obendrein durch die „liberale" und mittelparteiliche Tagespresse eingeschüchterte Generalsynode den ihr von der Brandenburgischen Provinzialsynode unterbreiteten Antrag wohl gar nicht zur Plenarverhandlung gelangen lassen, andernfalls ihn mit großer Mehrheit ablehnen.

---

trotzdem „nach einer bekannten Cabinetsordre von jüngstem Datum erst die Generäle repräsentiren". Mehrfach führte das Blatt auch darüber Klage, daß nach dem Hof-Ceremoniell die katholischen Bischöfe einen höheren Rang einnehmen, als die Generalsuperintendenten.

Herr von Achenbach und Genossen würden also vorläufig noch Mitglieder der Landeskirche bleiben können, aber was wird aus Stöcker und Genossen?

Da diese sich seit Jahren in Wort und Schrift gegen das Staatskirchenthum aufgelehnt, würden sie zum mindesten eine capitis deminutio erleiden, wenn sie länger im staatskirchlichen Verbande bleiben würden, nachdem ihre auf Entstaatlichung der Kirche und auf Gründung einer Freikirche gerichteten Anträge abgelehnt sind. Daß sie katholisch werden, dieser Hoffnung geben wir uns wenigstens bei den leitenden Elementen nicht hin. Diese haben sich auch hierin zu weit in pejus engagirt.

Sie mögen nun aber machen was sie wollen: man wird von ihnen sagen können, was ein katholischer Historiker vor mehr als dreißig Jahren von ähnlichen Parteiungen innerhalb des Protestantismus sagte: „Eine Kirche, von der sie Rettung hoffen könnten Angesichts des aufziehenden Gewölks einer rabenschwarz verhangenen Zukunft, haben weder die Einen noch die Andern!“ [1])

Bereits ziehen sich die Wolken über dem Protestantismus immer dichter zusammen. Nicht allein, daß, wie wir oben gesehen, die protestantischen Führer des Volkes selber gestehen, daß ihre Kirche in der Hauptfrage der Gegenwart, der socialen, nichts zu leisten vermag, so ist soeben wieder im Innern der „Kirche“ ein den Lebensnerv derselben berührender, aus Veranlassung der Berufung des Professors Harnack an die Berliner Universität entstandener Streit über die Bedeutung des Dogmas entstanden. Unter der triumphirenden Ueberschrift: „Das Ende des kirchlichen Dogmas“ bringt der Berliner „Neue Evang. Gemeindebote“ längere Auszüge aus dem kürzlich erschienenen dritten Bande der Dogmengeschichte des „Doctor“ Harnack. Und

1) Jörg, Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung. Freiburg 1858. Bd. II. S. 236.

was das Schlimmste ist, die Negation ist längst auf die Kanzeln übergegangen. Unter Falk-Herrmann setzte der Oberkirchenrath den Prediger Sydow wieder in sein Amt ein, der vom Consistorium wegen öffentlicher Leugnung des Dogmas von der Gottheit Christi abgesetzt worden war. Auch heute kommt es noch vor, daß manche Prediger wohl für gewisse Kirchen zurückgewiesen werden, wegen „Heterodoxie", in andern Kirchen aber behördlich belassen werden. Bei St. Andreas in Berlin z. B. darf anders gepredigt werden als bei St. Jacobi. In vielen Kirchen wird von derselben Kanzel Nachmittags das Gegentheil gepredigt von dem, was des Vormittags gelehrt wurde.

Und zu allem Unheil kommt nun jetzt der Streit in der kirchlichen Verfassungsfrage, von deren Lösung das Dogma und überhaupt das ganze kirchliche Leben abhängt!

Dieser Streit ist freilich so alt wie der Protestantismus selbst und vielfach ist man ja auch bemüht, von Neuem zu eruiren, was Luther über die Verfassung der Kirche „gelehrt" hat.

Ein eingehenderes Studium wird indeß Jeden bald überzeugen, daß Luther in diesem Punkte sich ebenso wie in andern Dingen jedes Jahr mindestens zweimal widersprochen hat, so daß er auch für den Protestanten keine Autorität bilden kann. Bald war er für das Kirchenregiment der weltlichen Fürsten, bald dagegen, bald wieder wollte er es als ein Provisorium zulassen.

Wir empfehlen darum den Protestanten, nicht nach den Worten Luthers, sondern nach dem Worte Gottes sich zu richten. Ihr gesunder christlicher Sinn wird ihnen sagen, daß, wenn die Kirche, wie sie es glauben, göttlicher Herkunft ist, der göttliche Stifter ihr auch nothwendig Daseinsform, eine Verfassung, ohne welche sie schon im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens hätte zerfallen müssen, geben mußte. Ein vorurtheilsloses Studium im Worte Gottes wird ihnen dann bald den Felsen zeigen, auf welchem Christus die

Verfassung seiner Kirche errichtet hat, außerhalb welcher kein wahres Heil zu finden ist.

Daß zu dieser Erkenntniß der göttliche Gnadenweg zahlreichen Protestanten erschlossen werden wird, hoffen wir um so zuversichtlicher, als die Opfer außergewöhnliche waren, welche in den beiden letzten Jahrzehnten von den Anhängern der Mutterkirche in Preußen-Deutschland gebracht worden waren! P. M.

II. Näheres über die Beseitigung der „Hofprediger-Partei".

Vom Rhein im November.

Es wird doch nothwendig sein, über den Rücktritt des bisherigen Hof- und Dompredigers Stöcker ein Mehreres zu sagen, als in der kurzen Nachschrift zu unserm jüngsten Artikel (S. 760) möglich war. Von einem großen Theil der Presse wird dieser unfreiwillige Rücktritt als ein Ereigniß ersten Ranges mit bedeutsamem politischem und kirchenpolitischem Hintergrund behandelt und die ganze Presse kommt immer wieder auf dasselbe zurück.

Ueber die eigentliche Ursache wird hin und her gestritten. So viel steht fest, daß eine Reihe von Momenten zusammengewirkt haben, um die sofortige Annahme der von Stöcker angebotenen Entlassung durch den Kaiser zu bewirken. In der neuesten Nummer der von „Adolf Stöcker, Hof- und Domprediger" begründeten Berliner „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung" wird die Angelegenheit unter dem Gesichtspunkte einer Hofpredigerkrise behandelt, derselben also möglichst die Spitze gegen Stöcker abzubrechen versucht. Das Blatt spricht von den „schweren Heimsuchen", welche die Domgemeinde zu Berlin betroffen habe. „Am 27. Oktober wurde in der Domstiftkapelle die Leichenfeier der Wittwe des seligen Oberhofpredigers v. Hengstenberg begangen; bei dieser Feier selbst offenbarte sich ein Nervenleiden des Oberhofprediger Dr. Kögel, das denselben zu einem längeren Urlaub veranlaßte; am

Sonntag darauf hielt Hofprediger Bayer, der als vortragender Rath in das Cultusministerium berufen war, seine Abschiedspredigt; am folgenden Dienstag boten Stöcker und Schrader Sr. Majestät ihre Entlassung an, die am Mittwoch angenommen wurde; in zehn Tagen hat die Gemeinde ihre Prediger verloren, drei für immer". Ueber die Krankheit des Oberhofpredigers Kögel wissen, beiläufig bemerkt, Berliner Zeitungen zu melden, daß dieselbe theils auf Ueberanstrengung, theils auf Verdruß im Amte zurückzuführen sei. „Sie äußerte sich zunächst in einem nervösen Zittern der Hände, zu dem sich dann Gedächtnißschwäche gesellte. Zum offenen Ausbruch kam die Krankheit bei der Begräbnißfeier für Frau von Hengstenberg im Domcandidatenstift. Der sonst so redegewandte Geistliche vermochte plötzlich während der Trauerrede nicht weiter zu sprechen, er hatte den Faden seiner Ausführungen vollständig verloren und konnte nur unzusammenhängende Laute hervorbringen. Der hochansehnlichen Trauerversammlung bemächtigte sich große Bestürzung und einige peinliche Minuten verstrichen, bis endlich Dr. Kögel sich so weit gefaßt hatte, daß er das Manuscript seiner Rede hervorholen und den Schluß ablesen konnte".

Das oben genannte Organ Stöckers hält es, wie erwähnt, für angezeigt, die Veränderungen unter der Hofgeistlichkeit insgesammt zu betrachten: „Die vier Hofprediger waren in ihrer Stellung zum Bekenntniß der Kirche ein Herz und eine Seele. Sie bildeten niemals, wie ihre Gegner so oft verdächtigend verkündigten, den Generalstab der sogenannten Hofpredigerpartei, die es nicht gab; aber sie sind in bösen Zeiten, als schwere Stürme des Unglaubens über die evangelische Kirche dahinzogen, vor den Riß getreten und haben in Verbindung mit der Gruppe der positiven Union den Bestand der Landeskirche schirmen helfen". In der Vokation der Hof- und Domprediger steht geschrieben, daß sie sowohl bei Hofe als auch in der Domkirche ihrem Amte mit Lehren, Predigen, Austheilen und Administriren der heiligen Sacramente vorstehen sollen. Es sei klar, daß sie (Stöcker und Schrader) ihre Entlassung anbieten mußten, als Consistorialrath Dryander statt

ihrer mit der Stellvertretung im Amte des Schloßpfarrers betraut wurde. „Schon bei der letzten Reichstagseröffnung, wo Stöcker als Abgeordneter außer Frage stand, wurde mit Umgehung Bayers und Schraders Hofprediger Frommel zu der Predigt befohlen.“ Die Deutsche evangelische Kirchenzeitung will in keiner Weise gelten lassen, daß Stöckers öffentliche und agitatorische Thätigkeit die Entlassung herbeigeführt habe oder habe herbeiführen können. „Es bleibt demnach ein Räthsel in der Sache, das zu lösen der Zukunft vorbehalten ist. Keinesfalls glauben wir, daß in diesem Augenblicke irgend eine politische oder kirchenpolitische Ursache vorliegt, aus welcher das vielbesprochene Ereigniß hergeleitet werden kann. Und man wird gut thun, die kommenden Dinge abzuwarten, welche über kurz oder lang Klarheit in die Lage bringen müssen“.

Allgemein und mit Recht nimmt man an, daß persönliche Momente bei der Entlassung Stöckers mitbestimmend waren. Der Takt war nie die starke Seite des streitbaren Hofpredigers. Bei Hofe mußte es ihm sehr verdacht werden, daß er von der Kaiserin, welche allerdings kirchlich auf dem Boden der Stöckerschen Anschauungen steht, als von seiner „Freundin“ öffentlich sprach und daß er eigenmächtig den kaiserlichen Kindern in ihrem Thüringer Sommeraufenthalt einen Besuch abstattete, bei welchem er von dem Hofmeister, welcher glaubte, daß er im Auftrage des Kaiserpaares komme, mit großen Ehren empfangen wurde. Dann waren ihm in letzter Zeit mächtige Gegner entstanden, bezw. an entscheidender Stelle wider ihn wirksam geworden. Der neue Finanzminister Dr. Miquel, welcher gegenwärtig am Hofe in großer Gunst steht, hat es zuwege gebracht, daß das lange gespannte Verhältniß des Kaisers zu der verwittweten Kaiserin Friedrich heute wieder ein freundliches ist; wenn in letzter Zeit die Rede auf den Hofprediger Stöcker kam, so wird sich ganz gewiß der Einfluß der Kaiserin-Mutter zu seinen Gunsten nicht geltend gemacht haben. Auch der Großherzog von Baden, auf welchen der Kaiser große Stücke hält, war dem Hofprediger Stöcker namentlich wegen seiner antisemitischen Thätigkeit bezw. der Art derselben nie gewogen.

Die Aufnahme, welche die Entlassung Stöckers in der Presse gefunden hat, war eine sehr verschiedene nach der Parteistellung. Daß „die Juden und Judengenossen", wie die Deutsche evangelische Kirchenzeitung sich ausdrückt, den Sturz des ihnen so verhaßten Mannes bejubelt haben, versteht sich von selbst. Das Stöcker'sche Organ spricht von einem „Geheul der Freude", welches dieselben nicht hätten unterdrücken können, und fügt mit eigenthümlich berührender Wendung hinzu: „Ja, unsere israelitischen Mitbürger sind noch immer dieselben wie zu der Zeit, da sie dem Messias in das Angesicht spieen und ohne Ermüdung kreuzige! kreuzige! riefen." Aber abgesehen von der Gegnerschaft, welche Stöcker durch seine antisemitische Agitation sich zugezogen hat, spiegeln die Bemerkungen der Berliner Presse die ganze Zerfahrenheit insbesondere des Berliner Protestantismus wieder. Während die Blätter der orthodoxen Richtung, namentlich Kreuzzeitung, Reichsbote und Volk, Weherufe ausstoßen und einen vollständigen kirchen-politischen Systemwechsel in Aussicht stellen, behandeln die kirchlich-mittelparteilichen Organe, wie Norddeutsche Allgemeine, Deutsches Tageblatt und Post, die Entlassung Stöckers als eine ziemlich gleichgiltige Sache, das Gerede von seinem bisherigen großen Einfluß als jeder Begründung ermangelnd, und gibt die protestantenvereinliche Richtung, welche in den Organen des Freisinns und des linken Flügels der Nationalliberalen zu Worte kommt, ihrer Genugthuung über die Beseitigung des Hofpredigers in den lebhaftesten, für den Entlassenen beleidigendsten Wendungen Ausdruck. So liest man beispielsweise in der jüngsten Nummer des Neuen Evangelischen Gemeindeboten (Wochenblatt für die Gemeinde und ihre Vertreter): „Unzweifelhaft wird es als eine große Wohlthat empfunden werden, daß die christlich-sociale und antisemitische Agitation in Zukunft nicht mehr unter der Aegide eines kaiserlichen Hofpredigers betrieben werden wird." Und weiter: „Auch hier ist das Geschehene eben nur die Ernte von dem, was gesät worden ist. Die Presse Stöckers spricht jetzt von einer tiefen Tragik seines Geschicks; wir stimmen dem zu, wenn wir die Tragik auch anderswo sehen als jene. Das ist die Tragik seines

Geschickes, daß er sich eine große Aufgabe gestellt hatte, zu deren Lösung wohl seine äußere Begabung, aber nicht sein sittlicher Charakter ausreichte. Daran geht er zu Grunde. Man kann sich thatsächlich keinen widerlicheren Gegensatz denken, als den großen socialen und religiösen Reformator, der er sein wollte, in lächerlichem Gezänke vor Gericht mit seinem Collegen Witte zu sehen." Ueber einen Sieg der (kirchlich) liberalen Sache zu triumphiren, der mit der Entlassung Stöckers errungen sei, dazu sei, meint das vorgenannte Blatt, gar kein Grund vorhanden. So billig seien derartige Siege nicht zu haben. „So lange wir nicht lebendige Gemeinden haben, deren christliche Kraft Erscheinungen wie Stöcker unmöglich macht, so lange können wir von Siegen nicht reden."

Was bedeutet nun die Entlassung Stöckers kirchenpolitisch? Ob das herausfordernde und verletzende Auftreten des Hofpredigers gegenüber den Katholiken daran irgend einen Antheil hat, ist sehr zweifelhaft. Jedenfalls haben die Katholiken nicht den mindesten Grund, dem Gefallenen eine Thräne nachzuweinen. Eine seiner ersten Thaten, nachdem er sich von dem Schlage, der ihn getroffen, ein wenig erholt hatte, war ein neuer gehässiger Ausfall gegen die katholische Kirche. Aber was besagt die Entlassung nach der evangelisch-kirchlichen Seite? Darüber sind in Wirklichkeit zur Zeit nur noch Vermuthungen zuläßig und wird man, um mit Stöcker selbst zu reden, „die kommenden Dinge abzuwarten haben." Die Kreuzzeitung erklärt, jetzt müsse erst recht für größere Selbständigkeit der Kirche eingetreten werden.

Der „Reichsbote" wirft in seiner Mißstimmung die Frage auf, ob nicht die Conservativen in eine Oppositionsstellung einzurücken hätten. „Die conservative Partei wird im Verein mit der liberalen Partei und dem Centrum in der Regel en bagatelle behandelt. Wie geachtet sind jetzt die ultramontanen Politiker!" Das hätten sie ihrer Oppositionsstellung im Culturkampf zu danken. Da habe das Geheimraththum Respekt vor ihnen bekommen. Am schärfsten äußerte sich das „Volk", anknüpfend an eine Bemerkung der Saale-Zeitung: „Seit Herr Miquel im Schlosse verkehrt, scheint dort wenigstens vorläufig

ein ganz anderer Geist eingezogen zu sein," sagt das Blatt in Uebereinstimmung mit den deutsch-socialen Blättern: „Wir beklagen Stöckers Verabschiedung unter dem Gesichtspunkte, daß ihm dadurch eine unverdiente Kränkung zu Theil wird und daß große Kreise der Treuen im Lande Muth und Freudigkeit verlieren werden, an dem Werke der Social-Reform weiter mitzuarbeiten. Anderseits aber begrüßen wir, wie die Verhältnisse einmal liegen, Stöckers Ausscheiden aus dem Amte als eine Befreiung von Rücksichten, die ihn bisher an voller Entfaltung seiner Kräfte hinderten. Wir werden ihm in dem großen Kampfe der Zeit nach wie vor treue Waffenbrüderschaft bewahren." Daß Stöcker selbst dazu entschlossen ist, wird man wohl annehmen dürfen. Ob aber seine Gefolgschaft durch seine Verdrängung vom Hofe nicht zusammenschmelzen wird? Die Stellung der conservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses bei der Wiedereinbringung der Anträge v. Hammerstein-Kleist-Retzow muß darüber Auskunft geben. Bis jetzt ist die Stellungnahme des Trägers des landesherrlichen Summepiscopates noch immer von entscheidender Bedeutung gewesen. Sollte es, nachdem die Hochkirchlichen soweit sich vorgewagt haben, dieses Mal anders sein?

LXVIII.

Eine Geschichte des Allgäus.

(Schluß.)

Der zweite Hauptabschnitt des Bandes beschäftigt sich mit „Land und Leuten“; dem Umfange nach dem ersten nachstehend, dürfte er ihn an Interesse, wenigstens für den weiteren Leserkreis, vielleicht überragen. Zunächst ist darin von den „Ständen“ gehandelt (S. 483—659).

Zu den „Fürsten des Reiches“ zählten in jenen Jahrhunderten im Allgäu: die Aebte von Kempten und Ottenbeuren, ersterer zugleich „Erzkaplan der Kaiserin“, die Bischöfe von Constanz und Augsburg, deren Sprengel bezw. Herrschaftsgebiet sich ja auf das Allgäu ausdehnten; ähnlich die Herzoge von Bayern und Oesterreich, deren Besitzungen in diese Landschaft eingriffen. Daran reihten sich die „Magnaten“, auch jetzt aus Grafen und Freiherren bestehend; nach 1268 gab es freilich im ganzen Allgäu kein altheimisches Grafengeschlecht mehr; es zählen hieher die Herzoge von Teck, als Herren der Burg und Herrschaft Liebenthann und von Theinselberg, zwar ächte Sprossen des zähringischen Fürstenhauses, aber stets nur als Magnaten betrachtet, im 14. Jahrhundert hatten sie bereits alle ihre angestammten Güter verloren; sodann die Grafen von Marstetten aus dem Hause Neifen, die von Montfort, die Erben der altberühmten und mächtigen Bregenzer, durch endlose Erbtheilungen sich mehr und mehr schwächend: daher die Grafen von Werdenberg, der ältere von den zwei Stämmen der Montforts, die jüngere Linie, Montforts in engerem Sinne,

theilte sich auch in drei Linien, davon auch die Grafen von Montfort-Rotenfels, von denen Hugs Nachkommen bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts blühten und außer Rotenfels auch Wasserburg und Langenargen am Bodensee besaßen; eine Tochter des Grafen Hug wurde als Gemahlin des Sohnes des gefeierten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, des Grafen Ludwig von Löwenstein, die Stammmutter des fürstlichen Hauses Löwenstein. — Von den freiherrlichen Geschlechtern bestanden in das spätere Mittelalter herein nur noch die von Rettenberg, Trauchburg, Hohenegg, Tannenberg und Neidegg, und auch von diesen behauptete nur Rettenberg den vollfreien Stand bis ans Ende; die anderen sanken durch unebenbürtige Ehen zum „minderen Adel" herab. Den Magnaten ebenbürtig waren die Truchsessen von Waldburg, die auch in Baden und Württemberg Ableger hatten; dies Geschlecht war bereits vor 1268 im Besitz der Herrschaft Isny, allerdings nur zuerst durch Lehensgabe der Nellenburger, und ist seit jenen alten Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag ununterbrochen im Allgäu ansässig und begütert geblieben; die Geschichte dieses hochbedeutsamen Geschlechts hat in den letzten Jahren Dr. Vochezer in sehr eingehender und sachkundiger Weise behandelt. Hieher gehören endlich auch die Reichsmarschälle von Pappenheim, welche wenigstens thatsächlich Würde und Rang über dem niederen Adel einnahmen. Marschall Wilhelm (um 1470) nahm ruhmreichen Antheil an allen Kämpfen des Reiches und des schwäbischen Bundes, er starb 1508 zu Trient auf dem Römerzug Maximilians.

Daneben steht der niedere Adel, der sich hauptsächlich aus den Nachkommen der alten „Dienstmannen" (Ministerialen) zusammensetzte, jener sehr zahlreichen „Klasse von Leuten, welche in der herzoglichen Zeit Unfreiheit, im Sinne des mittelalterlichen Rechts, mit ritterlichem Leben und Range vereinigten"; mit dem Ende des 14. Jahrhunderts änderte sich dies alte Verhältniß mehr und mehr in der Richtung voller Freiheit der Ministerialen, bald durch gütliches Uebereinkommen, da und dort aber auch als Resultat langwieriger Streitigkeiten und Fehden. Die Zahl der alten Dienstmannenfamilien war im

15. Jahrhundert im Allgäu gar nicht mehr groß, ein Theil der überlebenden gab Titel und Rang freiwillig preis und mischte sich einfach unter die reichsstädtische Bürgerschaft; da sich auch Glieder des hohen Adels mit derlei Familien verbanden, vermehrte sich hiedurch deren Zahl auf der anderen Seite und auch dadurch, daß patrizische Familien ritterliche Güter erwarben und auch dauernd behielten, wie die Schweikart in Kaufbeuren, die Vöhlin in Memmingen u. a. Kaiserliche Adelsbriefe dagegen kommen in Allgäu vor 1500 nicht vor. — Der Rittertitel bezeichnet im späteren Mittelalter keinen besonderen Stand innerhalb des Adels, sondern lediglich eine Würde, die jedes unbescholtene Glied des höheren wie des niederen Adels erlangen konnte (S. 503). Zu erwähnen sind die Verbindungen der allgäuischen und schwäbischen Ritter überhaupt in der „Reichsritterschaft mit St. Georgs Schilde“, der sich immer stärker entwickelte und im Laufe des 15. Jahrhunderts vier Orte oder Kantone zählte, wovon einer das Allgäu umfaßte; sodann die sogenannten „Tourniergesellschaften“, die „ohne politische Bedeutung waren und zunächst nur die Pflege des Tourniers und den Ausschluß aller nach ihrer Ansicht zum Tourniere Berechtigten und einen standesgemäßen Lebenswandel ihrer Glieder anstrebten“; in Oberschwaben bestanden zwei solcher Gesellschaften, die sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts vereinigten.

In langer Reihenfolge zählt sodann B. alle die Geschlechter auf, die im Allgäu von 1268 bis 1517 zu den Dienstmannen und in späterer Zeit zum niederen Adel gehörten, soweit dieselben nachweisbar und bekannt sind; die Namen von gar manchen finden sich in keiner Urkunde, von so manchen blieben nur spärliche Trümmer verfallener Burgen bis auf unsere Zeit erhalten. Es sind an „einheimischen Geschlechtern“ gegen 120 aufgezählt, an eingewanderten aber auch rund ein Viertelhundert; bei einzelnen derselben sind sehr ausführliche historische Notizen beigegeben, so bei den zwei Linien der Heimenhofer, derer von Kemnat, von Laubenberg und Laubenbergerstein, von Prasberg, von Rauns, von Rotenstein, die um 1340 ihren sehr umfangreichen Besitz theilten und mit der

Geschichte des Allgäus und Schwabens so vielfach verflochten sind; auch das Geschlecht Sürg von Sürgenstein, das zuerst um 1300 auftritt und sich dann vielfach verzweigt, sowie das der Trauchburger und von Werdenstein werden etwas näher erörtert. Von den eingewanderten Geschlechtern, deren Zahl sehr groß war, ist nur eine kleinere Reihe ausgewählt (S. 576 ff.), bestehend aus solchen auswärtigen Adelsgeschlechtern, die sich im Allgäu wirklich niedergelassen haben, und ebenso nur diejenigen städtischen Geschlechter, die im Allgäu Herrschaften erworben haben und als deren Besitzer in die Reihen der Reichsritterschaft eingetreten sind, so Diessen, Freiberg, Mangold, Rechberg ꝛc. Ueber die „Schweickart“, eine lange schon in Kaufbeuren ansässige Patrizierfamilie, welche als Besitzerin der Herrschaft Kipfenberg in die Allgäuer Reichsritterschaft eintrat (um 1450), ist an mehreren Stellen die Rede; es wäre hiezu etwa noch zu erwähnen, daß der erste dieses Geschlechts „der Schweihartinger zu Hegling“, Heinrich, bereits im Jahre 1307 urkundlich in Oberbayern vorkommt; viele Glieder dieses Geschlechts erscheinen in der Folge der Zeit in geistlichen und weltlichen Aemtern; ein Zweig davon wird namhaft gemacht in Grafing und in Lützeldorf (bei Rosenheim); in Hegling (bei Aibling) bestand die Linie der Schweickart noch längere Zeit nach dem Aussterben der schwäbischen Linie fort; Hans Kaspar Schweickart starb nach 1610 (M. Deutinger, Beitr. zur Gesch. u. Topogr. des Erzbisth. München-Freising, II 309 ff.).

An diese niederen Adelsgeschlechter reihten sich die „Geschlechter“ (Patrizier) unter den Bürgern der Reichsstädte, „Bürger“, „Herren“ oder, da sie ohne Gewerbe waren, auch „Müssiggänger“ genannt; im Laufe des 14., besonders aber des 15. Jahrhunderts erloschen sie freilich mehr und mehr oder es traten neue, aus anderen Reichsstädten eingewanderte an ihre Stelle, so die Honold in Kaufbeuren, aus Augsburg gekommen, die Funk und Stebenhaber in Memmingen, aus Gmünd eingewandert und andere anderswo; dazu kommen anderweitig freie Bürger, die nicht gleichberechtigten, aber freien „Pfahlbürger“, gewissermaßen „cives sine suffragio“, die unmittelbar unter Kaiser und Reich stehenden „freien Bauern“ auf

Leutkircher Haide und in der Grafschaft Eglofs, von denen die ersteren durch das ganze Mittelalter ihre volle Freiheit bewahrten, wohnend unter dem Schutze der Reichsstadt Wangen und in ihren Wohnsitzen enge aneinander geschlossen; auch in der Grafschaft Kempten gab es solche „freie Bauern"; „freie Vogt- oder Muntleute" gab es noch im 15. Jahrhundert zerstreut im ganzen Allgäu, besonders an der oberen Iller; sie waren gericht- und botmässig nur einem von ihnen freigewählten Schirmherrn. Im beschränkteren Sinne frei waren dann auch die „freien Gotteshausleute", so um Pfronten, und die zu Weiler und Scheidegg gehörenden „Hofleute", die ihre Güter als Lehen besaßen und an ihre Vogtherren bescheidene Abgaben zu entrichten hatten; die „Freizinser" und „Altarleute" besaßen einen untergeordneten Grad von Freiheit, mußten ihren Herren oder den Vögten ihrer Kirchen oder Altäre verschiedene Abgaben zahlen, Fron- und Kriegsdienste leisten u. s. f.; ihre Lage wurde im 15. Jahrhundert wesentlich verschlimmert.

Die Lage der Leibeigenen war in diesem Zeitraum wesentlich die gleiche, keineswegs ungünstige, wie in der vorausgehenden Epoche; Freilassung und Freikauf wurden übrigens immer häufiger und gegen Ende des 15. Jahrhunderts waren eigentlich die Standesunterschiede zwischen den verschiedenen Klassen des Landvolkes bereits wesentlich verwischt. Die Besitzverhältnisse zeigen ein eigenthümliches Schwanken zwischen Parzellirung und bald darauf wieder hervortretendem Streben nach Großgrundbesitzthum, verbunden mit Arrondirung, sowohl innerhalb des adeligen als des geistlichen Grundherrenthums; damit Hand in Hand geht ein Wechsel in der Bewirthschaftung des Großgrundbesitzes, indem die Grundherren jetzt mehr und mehr dazu übergingen, den größeren Theil der von ihnen ursprünglich selbst bewirthschafteten Kell- und Fronhöfe sowie andere Güter an Bauern hinüberzugeben, und oft nur noch den engeren „Bauhof" für sich behielten. So wurde es auch mit Waldungen und den für die Viehzucht bestimmten Schwaighöfen gemacht, stellenweise selbst mit den „Widdümern" der geistlichen Herren; der Name „Maier" und Maierhof tritt nunmehr an die Stelle der alten Pröpste, Werkmeister, Keller und der Kell-

und Fronhöfe; die Verleihung dieser „Huben“ oder „Zinslehen“ erfolgte meist auf Lebenszeit, auch Erblehen kommen vielfach vor (S. 640) mit dem Rechte der Veräußerung an dritte Hand. Das Hubgeld oder Herrengeld war verschieden nach Herkommen oder Spezialvertrag geregelt; es bestand aus Naturalleistungen (Getreide, Eiern, Hühnern) und aus Geld; die genaueren Angaben darüber sind interessant, obschon sie Mangels einer Schätzung des damaligen Ertragswerthes der Hube einen festen Maßstab nicht bieten, in welchem Verhältnisse sie zum Gutswerthe gestanden; sie scheinen indessen nicht unmäßig hoch gewesen zu sein. Daß auch Käse oder andere Zugaben gereicht werden mußten, wie Gänse, Frischlinge u. a., ist eine bekannte Sache. Dazu kamen auch häufig noch gewisse Dienste und Fronden, welche die „Huber“ ihren Herren zu leisten hatten; Hand- und Spanndienste verschiedener Art waren dafür festgesetzt, ebenso meist die Unterhaltung der überlassenen Gebäulichkeiten; verließen die „Huber“ ihr Gut, so mußten sie Abzugsgeld bezahlen, bei Erledigung durch Tod den sogenannten Todfall. Zu den Lasten des Landvolkes kam noch der Zehent, Kriegsdienst und Steuern verschiedener Art: Vogt- und Land-, Reichs- oder Kriegssteuern, alle zusammen gar oft eine recht empfindliche Belastung der Allgäuer Bauernschaft. Kurze Notizen über das spärliche Vorkommen von Juden in Kempten schließen dieses Hauptstück.

Das zweite ist betitelt: „Leben und Cultur“ und bildet den höchst mannigfaltigen und belehrenden Beschluß des ganzen Bandes (S. 659—724). Nach einigen Bemerkungen über Getreidebau, Viehzucht, Jagd und Wald folgt eine Auseinandersetzung über die im Allgäu in hoher Blüthe befindlichen verschiedenen Gewerbsbetriebe, unter denen Leineweberei, Glas- und Papierfabrikation besonders namhaft zu machen sind. Der Handel mit Produkten der Landwirthschaft und des Bergbaues stand in erfreulichem Schwunge; Großhandel betrieben die Humpiß, die Memminger Vöhlin und Welser, Honold von Kaufbeuren u. a. Der Handel erstreckte sich nicht nur nach Flandern, Spanien und Portugal, sondern anfangs des 16. Jahrhunderts gingen ihre Schiffe selbst nach Indien, wohin

aus dieser Gegend der Vilser Balth. Sprenger zuerst gekommen ist. Trotz so mancher Schwierigkeiten standen im Ganzen Handel und Gewerbe in erfreulicher Blüthe, obschon das damals noch sehr im Argen liegende Straßen- und Zollwesen ersterem so viele Hemmnisse bereitete; die unsicher schwankenden und äußerst buntgearteten Maß- und Gewichts-, sowie die Münzverhältnisse, über welch letztere B. zuerst einige Klarheit geschaffen hat, waren auch sehr behinderlich für weitergehenden Handel und Verkehr; eine regelmäßige Post gab es auch vor 1500 im Allgäu nicht. B. faßt sein Urtheil über diese Verhältnisse dahin zusammen, daß sich im Ganzen über alle Schichten der Bürgerschaft Wohlhabenheit verbreitete und auch der Bauernstand auf dem flachen Lande trotz all seiner Lasten im 15. Jahrhundert in bescheidenem Wohlstande lebte (S. 686).

Gerade diese Wahlhabenheit bildete den fruchtbaren Boden für eine im 15. Jahrhundert hochentwickelte Entfaltung der Kunst und des Kunstgewerbes im Allgäu, in einem bis heute nie mehr übertroffenen Grade.

Auf dem Gebiete der Kunstgeschichte muß freilich erst noch viel Einzelarbeit gethan werden, bevor ein abschließendes Urtheil möglich ist. Der „Allgäuer Geschichtsfreund“ liefert bisher bereits werthvolle Beiträge und die seitens der Staatsverwaltung neuestens organisirte Inventarisirung der Kunstdenkmäler Bayerns wird gewiß ein Wesentliches wie zur Erhaltung so zur Kenntniß der zahlreichen Kunstschätze auch in diesem Landestheile beitragen. Hervorragende Künstlerfamilien lebten in dem engen Raume weniger Städte zusammen, wir erinnern an Füssen, Kaufbeuren und Memmingen, wo die berühmte Familie der Strigel blühte, die, ähnlich den Herlen in Nördlingen, durch drei oder vier Generationen hindurch wie auf dem Gebiete der Malerei so auf dem der Skulptur sich weit über die Grenzen des Allgäus hinaus verdient und berühmt gemacht hat. Mathis Werntz und Meister Niklas von Memmingen sind auch rühmlich bekannte Namen; Kempten hatte außer manchen anderen den fleißigen und geschickten Maler und Bildhauer Jakob Schick, Isny weist ebenfalls Namen guten Klanges auf, andere Städte und Klöster mögen deren so manchen besessen haben, wenn sie

auch im Laufe der Jahrhunderte verschollen sind. Das Allgäu konnte hierin mit Augsburg und Nördlingen erfolgreich wetteifern. Eine herrliche Probe mittelalterlicher Schönschreibekunst gibt uns Baumann (S. 689) von dem Irseer Subprior Leonhard Wagner, genannt Wirstlin, aus Augsburg. Dementsprechend ist auch die Zahl der im Allgäu aus dem späteren Mittelalter erhaltenen Gegenstände der Kunst und des Kunsthandwerkes noch recht bedeutend, wenn uns freilich von gar vielen derselben die Meister unbekannt sind. Die weitaus größere Zahl der älteren Allgäuer Kirchen trägt den Charakter spätgothischer Bauweise, leider so vielfach durch späteren Ungeschmack verunziert; wie viel herrlicher Schmuck war einstmals in ihnen vereinigt in den stattlichen gothischen Flügelaltären, deren so viele zu Grunde gegangen sind! Kostbare Ueberbleibsel sind z. B. der Dreifaltigkeits-Altar der Sulzberger Burgkapelle (Bild davon S. 446 ff.), ebenso der 1515 eingeweihte Altar zu St. Blasius in Kaufbeuren, dessen wohlgelungenes Bild an der Spitze dieses Bandes steht, die Ueberreste eines Altars zu Weitnau und eines Altarschreins, dessen kostbare Ueberreste vor kurzer Zeit auf dem Dachboden eines Bauernhauses bei Maggmannshofen gefunden wurden und die jetzt eine Hauptzierde der überaus reichhaltigen, auch von B. vielfach ausgenützten Sammlung des Herrn Leichtle in Kempten bilden (s. S. 360). An kunstreichen Schnitzereien, Grabdenkmälern, auch Wand- und Glasgemälden, sinnig und kunstvoll gearbeiteten Initialen, kostbaren Paramenten und auch an bemerkenswerthen weltlichen Bauten fehlte es in jenen Jahrhunderten in unserem Allgäu keineswegs. Sehr viele freilich von den Werken des Kunsthandwerkes sind für immer verloren gegangen.

Die Dichtkunst scheint in jenen Jahrhunderten im Allgäu eine besondere Pflege nicht gefunden zu haben; immerhin aber verdient bemerkt zu werden, daß die älteste, jetzt in Donaueschingen befindliche Handschrift des Nibelungenliedes im 15. Jahrhundert in den Händen eines Allgäuers war; für einen Memminger hält wenigstens B. ihren damaligen Besitzer Heinrich Durricher, wahrscheinlich mit dem im niederbayerischen Stifte Rohr verstorbenen Chorherrn identisch. An Büchersammlungen

fehlte es den allgäuischen Klöstern nicht. Für Schulen aller Art sorgten allgäuische Städte nach dem rühmlichen Vorgange der Klöster schon sehr frühzeitig. Wir können hier außer den von B. beigebrachten, etwas zu knapp gehaltenen Notizen auch an das einschlägige Schriftchen Chr. Kolbs „Die städtischen Lateinschulen am Ende des Mittelalters" (Schw. Hall 1887), besonders aber an die sehr verdienstvolle Arbeit des Lycealprofessors M. Daisenberger, „Volksschulen der zweiten Hälfte des Mittelalters in der Diözese Augsburg" (Dillingen 1885) erinnern, in welch letzterer speziell das Schulwesen der Städte Füssen, Ingolstadt, Kaufbeuren, Kempten, vor allem auch Memmingen, auch der schwäbischen Märkte und Dörfer jener Jahrhunderte auf Grund der Akten und der darüber vorhandenen gedruckten Literatur eingehender dargestellt ist. Sowohl über die äußeren als über die inneren Schulverhältnisse jener ganzen Epoche sind wir gerade durch die noch in den Ausgang des Mittelalters fallende Memminger Schulordnung auf's beste unterrichtet. Was dort die „Schulmeister" Huser und Stich bald nach 1500 geleistet, hat schon Paulsen (Gesch. d. gelehrt. Unterr. S. 109 ff.) angedeutet. Eine neue Ausgabe und Bearbeitung dieser wichtigen Schulordnung dürfen wir in der Serie der „Monumenta Germaniae paedagogica" erwarten, in der uns auch eine dankenswerthe zusammenfassende Darstellung der Schulgeschichte Bayerns in Aussicht steht.

Inwieweit wissenschaftliches Leben anderweitig im Allgäu gedieh und welches die freilich nicht sehr zahlreichen hervorstechenderen Vertreter desselben seien, wird von B. S. 704 ff. kurz angedeutet; alle überragt der große Isnyer Johannes Nider, der spätere Generalbevollmächtigte des Dominikanerordens beim Baseler Concil, gleich hervorragend als Prediger und Apologet, wie als Beichtvater und Verfasser zahlreicher tüchtiger theologischer Schriften verschiedenen Inhalts, die leider noch einer Gesammtausgabe harren. Als auf einen weiteren Beleg wissenschaftlichen Strebens im Allgäu möchte ich meinerseits auf die Namen derjenigen Söhne des Allgäus hinweisen, welche ich in einzelnen Matrikeln hochberühmter mittelalterlicher Universitäten als Studierende eingetragen finde.

Ich habe dabei zunächst diejenigen im Auge, welche ich in den „Acta nationis Germanicae Universitatis Bononiensis“ verzeichnet finde, die vor drei Jahren von Friedländer und Malagola in ihrem vortrefflichen Werke bekannt gemacht wurden, das nach mehr als einer Richtung hin von weitgehender Bedeutung für deutsche Gelehrten- und Culturgeschichte überhaupt ist. So finden wir aus Kempten bereits 1317 daselbst inscribirt „Gotfridus de Campidona“ und gleichzeitig mit ihm „Jacobus de Campidona“, 1344 „Wernher de Campidona Augustensis dyocesis“, 1539 „Melchior Stich Campedonensis“, vielleicht einen Angehörigen der Familie des obengenannten Memminger „Schulmeisters“ oder der gleichnamigen alten Kemptener Familie, und zum Jahre 1342 wird unter den Zeugen eines Inventarprotokolls ein „Hainricus de Olma (Ulm), rector ecclesiae Sancti Magni in Ca[m]pidona de Alamannia“ genannt; aus Memmingen war gleichzeitig mit den ebengenannten Kemptenern Jacobus und Gotfridus in Bologna auf der hohen Schule „Rudolfus de Memmingen“ (1322 kommt ein Leutpriester dieses Namens in Wangen vor!); 1473 war dort „Vitus Meler arcium doctor de Memingen, canonicus Augustensis“, 1478 als Maller unter den Prokuratoren der Universität genannt; gleichzeitig mit einem „Balthasar de Nordlingen“ und „Jeronimus Perler de Dinckelspuchl“, 1477 „Johannes Wespach de Memmyngen“, offenbar aus jenem alten Geschlechte, aus welchem auch der Hauptmann Otto Wespach stammt, der 1452 vor Ruckburg bei Bregenz lag (B. S. 49); 1495 „Wolgangus (sic) Conrater de Memmingen“, ebenso andere noch in späterer Zeit. —

Aus Leutkirch erscheint Ritbrecht 1367, aus Ottenbeuren wird zum Jahre 1337 aufgeführt: „Rüdegerus de Uttenbueren Augustensis dyocesis, rector ecclesie in Lusen Brixinensis dyocesis“; auch aus dem Geschlechte der Montforts finden sich vier, aus dem der Truchseß von Waldburg zwei Namen verzeichnet: zu 1322 Eberhardus dapifer de Waltpurch (al. man. Truchses von Walpurg) und zu 1535: „generosus Dominus Otho sacri Rom. imperii haereditarius dapifer baro in Waltpurg, Spirensis et August. canonicus“,

der bekannte Augsburger Bischof, als solcher auch in der Matrikel durch die dem Namen beigegebenen Attribute bezeichnet; auch andere adelige und bürgerliche Geschlechter haben ihr Contingent in Bologna gestellt, ohne daß wir sie hier in diesem Zusammenhange alle namhaft machen könnten.

Auch Männer, die anderweitig in hohen Stellungen in Staat und Kirche wirkten oder durch hervorragende Frömmigkeit sich auszeichneten, führt uns B. in diesem Abschnitte vor und schließt ihn mit einer gedrängten Darstellung der Lebensweise der alten Allgäuer, woraus zu ersehen, daß „gut essen und gut trinken" bei seinen Landsleuten in jenen alten Zeiten eine trefflich beachtete Maxime war; reichlicher Genuß von Bier und Wein, Spiel und Raufhändel, durch mehrere Tage hindurch dauernde Festlichkeiten spielen zu Zeiten eine große Rolle; selbst öffentliche Frauenhäuser fehlten nach mittelalterlicher Sitte in mehreren Allgäuer Städten nicht. — Die letzten Bemerkungen gelten den zumeist nach 1268 entstehenden „bürgerlichen Geschlechtsnamen", den Vornamen und dem mehr und mehr sich verallgemeinernden Gebrauche der Wappen auch in bürgerlichen Familien.

Endlich noch ein Wort über die vorzügliche Beigabe, welche der Text an den zahlreichen Illustrationen erhalten hat; sie bilden geradezu einen wesentlichen Theil des Werkes, an dem Verfasser und Verleger gleich rühmlichen Antheil haben. In Hunderten von kleineren und größeren Bildern sind uns in allen Theilen der beiden Bände Gegenstände der alten und mittelalterlichen schwäbischen Kunst und des Kunstgewerbes in all ihren Zweigen in durchaus entsprechender Ausführung vor Augen geführt, nicht Phantasiegebilde, sondern treue, echte Wirklichkeit bietend! Waffen und Wappen, Haus- und Schmuckgeräthe, Gegenstände der Architektur, Bildnerei und Malerei, Proben von Drucken und Schriften u. a. finden wir zusammengetragen. Die Wappen des Allgäuer Adels werden in ihrer klassisch heraldischen Form des 13. und 14. Jahrhunderts nach der berühmten Züricher Wappenrolle in Farbendruck in größeren Tafeln des I. Bandes mitgetheilt, die späteren sind den vortrefflichen Wappenbüchern von Donaueschingen und St. Gallen

entnommen und im Texte eingestreut. Besondere Sorgfalt ist auf die Siegel verwendet, deren Bedeutung einer der ersten Kenner des Siegelwesens, Fürst Hohenlohe, mit dem bezeichnenden Ausdruck charakterisirt: „Mikrokosmos der Cultur- und Kunstgeschichte", in ihnen liegen noch so viele ungehobene Schätze für die Kenntniß der Tracht, der Kunstgeschichte, der Ikonographie und der Inschriftenkunde; Aug. Reichensperger hat bereits als einer der ersten auf die vielfältige Bedeutung der mittelalterlichen Siegel hingewiesen. Es sind aber alle diese Abbildungen getreue Wiedergaben der Originalien, die theils direkt, theils mit Hilfe guter Photographien angefertigt worden sind. Merians berühmte Topographia Sueviae, die Gemälde des Fürstensaales zu Kempten und andere ältere Darstellungen boten die Vorlage zu so manchen interessanten älteren Städtebildern, unter denen wir besonders das an die Spitze des I. Bandes gestellte „Kempten zur Zeit des Schwedenkrieges", „Memmingen im 16. Jahrhundert", „Eroberung der Stadt Leutkirch 1632", „Das Kloster Isny nach dem Brande 1631" nach einem gleichzeitigen im Besitze des Grafen Quadt-Isny befindlichen Gemälde, sämmtlich im I. Bande, dann die Lichtdruckdarstellungen der „freyen Reichsstatt Kauffbeyren" (18. Jahrh. S. 251), der Stadt Füssen aus dem Jahre 1546 (S. 291) hervorheben. Eine ganze Reihe von den im Texte befindlichen Ansichten sind nach der Natur aufgenommen von dem Donaueschinger Maler Ludwig Walther, der eigens zu diesem Zwecke das ganze Allgäu bereiste; andere Illustrationen stammen in ihren Zeichnungen von Herrn Emil Wagner in Donaueschingen und nicht wenige sind dem eifrigen und uneigennützigen Mitwirken des Kemptener Privatiers Herrn Jos. Buck zu verdanken, der besonders eine größere Zahl sehr schätzenswerther Ansichten von alten Verschanzungen, Burgställen u. ä. geliefert hat, Darstellungen, welchen in Kreisen der Geschichtskenner ganz besondere Bedeutung beigelegt wird. Unter den größeren Darstellungen von Kunstgegenständen im II. Band möchten wir neben der bereits namhaft gemachten Prachtschrift Leonhard Wagners (in Lichtdruck und Photochromolithographie) besonders auf zwei vorzügliche farbenprächtige Facsimiles in Chromo-

Photolithographie zu S. 56 und 554 hinweisen, von denen das eine das am 17. März 1460 stattgehabte Treffen bei Buchenberg, das andere die Stammtafel der Ebenhofer Linie der Familie Rotenstein darstellt, ebenso zu S. 360 auf den nach photographischer Aufnahme ausgeführten Lichtdruck, den Maggmannshofer Altarschrein darstellend. Zur leichteren Orientirung über die Menge der Illustrationen ist in äußerst dankenswerther Weise einem jeden der zwei Bände eine eigene „systematische Uebersicht der Illustrationen" beigegeben. Und — last not least! — es hat sich der Verfasser endlich auch noch der gewaltigen Mühe unterzogen, neben einer summarischen Inhaltsübersicht einem jeden Bande ein eigenes „Orts- und Personenregister" von vollen 32, bezw. 41 Seiten mit Doppelspalten, vielleicht gegen 5000 Namen umfassend, beizugeben. Wie oft vermissen wir bei derartigen Werken jeden Index, der doch für die volle Benutzbarkeit und Brauchbarkeit gerade solcher Bücher eine unentbehrliche Beigabe bildet! Eine Zusammenstellung der zahlreichen vom Verfasser benutzten Quellen und Schriften haben wir für den Schluß des ganzen Werkes zu erwarten. Gelehrtes Beiwerk, als da sind weitläufige Citate und halbe Detailabhandlungen in Form von Anmerkungen neben, unter und hinter dem Texte hat der Verfasser in sehr dankenswerther Weise seinen Lesern erspart.

Damit haben wir in etwas ausführlicheren Zügen den äußerst reichen und mannigfachen Inhalt der „Geschichte des Allgäus" zumal in ihrem zweiten Theile skizzirt. Nicht der wüste Lärm von Krieg und Fehde allein schlägt in dieser „Geschichte" an unser Ohr; wir werden bei dieser Schilderung so recht mitten hinein versetzt in das Thun und Treiben, in die Sitten und Sagen eines eigenartigen und bedeutsamen Theiles unseres heimischen Volkes, wir beschauen mit den Augen des Geistes, was da vorgeht in Burgen und Klöstern, in Städten und Weilern, Einzelgehöften und Dörfern, wir sehen, wie das Volk gerichtet, der Streit geschlichtet ward, wie es seine Habe verwaltete, seinen Gott verehrte und seine Todten bestattete. Dabei schildert der Geschichtsschreiber unter Verwerthung vielfacher eigener Forschungen, getreu und lebhaft zugleich, so daß

es den Leser ergreift und erwärmt. Auf solche Weise geht B.'s Geschichte des Allgäus sonder Zweifel weit hinaus über den Rahmen und die Bedeutung einer Spezial- oder Territorialgeschichte und ist politische und Culturgeschichte zugleich, der ein weiter Leserkreis umsoweniger fehlen wird, als ihre Darstellung eine äußerst gefällige und glückliche und das Gewand, in dem sie uns entgegentritt, Dank der seltenen Liberalität des Verlegers, ein geradezu splendides genannt zu werden verdient. Einem solchen Verleger zollt der Berichterstatter am Schlusse seines Referates ganz besonderen Dank, nicht minder allen denen, die sich sonst um das Zustandekommen des Werkes verdient gemacht haben.

Möge uns der Verfasser bald auch den dritten Band bescheren, in welchem die Darstellung der inneren und äußeren Wirren des Schwabenlandes in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zunächst einen breiten Raum einnehmen wird, eine Epoche, auf welche sich ja gerade seit zwei Jahrzehnten die Hauptarbeiten unseres Geschichtsschreibers bezogen haben! Wir sehen der Vollendung des Werkes mit Freuden und berechtigter Spannung entgegen.[1]) Aber auch noch ein anderer Wunsch drängt sich uns am Schlusse unserer Erwägungen über dasselbe auf: Möchte doch eine solche Kraft, wie sie Baumann unstreitig ist, auf bayerischem Boden herangebildet und erstarkt, nicht mehr länger gezwungen sein, sich außerhalb Bayerns zu entfalten und zu wirken! Es wäre für sie auf heimischem Boden mehr als eine große Aufgabe zu lösen. Wer wird beispielsweise das großangelegte und hochverdienstliche Werk des leider heimgegangenen Erzbischofs A. v. Steichele fort- und zu Ende führen, wenn nicht B. dazu zu gewinnen ist? So scheiden wir denn von ihm und seinem trefflichen Buche mit dem Wunsche: Auf baldiges Wiedersehen!

1) Als eine Bürgschaft des raschen Voranschreitens begrüßen wir es, daß inzwischen vom III. Band das erste Heft (Anfänge des Bauernkrieges) bereits erschienen und das zweite schon demnächst zu erwarten ist.

LXIX.

Zur Ordensgeschichte.

Belgisches Monasticon.[1])

Die vorliegende Arbeit ist unseres Wissens die erste größere streng wissenschaftliche Publikation des überaus fleißig und sorgfältig arbeitenden gelehrten Mönches Dom Ursmer Berlière von Maredsous, womit er sich der glänzenden Reihe der Mönche der Congregation von St. Maurus, Dom Piolin von Solesmes, den Verfassern der Germania sacra in der ehemaligen Abtei St. Blasien im Schwarzwalde nicht bloß ebenbürtig anschließt, sondern unter unermüdeter kritischer Benützung aller literarischen Hilfsmittel unserer Zeit eine neue Epoche in der Bearbeitung der Klostergeschichten — abgesehen von den Bisthümern — eröffnet. Seine Arbeit baut sich nicht allein auf den reichen durch den Druck veröffentlichten geschichtlichen Vorarbeiten Belgiens, dieses seit dem 7. Jahrhundert wahrhaft monastischen Bodens, auf, sondern zieht auch möglichst vollständig alle irgendwie erreichbaren handschriftlichen Quellen aus Belgien, Deutschland und Frankreich herbei. So ergänzt der Verfasser nicht allein die lückenhaften Angaben der „Gallia christiana‘ und berichtigt deren Irrthümer und führt die Geschichte der einzelnen Stiftungen bis zu deren traurigen Untergang fort, sondern schafft zugleich eine durchaus selbstständige Arbeit, welche die Stiftungen der alten Orden, Benediktiner- und Augustiner-Ordens, im jetzigen Belgien nach Provinzen behandelt.

Zuerst werden die urkundlich und quellenhaft beglaubigten Namensformen der einzelnen Stiftungen, nach Jahrhunderten

1) Monasticon Belge par le R. P. Dom Ursmer Berlière, Bénédictin de l'abbaye de Maredsous de la Congrégation de Beuron. Tom I. Première livraison. Province de Namur. Bruges, Desclée 1890, gr. 4° VIII u. 152.

geordnet, aufgeführt; dann folgt die Angabe der bezüglichen gedruckten Geschichtsquellen, dann die der bloß handschriftlich erhaltenen, und der interessante Nachweis des Verbleibes des Archivbestandes der einzelnen Häuser mit Angabe der jetzigen Aufbewahrungsorte.

Eine knappe, quellenmäßige Gründungsgeschichte beginnt die eigentliche Arbeit; hierauf folgt die nach Aussage der Urkunden und Quellen sichergestellte Reihe der Obern des einzelnen Ordenshauses mit mehr oder weniger ausführlichen Notizen über die einzelnen Persönlichkeiten. Die Nachrichten über Untergang des Hauses, dessen spätere Verwendung und das Geschick des damaligen Obern bildet den Schluß. So ist diese grundlegende und möglichst erschöpfende Arbeit ein musterhaftes Vorbild gleicher, längst als durchaus nothwendig anerkannter Arbeiten.

Die vorliegende Lieferung, welche die Klöster der Provinz Namur enthält, verzeichnet I. vom Benediktiner=Orden a. Stammorden: die Abteien Florennes, Gembloux, Maredsous, St. Gerard und Waulsort, die Priorate Hanzinnes (nach St. Medard zu Soissons gehörig), Hastières (zur Abtei Waulsort) und Namèche Ord. Cluniacensis, das ursprüngliche Mönchskloster Celles, die Zelle Couvin (nach St. Germain=des=Près bei Paris gehörig), das ehemalige Schottenkloster Fosses; die Nonnenabtei de la Paix=Notre=Dame zu Namur, die ursprünglichen Nonnenklöster Andenne und Moustier=sur=Sombre. b. Vom Cistercienser=Orden die ursprünglichen Nonnen= später Mönchsabteien Boneffe, Jardinet, Moulins, St. Remy, die Mönchsabtei Grandpré, das Priorat St. Heribert zu Marlagne, eine ursprünglich an Moulins gewidmete Eremitage, die im 14. Jahrhundert eine Zeitlang als Beguinenhaus diente; die Nonnenabteien Argenton, Marche=les=Dames und Salzinnes.

II. Vom Augustiner=Orden. a. Prämonstratenser. Männerabteien: das hochbedeutsame und bis zur letzten Stunde observante Floreffe und Leffe. b. Augustiner=Chorherrn=Stifte: Géronsart, ursprünglich zur Congregation von Val=des=Ecoliers gehörig und Malonne, das nach Oignies gehörige Priorat Vischenet. c. Augustiner=Kreuzbrüder (Croisiers) zu Namur und Dinant.

Was die kritischen Grundsätze betrifft, welche in den einzelnen Ausführungen zur Geltung kommen, so halten sich dieselben von einer zumeist erst nach dem Tridentinum im Gegensatz zu anderen Orden entstandenen sog. Ordenstradition ebenso ferne, wie von einer bloß negativen Kritik. In diesem Sinne ist es interessant auf folgende Punkte zu verweisen: die Schottenmönche zu Fosses (a. a. O. 57); die Regel, welche man ur=

sprünglich in Moustier-sur-Sambre (a. a. O. 63) und in Andenne (61) befolgte; Bestand der Canonissinen in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts (a. a. O. 62); das Verhältniß der Schottenmöche zu den Cluniacensischen Bestrebungen (a. a. O. 40); Umwandlung der Benediktiner-Nonnenabteien in weltliche Canonissinenstifte wie Andenne und Moustier-sur-Sambre (a. a. O. 61, 63) im Laufe des 13. Jahrhunderts; Umwandlung bezw. Reform der Cistercienser-Nonnenklöster in Mönchsabteien, so Boneffe, Jardinet, Moulins, besonders markant S. Remy (67, 78, 83, 88); die Geschicke der an die neucreirten Bisthümer Belgiens commendirten Abteien wie S. Gérard (28, 36); Nonnenreform von Douai aus (59); Geschicke eines Commendepriorates im 18. Jahrhundert (51).

Daneben fehlt es nicht an werthvollen historischen Beiträgen auf Grund der neuesten Forschungen und reicher Literatur. So über Gerard von Brogne (29 ff), über Amalrich, Canonicus von Floreffe, Propst von Gottesgnaden, Bischof von Sidon (113), über Guibert von Gembloux (20), über das Itinerarium des Cardinal-Legaten Guido von Palästrina (143) u. a.

Interessant sind auch die Nachweise über die Aebtissin Imina von Salzinnes, welche die hl. Juliana von Mont Cornillon in Schutz nimmt (a. a. O. 114 ff.), über Johann de Geves, Mönch von Aulne, Abt von Moulins, Reformator von Marches-les-Dames (83), über Arnold de Solbrecq von Jardinet, den Reformabt von Gembloux (24), über den Abfall von Cisterciensermönchen in Boneffe und den Martertod eines Laienbruders daselbst 8. November 1567 (68), über Hieronymus Minhart, einen der letzten Mönche von Boneffe, den Stifter der Marienschwestern (70), über die Ordensbeharrlichkeit der Cistercienser-Nonnen zu Salzinnes und Marches-les-Dames (100 und 110).

Um der Pflicht eines Recensenten zu genügen, möge es aber auch gestattet sein, einige Bemerkungen beizufügen. So hätten wir die Geschichte des Reformabtes Arnulf de Solbrecq von Gembloux (a. a. O. 24) ausführlicher gewünscht. Zu S. 37 hätte vielleicht bei dem Prior von St. Gerard Dom Petrus de Walloncapelle, Mönch von St. Winonberg, dessen werthvolle Schrift: „Institutionum monasticarum secundum sacrosancti concilii Tridentini decreta libri tres“, Coloniae apud Maternum Cholinum MDLXXXIIII, Erwähnung verdient, da sie wahrscheinlich die erste Schrift ist, in welcher die Beschlüsse des hl. Concils von Trient ausführlich auf die Mönchsobservanz angewendet werden. Bezeichnend ist auch die Widmung dieser Schrift an den Bruder des Verfassers, den Bischof von Namur und Commendeabt von St. Gerard,

Die Note S. 42 wegen Poppos Schüler Lambert, Abt von Waulsort, scheint doch beschränkt werden zu müssen. Weit entfernt Ladewig im Allgemeinen beizustimmen, dürfte man nicht allein in St. Gallen die „Poponisci Schismatici" und das „Schisma, quod a Gallis patimur" mit scheelem Auge betrachtet haben. Und S. 44 dürfte Petrus von Waulsort wahrscheinlich deßhalb als non monachus bezeichnet werden, weil er nicht expresse professus war, hatten sich ja die Mönche von Hastieres schon früher geweigert „benedictionem, qua monachorum sanctificatur ordo" in Waulsort zu empfangen. (Siehe D'Achéry spic. ed. 2. II. 724 und vergleiche dazu den Anonymus Gallus bei Martène de antiquis eccl. ritib. ed. Antwerp. Fol. t. III. 65 ff.) Möge der hochwürdige gelehrte Verfasser aus diesen Bemerkungen das hohe Interesse des Gefertigten erkennen.

Correktheit und Reinheit des Druckes wie die ganze Ausstattung sind wirklich tadellos, das Format ist recht handlich. Wenn wir aufrichtig gestehen, daß wir diese werthvolle Gabe in lateinischer Sprache noch freudiger begrüßt hätten, so unterschätzen wir keineswegs die guten Gründe, welche Verfasser und Herausgeber für eine Edition in französischer Sprache gehabt haben. Deutschlands Forscher bedürfen gewiß nicht weniger als die Frankreichs dieser grundlegenden Arbeit, welche bald ihre Fortsetzung finden möge. Der Preis der vorliegenden Lieferung (10 Frs.) ist entsprechend. Das ganze Werk wird 3—4 Bände umfassen.

Lambach, Ob. Ö. Dr. P. Pius Schmieder, O. S. B.

LXX.

Die katholischen Glaubenszeugen in der Verbannung am Uralgebirge.

VII. Der zweite Transport der Verbannten nach Orenburg.

Das Gouvernement Orenburg ist in fünf Kreise (Ujezd) eingetheilt: Orenburg, Orsk, Wierhno-Uralsk, Troitsk und Tschelabinsk. Die beiden ersten sind in dem europäischen, die drei letzten sind jenseits des Uralgebirges in dem asiatischen Theile des Gouvernements gelegen. Dasselbe wird durch das Uralgebirge in der Richtung von Norden nach Süden in zwei Theile abgegrenzt. Die 20 Familien, von denen wir bis jetzt gesprochen haben, wohnen nun alle (seit 1887) in dem Kreise Tschelabinsk. Ihre Zahl wurde ein Jahr später (1888) um vier Familien, 58 Seelen, vermehrt. In diesem Jahre wurden nämlich wieder zwanzig Familien aus dem Gouvernement Siedlec nach Orenburg deportirt, aber davon kamen nur vier Familien nach dem Kreise Tschelabinsk wogegen sechzehn Familien in dem Kreise Orenburg internirt wurden.

Die Verhaftung dieser Familien geschah in der Nacht vom 4. Juli 1888. So wurden z. B. in dem Dorfe Lubenka (Kreis Biala) vier jüngere Brüder eines bereits 1874 nach Chersones deportirten Unirten, sammt dessen Frau und Tochter und ihren Familien gefangen genommen. Einer dieser Brüder Namens Gregor war aber auf „Krakauer

Art" getraut, deßhalb wurde seine Frau und Tochter nicht mitgenommen, aber sie wurden aus ihrem Hause vertrieben und dasselbe von der Polizei verschlossen. Ein anderer Bruder, Namens Joseph, war verwittwet und hatte zwei Knaben von fünf und drei Jahren: man nahm den Vater, die Kinder aber blieben „wie kleine Vögelchen im Neste" allein zurück. Doch seine Schwiegermutter kam und nahm die Kleinen zu sich.[1])

Alle diese Gefangenen wurden wieder drei Tage im Gefängnisse zu Biala gehalten, auf dieselbe Weise, wie der Transport vom vorigen Jahre, einer Revision unterzogen und zur Apostasie zu bereden gesucht. Am nächsten Sonntage wurden sie in Ketten geschlagen, aus dem Gefängniß unter Militärescorte, von einer unzählbaren Menschenmenge begleitet nach dem Bahnhofe geführt. Die Regierung scheint es absichtlich darauf abgesehen zu haben, durch solche öffentlichen Deportationen auf das übrige unirte Volk einzuwirken, denn es scheint, daß sie diesmal nicht alle zusammen deportirt wurden, sondern an einem Sonntage nur sechs Familien und vierzehn Tage später wieder andere vierzehn Familien. Sie kamen aber im Gefängnisse zu Orenburg zusammen.

Der Transport machte in diesem Jahre einen anderen Weg. Sie fuhren wieder mit der Bahn über Smolensk nach Moskau, aber hier fand sich diesmal ein humaner Beamter, der ihnen die Eisen abnehmen und den weiteren Weg in Waggons ohne Eisengitter machen ließ. Statt nach Nischny Nowogrod fuhren sie aber jetzt nach Rjezan, wo sie vierzehn Tage im Gefängnisse auf ihre Familienhäupter warteten, welche aus Chersones über Charkow, Tula, Poltawa nach Pensa kamen. Dann fuhren sie zusammen über Pensa und Samara nach Orenburg.

Von hier aus wurden zuerst vier Familien nach dem Kreise Tschelabinsk expedirt, obgleich ihre Familienhäupter

1) Brief Nr. 18 vom 28. Dezember 1889 (gedruckt).

aus dem Gouvernement Chersones noch nicht angelangt waren. Es war ein furchtbarer Weg, den sie zu Fuß mit kleinen Kindern zu machen hatten, denn sie gingen von der Stadt Orenburg in nördlicher Richtung bis zur Stadt Sterlitamak, welche im Gouvernement Ufa liegt, und dann östlich quer über das Uralgebirge nach der Stadt Werhny-Uralsk, von dort wieder östlich nach der Stadt Troitsk, und endlich in nördlicher Richtung nach Tschelabinsk, wo sie nach sieben Wochen ankamen. Dort erst wurden sie auf zweirädrigen Wagen 200 Werst[1]) weiter östlich expedirt.

Ihre vier Familienhäupter, welche einen Monat später von Chersones nach Orenburg kamen, wurden mit mehreren Verbrechern auf demselben Wege nachgeschickt. Einer von diesen Unglücklichen, die bereits vierzehn Jahre in der Verbannung zugebracht hatten, ist ein Greis von 72 Jahren. Er war drei Monate unterwegs und mußte die Reise von Orenburg, 46 Tage, zu Fuß machen, um nach 14jähriger Trennung seine Kinder und Enkel in der wüsten Steppengegend, fast nackt und hilflos, wieder zu finden (11. X. 1888). Da rief einer von ihnen aus: „O! mein Gott, wie theuer und unschätzbar ist doch der katholische Glaube, und wie schrecklich und unangenehm muß er dem bösen Geiste sein, daß er uns solche Unbilden anthut und mit allen Mitteln uns von ihm zu trennen sucht: was Gott verhüten und uns von solchen Nachstellungen retten mag".[2])

Diese neuangekommenen vier Familien vermehrten also die Zahl der im Kreise Tschelabinsk gegenwärtig internirten Familien auf 24 (188 Seelen). Man gab ihnen durch die ersten sechs Monate (bis April 1889) ein Quartier und acht Kopeken Zehrgeld für Erwachsene, vier Kopeken für Kinder. Da aber auch sie die ihnen angewiesenen Grundstücke nicht annehmen und die für sie bestimmten Häuser

---

1) Acht Werst kommen auf eine Meile.

2) Brief Nr. 1. vom 23. Oktober 1888 (gedruckt).

nicht beziehen wollten, so wurden sie aus ihren Quartieren herausgeworfen und bekamen auch kein Zehrgeld mehr. Die Noth wurde unter ihnen so groß, daß einige von ihnen fünf Tage lang nichts in den Mund bekamen.

Die übrigen sechzehn Familien, welche in diesem Jahre von Biala aus deportirt wurden, hielt man fast einen Monat lang im Gefängnisse zu Orenburg, denn eben war die Meldung gekommen, daß die im vorigen Jahre (1887) nach dem Kreise Tschelabinsk Deportirten die ihnen angewiesenen fiskalischen Grundstücke nicht annehmen wollten. Man versuchte also den neuen Transport durch alle möglichen Gründe dazu zu bewegen, aber auch sie erklärten entschieden, daß sie keinen fremden Boden annehmen würden, „wenn er auch goldene Aehren tragen möchte“, denn sie seien nicht wegen der Grundstücke, sondern wegen des Glaubens verbannt.

Da alles Zureden nichts half, wurden sie, je zwei Familien, einen Tag um den anderen, in den Kreis Orenburg hinausgeschickt und dicht an der Grenze des Gouvernements Ufa in der Weise dislocirt, daß jede Familie, einzeln in einem Dorfe gelassen, von der nächsten wenigstens 30 bis 40 Kilometer entfernt lebt.

Die Lage der hier internirten Familien ist eine fast noch schlimmere, wie derjenigen im Kreise Tschelabinsk, denn die Regierung hatte sie vollständig unversorgt gelassen, ja der Kreishauptmann verbot sogar, ihnen ein Quartier zu geben. Da sie nun auf der offenen Straße lagen, so beschlossen die Gemeindevorstände ihnen vorläufig eine Afterwohnung zu miethen. So brachten sie den Winter bei den dortigen Ackerwirthen zu, welche nach der Landessitte während des Winters auch das liebe Vieh mit in's Haus nehmen. Der Frost stieg aber bis 40 R. und: „das brennt wie feurige Flammen“, sagt einer von ihnen. Dabei war ihre Kleidung inzwischen abgetragen. Manche von den dortigen Einwohnern sahen sie als eine Last an, und setzten ihnen zu, so daß sie sich nichteinmal warme Speisen bereiten durften.

Die Gemeinde zahlte aber die Miethe für sie nur bis zum ersten April, und so wurden sie denn am 29. April von ihren Miethsherrn hinausgeworfen. Eine Familie wollte durchaus nicht auszziehen, da holte man Feuerspritzen und die ganze Familie sammt den kleinen Kindern wurde in Wasser gebadet. Mehrere Familien, welche kein Geld besaßen, um sich eine Wohnung zu miethen, lebten nun wieder unter freiem Himmel den ganzen Sommer hindurch (1889), erst mit dem herannahenden Winter wurden sie in den Gemeindekanzleien untergebracht. Sie bekamen aber kein Zehrgeld, und da die Einwohner selbst arm sind, so war ihr Elend um so größer. Sie lebten nur davon, was sie hin und wieder aus der Heimath, von ihren Verwandten und Freunden bekamen.

VIII. (Schluß). Die religiösen und sittlichen Zustände im Orenburger Gouvernement, das Sektenwesen und der Einfluß der Verbannten auf die Bevölkerung.

Die Nothlage der verbannten Unirten scheint in der Berechnung der russischen Regierung gelegen zu haben, denn die einzelnen Familien sind in solchen Dörfern internirt und unter Polizeiaufsicht gestellt, wo es russische Kirchen gibt. Nun kam also an die Unglücklichen die erste Versuchung, mit welcher der Satan in der Wüste den Heiland versucht hat. Einer von den Verbannten schreibt darüber:

„Der russische Pope kommt zu uns und verspricht, uns täglich einen Laib Brod zu geben, wenn wir in seine Cerkiew kommen; wir aber antworteten ihm darauf: wir haben Tausende verloren, ohne es zu bereuen, und sind in die Cerkiew nicht gegangen, nun willst du uns, kleinen Kindern gleich, mit Brod bestechen?" [1]) Ein anderer von den Verbannten erzählt folgenden Fall:

„Am 27. November 1889 ereignete sich bei uns ein

1) Brief Nr. 13 vom 6. November 1889 (gedruckt).

sonderbarer Fall. Aus dem Dorfe, wo wir wohnen, wurde der Pope nach einem anderen Dorfe, welches zwanzig Wersten entfernt liegt, zu einem Sterbenskranken gerufen. Als er dahin kam, war jener bereits gestorben, und so blieb ihm die Communion. Er aber achtete nicht darauf, sondern berauschte sich abscheulich, und als er zurück kam, ging er nicht nach Hause, sondern kam zu uns und knüpfte ein Gespräch an. Die Communion hatte er in einer ledernen Tasche in einem Gefäß, und legte das auf einen Koffer hin. Sein Fuhrmann aber, der das merkte, nahm die Tasche und steckte sie sich in die Brusttasche. Der Pope begann uns aber zuzureden, daß wir in die Cerkiew kommen, und versprach uns dafür täglich einen Kuchen zu geben. Ja vieles andere hat er noch vorgebracht, denn er war sehr betrunken." [1])

Wenn man also darauf gerechnet hat, daß die Verbannten sich durch die russischen Popen würden bekehren lassen, so hat man die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn die russischen Popen sind überhaupt zu jeder Missionsthätigkeit unfähig, in jenen Gegenden aber erst recht. Ihre ganze Lebensweise, die schreckliche Trunksucht, der sie fast ohne Ausnahme ergeben sind, das Aussaugen des Volkes auf die verschiedenste Art, entfremden ihnen und der „amtlichen Kirche" alle Herzen. Darüber wissen die Verbannten Vieles zu berichten. So schreibt einer:

„Wenn Jemand krank wird, bekommt er die letzte Oelung, aber zu diesem Zwecke kauft der Pope ein wenig Oel in der Handlung und Branntwein in der Schenke, und daraus wird die letzte Oelung bereitet, wofür er von dem Kranken einen Rubel verlangt: wenn aber Jemand keinen Rubel gibt, so bekommt er die letzte Oelung nicht und wird auch nicht Beichte gehört. Gibt es eine Hochzeit, so kommt der Pope in's Haus und segnet die Brautleute, heißt sie sich umarmen und sich zusammen in's Bett legen. Dann sauft er wie ein . . . . Die Bauern ziehen ihn an den langen Haaren und haben viel Spaß dabei."

1) Brief Nr. 22 vom 14. März 1890 (ungedruckt).

„Einmal hatte der Pope am Sonntage das Hochamt begonnen, war zwar schon betrunken, fing aber regelrecht an. Später aber, als man seine Stimme nicht mehr hörte, da schauten die Leute hinter die Kaiserpforte und siehe da: der Pope lag auf dem Boden wie ein Vieh! Und da wollen sie noch, daß wir uns zu einer solchen Kirche bekennen! Das ereignet sich aber öfters, daß ein Pope das Hochamt am Sonntage beginnt, aber so betrunken ist, daß ein anderer kommen und es beendigen muß."

„Kommt ein Ablaß, so geht der Pope von einem Hause zum anderen und überall muß für ihn eine Rumka bereit stehen, d. h. ein Glas Branntwein, ein Korowaj, d. h. ein Kuchen und ein Maß Weizen. In der Kirche werden Kerzen verkauft, so dünn wie eine Damencigarette. Jeder muß nun ein Licht kaufen und anzünden, sobald er aber sich entfernt hat, löscht der Starost (Kirchenvorsteher) das Licht aus, schneidet den Docht ab, und verkauft es an einen Anderen. So wird ein Licht zehnmal verkauft. Bei einem Begräbnisse bekommt der Pope für jedes Lied, das er singt, zehn Kopeken, wenn er aber vor die Kirchthüre mit der Leiche kommt, da müssen sie ihm fünfzig Kopeken geben und er klebt dafür dem Todten auf die Stirne einen Paß auf, denn ohne diesen Reisepaß kommt er nicht in das himmlische Kaiserreich."

„In der Osterzeit werden auf jedes Grab drei Paar Eier und ein Kuchen gelegt. Das ist für die armen Seelen bestimmt, aber der Pope nimmt das für sich. Was die Beichte anbetrifft, so hört er die Beichte aller, welche noch nicht 17 Jahre alt sind, zusammen, und sollten ihrer auch sechzig sein, ‚denn sie sind keine Sünder'. Einer von den Hiesigen erzählte mir, daß er an dem Tage, an welchem er zur Beichte gehen mußte, bereits Schnaps getrunken hatte. Er sagte also dem Popen: ‚Väterchen gebet mir nicht die hl. Communion, denn ich habe schon Schnaps getrunken'. Der Pope aber antwortete darauf: ich werde doch für dich nicht besonders vorbereiten, und gab ihm die Communion." [1])

1) Brief Nr. 13 vom 6. November 1889 (gedruckt).

Dem entsprechend sind aber auch die Sitten und das religiöse Leben des Volkes. So schreibt ein anderer Verbannter darüber:

„Wir hatten bis jetzt keinen Begriff von der orthodoxen Religion, nun aber sehen wir sie mit eigenen Augen. Das Volk heiligt hier weder den Sonntag noch andere Feiertage und in die Cerkiew gehen sie selten, höchstens wenn es durchaus nothwendig ist, z. B. wenn sie heirathen sollen. Dann müssen die Brautleute dem Popen mehrere Flaschen Branntwein, Fleisch und ein Paar Fuhren Heu mitbringen. Der Bräutigam muß aber dem Popen nach der Trauung acht Tage ohne Lohn arbeiten, obgleich sie für eine Trauung zehn und auch zwanzig Rubel zahlen müssen. Da nun aber das Volk hier arm ist, so müssen sie ein Vieh verkaufen, wenn sie getraut werden sollen.“ [1])

Ebenso wie in Polen, hatte die russische Regierung auch in jenen Gegenden Bekehrungsversuche gemacht und sowohl heidnische als muhamedanische Völkerschaften der „amtlichen Kirche“ von Amtswegen zugezählt. Nun müssen alle die „Neubekehrten“ alle Jahre einmal zur Beichte gehen, ihre Kinder taufen und sich in der Kirche trauen lassen. Doch im Herzen sind sie der „amtlichen“ Religion ganz fremd. Sie gehen an Sonntagen nur dann in die Cerkiew, wenn eine bestimmte Reihe an sie kommt und der „Starost“ sie dahin ruft. Da sie auch das Russische nicht recht verstehen, so kommen bei der Beichte manche spaßigen Irrungen vor. Aber der Pope benutzt ihre Anwesenheit in der Kirche dazu, daß er sie den Rest des Sonntages auf seinem Felde arbeiten läßt und sie dafür mit Schnaps traktirt [2])

Die Bevölkerung des Gouvernements Orenburg besteht aus verschiedenartigen Stämmen: der Baschkiren (246,000), Kirgisen (42,000), Tschuden, Wessen, Muromer u. a., welche

---

1) Brief Nr. 22 vom 14. März 1890 (ungedruckt).
2) Brief Nr. 20 vom 16. Januar 1890 (gedruckt).

turanischer und finnischer Abkunft sind und ihre eigenen Muttersprachen haben. Die eigentliche russische Bevölkerung bilden die Kosaken (229,000), welche auch zur Eroberung dieser Länder das meiste beigetragen haben. Das geschah aber erst im vorigen Jahrhundert und zu diesem Zwecke ward die Grenzfestung Orsk angelegt (1735). Sie wurde aber von den Einwohnern, namentlich den Baschkiren und Kirgisen zerstört (1743) und so wurde Orenburg als Grenzfeste angelegt. Sie bewährte sich auch in der Revolte Pugatscheff's zur Zeit Katharina's II. (1773), da sie eine sechsmonatliche Belagerung aushielt.

Seitdem ist die Russificirung jener Völker durch den allgemeinen Militärdienst soweit vorgeschritten, daß sie wohl meistens russisch verstehen, aber die Propaganda der russischen „amtlichen" Kirche stößt auf größere Hindernisse. Es gibt hier der Confession nach: 245,000 Muhamedaner, 20,000 verschiedene Sektirer, Juden und Heiden, den Rest bilden die Orthodoxen. Die Einwohnerzahl beträgt (nach der Zählung von 1883) 1,198,360, so daß durchschnittlich 6 Menschen auf einen Kilometer zu wohnen kommen.

Unter den Orthodoxen gehören aber viele zu den verschiedenen Sekten: der Malakanen, Sabbatniker, Stundisten, Skopzen, Chlysten u. s. w., welche unsere Verbannten auch dort kennen gelernt haben und in ihren Briefen öfters beschreiben.[1]) Da aber dieser Gegenstand, namentlich nach der ausführlichen Arbeit von Leroy-Beaulieu[2]) eine eingehendere Behandlung verdient, so wollen wir ihn hier nur erwähnt haben. Es ist dies ein Krebsschaden, an dem die „amtliche Kirche" leidet und den die russische Regierung zu entfernen nicht im Stande ist.

1) Brief Nr. 28 vom 28. Dezember 1889 und Brief Nr. 20 vom 16. Januar 1890 (beide gedruckt).

2) Anatole Leroy-Beaulieu, L'empire des Tsars et les Russes. Tome III, La Religion. Paris 1889. Livre III, Le Raskol et les sectes p. 326—570.

Als nun unsere Verbannten in jene Gegenden kamen, wurden sie neugierig befragt, zu welcher Religion sie eigentlich gehörten, da sie in die russischen Kirchen nicht gehen wollen und sich auch zu keiner von jenen Sekten bekennen. Es mußte nun zu einem Meinungsaustausch kommen und darüber schreibt einer der Verbannten Folgendes:

„Das Volk lebt hier ganz wie Heiden, denn sie feiern keinen Festtag. Sie ackern, pflügen und arbeiten an Sonntagen, daß einen fröstelt, wenn man das ansieht. Wenn doch nur unsere Geistlichen herkämen, so würde ganz Rußland im Laufe eines Jahres katholisch!“

„Sie wissen auch etwas vom Papste, daß er Christi Stellvertreter ist, und sagen: ja, der römische Papst, das ist der heilige Vater. Er bekommt von Gott die Rathschläge. Am alten Mond ist er alt, am Neumond ist er jung.[1]) Unsere Vorfahren, sagen sie, waren auch unter seiner Hand, aber sie haben sich von ihm losgerissen und deshalb haben sich die Menschen in so viele Sekten getheilt. Und wenn wir ihnen vom Papste, unseren Geistlichen und ihren Predigten erzählen, da sagen sie: es ist doch recht schön bei ihnen! Aber der Pope hat es erfahren und hat mir angedroht, daß er mich vor Gericht stellen werde: ‚und da wirst Du noch weiter nach Sibirien hinausgeschickt.‘ Also muß ich vorsichtig sein. Aber auch ihnen wurde es verboten, mit uns zu reden.“[2])

Fürwahr, ein glänzendes Zeugniß für die katholischen Glaubenszeugen! Allen Vermögens beraubt, verarmt, verlumpt, hunger- und nothleidend, sind sie doch noch, an den Abhängen des Uralgebirges, der „amtlichen“ russischen Kirche

---

1) Auf die Anfrage, was der Ausdruck eigentlich bedeuten solle, erklärte der Briefsteller in einem folgenden Briefe: damit wollen sie sich sagen, daß die Macht des hl. Vaters sich stets erneuert und ewig dauert. (Brief Nr. 20 vom 16. Januar 1890.)

2) Brief Nr. 16 vom 18. Dezember 1889 (gedruckt).

gefährlich. Gewiß, ein leuchtender Beweis, daß es nur Eine wahre Kirche gibt, welche solche Glaubensbekenner erzeugen kann!

Aber nicht ohne Grund fürchtet man ihren Einfluß. Die „amtliche" Kirche in Rußland ist stumm, denn es gibt dort keine Predigten, und sie ist ohnmächtig, denn sie steht und fällt mit ihrer einzigen Stütze, der Regierung, welcher sie als ein Polizei-Institut dient. Sie gleicht einem Eiskolosse, der durch die Macht des Winters immer größer wird: was geschieht aber, wenn einmal der gerechte Gott die Sonnenstrahlen der Freiheit da hinein leuchten läßt? Die Wege der Vorsehung sind unergründet, aber es scheint beinahe, als ob die verbannten Unirten dahingegangen wären, um jenen Völkern einen Begriff der wahren Religion zu geben. Schon unterwegs hatte der zweite Transport (von 1888) in den Gefängnissen von Rjezan, Penza und Samara, wo sie längere Rastzeit hatten, ein herrliches Beispiel ihrer Frömmigkeit gegeben. Darüber schreibt einer von ihnen: „In diesen drei Gefängnissen hatten wir etwas mehr Freiheit und durften sogar beten. Da sangen wir fromme Lieder, den Rosenkranz, die Vesper-Psalmen und die Litaneien: alle zusammen im Chor. Da kamen die Gefängnißwärter und auch höhere Beamte, hörten zu und erlaubten uns weiter zu singen, bedauerten, daß sie von den polnischen Worten wenig verstehen konnten, aber fanden die Melodien recht schön, denn in dem riesigen Gemach machte sich der Gesang durch den Widerhall noch viel schöner." [1])

Zwei Jahre waren bereits dahin, seit der erste Transport der Verbannten im Kreise Tschelabinsk internirt war. Ein trost- und hoffnungsloses Lebensende stand ihnen vor den Augen, als am 5. November 1889 unser erster Brief mit einer kleinen Geldunterstützung dahin kam. Den Eindruck,

1) Brief Nr. 35 vom 18. Juli 1890 (ungedruckt).

welchen er machte, schildert am besten folgende Stelle aus den Antwortschreiben:

„Wir waren außer uns vor Freude, als wir diesen Brief bekamen, daß die Barmherzigkeit Gottes so unerschöpflich ist ... Denn wir meinten, daß wir von aller Welt verlassen und vergessen seien in unserer trostlosen Lage — und nun sehen wir, daß die Barmherzigkeit Gottes und guter Menschen über uns wacht.“ 1)

„Wir waren schon auf den Tod gefaßt, unter der übermächtigen Hand unseres Feindes, der uns durch den Hunger umbringen will in diesem Sibirien; der uns das ganze Vermögen genommen und uns bis auf das letzte Hemde beraubt hat, auf daß wir hier vor Hunger verkommen. Aber da sehen wir von Gottes barmherziger Hand eine milde Gabe. . . Da werden wir also noch leben, wenn die göttliche Vorsehung über uns wacht. Denn wir waren überzeugt, daß kein Mensch an uns denkt, und siehe da, auch in so entlegenen Gegenden weiß man von uns!“ 2)

Es ist auch leicht zu begreifen, daß die unverhoffte Hilfe und der Trost, den unsere Briefe dorthin brachten, die Herzen der Unglücklichen gestärkt haben. Es that aber auch Noth, denn außer dem materiellen Elend leben sie dort ohne jeglichen Seelentrost. „Ich lebe hier“, schreibt ein zwanzigjähriges Mädchen an ihre Verwandten, „in großem Seelendurst und Betrübniß, denn ich lebe ohne Kirche und ohne jeglichen Seelentrost. Es gibt hier keinen Menschen, der von Gott reden möchte, denn es gibt hier keine Christen, sondern lauter Heiden. Kein Wunder also, daß mir bange ist; und meine Sehnsucht wächst noch an jedem Sonn- und Feiertage, wenn ich daran denke, daß ihr dem hl. Meßopfer beiwohnet und ich so weit von der Kirche entfernt lebe. Denn von der einen bin ich 370 Werst und von der anderen 150 Werst entfernt.“ 3)

1) Brief Nr. 13 vom 6. November 1889 (gedruckt).
2) Brief Nr. 19 vom 22. Dezember 1889 (gedruckt).
3) Brief Nr. 5 vom 23. Dezember 1888 (gedruckt).

Wenn sie aber auch zu einer katholischen Kirche näher hätten, so könnten sie doch nur unter den größten Vorsichtsmaßregeln dahin gehen, denn sie stehen unter Polizeiaufsicht und dürfen sich aus ihren Wohnsitzen nicht entfernen. Aber auch den katholischen Geistlichen ist es unter Strafe verboten, den „gewesenen“ Unirten geistlichen Beistand zu spenden. Dieses Verbot erklärt auch einen Fall, den die Unirten in ihren Briefen erzählen.

Als der zweite Transport (1888) einen Monat lang im Gefängnisse von Orenburg weilte, machten die Unirten eine schriftliche Eingabe an den Gouverneur, daß er dem lateinisch katholischen Militärkaplan in Orenburg erlaube, in das Gefängniß zu kommen, um sie Beichte zu hören. Dabei erklärten sie aber, daß sie keine Unirte seien, weil die Union bereits amtlich aufgehoben sei, sondern Katholiken. Auf diese Eingabe bekamen sie zur Antwort, daß der Militärkaplan zu ihnen nicht kommen wolle, weil sie Unirte seien. [1]) Der geistliche Herr konnte in diesem Falle auch nicht anders handeln, obgleich er ein braver Priester ist.

Wenn uns die Vermuthung nicht täuscht, so scheint in dem ganzen Verfahren mit den Unirten doch in der letzten Zeit eine gewisse Aenderung eintreten zu wollen. Sie hatten nämlich vorher wiederholt an das Ministerium und zweimal sogar an den Zaren selbst Eingaben abgeschickt, bekamen aber keinen Bescheid, und es wurde ihnen schließlich verboten, Bittgesuche einzureichen, solange sie den orthodoxen Glauben nicht annehmen würden. Ja, die hl. Synode von Petersburg erließ eine authentische Erklärung, daß sie nicht wegen des Glaubens, sondern zu Colonisationszwecken nach Orenburg geschickt seien. [2]) Damit wären sie todtgeschwiegen gewesen. Nun scheint aber doch die Publikation der in Rede stehenden Briefe auch in Petersburg einen gewissen Eindruck gemacht

1) Brief Nr. 35 vom 18. Juli 1890 (nicht gedruckt).
2) Brief Nr. 21 vom 21. Februar 1890 (ungedruckt).

zu haben, denn im Sommer d. J. war ein höherer Beamter aus Petersburg in den Kreis Tschelabinsk ausgeschickt, der zu den Verbannten sagte: „In Rußland kann man nichts erfahren, was mit euch vorgeht, und in den ausländischen Zeitungen werden viele Nachrichten über euch gebracht. Nun soll untersucht werden, wer solche Nachrichten hinausbringt. Also wir können von euch nichts erfahren und ganz Europa weiß schon alles zu erzählen. Diese ganze Geschichte ist ein Unglück für Rußland." [1])

Wenn man im Auge behält, daß das Vorgehen auf kirchlichem Gebiete von vielen Russen, auch in der höheren Beamtenwelt, nicht gebilligt wird und gewiß auch nicht gebilligt werden kann, so wird man den eben angeführten Passus wohl verstehen können. So viel steht fest, daß man in diesem Jahre keinen weiteren Transport der Verbannten aus dem Gouvernement Siedlec deportirt hat: gebe Gott, daß jene 400 Seelen, welche am Uralgebirge verbannt leben, die letzten seien, welche für den katholischen Glauben in unaussprechlicher Noth das Glaubenszeugniß ablegen.

Krakau. Prof. Dr. Chotkowski.

---

1) Brief Nr. 32 vom 14. Juni 1890 (ungedruckt).

LXXI.

Licht in's Dunkel.

Aufzeichnungen eines österreichischen Anonymus. (IV.)

Rückblicke.

2. Br.·. Weil.

Die Spaltung in philosemitische und antisemitische Brüder, welche die oben erwähnte, bereits 1816 erschienene Klageschrift innerhalb der Maurerei hervorgerufen hatte, griff indessen immer weiter um sich. Während die einen Logen in ihrem von Börne cultivirten „Menschheitsschmerz" die Juden bald nicht bloß mehr als „Brüder", sondern geradezu als Herren sich gefallen ließen, schlossen die andern Logen die Juden principiell aus. Was nützte es? Es bildeten sich eigene Judenlogen, welche namentlich vermittelst der geheimen „Hochgrade" doch wieder die Leitung über die antisemitisch gesinnten Brüder der niederen Grade in die Hand bekamen. Zu spät erfuhr der Protektor der Freimaurerei in Deutschland und König von Preußen, wie ernstlich der von Börne ausgestreute und von seinen Stammesbrüdern begossene Same des durchaus anti-christlichen und anti-dynastischen Geistes das früher für den Protestantismus ziemlich harmlose Spiel der Johannes-Maurerei bedrohte. Er sprach sich daher gegen die Hochgrade und gegen die Aufnahme der Juden aus, und die preußischen Großlogen mußten ein dahin bezügliches Rundschreiben an ihre Töchterlogen erlassen. Jetzt hatte es

ein Ende mit dem offiziellen Loyalitäts-Triefen. Den Reigen der Proteste eröffnete der jüdische Br.·. Findel, Redakteur der „Neuen Herzoglich Koburg'schen Freimaurer-Zeitung," 8. Oktober 1864, welcher im Namen der ganzen Bruderschaft schreibt:[1]) „Indem die große National-Mutterloge von Berlin den Antrag auf Zulassung von Nichtchristen als eine gänzliche Mißkennung der Grundlage der Maurerei bezeichnet, schleudert sie einen beleidigenden und durchaus unhaltbaren Vorwurf gegen alle jene Großlogen, welche die alte unverfälschte Maurerei bearbeiten und demgemäß auf der Grundlage der Allgemeinheit beruhen." In der nächsten Nummer geht der Jude um eine Stufe höher: „Als Freimaurer-Bruder durfte der Protektor ein solches Rundschreiben nicht genehmigen. . . . Wir protestiren, wenn er die Maurerei zu politischen und religiösen Zwecken zu benützen versucht!" Von Paris aber hetzt der Jude Hirsch im Monde maçonnique:[2]) „Es genügt, unsere deutschen Brüder zu versichern, daß wir keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne gegen das in den drei preußischen Großlogen und in jener von Hannover herrschende christliche System der Ausschließlichkeit zu protestiren, so oft ein Bruder mit einem von diesen Behörden ausgestellten Diplom unsern Tempel betritt." Von Amerika aus aber läßt sich die „Neue Freimaurerzeitung" vom 5. September 1863 durch den Juden Br.·. Bergstein schreiben: „Die Maurerei bedarf der Reform. Sie muß als Fackel der Zeit vorleuchten. Unsere besten Wünsche den Logen und Brüdern, die das Panier des Fortschritts zuerst erhoben, die zuerst es gewagt, mit dem Muthe und der Ueberzeugung und der Kraft die Wahrheit dem veralteten Herkommen der christlichen Richtung gegenüber zu bewahren". So gehetzt von den Juden waren es namentlich die von semitischer Atmosphäre geschwängerten Großlogen von Frankfurt, Ham-

1) Wir citiren nach „Freimaurer-Denkschrift" XV, S. 14, Berlin 1864.
2) „Freimaurer-Denkschrift" XI, 10, 11.

burg und Bayreuth, welche nun zu offener Opposition gegen den höchstleuchtenden höchstweisen Protektor übergingen.

An der Spitze der aktiven Maurerei marschirt in den Vierziger Jahren Hamburg, wie früher Frankfurt. In einer eigens nur für die Hochgrade bestimmten Geheimschrift läßt sich nun B.·. Weil von der Hamburger Loge „Absalon zu den drei Nesseln" also aus: „Wir wirken mächtig auf die Bewegung der Zeit zur Republikanisirung der Völker." Daß wir es hier nicht mit eitler Großsprecherei zu thun haben, zeigt die Thatsache, daß bei fast allen Revolutionen des Jahres 1848 in Paris, in Belgien, in Baden, in Berlin, in Wien jüdische Brüder der Hochgrade, meist von der Hamburger Loge „Absalon" hervorragend betheiligt waren. Aber noch war das deutsche Volk nicht reif für die schwarz-roth-goldene Republik, wie Br.·. Fischer von der Loge „Apollo" in Leipzig 1849 klagte. Die Hochgrade machten Fiasco, die Dynastien standen fester als zuvor. Nun wurde der Plan geändert. Man griff auf das alte probate Mittel zurück, sich der Thronerben zu bemächtigen; diese sollten ihnen helfen, aus den Monarchien Republiken zu machen. Sollten auch hierauf die Worte des Br.·. Weil [1]) in der oben angezogenen Geheimschrift Anwendung finden: „Eifrig wurde gearbeitet für Licht und Wahrheit, große Summen gespendet, und wer in den nächsten Kreisen durch Talent, durch ein tüchtiges Streben oder ein tüchtiges Wirken sich auszeichnete, der wurde eifrig aufgesucht."

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte keinen Sohn; aber sein Bruder, der spätere Kaiser Wilhelm I., hatte einen hoffnungsvoll heranblühenden Erben, den hochbegabten, edel angelegten, aber bekanntlich von der Loge früh getäuschten, dann so unglücklichen Kaiser Friedrich I., als König von Preußen Friedrich III. Wilhelm. Ihm zu Ehren wurde, als der Freimaurerplan zum Bruderkriege gegen Oesterreich und zur

---

1) „Freimaurer-Denkschrift" XI, 12.

Einigung Deutschlands im Herbst 1865 gefaßt war, in Berlin am 5. November eine neue, die 17. Loge gegründet und bezeichnender Weise genannt: „Friedrich Wilhelm zur Morgenröthe." Eine im Januar 1866 erschienene Freimaurerschrift aber rief triumphirend: „Das Jahr 1866 gehört uns!" Und in der That, es brach damit die Morgenröthe jenes Tages an, an welchem Phöbus Apollo das einige Kleindeutschland des Br.·. Fischer von der Leipziger Loge Apollo bescheinen sollte.

Absalon! Welch ominöser Name der Hamburger Loge! Auch Friedrich II. von Preußen war als Kronprinz 1738 durch die Pforte dieser Loge eingetreten in den Tempel der Freimaurerei. Und wahrhaftig, das Verhältniß des Vaters Friedrichs II. zu diesem seinem Thronerben erinnert einigermaßen an David und Absalon. Es ist wohl wiederum nur ein „Spiel des sinnlosen Schicksales," daß ein ehemaliger Glaubens- ja sogar Namensvetter des Hamburger Juden Br.·. Weil von der Loge „Absalon" als Rath am Hofe und in den nächsten Kreisen auch des österreichischen Kronprinzen — weilte und ihn ob seines wirklichen Talentes und seines tüchtigen Strebens und Wirkens überall aufsuchte.

3. Br.·. Blumenhagen.

Wer möchte es glauben, daß selbst ein zarter Novellist, der einstige Liebling der Damen, Br.·. Blumenhagen, unter die Propheten ging? Wer es glauben möchte? Ei, wer weiß, welch guten Klang die Novellisten à la Anzengruber und Rosegger, die Deklamatoren à la Lewinski und Sonnenthal heutzutage bei der Freimaurerei haben, der wird es auch gerne vom damaligen Blumenhagen glauben. Nun, besagter Blumenhagen schrieb die „Akazienblüthen." Nicht jeder, der sich beim Feste mit Akazien schmückt, weiß auch, daß diese Blüthe vom stacheligen Baume die heilige Blume der Maurerei ist.

Blumenhagen hielt auch Reden. Einige davon wurden

sogar gedruckt zur Erbauung der Brüder. In einer derselben spricht er: „Der Freimaurerorden hat seine Kindheit, seine Jünglingsjahre vollendet. Er ist ein Mann geworden, und ehe sein zweites Säculum zu Ende läuft (i. J. 1917), wird die Welt erkennen, daß und wie er geworden. Dafür sorgt der Bundesgeist und bauet sich an in allen Erdwinkeln, setzet sich fest im Herzen jedes Landes. Und wenn die ganze Welt des Ordens Tempel ist, der Azur des Himmels sein Dach, die Pole seine Wände und Thron und Kirche seine Pfeiler, dann werden die Mächtigen der Erde selber sich beugen und uns die Weltherrschaft lassen und den Völkern jene Freiheit, die wir ihnen geben."

Die christlichen Völker Europas können erzählen von jener Freiheit, welche die judaisirten Freimaurer ihnen gegeben oder besser gesagt genommen haben. Aber, fragen wir nochmals, wer möchte es glauben, daß derselbe Novellist in den Dreißiger Jahren von einem „Beugen der Mächtigen", von „Weltherrschaft", von „Völkerfreiheit" etwas in den zarten Mund zu nehmen wagt, der noch in den Zwanziger Jahren die italienischen Freimaurer als „die Galläpfel an der edlen Eiche der Loge" bezeichnet hatte? Woher dieses rasche Anwachsen von Talmi-Muth? Ei, wer da weiß, daß es unterdessen der Loge gelungen war, einige norddeutsche Fürsten und Thronerben zu düpiren und zu Brüdern und Protektoren zu gewinnen, der wird es verstehen. Das also sind die „Akazienblüthen", welche der Sonnenschein fürstlicher Protektion rasch zur Entfaltung gebracht! Sapienti sat.

4. Br.·. Dräseke.

Wie war es nun den Brüdern gelungen, fürstliche Protektion sich zu erschwindeln? Die Sache ist weder für die Klugheit der betreffenden Fürsten, noch für die Ehrlichkeit der „deutschen" Brüder besonders ehrenvoll.

Was Br.·. Börne mit jüdischem Cynismus kurz also ausdrückt: „Seid unbesorgt, Brüder! es wird einem Jeden

nur so viel Licht zu Theil, als ihm gebührt," dasselbe spricht in ächtem Pastorenstyle der protestantische Bischof Br.·. Dräseke in der „Asträa" 1849 aus:[1]) „Auch in der Freimaurerei gilt das Wort der Schrift: Wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er in Fülle habe. Wer aber nichts hat, dem gibt die Loge nicht nur nichts, sie macht ihn noch ärmer durch scheinbaren Reichthum. Von einem Geheimniß in ihren Hallen ist allerdings die Rede und genau genommen ist von gar nichts Anderm die Rede als von Geheimniß. Man kann es keinem vorenthalten, der Augen dafür hat. Jener kommt dahinter auch ohne die Loge; er ist ein Eingeweihter außerhalb der Bundeshallen. Dieser kommt nicht dahinter, selbst durch die Loge und alle ihre Grade nicht; er ist ein Uneingeweihter, und säße er auch im Orient des Heiligthums und prangte mit des Großmeisters Schmuck". „Unsere Geheimnisse sind Perlen, welche man schänden würde, wenn man sie vor die Säue würfe."

Nach solchen Geständnissen zähle und — wäge man die Opfer der Loge!

5. Br.·. Venturini.

Hören wir nun einen andern Meister und zwar einen preußischen! Br.·. Venturini schreibt in seiner „Geschichte der Freimauerei"[2]) folgendermaßen: „Höchst erfreulich ist der Zutritt der Fürsten, Prinzen ꝛc. Wenn jene Großen auch nicht den Bau als Werkleute fördern dürfen, so sind sie doch wichtig für den Bund durch ihren Reichthum (!) oder durch ihren weitausgedehnten Einfluß im Staate. Wo der Fürst schmollt, besorgt man sich Ungnade zu erbauen, dagegen es mit vollen Segeln läuft, sobald ein Wind voll günstiger Hofluft hineinbläst. Mögen die vornehmen Gäste von höchsten,

1) „Freimaurer-Denkschrift" III, Seite 40. Berlin 1864.
2) „Freimaurer-Denkschrift" IX, S. 3 ff. Berlin 1864.

hohen und nicht hohen Gnaden immerhin dasitzen wie Martins Haubenstock, so befruchtet doch ihre Gegenwart viele; wo sie verschwinden, stockt der Bau, wie in einem Bienenstock ohne Drohnen."

Also: im Bienenstock der Freimaurerei gelten die Fürsten als Drohnen! Arbeiten dürfen sie nicht; aber sie sollen befruchten! Wer kennt nicht das Ende, das die Arbeiterbienen den Drohnen, nachdem sie befruchtet, bereiten? Wenn dies die wahre Gesinnung der namentlich von den jüdischen Brüdern protegirten Hochgrade über die christlichen Fürstenbrüder der niederen Grade ist, und das ist sie: wer wird sich wundern, daß Kaiser Wilhelm II. der Freimaurerei überhaupt entsagte? Wenn aber solche Fürsten „schmollen" und deren Reichthum und Einfluß nicht mehr dem Bunde dienen: wer wird sich wundern, daß die hauptsächlich von jüdischen Brüdern bediente Presse ebenfalls „schmollt" und offen oder schüchtern, früher oder später mit vollen Segeln in die stürmische See der faktiösen Opposition überläuft? Wer wird sich wundern, daß dieselben Journalisten im offiziösen Theile derselben Zeitung dieselben Personen mit erkünstelten Phrasen loben und im nicht offiziösen Theile als Stimmung in der Provinz mit dem ihnen natürlichen Hohne übergießen? Wer wird sich wundern, daß dieselben Journalisten im Inlande die befruchtenden Drohnen in eine dicke Wolke von Weihrauch hüllen, während sie als Correspondenten auswärtiger Blätter durch Scandalgeschichten mit „dämonischer Kraft" den Hermelin von „Martins Haubenstock" reißen? Wer wird sich wundern, daß Kaiser Wilhelm II. diese infame Haltung der Berliner Journalisten endlich durchschaute und öffentlich brandmarkte? Wundern muß man sich nur über die Naivität eines Wiener Officiosus, welcher bei dieser Gelegenheit den „Eingeweihten außerhalb der Bundeshallen" ein eklatantes Beispiel von der internationalen Preßmacht der Vereinigten Anti-Christen geliefert.

Kaum war nämlich in Berlin jene mißliebige Aeußerung

des „schmollenden“ deutschen Kaisers gefallen, da erschien im Pariser „Figaro“ die geschraubte Antwort auf eine im Londoner „Truth“ enthaltene kurze Notiz über eine gewisse, damals geplante Ehescheidung. Das Wiener „Fremdenblatt“ mußte nun den Artikel des Pariser Figaro in die Ursprache zurückübersetzen und daran einen triumphirenden Vergleich knüpfen, wie so ganz anders die Presse sich verhalte zu den internen Familienangelegenheiten des deutschen Kaisers und des österreichischen Kronprinzen.

Eingeweihte außerhalb und innerhalb der Bundeshallen wußten, was sie selbst von diesem doppelten Verhalten der Presse zu halten haben. Dem ehrlichen Christen aber, ob Katholik oder Protestant, Preuße oder Oesterreicher, war es ein Greuel zu sehen, welch freches Spiel jene Juden-Brüder-Presse mit den christlichen Dynastien und mit dem christlichen Lese- und Zahl-Publikum, protegirt und privilegirt, sich erlauben darf. Und dennoch wäre es den Vereinigten Christen Oesterreichs bei alledem noch tausendmal lieber gewesen, es hätte jener Wiener Artikel nicht ein so baldiges, für alle Theile so beschämendes, mit Blut geschriebenes Dementi erfahren!

6. Br.·. Blanc.

Hier ist es am Platze, über dieses „verschiedene Verhalten“ der Loge überhaupt den Fürsten gegenüber das ehrliche Wort eines bekannten Freimaurers und Revolutionärs anzuführen, dessen Name allen Lesern bekannt sein dürfte.

Luis Blanc ließ im Jahre 1847[1]) seine „Geschichte der französischen Revolution“ erscheinen. Darin schreibt er:

1) Man beachte das Jahr 1847! Denn im folgenden Jahre 1848 brach die bekannte Pariser Februarrevolution aus. Mit Bezug darauf bringt die „Geheime Freimaurerzeitung“ vom 24. Dez. 1864 nach dem „Movimento“ in Genua folgendes Schreiben der dortigen Loge Colombo: „Die französische Revolution von 1789 ist nur ein Werk der Freimaurer gewesen; denn alle

„Allerdings tranken die Maurer bei ihrem Bundesmahle in den monarchischen Staaten auf das Wohl der Fürsten, allerdings wurde der Gehorsam eingeschärft. Allein derartige Vorsichtsmaßregeln, welche die Klugheit einem Bunde gebot, den so viele Regierungen mißtrauisch beobachteten, reichte nicht hin, jenen revolutionären Einfluß zu paralysiren, welchen die Freimaurerei ihrer Natur nach ausüben mußte. . . . Trotz der Verfolgungen fanden die Freimaurer, Dank dem geschickten Mechanismus ihres Ordens, in den Fürsten weit eher Beschützer als Feinde. Regierende Häupter, so z. B. der große Friedrich, fanden (als Kronprinzen) kein Bedenken, die Maurerkelle in die Hand zu nehmen und das Schurzfell umzubinden. Natürlich! Da ihnen die Existenz der höheren

---

hervorragenden Männer jener Zeit waren Freimaurer. Nachher hat der Freimaurerbund daselbst gleichfalls die Revolution der Jahre 1839 und 1848 geleitet. Louis Philipp Orleans bahnte sich durch die Großmeisterwürde den Weg zum französischen Thron. Als er aber den freimaurerischen Grundsätzen untreu ward, vernichtete ihn der mächtige Bund. . . . Wenn es in vielen maurerischen Constitutionen steht, daß die Freimaurer friedlich und den Staatsgesetzen ergeben sein müssen, so geschieht es nur, um den Argwohn der Tyrannen einzuschläfern." Kaum war der König vertrieben und die Republik constituirt, da durfte der neue Präsident Br.·. Lamartine auf dem Pariser Rathause es öffentlich aussprechen, daß „die Revolutionen von 1789, 1830 und 1848 durch die Freimaurer entstanden sind," und sein Justizminister, der jüdische Br.·. Cremieux, antwortete einer gratulirenden Freimaurerdeputation: „Die Republik ist in der Freimaurerei, die Republik wird das thun, was die Freimaurerei thut, sie wird werden das glänzende Pfand der Vereinigung aller Völker auf unserem ganzen Erdtheile." Br.·. Garnier Pagès, im Jahre 1848 selbst Mitglied der Revolutionsregierung, konnte später als Senator in seiner „Geschichte der Revolution von 1848" schreiben: „Wir gehen mit Riesenschritten der Republik entgegen; blind ist, wer es nicht sieht; seinen eigenen Untergang will, wer sich ihr entgegenstellt. Könige und Völker werden fortgerissen werden von dieser überwältigenden Bewegung."

Grade sorgfältig verheimlicht wurde, so wußten sie von der Freimaurerei nur so viel, als man ihnen ohne Gefahr zeigen konnte.[1]) Sie hatten daher auch durchaus keinen Grund, besorgt zu sein. Denn in den niederen Graden, auf die sie beschränkt blieben, schimmerte der eigentliche Kern der Lehre nur unklar durch den Nebel der Allegorien und viele sahen in ihnen nur eine Gelegenheit zu Lustbarkeiten, mit einem Worte: eine Komödie. Allein in solchen Dingen streift die Komödie nahe an die Tragödie, und so geschah es, daß die hochmüthigen Volksverräther (!!) durch eine gerechte und merkwürdige Fügung des Zufalls verleitet wurden, die geheimen Pläne, welche gegen sie selbst gerichtet waren, in Schutz zu nehmen und blindlings durch ihren Einfluß zu fördern."

Nach solchen Worten ist jedes andere überflüssig! Ach, hätten wir es doch nicht selbst schauen müssen, „wie nahe in solchen Dingen die Tragödie an die Komödie streift!" Wenigstens lernen wir daraus „die Fackel kennen, welche hineinleuchtet in die Finsternisse dieses Verhängnisses." Wer mag sie entzündet haben?

---

1) Zur Ergänzung fügen wir noch folgende Stelle des Br.·. Uslar in der „Leipziger geheimen Freimaurerzeitung", August 1865, bei: „Es gibt Brüder, welche die höchsten Grade inne haben, die sie aber durchaus nicht kennen."

LXXII.

Luis Mendez de Quijada.

(Karl's V. Mayordomo und Vertrauensmann.)

V. Maurenkämpfe. Heldentod.

(Schluß.)

Zur selben Zeit, als König Philipp seinen Sohn verlor und zum dritten Male Wittwer wurde, war im Königreiche nicht etwa überall Ruhe, denn in und um Granada empörten sich die Mauren, wählten sich einen König und verübten die größten Greuelthaten. Der Marquis von Mondéjar versuchte vergebens sie zu bändigen, und bat daher im Verein mit andern den König, selbst hinzukommen und die Ruhe wieder herzustellen. Philipp wollte aber wie gewöhnlich nicht und beschloß, dafür D. Juan de Austria hinzuschicken, und ihm Quijada, dem er die vollständige Leitung D. Juan's übergab, und den Herzog von Sesa, früheren Statthalter in Mailand, der bei sich zu Hause frei von Geschäften, aber nicht von großen Ansprüchen[1]) lebte, mitzugeben. Am 6. April 1569 kamen D. Juan und Luis Quijada nach Aranjuez zum Könige, um sich zu verabschieden. Nachdem sie ihm dort die Hand geküßt — Quijada zum letzten Male — machten sie sich auf die Reise und kamen am 12. in Granada an, wo D. Juan mit großem Jubel empfangen wurde. Unter Begleitung Quijada's und Mondéjar's

1) Cabrera, I. 680.

besuchte D. Juan den Albaicin, den von den Mauren bewohnten Theil Granadas, und bestimmte Wachtposten auf die Punkte, wo es sowohl zum Schutze der Stadt, als auch der Mauren selbst nöthig war. Am 21. April kam Sesa an und bald darauf wurde eine Berathung gehalten, der Sesa, der Erzbischof, Mondéjar, der Präsident Deza, der Großcommandeur von Castilien Luis de Requesens und Quijada beiwohnten. Erst berichtete Mondéjar in längerer Rede über seine bisherigen Erfolge und Mühen. Dann brachte der Präsident auf die Aufforderung D. Juan's seine Meinung zum Ausdrucke, welche dahin ging, man solle sämmtliche Mauren aus dem Albaicin vertreiben. Dem widersetzten sich Quijada und der Erzbischof, indem sie für Milde stimmten und sagten, man könne doch nicht so viele Unschuldige verjagen, zudem würden die Mauren sich eher in Stücke reißen lassen, als fortgehen. Nachdem Mondéjar dem widersprochen hatte, kamen sie zu keiner befriedigenden Lösung der Frage, bis sie beschlossen, Mondéjar solle einen Bericht darüber an den König schicken.

Die Vorbereitungen zum Kriege wurden eifrig betrieben. Quijada wie auch Sesa waren über die geringe Disciplin der Soldaten erstaunt und wollten, wie Hurtado de Mendoza meint,[1]) Vieles ohne Noth verbessern, wie z. B. die hohen Contributionen und die Excesse der Mannschaften und Hauptleute in den Quartieren, indem sie nicht die Ursache dieser Unordnungen bedachten, daß nämlich die Soldaten im eigenen Lande waren. Sie waren nämlich Beide gewöhnt, die gut geschulten Truppen Karl's V.[2]) zu commandiren, die weit von der Heimath, jenseits des Meeres, sich geduldeten, bis gezahlt wurde, und sich mit den ihnen angewiesenen Quartieren begnügten. Bei Quijada war das strenge Halten auf

1) Historiadores etc. I.

2) Unter Philipp II. waren schon in den ersten zwei Jahren seiner Regierung die spanischen Truppen an Disciplin und Brauchbarkeit zurückgegangen.

Disciplin ein Erbtheil seines Vaters, dessen Truppen für ein Muster der Manneszucht galten.[1])

Die kriegerischen Unternehmungen begannen damit, daß D. Juan verschiedene Abtheilungen zum Recognosciren ausschickte, und er selbst mit Reiterei und einem Regimente Infanterie nach Guejar zu marschirte, um sich den Platz für eine Befestigung auszusuchen. Er ließ aber den Plan fallen, weil ihm Quijada und ein Hauptmann Oruña wegen der Unwegsamkeit des Zugangs davon abriethen. So kehrten sie denn denselben Tag nach Granada zurück. Leider verfügte der König kurze Zeit nachher die Auswanderung der Mauren aus Granada. Am 23. Juni wurden 3500 Männer im königlichen Hospital D. Juan, Mondéjar und Quijada vorgeführt. Sie gingen inmitten der Arkebusiere mit gesenkten Blicken, in denen sich mehr Trauer als Reue aussprach, denn sie fühlten sich schuldig und fürchteten, getödtet zu werden, aber D. Juan versicherte sie des königlichen Schutzes. Dann wurden sie Alle mit gebundenen Händen aus Granada weggeführt.

Daß eine derartige Behandlung die Stimmung der Mauren nicht verbesserte, läßt sich denken. Der Krieg nahm daher auch seinen Fortgang. D. Juan blieb noch in Granada, während in den Alpujarras schon an einzelnen Punkten gekämpft wurde. Eines Tages, als er eben eine Berathung abhielt, kam ein Bote aus Seron vom Marquis de los Velez, der um 1500 Mann zu Fuß und 300 zu Pferde bat, sonst könne er Seron nicht halten, wie ihm der König befohlen. Quijada meinte, es solle Velez nicht mehr Mannschaften erhalten, als der König ihm bestimmt habe, der Präsident dagegen, D. Juan als Generalcapitän könne wohl eine königliche Verordnung ändern; zur Zeit Karl's V. sei das so gewesen. Letzterem trat die Mehrzahl des Rathes bei, während D. Juan seinem Pflegevater beistimmte und dem entsprechend verfügte, zumal ein

1) Cartas de D. Garcia de Loaysa, 66.

zweiter Brief ankam, daß wegen der Unwegsamkeit der Gegend schwer Hülfe zu bringen sei. Velez unternahm einige Zeit nachher einen Streifzug gegen Calahorra, wozu er sich Unterstützung aus Granada erbeten hatte, die er aber nicht erhielt. Nun beklagte er sich bitter über die Räthe, die geringe Freiheit D. Juan's, die Anmaßung Quijada's, dem er auch noch vorwarf, er beneide sein Glück und mache ihm sein Einrücken in das Königreich Granada ohne königlichen Befehl zum Verbrechen. Was die geringe Freiheit D Juan's angeht, so hatte das insofern seine Richtigkeit, da er genau an seine Instruktionen gebunden war, nicht das Recht hatte, Offiziere zu ernennen, Geld, Munition oder Nahrungsmittel zu vertheilen, wenn das nicht Alles vorher durch Quijada's Hände ging. „In diesen und andern Dingen," erzählt Hurtado de Mendoza,[1]) „gab er durch einige Anmaßungen zu verstehen, wie groß seine Befugnisse seien, wenn auch dadurch D. Juan's Ansehen geschädigt wurde, der das wohl fühlte, es aber mit mehr Geduld als Verstellung ertrug." Ebenso scheint Quijada sich nicht immer mit seinen Collegen vertragen zu haben, worüber derselbe classische Zeuge wie oben sagt: „Luis Quijada beneidete den Marquis de los Velez, und war erzürnt über den von Mondéjar, weil, als dieser Graf von Tendilla war, der Marquis, sein Vater, Quijada eine seiner Töchter nicht zur Frau geben wollte, obgleich derselbe ihn inständigst darum bat. Er war ein intimer Freund Eraso's und anderer Feinde des Marquis, wie des Herzogs von Feria, der durch Wort und Schrift ein kühner Feind des Marquis von Mondéjar war. . . . Der Herzog von Sesa und Luis Quijada waren zu Zeiten einig, wenn es gegen die beiden Marquis ging, zu Zeiten aber uneins wegen ihres kriegerischen Ehrgeizes; sie sprachen zwar freundlich zu einander, doch mißtrauisch,

1) Hurtado de Mendoza, Guerra de Granada. Historiadores etc. I. 99.

vorsichtig und aufmerksam auf ihre Umgebung[1])." Sesa war sehr eifrig in der Kriegführung und wollte nun der Besatzung von Orgiba zu Hülfe kommen, als ihn unterwegs die Gicht ergriff und er in Acequia liegen bleiben mußte. Auf die Nachricht von Sesa's Erkrankung wollte D. Juan Quijada an seine Stelle schicken, aber Sesa erholte sich schnell und die Sache unterblieb.

Am 23. Dezember 1569 verließ D. Juan mit 9000 Mann Infanterie und 600 Mann Cavallerie Granada Abends um 9, und marschirte nach Guejar. Quijada führte die Avantgarde, die aus 2000 Mann bestand. Guejar wurde mit großer Begeisterung angegriffen. Plötzlich erschien Velez auf der Höhe an der andern Seite der Festung. „Er kam so plötzlich," erzählt Hurtado de Mendoza,[2]) „daß Luis Quijada D. Gomez de Guzman wiederholt schickte, damit er um Artillerie bäte, indem er glaubte, es seien Feinde . . . Da kam Luis de Cordova von Seiten des Herzogs mit der Meldung, die Feinde seien geschlagen und die Unsrigen bereits im Ort. Wir waren erstaunt, daß Luis Quijada von so nahe nicht unsere Fahnen und Gefechtsformirung kannte, ein Mann wie er, geübt im Kriege und mit gutem Auge. D. Juan zeigte sich sehr vergnügt über den Erfolg, klagte aber darüber, daß man ihn auf einem solchen Umwege geführt, daß er den Feind nicht erreicht habe. Aber D. Diego de Quesada entschuldigte sich damit, daß ihm im Kriegsrathe befohlen worden sei, D. Juan sicher zu führen, und Luis Quijada ihm gesagt habe, wie er denselben am wenigsten in Gefahr bringe." Interessant ist ein Brief, den Quijada um diese Zeit an seinen Freund und früheren Collegen bei D. Carlos, Ruy Gomez, schrieb:[3])

---

1) ib., 98. Hurtado de Mendoza spricht aber an andern Stellen sehr freundschaftlich und anerkennend über Quijada.

2) Hurtado de Mendoza l. c. 109.

3) Villafañe 78.

„Ich bin Ihnen," beginnt er, „für Ihren Brief vom 7. dieses eine Antwort schuldig. Ich habe es nicht thun können wegen einer Krankheit, die mich ergriffen hat. Seit drei oder vier Tagen bin ich ohne Fieber und versuche aufzustehen, halte es aber wegen großer Mattigkeit und Schwäche nur wenige Stunden aus, und gehe sehr ermüdet in's Bett zurück; ich esse wenig und schlafe schlecht. Ich werde mit gehen, wie ich kann, und nicht, wie ich es wünschte, denn wenn ich mich je schlecht gefühlt habe, so ist es jetzt. Ich werde mich aber nicht so eingehend um die Soldaten kümmern, daß ich allen Mißständen abzuhelfen vermöchte; aber ich glaube, man hätte im Anfang viel thun können. Die Lebensweise dieser verwünschten Soldaten . . . . ist so, daß man wohl sagen kann, daß sie Kriegsleute weder sind noch je waren, da sie keine Disciplin haben . . . . sie denken nicht daran zu kämpfen, sondern nur, Gott und alle Welt zu berauben. Gott helfe uns, denn ich sage Ihnen, daß man noch nie eine solche Niederlage, und zu so ungünstiger Zeit erlebt hat, wie die des Großcommandeurs,[1]) denn wir setzten auf ihn die Hoffnung, das Meer uns zu erhalten, und nicht weniger auf die Soldaten, welche er uns auf dem Lande zu geben hatte, weil wir hofften, mit ihnen gute Erfolge zu erzielen. Diese Erwartung ist getäuscht und so zerstört, daß in wenig Stunden und ohne irgend welche Schwierigkeit die Waffen und die Munition ankommen können, welche diese Hunde von Mauren erwarten; man sagt, es seien sehr bedeutende Vorräthe. Um dieselben nach Ankunft der Schiffe abzuholen, werden sie in's Gebirge ziehen, in das sich schon die aus der Vega und die Uebrigen mit ihrer ganzen Habe begeben haben, entschlossen zu sterben; und ich zweifle nicht, daß sie es thun würden, wenn wir nur Soldaten hätten, die sie dazu (zum Sterben)

1) Er wurde zur See von den Mauren geschlagen.

zwängen; freilich kann die bergige Beschaffenheit des Landes unsere Krieger wohl entschuldigen; aber, Herr, der Aerger über das Alles ermüdet mich sehr, denn weder diese sind Soldaten, noch die Hauptleute und Offiziere .... Es sind mehrere Tage her, seit ich wegen meiner Krankheit keinen Kriegsrath erlebt habe. Aus den Briefen des Herrn D. Juan werden Sie ersehen, wie es steht. Wie ich es verstehe, wäre es das Beste, schnell anzugreifen und die Sache zu beendigen; aus dem Zögern kann Unglück entstehen. ... Die Reiterei ist sehr gut, und wo sie zu finden ist, erschreckt sie trotz ihrer geringen Zahl die Mauren; und ich hoffe zu Gott, daß diese nicht dasselbe thun und uns zwingen, unsere bisherige Schlachtordnung zu ändern; aus der ihrigen zu schließen, kann man sich kaum für uns einen schlechten Erfolg erwarten. Denn so schlecht wir auch bestellt sind, sind sie es noch viel mehr. ... Der Herr D. Juan arbeitet mit aller Sorge und allem Eifer, was er nur kann, unterstützt von denen, die Sie ja kennen. Denselben Eifer zeigt er bei der Untersuchung der Erpressungen, Schurkereien und Beleidigungen, welche die Offiziere begangen haben. Aber diese besitzen eine solche Geschicklichkeit, sich mit vielen ihrer Opfer so zu versöhnen, daß dieselben Geld verlieren, und je mehr diese Herren andern geben, noch viel mehr für sich zu behalten. Es ist eine unerhörte Sache, daß D. Juan, wie ich erfahren habe, sich genöthigt sieht, für diese Dinge einen eigenen Auditor einzusetzen. ... Ich bitte Sie, diesen langen Brief zu verzeihen, es ist schon 2 Uhr vorbei und ich kann nicht schlafen." ....

Ein schöner Zug der Frömmigkeit wird uns noch aus diesem Kriege von Quijada berichtet. [1]) Einst kam er durch einen Ort, wo die Mauren ein Crucifix auf einem großen Scheiterhaufen verbrannten. Der fromme Offizier konnte die Beschimpfung des gekreuzigten Heilandes nicht

1) Villafañe 74.

mit ansehen, stürzte sich ohne Besinnen in die lodernden Flammen und rettete glücklich das Crucifix, das noch im 18. Jahrhundert im Jesuitencolleg zu Villagarcia aufbewahrt wurde.

Im Januar 1570 unternahm D. Juan einen glücklichen Angriff auf Galera, bei welchem infolge seiner Tollkühnheit ein Schuß seinen Panzer auf die Brust traf, ihn aber nicht verwundete, sondern nur betäubte. Quijada trug den besinnungslosen Jüngling auf seinen starken Armen aus dem Schlachtgetümmel, wie einst den Knaben aus den Flammen seines Hauses. Von Galera wandte D. Juan sich nach Seron. Er recognoscirte persönlich und rückte deshalb am 5. Februar Abends um 9 mit drei Compagnien Reiterei und 2000 Mann Infanterie aus. Die eine Compagnie führte Franz Mendoza, die zweite Luis de Avila und die dritte Ferdinand Quesada. Als sie auf einen bestimmten Punkt gekommen waren, übernahm Quijada 1000 Mann, um am rechten Ufer des Flusses von Seron vorzugehen, und Requesens recognoscirte mit den anderen 1000 Mann das linke Ufer. Durch den voreiligen Angriff einiger Soldaten wurden die Mauren gereizt und fingen sehr bald an zu schießen. D. Juan schloß sich auf Bitten Quijada's dessen Abtheilung an, weil er nur mit vier Begleitern und der Standarte umherritt. Die Cavallerie verwickelte sich immer mehr in den Kampf, so daß Quijada und der Großcommandeur währenddem unbemerkt sich Seron nähern konnten. Als Letzterer die Noth sah, in der sich Mendoza's Reiter befanden, eilte er ihnen zu Hülfe, konnte aber nur schwer die Ordnung wieder herstellen. D. Juan kam herbei und flößte durch sein energisches Auftreten den Soldaten wieder Muth ein. Auch Quijada's Reihen begannen zu wanken, und als er sie wieder sammeln wollte, brach er, durch einen Schuß in die Schulter schwer verwundet, zusammen. Als D. Juan seinen Pflegevater vom Pferde sinken sah, eilte er herbei und befahl, daß er gleich in das in der Nähe

befindliche Feldlazareth getragen und dann von Tello Gonzalez Aguilar mit der Reiterei de Avila's [1]) nach dem nahegelegenen Canilles gebracht werde. So wurde der Veteran Karl's V. und Andrea Doria's von seinem letzten Schlachtfelde getragen. D. Juan führte dann die Truppen, wenn auch mit großen Verlusten, nach Canilles, wobei eine Kugel seinen Helm traf, und schlug sein Hauptquartier eben daselbst für die nächsten Tage auf.

Als die Aerzte Quijada's Wunde untersuchten, erklärten sie dieselbe für sehr gefährlich und versuchten zwei Tage später vergeblich, die Kugel zu entfernen. Sie machten zu dem Zwecke fünf Einschnitte in die Wunde und noch einen vorn an der Achsel, und konnten die Kugel wohl sehen, aber nicht herausbringen. D. Juan war in großer Angst um ihn, ließ gleich seiner „Tante" das Unglück mittheilen, und schrieb auch an den König, welchen nach seinen eigenen Worten mehr noch als das schlechte Benehmen der Truppen Quijada's gefährlicher Zustand schmerzte. Aber alle Sorge, alle Pflege war umsonst, Quijada war nicht zu retten. Der Tod kam ihm nicht überraschend, er hatte ihm seit Anfang des Feldzuges stets vor Augen geschwebt und Quijada war sich daher über seinen Zustand ganz klar. Der Sterbende gedachte da in treuer Sorge seiner Gattin und nahm seine letzten Kräfte zusammen, um noch den König zu bitten, für sie zu sorgen. Den Brief konnte die zitternde Hand noch schreiben, aber als Quijada zum letzten Male seinen Namen unterzeichnen wollte, versagte ihm die Kraft. [2]) Wie ein christlicher Held bereitete er sich auf den Tod vor und empfing mit großer Andacht und zur Erbauung aller Anwesenden die hl. Sakra-

1) Marmol Carvajal, Historia del rebelion etc., Historiadores I, 319.

2) Coleccion de documentos ineditos etc. p. Pidal y Salva. Madrid 1856. XXVIII, 55.

mente. Wie oben gesagt ist, hatte D. Juan sofort seiner Pflegemutter das Unglück mittheilen lassen und diese eilte, wie Villafañe sagt, „auf den Flügeln der Liebe und Angst" von Madrid, begleitet von ihrem Bruder und einigen anderen Edelleuten, nach Canilles an das Schmerzenslager ihres Gemahles, wo sie am 25. Februar anlangte. „Sie fand ihn zwar dem Tode nahe, aber bei vollständiger Besinnung und geistiger Lebendigkeit, so daß er seiner geliebten Gattin sehr dankbar für ihr schnelles Kommen war, und zu seinem größten Vortheile den andächtigen, christlichen Stoßgebeten folgen konnte, mit denen ihn diese starke Frau zum letzten Male stärkte und ermuthigte, ungeachtet ihres gerechten Schmerzes." [1]) An demselben Tage noch hauchte Quijada seine fromme, pflichttreue Seele in ihren Armen aus, am 25. Februar 1570. Aber sie war nicht allein in ihrem Schmerz.

Am Sterbebette fand sie auch ihren treuen Pflegesohn, den dieser Tod tief erschütterte. „Ich liebe ihn ebenso dort," schrieb er denselben Tag an den Cardinal Espinosa, [2]) „wo er ist (nach meiner Meinung bei Gott, wie ich aus seinem christlichen Tode schließe), wie ich ihn auf Erden liebte, ich bete zu Gott, daß er ihm die Gnaden verleihen wolle, die ihm noch fehlen." „Ew.Majestät", schrieb er an den König, „hat heute einen Ihrer besten Diener durch den Tod Luis Quijada's verloren. Der Verlust ist um so größer, als er uns hier ungemein fehlen wird, nach dessen Ansichten hier der Krieg geführt wurde, wie ich Ew. Majestät schon geschrieben habe. Ich besonders fühle mich so verlassen. . . ." Er verwandte sich auch mit Wärme für die Bitte Quijada's wegen seiner Frau, welche der König gewährte, jedoch nicht so reichlich, als nach Quijada's Ver-

1) Villafañe, 77.
2) Coleccion, XXVIII, 59.

diensten zu erwarten gewesen wäre. Auch Philipp ging der Tod dieses Waffengefährten seines Vaters sehr nahe. „Ich habe nicht gedacht", schrieb er am 3. März an D. Juan,[1]) „daß mich ein Brief von Dir so betrüben könnte, wie Dein letzter vom 25. vorigen Monats. Er hat mich mehr geschmerzt als vieles andere, denn ich weiß sehr gut, was Ihr und wir an Luis Quijada verloren haben. Wir haben so viel Ursache zum Trauern und verlieren so viel an ihm, daß man ohne tiefen Schmerz nicht davon sprechen kann. Und Du hast ganz Recht, seinen Tod so tief zu fühlen .... Was aber am meisten tröstet, ist, daß er an einem sehr guten Orte sein muß, nach dem zu urtheilen, wie er lebte und starb. . ." Auch Ruy Gomez war tief ergriffen: „Es betrübt mich Luis Quijada's Tod so tief," schrieb er am 4. März aus Cordoba an D. Juan,[2]) „daß mir in Wahrheit weder Herz noch Hand bleibt, um diese Feder zu führen, sowohl wegen der Liebe und alten Freundschaft, die ich zu ihm hatte, als weil er im Dienste Seiner Majestät und Ew. Excellenz sehr fehlen wird. Dies sind die Früchte des Krieges, und da man einmal sterben muß, so gab ihm der Herr den schönsten Tod, denn er starb in seinem Dienste und der Vertheidigung des Vaterlandes. Und es ist wohl zu glauben, daß er sich an einem besseren Orte befindet, als wir Alle."

Allein nicht blos diese Wenigen und D. Maddalena beweinten den Dahingeschiedenen, nein, das ganze Heer beklagte den Tod des edlen Mannes, der, ein Vorbild aller christlichen und militärischen Tugenden, unter Karl V. alle Feldzüge mitgefochten, im Kriege gegen die Ungläubigen seine kriegerische Laufbahn begonnen und seinem Wunsche gemäß mit dem Heldentode im Kampfe für Glauben und Vaterland beschlossen hatte. Mit ihm war einer der tüchtigsten Führer aus der

1) ib. 62.
2) ib. 68.

Schule Karl's V. ins Grab gesunken, der sowohl mit der äußersten Strenge auf Disciplin hielt, als auch für Unglückliche ein mildes Herz hatte, seinen Königen mit stets gleicher Bereitwilligkeit und unwandelbarer, selbstloser Treue 49 Jahre von Kindheit an gedient hatte, ein musterhafter Katholik und Ehemann war, und, ein seltener Fall in seiner Zeit, seine Hände stets rein von Geldgier und Habsucht gehalten hatte.

Er war groß, mager und sehnig von Gestalt, hatte ein langes schmales Gesicht mit angenehmen, regelmäßigen Zügen, stechenden dunklen Augen, und einem regelmäßig geschnittenen dunklen Barte und dunklen Haaren. „Er war", wie ein neuerer Historiker von ihm sagt, [1]) „etwas streng und förmlich . . . in der Art seines Benehmens, von Charakter verschlossen und pedantisch, aber treu und wahr wie Gold für die erwählte Sache und übernommene Pflicht; scharfsinnig in der Beurtheilung der ihn umgebenden Menschen und Dinge, aber seinen Herrn (Karl V.) mit treuer Ergebenheit für den größten Fürsten haltend, der je gelebt hatte oder leben werde; stolz auf sich selbst, auf seine Familie und seine Dienste und geneigt, deren Wichtigkeit und Bedeutung in ernster würdiger Weise zu übertreiben; ein treuer Sohn der Kirche . . ., ein Feind der Juden, der Türken, der Ketzer . . . und Flamländer; etwas mürrisch und eigensinnig, von fester Stimmung . . ., aber ein warmherziger, energischer und redlicher Mann."

Kurz nachdem Luis Quijada für immer die Augen geschlossen hatte, bestimmte Don Juan, er solle mit allen militärischen Ehren zu Grabe getragen werden. „Die Leiche wurde für das ganze Heer ausgestellt, welches auf Befehl D. Juan's de Austria, in die einzelnen Abtheilungen eingetheilt, nach dem Klange dumpfer Trompeten und gedämpfter

---

1) Stirling, Karls des Fünften Klosterleben, 52.

Trommeln zu marschiren begann, indem es Fahnen und Standarten bis auf die Erde hängen ließ, wie um zu sagen, daß der tapfere Arm fehle, der sie so oft auf den Mauern und Thürmen der Feinde geschwenkt hatte. Dicht beim Sarge gingen mehrere Offiziere, in ihrer Mitte D. Juan, traurig im Gesicht und noch mehr im Herzen. So zog der Trauerzug ein Stück fort, bis die Leiche in einer gewissen Entfernung denen übergeben wurde, die sie bis zum Orte des Begräbnisses bringen sollten. In Baza zogen sie mit der Bahre ein und übergaben die Leiche unter dem Trauergeläute der Glocken den Hieronymiten." [1]) Seine Leiche wurde zuerst provisorisch zu Baza in der Kirche des h. Hieronymus begraben, um dann in einer Kapelle, die er an die Peterskirche in Villagarcia anzubauen gedachte, begraben zu werden, und nicht, wie seine Ahnen im Kloster de la Espina. [2]) „Oder sollte es D. Maddalena besser erscheinen", sagte er in seinem Testament, „unsere beiden Vermögen zu vereinigen und ein Kloster für Mönche und Nonnen zu gründen — ausgenommen jedoch barfüßige Nonnen, für welche die Gegend hier zu kalt ist — so ermächtige ich sie und meine Testamentsvollstrecker zu bestimmen, daß wir dort zusammen begraben werden und so im Tode neben einander als treue Gefährten liegen, wie wir im Leben waren." [3])

Quijada's Testament, das er der Hauptsache nach zu Madrid am 22. August 1563 machte, dann aber am 24. December 1567, am 23. December 1569, dem Tage des Ausmarsches von Granada, und zuletzt am 24. Februar 1570 in Canilles vervollständigte, ist ein schönes Denkmal seiner Frömmigkeit. „Item", sagt er im Artikel 63, „ist es mein

---

1) Villafañe, 49.

2) Villafañe 82. Seine Großmutter, Elvira de Mendoza, war als Letzte dort begraben.

3) Villafañe 82.

Wille, daß für die ganze Zeit ihres Lebens D. Maddalena de Ulloa, meine Frau, die Nutznießung meines Vermögens habe; und wenn sie nach einem langen Leben gestorben ist, soll das Uebrige für die allerfrömmsten Zwecke verwendet werden, welche am meisten zur Ehre Gottes gereichen, wie Almosen an verschämte Arme, zum Verheirathen von Waisenmädchen, und an Krankenhäuser, in denen ich verordne, daß die Armen meiner Orte vorgezogen werden, nach Maßgabe meiner Testamentsvollstrecker." [1]) „Item", heißt Artikel 64, „lasse ich meine Seele als meinen Erben, damit für sie alle die geistlichen Wohlthaten geschähen und oben genannten Almosen und zu was sonst mein Vermögen verwendet wird." Auch für seine Unterthanen sorgte er, indem er verfügte, daß in jeder seiner vier Städte ein Leihhaus zur Unterstützung der Armen errichtet werde. Seine Liebe zum allerheiligsten Sacramente bewog ihn, eine Verfügung zu treffen, die dann auch Gregor XIII. gut hieß: „Es ist mein Wille, daß die genannten Kapläne mit dem Oberkaplane verpflichtet seien, die Octav des allerheiligsten Sacramentes so zu feiern, daß alle Tage genannter Octav die Vesper und die h. Messe mit aller Feierlichkeit, unter Assistenz von Diakon und Subdiakon gesungen werden; daß am letzten Tage die Procession wie üblich gehalten, indem das allerheiligste Sacrament um die Kirche getragen und dann wie gewöhnlich eingeschlossen werde. Ich trage dem Oberkaplan, den andern Kaplänen und dem Patron auf, das zu erfüllen, wegen der großen Andacht, die ich zum allerheiligsten Sacramente gehabt habe; und daher will ich, daß dieses Fest besonders gefeiert werde, welches ich so liebe. Ich bitte den Rath von Villagarcia, daß er diesen Tag halte, wenn es angeht, wenigstens bis zur genannten Procession und bis die Messe gelesen ist; wenn ein Gelübde gemacht werden könnte, würde es mich

1) Ueber dieses und das Folgende Villafañe 80—82.

sehr freuen." . . . Am Vorabend seines Todes bestimmte er noch, auf welche Weise sein Vetter Juan Ocampo [1]) das Wappen der Quijada's führen sollte.

D. Maddalena befolgte alle diese Bestimmungen auf das pünktlichste und lebte nur noch für Gott und in der Erinnerung an den theueren Verstorbenen. D. Juan de Austria war ihr in den Tagen, die sie noch im Lager verbrachte, als guter Sohn ein großer Trost und als sie wieder nach Hause zurückkehrte, begleitete er sie mit seinen höchsten Offizieren noch mehrere Meilen. [2]) Er vergaß sie aber auch später nicht, sondern schrieb ihr öfters. In einem Briefe [3]) versicherte er ihr, er lebe stets so, als ob sein geliebter „Onkel und Vater" nur abwesend sei, und zum letzten Male küßte er ihr die Hand, als er, der sieggekrönte Held von Lepanto, auf Befehl des Königs als Statthalter in die Niederlande ging, um dort, aufgerieben in nutzloser Anstrengung, im October 1578 zu Namur seine Laufbahn zu beschließen.

Getreu den Bestimmungen errichtete D. Maddalena [4]) in Villagarcia ein Jesuitencolleg, und 1572 war die Kirche schon so weit, daß Quijada's Leiche von Baza dahin übertragen werden konnte. Der Sarg wurde feierlich eingeholt und, mit Trophäen umgeben, neun Tage in der Kirche ausgestellt, während welcher täglich Seelenämter und Todtenvigilien gehalten wurden. Zum Schluß übertrug man den Sarg in die Gruft unter dem Hochaltar, wo von nun an der Letzte der Quijada's der Auferstehung zuschlummerte. Auf die schöne Statue, die ihm im Chor der Kirche errichtet wurde, hätte man ihm, dem Letzten, wohl zum ewigen Ruhmes-

1) Isabella, Schwester Gutierre Quijada's, war die Mutter Juan Ocampo's. Villafañe 27.
2) Villafañe 92.
3) Maxwell-Stirling, D. John of Austria (London 1883) II, 374.
4) Sie starb am 11. Juni 1598.

denkmal seines Stammes jene alte Romanze schreiben können, in der es heißt:[1])

Die Quijadas sind gerühmet
Als sehr tapfre und treue Vasallen;
Und blau und silberne Felder
Sie führen als edeles Wappen
Zu zwei und zwei wohlgezählt . . . .

Und an Stelle von großen Gütern
Mit eigner Hand der König ihm gab
Die schönen eckigen Felder
Für die berühmtesten Helden
Und Städte, die er besiegt.

1) Villafañe 25.

Los Quijadas son nombrados
de valientes, y may fieles;
azules y plateados
sin cuenta mas bien contados
traen por Armas Jaqueles . . . .

Y en lugar de grandes dones
por su mano el Rey le dió
los divinos cuarterones
de los ilustres Varones
y Ciudad que le ganó.

LXXIII.

Die Frage der Wegtaufungen im ungarischen Abgeordnetenhause November 1890.

Wieder sind es die Verhandlungen des ungarischen Reichstages, welche uns die Feder in die Hand drücken. Um die geehrten Leser dieser Blätter in den Stand zu setzen, über die Tragweite dieser für das zukünftige Schicksal Ungarns hochbedeutsamen Verhandlungen ein richtiges Urtheil fällen zu können, müssen wir etwas zurückgreifen.

Wie bekannt, war die Frage der Mischehen und der Religion der aus solcher Ehe sprossenden Kinder schon in den Jahren vor 1848 oft ein Gegenstand der ungarischen Landtagsverhandlungen. Auch in der neueren Gesetzgebung beschäftigte sich der Gesetztitel 53 des Jahres 1868 mit derselben. Seinem, den katholischen kirchlichen Vorschriften entgegenstehenden Wortlaute nach sollen bei gemischten Ehen, auch wenn die Eltern nicht damit einverstanden wären, die männlichen Kinder der Religion des Vaters, die weiblichen der Religion der Mutter angehören.

Diese Vorschrift, wenn auch am Papiere bestehend, wurde nie strenge beobachtet, und wo das Einverständniß der Eltern vorhanden war, welche doch in erster Linie zur Bestimmung der Religion ihrer Kinder berufen sind und auch das Recht dazu haben sollten, wurden die Kinder in derjenigen Religion erzogen, in welcher die Eltern im gemeinsamen Einverständnisse die Kinder erziehen lassen wollten.

Bei der bedeutenden Untermischung der Confessionen in Ungarn kam es nun häufig vor, daß in Ermanglung eines Seelsorgers der betreffenden Confession Kinder, welche dem Gesetze nach einer anderen Confession angehören sollten, von dem katholischen Seelsorger oder vice versa getauft wurden, welcher Umstand in den gegenwärtigen Verhandlungen mit dem Ausdrucke „die Wegtaufungen“ bezeichnet wird.

Mit dem Jahre 1868 waren aber die Eltern der aus Mischehen entsprungenen und in der obigen Art getauften Kinder, wie bereits oben gesagt, so ziemlich unbehindert in der Bestimmung der Religion ihrer Kinder, nur die Klagen einiger nichtkatholischer Seelsorger über die dem Gesetze nicht entsprechende katholische Erziehung mancher Kinder waren hie und da Gegenstand gerichtlicher Verhandlung. Im Allgemeinen war aber keine Nothwendigkeit vorhanden, auf eine strengere Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften zu dringen und dadurch eventuell zu einem Conflikte mit der katholischen Kirche Anlaß zu geben.

Der Rückhalt jedoch, welchen alle sehr streitbaren, nichtkatholischen Elemente früher in dem abgetretenen Ministerpräsidenten Tisza, jetzt aber noch viel mehr bei dem gleichfalls der reformirten Confession angehörenden Justizminister Szilágyi gefunden haben, mag wohl eine der Hauptursachen sein, daß der katholische Cultusminister Graf Csáky am 26. Februar dieses Jahres eine Ministerialverordnung erließ, wonach bei sogenannten Wegtaufungen der betreffende Seelsorger den Matrikelauszug über die vollzogene Taufe an einem dem Gesetze nach einer anderen Confession angehören sollenden Kinde, bei behördlicher Ahndung, dem Seelsorger jener Confession binnen kürzesten Zeitraumes einsenden müsse.

Es hieß damals, der Erlaß wäre vor seiner Verlautbarung den competenten katholischen kirchlichen Behörden zur Aeußerung mitgetheilt worden und hätten dieselben keine dogmatischen Einwände dagegen erhoben. Und in der That, die Anordnungen, welche der Episcopat an den untergeordneten

Seelsorgeklerus in Bezug auf die Befolgung des obigen Erlasses ergehen ließ, waren keine dem Sinne und dem Wortlaute nach übereinstimmenden, was um so mehr zu bedauern ist, da der hochwürdigste Episcopat in dieser Angelegenheit ex proprio foro zu handeln berechtigt, ja vielleicht verpflichtet gewesen wäre.

Wohl hat Se. Eminenz der Fürst Primas in seinem Schreiben an den Cultusminister auf die Inopportunität der ministeriellen Verordnung und, in nicht mißzuverstehender Weise, auch auf dogmatische Bedenken und auf die Gefahr eines Conflictes zwischen Kirche und Staat hingewiesen, und auch ein anderer Kirchenfürst hat in bündigster Weise seinem Seelsorgeklerus die kirchlichen Bedenken gegen die Ausführung der ministeriellen Befehle mitgetheilt, die Einmüthigkeit im Episkopate war aber leider nicht vorhanden; so wurde diesbezüglich nach Rom recurrirt.

Der ministerielle Erlaß hat in dem Seelsorgeklerus so ziemlich des ganzen Landes die größte Aufregung hervorgerufen. Es dürften wohl hie und da kleine Ausschreitungen gegen den kanonischen Gehorsam zu beklagen gewesen sein, die aber mehr dem Uebereifer als dem Mangel an correkter Gesinnung zugeschrieben werden 'müssen. Im Großen und Ganzen kann man dem ungarischen niederen Seelsorgeklerus das Zeugniß nicht versagen, daß er in dieser Angelegenheit wenigstens vor Allem seine Gewissenspflicht im Auge hatte, wonach der katholische Seelsorger, wenn er seiner Pflicht nicht untreu werden will, die Matrikelauszüge über katholisch getaufte Kinder dem Seelsorger einer nichtkatholischen Confession nicht ausfolgen kann, indem sie dann unwiderruflich der Häresie überantwortet wären.

Einige Bestrafungen katholischer Seelsorger wegen Nichtbefolgung des Ministerialbefehles waren die Folge, und nebst der von dem neuen Ministerium in Aussicht gestellten Reform der politischen Administration war es hauptsächlich diese Frage, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Bald hieß es, die Regierung suche im Einvernehmen mit dem Episcopate einen mit dem kirchlichen Standpunkte vereinbarlichen Ausweg, bald wieder, Rom hätte das von der Regierung vorgeschlagene Auskunftsmittel, die Zusendung der Matrikelauszüge über die aus gemischter Ehe stammenden, in solcher Weise getauften Kinder an die politische Behörde, statt an den Seelsorger der betreffenden Confession, für unannehmbar befunden. Ueber den wahren Wortlaut der Entscheidung Roms verlautete jedoch nichts Sicheres.

Ein Theil der öffentlichen Meinung neigte sich der Ansicht zu, daß die Verordnung des Ministers ungesetzlich und deshalb einfach aufzuheben sei, während die äußerste Linke, und diesmal in logischer Folgerung ihres freiheitlichen Programmes, für die Modifikation des Gesetzartikels 53 vom Jahre 1868 eintreten zu wollen schien, um der widernatürlichen Beschränkung des Selbstbestimmungsrechtes der Familie in Bezug auf die Religion der Kinder, welches jener Gesetzartikel statuirt und daher immer zu eventuellen Conflikten mit der katholischen Kirche führen muß, ein Ende zu machen.

Organe, die mit dem hochwürdigsten Episcopate Fühlung hatten, und auch Regierungsblätter heben hervor, daß nichts weniger als ein Culturkampf gewünscht werde und die Hoffnung nicht aufzugeben sei, eine friedliche Lösung der Frage zu erreichen. Sehr begreiflich war daher das Interesse, welches den diesbezüglichen Verhandlungen entgegengebracht wurde.

Dies zur Kenntniß der Sachlage vorausgeschickt, wollen wir nun auf die tief bedauerlichen Vorgänge im ungarischen Reichstage zurückkommen.

Da von den verschiedensten Parteien die oben berührte Ministerialverordnung theils bekämpft, theils vertheidigt wurde, kamen auch, je nach dem politischen Standpunkte derselben, die Einführung der staatlichen Matrikeln, die Modifikation des Gesetzartikels 53, endlich sogar die obligatorische Civilehe als rettende Auswege in der gegenwärtigen Verlegenheit zur Sprache.

Die Regierung vertheidigte durch den Ministerpräsidenten und den Cultusminister den gesetzlichen Charakter der ministeriellen Verordnung, letzterer namentlich stellte in Abrede, daß dogmatische Bedenken vorgebracht worden wären, indem er das Schreiben des Fürstprimas irrig interpretirte. Sie ließ die Absicht erkennen, die Matrikelführung den kirchlichen Behörden zu entziehen, indem sie nicht zugeben will, daß der katholische Seelsorger in seiner staatlichen Eigenschaft als Matrikelführer von den Pflichten seines kirchlichen Amtes nicht absehen dürfe.

Ebensowenig war sie geneigt, zu einer Modifikation des Artikels 53 ihre Hand zu bieten, erklärte vielmehr ihre Absicht, der ministeriellen Verordnung unter allen Umständen und angesichts aller etwaigen kirchlichen Anstände Geltung zu verschaffen, indem die Regierung vor Allem die pünktliche Beobachtung der Gesetze zu überwachen habe.

Diese mit seltener Energie seitens des Herrn Ministerpräsidenten und in einer als oratorische Leistung anerkannten Rede des Cultusministers erfolgte Regierungsmittheilung wurde seitens der zumeist glaubensindifferenten Mehrheit des Abgeordnetenhauses mit allgemeinster Zustimmung begrüßt, und es scheint beinahe, als ob mit dieser demonstrativen Kundgebung der Beweis hätte geliefert werden wollen, daß die katholische Kirche aufgehört habe, in Ungarn als ein berücksichtigungswerther Faktor des Staatslebens zu gelten.

Allgemein war daher die Spannung, ob und was der Führer der gemäßigten Opposition, Graf Albert Apponyi, erwidern würde, um so mehr als es schon befremdend war, daß einer seiner vertrauteren Parteigenossen in seinen Beweisführungen gegen die Ministerialverordnung im Interesse der, seiner Ansicht nach in Ungarn nothwendigen, Assimilirung der Israeliten das im Jahre 1884 in der Magnatentafel zu Fall gebrachte Ehegesetz zwischen Israeliten und Christen neuerdings anregte.

Man hatte sich zwar schon auf manche Ueberraschungen in

dem politischen Leben des Grafen Apponyi bei seinem Streben nach der ersehnten Macht gewöhnt; man wußte, daß ächt conservative Grundsätze, ja sogar dynastische Scrupel in den Erwägungen über seine Haltung einen überwundenen Standpunkt bilden und seine Schritte nicht zu beeinflussen vermögen, soferne dieselben bei den verschiedenen Tagesfragen zur Vermehrung seines Anhanges und zur Erreichung seines nie aus den Augen gelassenen Zieles zu führen ihm dienlich erschienen.

Von diesem Standpunkte allein ist es ja nur erklärlich, daß er die unnatürliche Allianz mit der äußersten Linken schloß; daß er bei der Debatte über die Wehrvorlage im verflossenen Frühjahre in einem der Armee-Einheit abträglichen Sinne wirkte; daß er endlich gleich darauf bei den bedauerlichen Kossuth-Demonstrationen, wo auch Mitglieder seiner eigenen Partei mitwirkten, nicht mit jener Energie auftrat, welche seines Herkommens, seines Namens und der ihm bis damals noch zugetrauten Gesinnung würdiger gewesen wäre. Auf die jüngste Leistung war man um so weniger gefaßt, als seitens seiner Anhänger immer rühmend hervorgehoben wurde, in Bezug auf religiöse Correktheit werde Apponyi gewiß sich nie etwas vergeben.

So groß aber auch die Spannung, so vorbereitet man auch auf etwaige Ueberraschungen war, seine jüngste Enunciation hat Anhänger wie Gegner gleichmäßig betroffen gemacht, so unerwartet und auffallend klang sie aus seinem Munde.

Graf Apponyi bestritt zwar gewissermaßen die Gesetzlichkeit der ministeriellen Verordnung; das beste Mittel zur Vermeidung von Conflikten, die Modifikation des Gesetzartikels 53 schlug er aber nicht vor. Er stellte sich vielmehr auf den Standpunkt der Staatsomnipotenz, die es erheischt, daß dem obigen Gesetze unbedingt Geltung verschafft werde. Er befürwortete die staatliche Matrikelführung, eine Maßregel, die den ungarischen Finanzen, kaum etwas gekräftigt durch die rücksichtsloseste Handhabung der Steuerschraube,

wenn wir recht berichtet sind, eine jährliche Mehrausgabe von ein paar Millionen kosten dürfte. Er stellte den Grundsatz auf, der Staat müsse seine Rechtsordnung selbständig aufbauen, auf jedem Gebiete, auch auf dem des Familien- und Eherechtes; der bisherige Conservatismus in diesen Fragen sei zu verwerfen, als ein Anklammern an verwitterte und vermorschte Reste der Vergangenheit, als eine Concession an die Routine, als ein Beweis der Denkfaulheit. Demnach stimmte er dem Beschlußantrage für Einführung der obligatorischen Civilehe seitens eines Mitgliedes der äußersten Linken in Bezug auf die zukünftige Entwicklung bei.

Wie ein elektrischer Schlag wirkte diese Erklärung des Grafen Apponyi auf die ganze Versammlung und frenetisch war der Beifall, welcher ihm von seinen Anhängern und auch von dem größten Theile der Gegner gezollt, und die Beglückwünschungen, mit welchen er überhäuft wurde.

Dieses Auftreten des Grafen Apponyi bildete unstreitig das bedeutendste Ereigniß der letzten Tage, und bezeichnend sind die Beurtheilungen, welche demselben in den verschiedenen Blättern und auch sonst zu Theil wurden.

Der gewesene Ministerpräsident Tisza soll sich geäußert haben: „Der Mönch ist aus der Kutte gesprungen." Das maßgebendste liberale Journal, der „Pester Lloyd", beglückwünscht den Grafen zu dem Akte der Selbstbefreiung und erhob, seine verschiedenen Wandlungen entschuldigend, einen Lobeshymnus, wie er vernichtender für einen Charakter kaum gedacht werden kann, auf den nun möglich gewordenen bedeutenden Staatsmann. Andere Blätter constatirten wieder mit Befriedigung, daß nun die letzte Schranke, „der Schatten des Klerikalismus", gefallen sei, welche dem Grafen das Aufsteigen zur Regierungsgewalt noch hätte verwehren können.

Wir wollen hier gar nicht auseinandersetzen, in welchem Maße Graf Apponyi mit seinem neuesten Bekenntnisse sich in direkten Gegensatz zu allen katholischen, durch die Aussprüche

des römischen Stuhles bekräftigten Grundsätzen, zu allen bisher als conservativ geltenden Anschauungen gebracht hat.

Aber was können die Beweggründe sein zu diesem wahrhaft chamäleonartigen Farbenwechsel?

Der Graf ist viel zu allseitig gebildet, um nicht zu wissen, welch bedauerliche Folgen die Einführung der Civilehe auf den Sittenzustand der Völker überhaupt nach sich zieht. Schon das warnende Beispiel Frankreichs kann ihm nicht entgangen sein. Will er sein Vaterland denselben Zuständen entgegenführen? Will er die Ehe des Charakters einer kirchlichen Institution entkleiden? Hat er außer Acht gelassen, welchen Eindruck eine solche radicale Maßregel auf die Masse des Volkes ausüben muß, welches Unheil sie unfehlbar hervorrufen wird? Hat er endlich vergessen, welcher Inconsequenz er sich schuldig macht, jetzt selbst einem Antrage sich anzuschließen, welcher im Jahre 1884, damals in beschränkterer Form, in Verhandlung war und dessen Verwerfung in der Magnatentafel einer correkteren Strömung in jener parlamentarischen Körperschaft zu danken war, zu deren Erweckung er gewiß auch das Seinige beigetragen hat?

Oder war der damalige Antagonismus nur ein Ausfluß seiner erbitterten Gegnerschaft gegen den Ministerpräsidenten Tisza, der den Antrag eingebracht hatte und den in jeder Frage zu bekämpfen, der Graf als eine Lebensaufgabe betrachtete? Fast scheint es so. Denn die Verhältnisse des Landes haben sich nicht geändert und die Nothwendigkeit des Hand- in Handgehens der Staatsgewalt mit der Kirche und der Vermeidung jeder Collision ist für Ungarn keine geringere geworden.

Was war also die Ursache, wir wiederholen die Frage, dieser Mirabeau-Rolle im ungarischen Abgeordnetenhause? Im Nachfolgenden dürfte man nicht irre gehen, die Aufklärung zu suchen.

Durch die Inangriffnahme der Reform der politischen Verwaltung Ungarns in dem Programm des neuen Ministeriums war sozusagen der Berechtigung des Bestandes der

gemäßigten Oppositionspartei der Boden entzogen; denn dieser Punkt war es hauptsächlich, welcher die Partei zusammengeführt hatte. Graf Apponyi äußerte sich selbst in einer seiner letzten Parteiversammlungen mit einer gewissen Verlegenheit über die weiter zu befolgende Richtung des politischen Wirkens der sogenannten gemäßigten Opposition. Er gab zu, daß er mit dem Programm des neuen Ministeriums in Bezug auf die Reform der Verwaltung ziemlich einverstanden sei, und definirte die künftige Aufgabe seiner Partei dahin, daß sie fortan berufen sei, die Ausführung der ministeriellen Reform nunmehr zu überwachen. Damit gab er selbst zu, daß eine eigentliche Berechtigung zum Fortbestande der Partei nicht mehr bestehe; nur wenige Hindernisse hätten daher nunmehr bestanden, um in den seligmachenden Schooß der Regierung zu gelangen.

Er hielt aber den Zeitpunkt noch für verfrüht. Seinem Ehrgeiz genügt es keineswegs, als ein nun möglich gewordenes Element in die Regierung aufgenommen zu werden, seine Aufnahme soll mit dem Nimbus der Nothwendigkeit umstrahlt werden. Deshalb wollte er mit der Gutheißung des Antrages auf die obligatorische Civilehe die Regierungspartei noch übertrumpfen, um so als Inaugurator der neuen Aera des, wie er es nennt, „wirklichen Conservatismus" an die Führung der Geschäfte zu gelangen.

Der Fortgang der Debatte zeigte jedoch, daß auch solche Umsturzideen, wie Graf Apponyi sie plant, für den Augenblick wenigstens den Weg zum Ministerfauteuil nicht ebnen können. Der Justizminister, ein früherer Parteigenosse Apponys, acceptirte zwar mit Befriedigung die von allen Seiten, auch vom Grafen Apponyi ausgesprochene Bereitwilligkeit, die obligatorische Civilehe ins Leben zu rufen, er hält es aber noch nicht an der Zeit, mit den bezüglichen im Ministerium bereits in Vorbereitung befindlichen Gesetzvorschlägen ans Licht zu treten, und befürwortete die Ablehnung jenes Beschlußantrages.

Der Cultusminister andererseits sprach in seinen Schlußausführungen trotz seiner früheren geharnischten Erklärung von der Möglichkeit einer formalen Aenderung der viel besprochenen ministeriellen Verordnung, und die letztere wurde hierauf mit großer Majorität angenommen.

Es scheint nun die Hoffnung vorhanden zu sein, daß ein modus vivendi gefunden wird, der, wenn auch correkt katholisch-conservativen Ansichten nicht ganz entsprechend, es verhindern dürfte, daß der gegenwärtige Conflikt die Dimensionen eines Culturkampfes erreicht.

Werden nach allen diesen Erfahrungen die Anhänger des Grafen Apponyi, besonders der zahlreiche Seelsorgeklerus, der in ihm die Stütze einer künftigen katholischen Richtung in der ungarischen Regierung erblicken wollte, an dem Auftreten ihres vermeintlichen Führers noch nicht irre werden? Können sie noch zweifeln an der Richtigkeit des Sprichwortes: „Sage mir, mit wem Du umgehest und ich sage Dir, wer Du bist?" Wird ihnen nicht endlich bange werden vor Dem, wessen sie sich seinerseits noch etwa zu versehen haben könnten?

LXXIV.

Zeitläufe.

Social-politische Aphorismen über die Stellung der Parteien und ihrer Stimmführer.

Den 12. December 1890.

Im ersten Schrecken über den Ausfall der Reichstagswahlen vom 20. Februar hat ein hochliberales Blatt sich schreiben lassen: „Wir stehen unverkennbar einer gesellschaftlichen Neuordnung gegenüber. Wie das 18. Jahrhundert in seinem letzten Jahrzehnt die Organisation des dritten Standes geboren, ringt das scheidende 19. um die Organisation des vierten. Das scheidende 18. Jahrhundert hat die Intelligenz in ihre Rechte eingesetzt, das 19. Jahrhundert endet mit der Organisation der Arbeit. Die Lehren der Geschichte klopfen vernehmlich an die Thore der europäischen Staaten; eine große Bewegung der Geister vermag man aber nur zu beherrschen, wenn man an ihre Spitze und für die Verwirklichung jenes berechtigten Kernes eintritt."[1]) Das ist die Arbeiterfrage, richtig verstanden; Niemand hat aber dieselbe fälschlicher verstanden und bettelhafter behandelt, als Fürst Bismarck und die ihm heute noch nachbetende Bureaukratie.

Ebensowenig, wie er, will auch die Socialdemokratie die richtige Lösung der Arbeiterfrage, da dieselbe immer noch im Rahmen der bestehenden Gesellschaft läge. Die Partei be-

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 24. Februar 1890.

nützt die Arbeiterfrage als solche nur als Mittel zum Zweck; sie dient ihr zur Rekrutirung für ihre Umsturzarmee. Hr. Liebknecht hat sich darüber in einer Berliner Versammlung mit aller Deutlichkeit ausgesprochen: „Keine Regierung der Welt, und wäre ihre Macht noch so groß und hätte sie über noch so viele Bajonette zu gebieten, ist im Stande, sich dem Willen des Volkes erfolgreich zu widersetzen. Bereits sieht sich die Regierung veranlaßt, das Socialistengesetz aufzuheben und eine, wenn auch noch so mangelhafte, Social- und Arbeiterschutz-Gesetzgebung zu schaffen. Das geschieht doch lediglich, weil wir bereits eine Macht sind, mit der man rechnen muß. Haben wir erst das Volk hinter uns und die Majorität im Reichstage, dann muß sich entweder der Staat in einen socialdemokratischen verwandeln oder es gibt eine furchtbare Katastrophe, bei der aber der Socialismus als Sieger hervorgehen wird. Es ist doch nicht außer Acht zu lassen, daß den Staat das Volk bildet.“ 1)

Denjenigen, welche meinen, daß eine Zufriedenstellung der Arbeiterwelt auch die Socialdemokratie beruhigen und bekehren würde, kann man nicht oft genug sagen: „nicht als eine geistig-politische Parteibestrebung sei die socialdemokratische Bewegung aufzufassen, viel eher gleiche sie einer religiösen Neuerung; es sei eine völlig neue und andersartige Weltanschauung, die nicht nach Gleichberechtigung, sondern nach Alleinherrschaft und Vernichtung aller andern Parteien strebe.“ Es ist wieder ein nationalliberaler Parteiführer, der diesen Satz ausspricht. 2) Zugleich muß er aber gestehen, daß es gerade die herrschenden Zustände in den oberen Schichten der Gesellschaft seien, welche für die Predigt der neuen Irreligion nur allzu viel bilder- und beispielsreichen Stoff liefern.

---

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 6. Septbr. 1890.

2) Der Abg. Otto Arendt in Berlin in seinem „Deutschen Wochenblatt“ vom 25. September 1890.

„Die Krankheit, deren Erscheinungsform die Socialdemokratie ist, ist die Unzufriedenheit, welche alle Classen der Bevölkerung gleichmäßig ergriffen hat. Die schnelle wirthschaftliche Entwickelung, die bei uns um so fühlbarer ist, als wir viel gegenüber unseren westlichen Nachbarstaaten einzuholen hatten, hat das wirthschaftliche Gleichgewicht gestört; die Bedürfnisse und Ansprüche sind rascher gewachsen, als die Mittel zu ihrer Befriedigung. Eine allgemeine Großmannssucht ist eingerissen, Jeder will möglichst hoch hinaus In den besitzenden Classen drängt alle Welt zu den Universitäten und zum Offiziersstand, Technik und Handwerk werden vernachlässigt, an Volksschullehrern fehlt es, aber studirte Lehrer sind erdrückend zahlreich. Die Sucht nach rascher Bereicherung führt naturgemäß zur Belebung wildester Spekulation, deren Zusammenbruch dann nicht dem eigenen Leichtsinn, sondern den staatlichen Einrichtungen zur Last gelegt wird. Ist es ein Wunder, daß die arbeitenden Classen von dieser Bewegung mit fortgerissen werden? Sie haben gelernt zu sehen und zu denken, und sie sind nicht Willens, die unerbittlichen Schlüsse aus der Logik der Thatsachen hinzunehmen, welche die Güter dieses Lebens so ungleich vertheilt. Selbstverständlich muß derjenige willige Hörer finden, der das ausspricht, was unwillkürlich jedem Einzelnen im Herzen ruht, der mit harter Arbeit, und oft genug mit banger Sorge um sein täglich Brot, sich kümmerlich durchschlägt, während rings um ihn Reichthum und Glanz die Freuden des Lebens verführerisch enthüllen."

Der Streit zwischen den „Alten" und den „Jungen" in der Socialdemokratie dreht sich um den Einen Punkt, ob man, wie letztere meinen, der Arbeiterwelt und der allgemeinen Unzufriedenheit bereits hinreichend sicher sei, um mit der Predigt und Praxis der neuen Weltanschauung hervortreten zu dürfen, oder ob man fortfahren müsse, unter und neben den anderen Parteien wie Ihresgleichen zu arbeiten, insbesondere zu „parlamenteln". Die „Alten" sind entschieden für ein vorsichtiges Operiren vorerst noch auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung. Denn noch sei die Partei erst im Begriffe, die socialistische Idee mit den zeit-

lichen Ansprüchen der Masse unlöslich zu verbinden; insbesondere komme ihre eifrige parlamentarische Thätigkeit den Volksforderungen nach greifbaren Resultaten nur entgegen, und würde sie Abstinenzpolitik treiben wollen, so würde sich die Masse einfach von ihr abwenden und am Ende vom „socialen Königthum“ sich einfangen lassen. Man dürfe nur ja die bestehende Macht der monarchischen, überhaupt der historischen, Autoritätsidee nicht unterschätzen.

So das Leipziger Parteiorgan. Und auf Grund dieser Sätze kommt es zu dem Schlusse, daß „die Socialdemokratie die Fachbewegung eifrig pflegen müsse, denn die Theorie der Partei werde durch die Beschäftigung mit der beruflichen Praxis am sichersten aus dem Bereiche der Utopie auf das Gebiet der Realität geführt.“ Schon jetzt sei das Verhältniß der Partei zur Arbeiterschaft ein innigeres, als dieß vor dem Jahre 1878 der Fall gewesen, indem der Druck des Socialistengesetzes die Socialdemokratie genöthigt habe, ihr Agitationsfeld mehr in die Gewerbe, die Fachvereine, zu verlegen. „Hatte man vor 1878 den beruflichen Angelegenheiten nicht allgemein die nothwendige eingehende Aufmerksamkeit geschenkt, so wurde der Beruf jetzt das eigentliche Agitationsfeld aller socialistischen Arbeiten. Durch die in den 80er Jahren zahlreich entstandenen Fachvereine schuf die Masse nicht nur ein disciplinirtes Heer auch für die Zeit freierer politischen Bewegung, sie verschaffte sich unter dem Leitstern der Solidarität auch erhebliche materielle Vortheile in Gestalt von Lohnerhöhung und Arbeitszeitverkürzung, ferner schliff sie den Dünkel der einen Arbeiterbranche gegenüber der andern mehr und mehr ab.“[1]) Selbst in den Organen der „Jungen“ drängte der Rückblick auf die Geschichte der socialdemokratischen Bewegung mitunter den Gedanken auf, daß sie mit dieser Praxis denn doch solidere Geschäfte mache, als mit Verkündigung der — Idee.

1) Aus dem Leipziger „Wähler“ in der „Augsburger Postzeitung“ vom 25. Septbr. 1890.

„Setzen die Begeisterung für den Socialismus die Arbeiterclassen in Bewegung oder ihre schärfer und schärfer sich ausprägenden Volksinteressen? Ich glaube auch die glühendste Begeisterung würde uns nicht einen Schritt weiter bringen. Wer war mehr im Stande, Begeisterung zu entflammen, als Lassalle? Allein, was zeigt uns die Geschichte der von ihm unter Aufbietung seiner ganzen immensen Kraft in's Leben gerufenen Arbeiterbewegung? Wo er hinkam und für seine Sache eintrat, da jubelte ihm alles zu, da herrschte eitel Muth und Begeisterung; kaum hatte er jedoch den eben für die ‚Arbeiterbataillone' gewonnenen Rekruten den Rücken gekehrt und war weiter gewandert im Dienste der Sache, da zeigte sich, daß die Begeisterung seiner Anhänger nur ihm, seiner Person, nicht aber seiner Sache gegolten hatte und erloschen war, sobald seine hinreißende Beredtsamkeit die Gemüther nicht mehr gefangen hielt. Wie ist dieser Mißerfolg zu erklären? Nun, die Classenlage der Arbeiter war anfangs der sechsziger Jahre noch keine so klar erkannte, der Interessengegensatz zwischen Capital und Arbeit noch nicht so ausgebildet, daß es schon zum organisirten Kampfe zwischen ihnen hätte kommen können. Erst mußte noch die capitalistische Produktionsweise mit ihrer freien Conkurrenz sich weiter entwickeln, der Centralisationsprozeß des Capitals weiter fortschreiten und damit die Bourgeoisie immer ängstlicher und rücksichtsloser ihre Interessen verfolgen, ehe das Proletariat sich seiner Classenlage bewußt werden, sich organisiren und den Kampf gegen das Capital aufnehmen konnte. Die Entwicklung des Proletariats ist also abhängig von der Bourgeoisie; was diese an Terrain verliert, nimmt jene sofort in Besitz, und Ab- und Zunahme werden verursacht und bestimmt durch das Walten der wirthschaftlichen Gesetze, denen wir unterworfen sind. Nur der Hunger setzt die Massen in Bewegung, nicht Ideen." [1])

Bekanntlich wagten bei dem Congreß zu Halle selbst die „Jungen" nicht, vorlauter Weise den revolutionären Ton anzuschlagen. Vom socialdemokratischen „Zukunftsstaat", wie

---

1) „Berliner Volks-Tribüne" vom 6. Septbr. 1890.

er aussehen werde, war gar keine Rede. Als dem Abg. Liebknecht darüber Verwunderung ausgesprochen wurde, erklärte er: er hätte nicht geglaubt, daß derart einfältige Fragen heute noch aufgeworfen werden könnten. „Wenn man erwägt, welch' gewaltige Umwälzung der Dampf, die Elektrotechnik u. s. w. hervorgebracht, dann muß doch Jedem klar seyn, daß man nicht sagen kann, wie der socialdemokratische Zukunftsstaat gestaltet seyn wird; nur ein Narr kann eine solche Frage stellen." In der That war die ganze Haltung des Congresses so hausbacken nüchtern, daß man nicht nur auf liberaler, sondern auch auf conservativer Seite anfing, die Sache für weniger gefährlich zu erachten. An leitenden Beschlüssen sei blutwenig zu Stande gekommen; der Parteitag habe mehr einer Versammlung kühl abwägender Bureaukraten, als einer Vereinigung geglichen, welche mit der ganzen bestehenden Welt abzurechnen gedenke, ehe noch der Morgen graue; kurzum, die Leitung der Partei sei offenbar der Aufgabe, die ihr der Wahlsieg vom 20. Februar gestellt habe, innerlich nicht gewachsen.[1]) Ja, man hörte sogar gewichtige Stimmen die Meinung äußern, die Socialdemokratie habe sich bekehrt und eine Wiederannäherung an die bestehende Gesellschaft vollzogen; der „revolutionäre Dampf", wie Bebel scherzte, sei verflogen.

Voran trat der berühmte Socialprofessor — „Nationalöconom" wäre zu wenig gesagt und überhaupt ein veralteter Begriff — L. Brentano in Leipzig für diese Ansicht ein. Der Congreß, sagte er, zeige einen entschiedenen principiellen Fortschritt zum Bessern. „Früher hieß es, so lange die heutige Staats- und Gesellschaftsordnung besteht, ist kein Heil für die Arbeiterclasse; heute wird das ‚eherne Lohngesetz' und damit die ganze darauf beruhende Verzweiflungstheorie zum alten Eisen geworfen. Früher wurde ein Zukunftsstaat dem heutigen gegenübergestellt und die Revolution als Mittel gepriesen, ihn zu erreichen; heute wird diese

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 20. Oktober 1890.

Gegenüberstellung ausdrücklich zurückgewiesen: ‚der heutige Staat wachse thatsächlich in den ‚Zukunftsstaat hinein‘, und damit wird an die Stelle eines revolutionären Programms die allmähliche friedliche Entwicklung gesetzt.“

Dieser Entwicklung, hat Hr. Brentano schon im Sommer vorher den Studenten in Leipzig gesagt, könne man ruhig ihren Lauf lassen. Nach Lassalle werde sie noch 200, nach Rodbertus noch 500 Jahre dauern; daß aber die Herrschaft der „capitalistischen Produktion“ vergehen werde, mit oder ohne Socialdemokratie, sei so gewiß, wie daß die feudale Wirthschaftsorganisation vor ihr vergangen sei.[1]) Der Verlauf des Parteitags in Halle bestärkte ihn in seiner Meinung. „Es wäre die größte Thorheit, die Wiederannäherung, die hier unstreitig stattgefunden hat, dadurch in ihrer Weiterentwickelung zu gefährden, daß man von jedem Arbeiter, jedem Verein oder jedem Führer, bevor man sich auf eine praktische Mitarbeit mit ihm einläßt, das Abschwören seiner socialdemokratischen Dogmen von ihm verlangen würde.“ Liebknecht und Bebel beeilten sich zwar, in Wort und Schrift die gute Meinung des Professors mehr oder weniger unhöflich abzulehnen und den „Zukunftsstaat“ herauszustreichen. Insbesondere veranschaulichte Liebknecht das „Hineinwachsen“ der heutigen Gesellschaft in denselben durch das Beispiel der englischen Arbeiter; wenn dieselben zur Macht gelangt wären, brauchten sie nur zu dekretiren: „Von morgen Mittag 12 Uhr an sind alle Fabriken, Werkstätten, Bergwerke u. s. w. Eigenthum des Staats, beziehungsweise der in diesen Betrieben beschäftigten Arbeiter.“ Dr. Brentano aber blieb dabei: „eine Partei, die sich mit den Mitteln, die sie in Anwendung bringen will, auf dem Boden der heutigen Ordnung zu halten verspricht, sei eine Reformpartei, und habe thatsächlich aufgehört revolutionär zu seyn.“[2])

1) Berliner „Germania“ vom 27. Juli 1890.

2) O. Arendt's „Deutsches Wochenblatt“. Berlin 6. Nov. 1890. — Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 31. Oktober 1890.

Was sind diese Mittel? Die Arbeiterschutz-Gesetzgebung, sagt Herr Brentano, und insbesondere „die wirksame Organisation der Gewerkschaften, auf die der Congreß zu Halle so große Sorgfalt verwendet habe." Allerdings war das ein Hauptpunkt bei den Verhandlungen des Congresses, umsomehr als der Referent von vornherein es als bedauerlich erklären mußte, daß „viele Genossen die fachgewerbliche Organisation angreifen." „Diese Genossen," sagte er, „vergessen, daß eine sehr große Anzahl von Arbeitern durch die fachgewerbliche Organisation der Partei zugeführt worden sind. Es liegt in der Natur der Dinge, daß sich die indifferenten Arbeiter leichter der fachgewerblichen, als der politischen Organisation anschließen; das Hemd ist jedem Menschen bekanntlich näher, als der Rock. Wäre die fachgewerbliche Organisation in früheren Jahren mehr gefördert worden, dann hätten wir schon bei den Reichstagswahlen 1887 größere Erfolge erzielt." Somit ist es doch klar: nicht die Verhinderung unbesonnener Streiks und Boykotts ist der Hauptzweck der Zusammenfassung der Arbeiter in möglichst centralistischen Verbänden durch die Socialdemokratie, sondern Machtzuwachs aus ihrer Mitte, damit es möglichst bald an jenem Mittag 12 Uhr schlage.

Im Sommer d. J. hat eine merkwürdige Prüfung der Ansichten Brentano's in Sachsen stattgefunden. Ein Candidat der protestantischen Theologie hat sich nämlich zu diesem Zwecke drei Monate lang als Arbeiter in den Fabriken zu Chemnitz verdingen lassen. An die Spitze des Berichts über seine Erfahrungen stellt er den Satz: „Den verhängnißvollsten Einfluß hat die Socialdemokratie bis heute auf den geistigen und sittlichen Charakter der Arbeiter ausgeübt;" und er schließt mit den Worten: „Das kann ich getrost als Schluß hier nochmals wiederholen: die Hauptgefahr der Arbeiterfrage liegt nicht in den wirthschaftlichen und politischen Idealen der Menge." Von einer Bekehrung der Socialdemokratie zur bürgerlichen Reformpartei und Umwandlung

ihres geistigen und sittlichen Charakters steht aber nichts in dem Bericht; derselbe bezeugt nur, daß von einer blutigen Revolution der Arbeiter als solcher schlechthin nichts wissen wolle.[1])

Für die Imponderabilien, für das was sich nicht zählen und wägen läßt, hat der Leipziger Sociologe so wenig ein Auge, wie Fürst Bismarck. Dr. Arendt in Berlin steht ihm sonst nahe, aber dessen Ansicht von der socialdemokratischen Bewegung, daß sie keiner politischen Partei, sondern viel eher einer religiösen Neuerung auf Grund einer völlig neuen und andersartigen Weltanschauung gleiche, läßt er bei Seite liegen. Er ist der gelehrteste Kenner der wirthschaftlichen Geschichte Englands, bis heute der aufmerksamste Beobachter der dortigen Bewegung unter den Arbeitern, die ihres Gleichen nicht hat, und von dort entnimmt er die Muster für uns. Aber er bemerkt den großen Unterschied nicht, daß in weiten Kreisen der englischen Arbeiterwelt das christliche Gefühl sich noch lebendig erhalten hat, während es bei uns in noch weiteren Kreisen ertödtet ist. Die englische Industrie hat sich unter dem Zwang der strengsten Sonntagsruhe entwickelt, während bei uns der plötzliche, schwindelhafte „Aufschwung" der Großindustrie wie ein Orkan daher brauste, und dem armen Arbeiter keine Zeit mehr ließ, an irgend etwas Ueberirdisches sich anzuklammern. Schon das genügt, den Unterschied zu erklären. Darum ist auch die Arbeiterfreundlichkeit in den besten Kreisen Englands sozusagen Mode, während sie bei uns in verwandten Kreisen nur allzu leicht als socialdemokratische Liebäugelei gilt und der Arbeiter ohne weiteres mit den Anarchisten zusammen geworfen wird.

Wenn nun das Liebknecht'sche Centralorgan selbst erklärt, daß die Partei ihre bisherigen Erfolge zum großen Theile den nichtsocialistischen Forderungen ihres Programms verdanke,[2]) so käme es auf der andern Seite offenbar nur

---

1) Der interessante Bericht ist abgedruckt in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 2. November ds. Js.

2) „Kölnische Volkszeitung" vom 10. Oktober 1890.

darauf an, sich resolut an die Stelle dieser nichtsocialistischen Forderungen zu setzen. Zu diesem Zwecke will Herr Brentano, daß der Arbeiter nicht mehr als „Rebell“ angesehen werden und sich selber als Rebell fühlen müsse, wenn er Schritte zur Erlangung besserer Arbeitsbedingungen thue und daher verlangt er, gegenüber den Organisationen der Arbeitgeber, daß „man den Gewerkschaften, die sich statutarisch verpflichten, ihre Arbeitsdifferenzen, bevor sie zu einer Arbeitseinstellung oder Aussperrung schreiten, einer Schieds- und Einigungskammer zu unterbreiten, Corporationsrechte in Aussicht stelle“. Ferner befürwortet er, daß „die Gesetzgebung erkläre, daß, wo solche Corporationen von Arbeitgebern und Arbeitern bestehen, der Arbeitsvertrag nicht bloß zwischen dem einzelnen Arbeitgeber und Arbeiter, sondern auch zwischen diesen Corporationen, mit bindender Kraft für ihre Mitglieder, vereinbart werden könne, unter der Bedingung, daß diese Corporationen für die Erfüllung der eingegangenen Bedingungen von Seiten ihrer Mitglieder haften.“ [1])

Kurz vorher hat der greise Cardinal Manning in London, der in dem großen Dockarbeiter-Streik zu London eine so wohlthätige Wirksamkeit entfaltet hat, in einem Schreiben an den katholischen Socialcongreß zu Lüttich eine ähnliche Veranstaltung behufs Festsetzung eines öffentlich anerkannten Maßstabes für das Verhältniß zwischen Unternehmergewinn und Arbeitslohn vorgeschlagen. Und zwar so, daß diese Verträge einer all drei oder fünf Jahre regelmäßig wiederkehrenden Revision unterzogen werden. Das Verhältniß sollte freiwillig zwischen Unternehmern und Arbeitern hergestellt, die Gesetzgebung so wenig als möglich in Anspruch genommen werden, und nur dann eintreten, wenn das freiwillige Handeln sonst keinen Erfolg habe. Zur Begründung führte der Cardinal an: „Ein Jahrhundert lang haben die Capitalisten ihren übermäßigen Gewinn ver-

---

1) Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 24. Oktober 1890.

borgen und zugleich die Arbeit zum niedrigsten Preise gekauft. Die Arbeitseinstellung der Kohlenbergleute im vorigen Jahre war veranlaßt durch die Thatsache, daß der Gewinn der Capitalisten um 80 Procent zugenommen hatte, während die Löhne der Arbeiter kaum um 30 Procent erhöht worden waren. Ich könnte viele ähnliche Fälle anführen."[1])

„Hiezu wird es", fügt der Cardinal bei, „am Ende doch kommen, je später aber, um so schlimmer." Selbst für die ungleich gereifteren Verhältnisse in England sieht er einen sehr mühseligen Weg und vielleicht ernste Gefahren voraus, denn „die Arbeiterschaft organisirt sich, und die Mehrzahl der Capitalisten ist blind." Und nun erst die in den deutschen Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten! Aber ein Anfang soll und muß doch gemacht werden; wer schwimmen will, muß in's Wasser gehen. Es fehlt auch gewiß nicht an Einsichtigen, die erkennen, daß ein Zusammenschluß der wirthschaftlichen Interessenkreise zu einer Art socialer Stände der stärkste Damm gegen die Socialdemokratie wäre; denn nicht eine neue ständische Organisation will dieselbe, sondern den vollendeten Urbrei.

Selbst in dem findigen Kopf des neuen Finanzministers zu Berlin ist die Erinnerung an das „alte Zunftwesen" aufgetaucht, aus dem öffentlich rechtliche Körperschaften sich hätten entwickeln lassen, wenn der Liberalismus derlei hätte brauchen können. Um so mehr hat sich das dortige conservative Hauptorgan mit dem Andringen Brentano's befreundet.[2]) Es bemerkt mit Recht: man sollte nicht immer bloß die Lohnfrage als den Springpunkt hinstellen, denn sobald die Anfänge einer Organisation da wären, würde ein noch höherer Gewinn, die Standesehre, als gleichwerthiger, wenn nicht vorherrschender Faktor hinzutreten. „Der Weg

1) S. die Erläuterungen des Cardinals zu seinem mehrfach mißdeuteten Schreiben in der „Augsburger Postzeitung" v. 7. Oktober und dem Wiener „Vaterland" v. 26. Nov. 1890.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 17. Septbr. 1890.

hiezu ist abermals, daß man den Arbeitern die Selbstregierung in eigenen Angelegenheiten, wie bei den Innungen des Mittelalters, und die Selbstdisciplin über Ihresgleichen anvertraut. Hiemit wird auch der alten Irrlehre wirksam entgegengetreten, als ob menschliche Arbeitskraft Waare sei. Man sollte nachgerade dahin kommen, den Arbeitsvertrag als einen Vertrag zu charakterisiren, durch welchen ein Unternehmer die Produktion eines Güterquantums einer Arbeitercorporation unter gewissen Bedingungen in Entreprise gibt." Aber da hört eben bei uns die Gemüthlichkeit auf; der Gedanke einer Stellung auf gleichem Fuß mit den Arbeitern ist den liberalen Herren der Industrie Gift und Galle. Es genügt, einen einzigen Ausbruch ihres Moniteurs genauer zu betrachten:

„Wer die Stimmung der führenden Kreise der Nation gegenüber den unreifen Arbeiter-Organisationsgedanken verworrener Theoretiker und unpraktischer Projektenmacher begreifen will, wer die Kraft und Entschlossenheit des Widerstands abmessen will, welchen jene Kreise allen naiven Experimenten entgegensetzen würden, der muß bedenken, daß die Intelligenz, welche in einem wichtigen Theile unseres Staatswesens politisch vergewaltigt ist, nicht die geringste Lust hat, sich auch noch wirthschaftlich vergewaltigen zu lassen. Man wird dann auch die Bitterkeit und den strafenden Ernst verstehen, mit welchem diese Kreise das kindische Spiel betrachten, welches unverantwortliche Phantasten und Volksbeglücker auf wirthschaftlichem Gebiete mit dem verhängnißvoll vieldeutigen Schlagwort ‚Gleichberechtigung der Arbeiter' treiben. Was soll uns ein unklares Schlagwort, welches in den Massen, in die es von popularitätssüchtigen Strebern geworfen wird, nur Hoffnungen erwecken könnte, die sich ohne Bedrohung der bestehenden Eigenthums- und Gesellschaftsordnung nicht erfüllen können? Das Spielen mit solchen feuergefährlichen Sachen kennzeichnet sich als grober Unfug."[1])

1) Aus der „Kölnischen Zeitung" in der Berliner „Germania" vom 15. Oktober 1890.

Wer sich erinnert, daß die kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar selber „für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern" gesetzliche Bestimmungen in Aussicht nahmen über die Formen, in denen „die Arbeiter durch Vertreter an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlungen mit den Arbeitgebern und mit den Organen einer Regierung befähigt werden" sollten: der wird über die Adresse solcher Ausfälle nicht im Zweifel seyn können. Die Frage ist nun, ob sie wohl schon ihre Wirkung gethan haben? Allerdings kann die Industrie jetzt auch einwenden, daß ihr durch das augenblicklich noch in der Schwergeburt befindliche Arbeiterschutz-Gesetz neben der Ungeheuerlichkeit des dritten Bismarck'schen Versicherungsgesetzes zu viel zugemuthet werde. Aber die Schuld des Centrums in seiner heutigen Zusammensetzung ist dieß nicht. Es kann ruhig auf dem ursprünglichen Standpunkt verharren, und wenn die zwei neuen Socialgesetze wirksam werden sollen, dann muß Etwas geschehen zur gesetzlichen Regelung der Coalitionsfreiheit und zur Sicherung des Arbeiterstandes auf dem Wege organisirter Selbsthülfe. Darum hat das Centrum in der Commission den Antrag gestellt: „die Regierung zu ersuchen, dem Reichstag thunlichst bald einen Gesetzentwurf betreffend die gesetzliche Anerkennung beruflicher Organisationen der Arbeiter unter Festsetzung von Normativbestimmungen vorzulegen."

Bis jetzt ist nichts geschehen, was die Socialdemokratie nicht hätte lächelnd über sich ergehen lassen können. Soll ihr im neuen Jahre nicht auch das Sprichwort zu Gute kommen: wer zuletzt lacht, lacht am Besten, dann müßte mit jenen kaiserlichen Erlassen vollster Ernst gemacht werden. Denn darüber darf man sich nicht täuschen, gefährlicher ist die Socialdemokratie in keinem Lande der Welt, und nirgends hat sie es so weit gebracht, wie auf diesem eigenthümlich unterwühlten deutschen Boden.

LXXV.

Eine deutsche Culturgeschichte.[1])

Durch eine Anzeige in einer katholischen Zeitung wurde Schreiber dieser Zeilen auf diese heuer erschienene Culturgeschichte aufmerksam und beschäftigte sich mit deren Lektüre in seinem Ferienaufenthalt. Eine warme Begeisterung für unser deutsches Vaterland, eine im Allgemeinen wohlwollende Auffassung des Christenthums und nicht unbillige Würdigung der katholischen Kirche als Faktoren der Culturgeschichte, dazu eine fließende Darstellung erklären die Empfehlung, welche das neue Buch in unseren Kreisen gefunden hat, befriedigen jedoch das Bedürfniß, das man bei uns nach einer vom katholischen Standpunkt aus für Gebildete geschriebenen Culturgeschichte empfindet, um so weniger, als dem Buche nicht unerhebliche Mängel anhaften.

Der geringste derselben ist das Fehlen einer Inhaltsanzeige, einer orientirenden Ueberschrift über den Seiten, einer Hervorhebung neuer Materien durch den Druck — Dinge, welche schon die erste Lektüre, noch mehr die Benützung und das Nachschlagen des Buches erheblich schädigen. Schwerwiegender ist, daß dem Verfasser, wie manchem Darsteller der Culturgeschichte, nicht gelungen ist, die politische Geschichte nur als Hintergrund für den Gang der Cultur zu behandeln; daß er ihr vielmehr in mehreren Partien einen viel zu breiten, in's Detail eingehenden und ermüdenden Raum anweist (z. B. 26—36, 91—163, 230—238, 258—293). Der Verfasser fühlt selber, daß er hierin das richtige Maß nicht getroffen hat, und sucht sich zu entschuldigen, wenn er die Züge der Völkerwanderung so eingehend darstellt. Aber es wird Niemand, der

---

1) „1000 Jahre deutscher Culturgeschichte in populärer Darstellung von Friedrich Nonnemann.“ Berlin, R. Eckstein Nachfolger. 342 S. (5 M.)

sich durch dieses Labyrinth der Erzählung der Kreuz- und Querzüge der Germanen hindurchgewunden hat, finden, daß er dabei die Fäden der Culturgeschichte in der Hand hielt! Nicht anders verhält es sich mit der Darstellung der alten Götterlehre. Wir wollen nicht weiter darüber rechten, daß der Verfasser so leichthin glaubt, „der Darstellung der deutschen Mythologie die reichen Quellen der nordischen zu Grunde legen zu dürfen" (59); gewiß aber geht er in dieser Darstellung weit über die Grenzen seiner Culturgeschichte hinaus in die Geschichte der Mythologie über (57—75) und läßt die eigentliche Charakteristik über die culturhistorische Bedeutung und den Einfluß der Götterlehre umsomehr vermissen. Dem Leser muß dies um so auffallender sein, wenn er bemerkt, daß der Verfasser über die christliche Lehre als solche nicht nur überhaupt mit Stillschweigen weggeht, sondern sogar über die wichtigsten christologischen Kämpfe, welche die alte Kirche Jahrhunderte lang bewegt haben, ein auffallend seichtes und beschränktes Urtheil fällt. Oder verdient es nicht diesen Namen, wenn er von „haarspaltenden Sophismen" redet, „in denen Katholiken und Arianer Wesen und Begründung ihrer Lehre suchten" (210)? Oder wenn er von den Griechen und Römern, welche das Christenthum angenommen hatten, behauptet, sie „quälten sich in unfruchtbarer Verstandesarbeit an den Problemen, die sich darboten, ab, während ihr Herz schlecht und kalt blieb, und verzerrten so die Religion der Liebe in wüstem, widerlichem, in allen Kreisen der Gesellschaft gepflegten Dogmenstreit, der nicht selten von den rohesten Ausbrüchen kirchlicher Herrschsucht, von Verläumdungen und hin- und hergeschleuderten Bannflüchen begleitet war" (201)? Oder wenn er versichert, „das von Rom mißverstandene und gemißbrauchte Evangelium sollte seine beste Stätte bei den Barbaren finden"?! Derlei Aeußerungen nehmen sich um so sonderbarer aus, wenn der Verfasser gestehen muß (210), bei dem „endlosen Gezänk" seien doch auf Seite des Katholicismus im Großen und Ganzen die tieferen Denker und tüchtigeren Charaktere gestanden und die Geschichte selbst habe das Urtheil über den Arianismus gesprochen.

Schon diese Sätze beweisen zur Genüge, daß es in dem Buche zu einer vollen Würdigung des Christenthums

als Culturfaktor nicht gekommen ist. Denn es heißt der Bedeutung des Christenthums überhaupt und für die Cultur insbesondere nicht einmal zur Hälfte gerecht werden, wenn man es nur als eine Macht für das Gemüth und unter dem Gesichtspunkt des großen Gebotes der Liebe als eine Religion des Herzens betrachtet (vergl. 201 f., 229). Die Religion Jesu Christi ist unzertrennlich von seiner Person und mit dieser steigt oder fällt auch jene. Die modernen Gebildeten unter den Christen gehen der Frage: „für wen haltet ihr den Menschensohn?“ aus dem Wege und mit dem vollen Glauben an den wahren Gottmenschen ist ihnen auch der Glaube an die Macht und Bedeutung seiner Lehre verloren gegangen. Und doch ist Christus und seine Lehre ein „Licht zur Erleuchtung der Heiden“ in erster Linie geworden; vor dem gekreuzigten Gottmenschen sind die Götzenbilder in den Staub gesunken und erst, nachdem die Geister vor seiner Person und Lehre sich gebeugt hatten, haben sich auch ihre Herzen unterworfen und ihre Sitten verändert. Wenn nun die christliche Glaubenslehre in ihrem Einfluß auf Wissen und Denken des deutschen Volkes gar nicht zur richtigen Würdigung kommt, so ist nicht zu verwundern, daß auch die christliche Sittenlehre als Culturfaktor trotz mancher treffender Bemerkungen nicht vollkommen gewerthet wird. Oder wofern dieses der Fall wäre, vermöchte dann der Verfasser der alten heidnischen Zeit der Germanen „eine sittliche Reinheit der Lebensführung, wie sie sonst wohl keine Zeit und kein Volk der Erde gekannt hat“, nachzurühmen (S. 79) und von der Annahme des Christenthums seitens der Germanen zu behaupten, sie habe oft, anstatt zu sittlicher Läuterung und Vertiefung des Innern, zu erbittertem, ränkevollem und haarspaltendem Dogmenstreit, ja zu schändlicher Heuchelei, die hinter einer frommen Maske nur mühsam die Herzensroheit verbarg und die scheußlichsten Thaten durch falsches Spiel mit der Religion zu beschönigen versuchte, geführt“ (83)?! Auch in der Auffassung der Antike und ihrer Bedeutung für deutsche Cultur begegnet man Bemerkungen, welche zeigen, daß der Verf. mit modern heidnischen Anschauungen etwas liebäugelt. Wenn man vorne in dem Buche gesehen hat, wie die römisch-griechische Welt gänzlich bankerott

geworden und einen Einfluß auf den Völkerfortschritt der Germanen zu üben nicht mehr im Stande war, schüttelt man ungläubig den Kopf, wenn man hinten (237) hört von dem „Quell, welcher, als er nach Jahrhunderten zu dem allverjüngenden Strom der Renaissance angeschwollen war, auch unser Volk wunderbar zu erfrischen, kräftigen und befreien vermochte“.

Wenn der Verfasser dem Christenthum gleichwohl sympathisch gegenübersteht, so läßt sich dieses nicht ebenso von seiner Beurtheilung der katholischen Kirche sagen. Zwar vertritt er den Grundsatz, „daß culturgeschichtliche Erscheinungen nicht verständlich sind, wenn man sich nicht die Mühe gibt, sie aus ihrer Zeit heraus zu erklären. Wer alte Geschichte nur nach den Anschauungen seiner Zeit auf ihre Berechtigung hin prüft, wird nie zu wahrer historischer Erkenntniß gelangen“ (309). Allein, wenn der Verfasser auch von manchen bornirten Vorurtheilen sich frei gemacht und in manchen Stücken zu einem billigen Urtheil erhoben hat, so finden wir doch nirgends eine volle, eigentliche und gerechte Würdigung des Einflusses, der Kirche auf die Cultur. Daran hindert ihn schon der Umstand daß er die Stellung der Hierarchie in der Kirche nicht in ihrer Berechtigung und Bedeutung erfaßt; ihn verfolgt vielmehr auf allen Schritten und Tritten das Vorurtheil, als ob die Hierarchie lediglich eine Organisation zur Gewinnung der Herrschaft, ihr letztes Ziel überall und immer die Machtfrage sei. Daher eine Reihe kleinlicher Bemerkungen und Ausfälle auf Priester und Priesterthum (z. B. 17, 66, 80, 83, 142, 248, 252, 259, 271, 273, 316 f). Selbst das Eintreten der Kirche für die christliche Ehe und Ehegesetzgebung — sogar gegenüber den Großen der Erde — wird unter den engherzigen Gesichtspunkt der Macht gestellt: so bei Lothar II. (316) und selbst bei Heinrich I., dem „später so kraftvoll sich erweisenden Fürsten“. Wenn von den Deutschen im Allgemeinen gesagt ist, sie hätten sich von Anfang keine Herrschaft einer Priesterkaste gefallen lassen und nicht geglaubt, in ihren Beziehungen zur Gottheit einer Vermittlung zu bedürfen (80); wenn von Karl d. Gr. gerühmt wird, er sei kirchlich gesinnt gewesen, habe aber zwischen sich und seinem Gott keinen päpstlichen Vermittler anerkannt (252);

so sind das protestantische Vorurtheile, welche in jene streng katholische Zeit hineingetragen werden. Wäre Karl d. Gr. von ihnen geleitet gewesen, so hätte er nicht die Krönung und Salbung des Papstes begehrt, sondern er hätte, wie f. Z. der König von Preußen in Königsberg die Krone selber vom Altar in der Peterskirche genommen und sich auf's Haupt gesetzt.

Demgemäß fehlt dem Verfasser auch die richtige Auffassung für das Wirken des hl. Bonifazius, den man „bisweilen möchte versucht sein, sogar einer unwürdigen Unterwürfigkeit gegen den Papst zu zeihen" (222). Daß er dem Werk der Einigung der deutschen Kirche, das er vollzog, „die starke Form der Hierarchie gab", ist „vom deutsch-nationalen Standpunkt aus zu beklagen. Das anfänglich ohne äußere Zwangmittel vollzogene Bündniß des Volksthümlich-Deutschen mit dem Christlichen wurde dadurch rücksichtslos beseitigt und an seine Stelle das starre Kirchenthum Roms gesetzt, welches nationale Regungen nicht aufkommen ließ" (219)! Wie man eine solche Behauptung aufstellen kann angesichts der Thatsache, daß erst auf Grund dieser von Bonifazius geschaffenen religions-kirchlichen Einheit die deutsche Nation sich zu einer politischen Macht zusammenfaßte und im Bund mit der römischen Kirche Jahrhunderte ihres nationalen Glanzes feierte, läßt sich nur aus jener protestantischen dogmatischen Befangenheit heraus erklären! In ihr suchen wir auch die Ursache, warum rein willkürlich aus dem „Heliand" heraus (229) ein Gegensatz von „hierarchisch geordnetem kirchlichem Leben" und dem „freien Bund des altnationalen Empfindens und Denkens mit christlichen Anschauungen" construirt wird, als ob in den Zeiten des „Heliand" jener Bund in anderen Formen bestanden hätte, als in denen der altkatholischen, vor Bonifazius schon auch in Gegenden Deutschlands bestehenden Hierarchie.

Die großen Verdienste der Kirche um die Ehe finden schon deshalb keine gerechte Anerkennung, weil der Verfasser auch hierin dogmatisch in den Auffassungen des Protestantismus befangen ist und aus ihnen heraus den Maßstab seiner Beurtheilung nimmt (s. besonders S. 189 f). Würde er auch nur Möhlers Abhandlung über den Cölibat kennen, so würde er den Vorwurf: „die Kirche arbeitete an der Mißachtung des

Weibes" (187) nicht erheben. Ebenso ungerecht sind Sätze wie: „die Kirche förderte den christlichen Aberglauben" (226) — „zur Hemmung der Culturkräfte trugen auf's kräftigst Kirche und Lehenswesen bei, die alle Kreise mit ihren Ideen durchtränkten und mit ihren Banden und Schranken einengten und fesselten" (340). Wenn die Reliquienverehrung zu den „Blüthen des Aberglaubens" (310) gerechnet wird, so müssen wir auch hierin ein protestantisches Vorurtheil sehen, das ebenso für die gläubig fromme Auffassung von Wind und Wetter, Seuchen und Fruchtbarkeit kein Verständniß (311) hat. Ueber die culturhistorische Bedeutung der Klöster finden sich in dem Buche (295 ff.) manche gute Bemerkungen; aber zu einer tieferen Erfassung der Idee des Mönchthums und seines Zusammenhangs mit der Cultur des Geistes und Herzens, der Kunst und Wissenschaft, des Bodens und der Gesellschaft — angefangen vom Bettler und gemeinen Mann bis zu den Königen und Fürsten — kommt es nicht. Und doch dürfte man dieß nach Erscheinen von Montalemberts Geschichte der Mönche des Abendlandes erwarten. Desgleichen werden die Verdienste der Kirche um die Schule nicht gebührend anerkannt (337), noch ersieht man gehörig, wie Landwirthschaft, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft an der Hand der Kirche groß geworden sind.

Vorliegende Culturgeschichte geht in sechs Kapiteln bis auf die Zeit Heinrich III. (1056); die Fortsetzung derselben wird in Aussicht gestellt. Wofern nun dieselbe in den Kreisen gebildeter Katholiken weitere Verbreitung finden soll, wird man erwarten müssen, daß der Verfasser die Ereignisse der folgenden Periode mehr, als einzelne Andeutungen erwarten lassen, mit objektiven Augen betrachte, damit er nicht selbst in den Fehler verfalle, culturgeschichtliche Erscheinungen der Vergangenheit allzusehr aus den Anschauungen seiner Zeit und seiner Subjektivität zu beurtheilen und zu zeichnen. Den Reiz der Darstellung, womit Janssen im I. Band seiner deutschen Geschichte die Cultur des ausgehenden Mittelalters schildert, hat das besprochene Buch nicht erreicht. Die vorangestellte „Einleitung" verräth dem, der auf den Grund sieht, eine tiefe principielle Differenz, die uns von dem Verfasser in Bezug auf das Problem der Cultur trennt.

LXXVI.

Lessing und Schopenhauer.

Ueber diese beiden Männer verbreiten sich die neuesten Schriften von Seb. Brunner.[1]) Wie alles, was aus der Feder Brunners stammt, sind auch diese Schriften voll Humor und interessanten Einzelheiten. Freilich fehlt die systematische Ordnung und die ruhige Objektivität. Das Buch über Lessing zerfällt in zwei Theile: Lessingiasis und Nathanologie, aber in beiden Theilen ist z. B. an verschiedenen Orten von der bibliothekarischen Thätigkeit Lessings die Rede (S. 84, 238, 22). Indeß ein Humorist wie Brunner hat es von vornherein nicht auf eine streng methodische Behandlung abgesehen. Wie ein rother Faden zieht sich durch das ganze Buch der Gedanke hindurch, daß Lessing finanziell von den Juden abhängig und ihnen zum Gefallen den „edlen" Juden Nathan gezeichnet habe, daß hinwieder der Ruhm und Cultus Lessings nur auf jüdischer Reclame beruhe. Nach neueren Veröffentlichungen, die uns mitgetheilt werden, war Lessing viel tiefer christus- und religionsfeindlich, als man auf Grund seiner gesammelten Werke annehmen muß.

Lessing hatte eine gute Erziehung genossen, aber der Umgang mit Schauspielern und Juden verdarb in ihm vollends, was schon eine ungeregelte frühzeitige Lektüre erschüttert hatte, frommen Glauben und gute Sitten. Schon im Vaterhaus hatte er eine ganze Bibliothek durchgelesen und alles verschlungen, was ihm an Büchern in die Hände kam, und dieses Lesefieber wurde die Quelle des Verderbens. Auf der Universität fehlte die regelnde Zucht und der autoritative Halt und so fehlte nicht blos dem Studium, sondern auch der früh begonnenen literarischen Arbeit Princip und Ordnung.

---

1) Lessingiasis und Nathanologie von Sebastian Brunner. Paderborn, Schöningh 1891. — Kniffologie und Pfiffologie des Weltweisen Schopenhauer von Seb. Brunner. Paderborn 1889.

Man verherrlicht Lessing gerne als den echt nationalen deutschen Dichter und Kritiker, er habe seine Landsleute zuerst von der Nachahmung der Franzosen abgemahnt und auf die englische Dichtung, vornehmlich Shakespeare als näherliegende und angemessenere Vorbilder hingewiesen. Allein hier verkennt man, welch großen Einfluß die französische Literatur auf Lessings Schreib- und Denkart geübt hat. In Lessings Polemik glaubt man oft mehr einen Voltaire, Diderot oder einen Bayle zu hören, als einen Deutschen; dieselbe Wortgewandtheit, bissige Schärfe, freilich auch Klarheit und Durchsichtigkeit ist bei ihm bemerklich. Insoferne Lessing der deutschen Sprache mehr Klarheit und Schärfe lehrte, hat er allerdings ein Verdienst um sie, ein Verdienst jedoch, das ihm ein Gellert, Abbt, besonders aber der noch mehr französelnde Wieland streitig machen kann. Ziemlich fremd blieb ihm der mittelhochdeutsche Schrift- und Sprachschatz und nur aus der nachreformatorischen Literatur hat er einige Wendungen herübergenommen. Auf die englische Dichtung hingewiesen zu haben, kann nur der zum besonderen Ruhm Lessings rechnen, der vergißt, daß schon die Schweizer ihre Nachahmung empfahlen, zugleich auf die mittelhochdeutschen Sprachdenkmäler aufmersam machten, und daß Klopstock den Ossian nachbildete. Mag er auch principiell dem deutschen Empfinden und Fühlen den Vorzug gegeben haben, die verstandesmäßige Richtung seines Geistes näherte ihn doch mehr der französischen Art. Daß ihn wirklich seine Verstandesschärfe gegen die lebhafte Gefühlssprache ungerecht machte, die sich freilich gerne in Pleonasmen ergeht, zeigt die Art, wie er nicht blos die gesammte Durchführung der Messiade Klopstocks tadelt, sondern auch Einzelausführungen unbarmherzig zerzaust, die auf den vorurtheilslosen Leser den ergreifendsten Eindruck machen.

Man rühmt ferner an Lessing, er habe den deutschen Büchermarkt durch seine unerbittliche Kritik von vielem Schunde gereinigt und den Geschmack des Volkes geläutert, allein weder das eine noch das andere ist wahr und ist auch im Allgemeinen gar nicht möglich. Wenn er mit Recht manche mittelmäßige Leistung offenherzig als solche bezeichnet und manches gepriesene Werk von seiner Höhe herabreißt, so geht er doch oft zu weit, seine kritische Klinge ist zu scharf und wird daher schartig. Es

würde wenig Gutes übrig bleiben, wollte man alle Uebersetzungen, wie die des Pastor Lange, alle Dramen, wie die Merope Voltaires, die Rodogune Corneilles u. s. w. kritisiren. Das Recht zu solcher Kritik soll freilich nicht bestritten werden, allein das Urtheil Lessings räumt zu radikal auf, so daß man glauben önnte, es sei kein guter Faden an den besprochenen Werken. So ergeht es einem Pastor Götze, Klotz und anderen Gegnern Lessings, und doch waren es meistens ganz respektable Schriftsteller. Man sieht es seinen Kritiken an, daß die Lust zu glänzen und der Ehrgeiz, seine Ueberlegenheit zu zeigen, das Wissen auszukramen und den Witz funkeln zu lassen, Lessing oft viel weiter führt, als der objektiven Wahrheit zuträglich wäre.

Ueberhaupt sollte man seine Gegner nicht gar zu sehr verkleinern, und die Literarhistoriker thun nicht gut, selbst wenn man sich auf ihren Standpunkt stellt, den Gegenstand Lessingscher Polemik gar zu gering zu taxiren. Hier gilt, was Ottokar Lorenz neulich mit Bezug auf die Gothaischen Geschichtsschreiber äußerte: man ehrt den Schützen nicht dadurch, daß man den Gegner wie bei einem Friedensmanöver als bemaltes Brett markirt, und den kleindeutschen Staatsmann nicht, wenn man ihn gegen Marionettenfiguren Kämpfe führen läßt. Auch leidet darunter die unzweifelhafte Wahrheit, daß eine Anschauung oder eine Leistung, welche viel Verbreitung und Anklang findet, nie so schlecht sein kann, daß sie nicht auch manches Gute enthielte, und andererseits, daß auch kein Menschenwerk durchaus vollkommen, fehlerlos und unantastbar ist. So fand auch Lessing seine Meister. Hermann Grimm hat seine Lehre von der Fabel und dem Epigramm und H. Lotze seine neue Theorie über die Grenzen zwischen Malerei und Bildhauerkunst mit Erfolg angegriffen. Sein religiöser Rationalismus wurde selbst innerhalb der protestantischen Kirche überwunden und auch ein Schleiermacher und Strauß konnte nicht mit ihm einig sein. Vollends die Dramen Lessings forderten manche Kritik heraus. Darunter ist wieder das gepriesene Stück Nathan der Weise dasjenige, welches mit Recht am meisten Anfechtung erfuhr. Nicht blos die Anlage des Stückes, sondern auch seine Charaktere sind durchaus verfehlt. In jener Hinsicht gleicht es mehr einem platonischen Dialog als einem Drama, das in erster Linie

„Handlung“ sein soll, und in letzter Hinsicht sind seine Charaktere unwahr und vollends so unhistorisch, daß uns die Geschichte zum Räthsel werden müßte, wenn sie wahr wären. Der Muhamedaner ist hier aufgeklärt, noch mehr der Jude, nur der Christ ist befangen, schwach, unklar und verfolgungssüchtig. Warum hat dann aber nicht das Judenthum und nicht der Muhamedanismus sich Europa unterworfen, und warum ist die Welt nicht bälder rationalistisch geworden, etwa weil sie erst auf Lessing und seine Genossen warten mußte? Warum ist der Rationalismus religiös so unfruchtbar, das Verderben der Religion und das Ende alles Glaubens, wenn er allein die Stellung des Menschen zu Gott versteht und in jeder der drei historischen Hauptreligionen ein Stück Wahrheit verehrt? Wenn er so genau weiß, was Gott und Gottes würdig ist, müßte er auch den vollkommensten Gottesdienst, die vollkommenste Dogmatik und Moral erfinden.

Wenn man Lessing als Apostel der Toleranz und Vernunftreligion preist, kann man damit nur jenen imponiren, welche nicht wissen, daß alle diese Dinge viel älter sind als Lessing, daß z. B. Locke und Voltaire die Toleranz mit bestechenden Gründen schon lange zuvor verkündet hatten.

So sehen wir, daß Lessing lange nicht jene Originalität zukommt, die man ihm beimißt. Gleiches gilt auch von Schopenhauer, der jenem darin gleicht, daß ihn sein kritischer Geist mit Vorliebe bei den Schwächen und Fehlern der Gegenstände seiner Forschung verweilen läßt. Seine Kritik ist zwar nicht so kalt, scharf und gemüthsleer, aber auf der andern Seite ist sie noch viel radikaler und umfassender als die Lessings. Schopenhauer zieht nicht blos die Werke des Geistes, sondern auch der Natur, die Bildung des Weltalls und des Gesellschaftsorganismus vor den angemaßten Richterstuhl seiner selbstbewußten Vernunft. Er schildert die Leiden der Menschheit mit Gefühl und will ihnen einen rettenden Ausweg zeigen, freilich einen Ausweg, der an die berüchtigten Kuren des Doktor Eisenbarth erinnert.

Wie sich die modernen Philosophen die Sache leicht machen! Fichte hatte erklärt, man brauche sich seiner Freiheit blos bewußt zu sein, die Welt vernünftig zu durchdringen und den Stoff,

„das todte Material der Pflicht“ geistig zu überwinden, und die Welt müsse vernünftig werden, die Gerechtigkeit und sittliche Weltordnung müsse herrschen und der Einzelne frei und selbstherrlich sein. Dieser Proceß ging nun so rasch, daß schon Hegel das Wirkliche für vernünftig und das Vernünftige für wirklich erklären konnte. Alles war in diesem Pantheismus vernünftig, gut und schön. Das waren Philosophen der Bejahung, nun kam aber Schopenhauer mit einer ebenso gründlichen Verneinung Weit davon entfernt, rief er der Welt zu, daß alles vernünftig, gut und schön ist, nein, gerade das Gegentheil, alles ist schlecht und elend! Eine Besserung ist nicht zu hoffen, daher weg mit der Menschheit, weg mit der Welt! Aber wie soll das möglich sein, da weder Wille noch That des Menschen an dem Weltbestande etwas ändern kann? Ei freilich, sagt Schopenhauer, habt ihr bei meinen Vorgängern, bei Fichte u. a. nicht gesehen, wie der Mensch souverän ist, wie er eigentlich blos zu wissen braucht, um nach diesem Wissen alles zu gestalten? Wären die Menschen darin einig, daß das Nichts besser ist als das Sein, so würde ebendamit das Nichts wiederkehren und alles verschwinden, was der thörichte blinde Weltwille verschuldet hat.

Wir sehen, Schopenhauer steht ganz auf dem Boden der Idealisten. Kant und zwar der idealistische Kant ist sein Lehrmeister. Was ihm dieser bot, ergänzte der indische Idealismus oder vielmehr Illusionismus, und so bildete er nach seines Herzens Bedürfnissen aus verschiedenen Elementen ein zwar scheinbar geschlossenes System, wo aber überall Widersprüche klaffen und die leichte Naht seiner Verbindung zu zerbrechen drohen. Der Hauptwiderspruch bleibt der, daß er an Stelle des alten Dualismus „Natur und Geist“ den subjektiv psychologischen zwischen Intellekt und Wille setzte. Diese zwei Weltmächte sollen von einander unabhängig und doch stets auf einander angewiesen sein, sie laufen neben einander und kreuzen sich unzähligemal in ihrer Bahn und zuletzt vernichtet der Intellekt den Weltwillen, der man weiß nicht wie eines Tages aus dem Nichts von selbst hereinfiel und dies Weltphänomen erzeugte. Der Pantheismus — und dies ist auch das Schopenhauer'sche System trotz seiner diabolischen Verdrehung und Verbannung alles Göttlichen — mag sich wenden oder drehen, der Widerspruch zwischen der Geistes- und Stoffwelt, zwischen der idealen und realen Seite des Kosmos bleibt bestehen und schaut hinter allen Verkleisterungen wieder hervor. Aus diesem Grundwiderspruch quellen aber eine Reihe anderer hervor, welche Haym besonders scharfsinnig dargelegt hat, wie uns auch Brunner mittheilt.

Während seines Lebens wurde Schopenhauer wenig be-

achtet, aber seit einigen Decennien mehrt sich seine Anhängerschaft, besonders aus der großen Masse der Gebildeten. Da war es aber weniger die Klarheit und Folgerichtigkeit seines Systems, als vielmehr der pessimistische Hintergrund und die verständliche Ausführung der Grundgedanken, welcher großen Anklang fand und den Philosophen salonfähig machte. Das war passende Speise für ein Geschlecht, das ebenso oberflächlich und denkfaul als blasirt und abgelebt war. Da Schopenhauer klar und verständlich, wenigstens verständlicher als die meisten der neuen Philosophen schrieb und nicht unterließ, schwierige Partien durch allerlei pikante Saucen und Ragouts zu würzen, konnte auch der oberflächliche Denker einige Seiten lesen und sich so den Anschein wunder wie tiefer Studien geben. Als der Philosoph noch ungekannt und freundlos auf seiner einsamen Höhe stand, konnte er sich nicht genug über die gemeine Philosophie der Commis Voyageurs, den Materialismus ereifern und schmähen, nunmehr aber wurde ihm unerwartet selbst diese Ehre zu Theil.

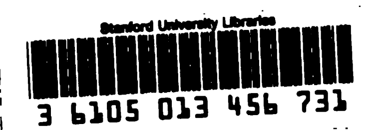
Man hatte in Deutschland wohl früher schon eine Poesie des Weltschmerzes erlebt, noch nie aber wurde diese Stimmung auch außerhalb Deutschlands philosophisch verarbeitet, dieser Ruhm blieb dem „Volke der Denker“ vorbehalten. Zwar waren die Franzosen in pessimistischen Ideen, soweit sie sich auf den Menschen und die Gesellschaft beziehen, uns schon lange bei weitem voraus. Ein Rochefoucauld, Labruyere u. A. haben Schopenhauer reichlichen Stoff geliefert, wie er denn gelegentlich auf sie hinweist. Aber diese trübe Lebensansicht zur Weltanschauung zu erweitern und die Schlechtigkeit, die uns in der Gesellschaft, wenn man sucht, auf jedem Schritt und Tritt begegnet, auch auf die Natur und das Weltall zu übertragen, konnte nur ein Deutscher wagen, dem die Philosophie die Begriffe des gesunden Menschenverstandes wankend gemacht und den sie angewiesen hatte, mit ihnen nach Willkür zu schalten und zu walten. Diese Philosophie verleitet, mit dem Unendlichen umzugehen wie mit einem Spielzeug. Man kann da drehen, wenden und bemalen wie man will, schwarz oder weiß, denn man ist frei. Die einen halten das Absolute für licht und hell, andere sehen in ihm einen negativen und positiven Pol, es ist nach ihrer Ansicht halb licht, halb dunkel, Schopenhauer überstreicht es zur Abwechslung schwarz. Da kam aber doch einmal ein kluger Mann hinter all die Spielereien und erklärte kurzweg, euer Gott ist nur der Schatten eueres eigenen Ichs, die Objektivation euerer erregten Einbildungen, die ihr im Traum für Wirklichkeit nehmt. Der Mann (Feuerbach) hatte recht, nur glaubte er irrigerweise, mit dem Schlag, den er

führe, falle auch die wahre Gottesidee, welche in der christlichen Philosophie und Offenbarung auf unerschütterlicher Grundlage ruht.

Der Schlüssel zu der Schopenhauer'schen Philosophie ist sein Charakter und sein Leben. Wenn Fichte gesagt hat, das Denksystem eines Menschen sei die Geschichte seines Herzens, so gilt dies in erhöhtem Grade von jener Philosophie. Die pessimistische Grundstimmung erklärt sich aus den sinnlichen Neigungen und Gewohnheiten des Mannes, welche er nicht einmal zu verheimlichen für nöthig hielt. Dazu kam sein grenzenloser Hochmuth, seine Menschenverachtung und Gefühlsrohheit, die sich gelegentlich in Wort und That äußerte. Im Schimpfen besaß er eine wirkliche Virtuosität, und so eine literarische Kopffechterei gehört zu den gewöhnlichen Mitteln, eine Sache pikant zu machen. Daß er aber vor Mißhandlungen nicht zurückschreckte, zeigt uns der auch von Brunner mitgetheilte Fall, worin er eine ihm für seine gewöhnlichen Gänge beschwerliche Frau die Stiege hinunter warf, dafür aber vom Gericht zur Zahlung einer lebenslänglichen Pension verurtheilt wurde.

Man ging noch weiter und suchte auch jenen eigenthümlichen Dualismus seiner Metaphysik zwischen einem blinden Weltwillen und klarer Weltintelligenz psychologisch aus seinen Geistesanlagen zu erklären, und thut daran wohl. Nur sollte man immer bedenken, daß Schopenhauer nicht der einzige war, der in seiner Brust zwei verschiedene Mächte häufig im Streite findet, die helle Vernunft und den dunklen Trieb des Willens. Schon Plato hat eine derartige Selbsterfahrung schön in dem berühmten Bilde der zwei Pferde der Seele dargestellt, von denen das eine voll Muth und Begeisterung nach aufwärts drängt, das andere aber träg und stumpf, stets zu fallen und den Lauf ins Stocken zu bringen droht. Man kann diesen Widerstreit hundertmal in sich empfunden haben, ohne daß man dazu verleitet wird, das Weltall darnach deuten zu wollen und ins Unendliche einen Gegensatz hineinzutragen, der zunächst blos menschlich und, wie die christliche Glaubenslehre sagt, selbst verschuldet ist.

Wer Schopenhauer, seinen Charakter und sein Leben genau kennen lernen will und dabei vor gründlicher Forschung und mühevollem Eindringen sich scheut, thut gut, sich das amüsante Buch von S. Brunner anzuschaffen und zu lesen.


Stanford University Libraries
3 6105 013 456 731

